Freiburger
Geschlechter
Studien

Feminisms Revisited

Ausgabe 24/ 2010

Budrich UniPress Ltd.

Freiburger GeschlechterStudien 24

Herausgeberin der Reihe: *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* (*ZAG*)/ Abteilung *Gender Studies*. Herausgeberin der Ausgabe 24: Meike Penkwitt.

Wissenschaftlicher Beirat:
Prof. Dr. Elisabeth Cheauré, Prof. Dr. Nina Degele, Prof. Dr. Monika Fludernik, PD Dr. Christine Gerhard, Prof. Dr. Petra Gieß-Stüber, Prof. Dr. Monika Holdenried, Prof. Dr. Joseph Jurt, Prof. Dr. Helga Kotthoff, PD Dr. Rotraud von Kulessa, Prof. Dr. Sieglinde Lemke, Prof. Dr. Siegfried Lewark, Prof. Dr. Eva Manske, Prof. Dr. Sylvia Paletschek, Prof. Dr. Joachim Pfeiffer, Prof. Dr. Judith Schlehe, Prof. Dr. Gabriele Sobiech, Prof. Dr. Magnus Striet, Prof. Dr. Gabriele Winker.

Redaktion:
Franziska Bergmann, Dr. des. Ruth Brand-Schock, Dr. Ursula Degener, Antonia Eder, Dr. Annegret Erbes, Dr. Regula Giuliani, Angelika Göres, Dr. Elke Gramespacher,Anja Gregor, Dr. Martina Grimmig, Caroline Günther, Mona Hanafi El Siofi, Antje Harms, Karolin Heckemeyer, Antonia Ingelfinger, Eva Kästle, Christa Klein, Ulrike Küchler, Gertraud Lenz, Jennifer Moos, Liane Muth, Meike Penkwitt, Dr. Tina-Karen Pusse, Bettina Schreck, Andrea Zimmermann.

Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen AutorInnen.

Öffentlichkeitsarbeit: Irina Belikow, Dorothea Knorre, Antonia Ingelfinger, Meike Penkwitt.
Umschlaggestaltung: Elmar Laubender, Meike Penkwitt.
Satz: Christoph Gebler, Elmar Laubender, Coral Romà Garcia.

Verlag: Budrich UniPress Ltd., Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen-Opladen, www.budrich-unipress.de.

Druck: Hausdruckerei der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Brsg.
Umschlagsdruck: Druckwerkstatt im Grün, Auflage: 350.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; Detaillierte Daten sind im Internet unter http://dnb.ddb.de abrufbar.

Dieses Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Art der Verwertung ist nur innerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes und nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Herausgeberin der Reihe zulässig.

ISBN 978-3-940755-63-6 ISSN 0948-9975

©2010 Budrich Unipress Ltd., http://www.budrich-unipress.de/

AutorInnen finden Informationen zur Veröffentlichung auf Seite 468.

Inhalt

Vorwort 11

Mona Hanafi El Siofi / Jennifer Moos / Liane Muth
Feminisms Revisited. Einleitung 13

Aufsätze zum Thema ‚Feminisms Revisited'

Tina-Karen Pusse
Undoing Feminism:
Über *female brains*, Apfelkuchen und Motorsport 49

Jenny Warnecke
Jenseits vom Einzelkampf – ein provokativer Vermittlungsversuch
zwischen verschiedenen Feminismen 59

Nina Degele / Gabriele Winker
Feminismen im Mainstream, in Auflösung –
oder auf intersektionalen Pfaden 79

Eveline Kilian
Ein folgenreicher Paradigmenwechsel: Zwanzig Jahre Judith Butler 95

Ingrid Galster
Relire Beauvoir. Das Andere Geschlecht sechzig Jahre später 109

Saskia Wendel
„Neuer Wein in neue Schläuche" – Von der Feministischen Theologie
zu einer genderbewussten Rede von Gott 129

Kerstin Palm
Material Girl – Neue postbutlersche Körper- und Materietheorien
in der Debatte 145

Sigrid Schmitz
Geschlecht und Biologie im Prozess:
Neue Ansätze zur Dekonstruktion einseitiger Determinismen 161

Elisabeth Zemp Stutz
Gender in Public Health und Epidemiologie –
Führt kein Weg an Differenzen vorbei? 179

Melanie Caroline Steffens / Irena Dorothee Ebert
Sozialpsychologische Geschlechterforschung:
Bereicherung der Gender Studies? 193

Lotte Rose
‚Natürliche' und ‚sanfte Geburt'.
Paradoxien der modernen Entbindungsreformen 207

Stephanie Bethmann
Liebe Revisited –
Romantisierte Ungleichheit oder egalitäre Partnerschaft? 223

Sabine Karoß / Petra Plata
Habitus und Habitussi –
Spielen mit dem kleinen, feinen Unterschied 241

Nadine Milde
Es spielt (k)eine Rolle: *Orlando* „revisited", vom Buch zum Film 251

Filmbesprechungen

Marion Mangelsdorf
Vom Leben, der Liebe und dem Begehren zwischen Menschen
und anderen Cyborgartigen 271

Christa Klein
RePresenting Ada – *Conceiving Ada* 277

Andrea Zimmermann
Als Mutter getarnt: Julia 291

Caroline Günther
Spieglein, Spieglein in der gefesselten Hand… – heute werfen wir
Female Perversions an die Kinoaugeninnenwand 295

Forum

Susanne Weitbrecht
Dual Career Couples als Herausforderung für das
Wissenschaftsmanagement 309

Claudia Rohde
Das verleugnete Thema: Gewalt gegen Männer 315

Rezensionen zum Thema ‚Feminisms Revisited'

Nina Reusch
Feminismus für Anfängerinnen? 327
Meredith Haaf/ Susanne Klingner/ Barbara Streidl (2008)
Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht.

Lina Wiemer
Feminismus ist super, nicht sexy! 329
Sonja Eismann (2007) Hg. Hot Topic. Popfeminismus heute.

Anna Leyrer
Fragen statt Plädoyers, Standpunkte statt Identitäten 331
Anne Lenz/ Laura Paetau (2009)
Feminismen und „Neue Politische Generation".

Liane Muth
FrauenMännerGeschlechterforschung – ein High-End-Artikel 333
Brigitte Aulenbacher/ Mechthild Bereswill/ Martina Löw/ Michael Meuser/ Gabriele Mordt/ Reinhild Schäfer/ Sylka Scholz (2006) Hg. FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Forum Frauen- und Geschlechterforschung, Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

Julia Maisenbacher
Geschlechterverhältnisse in der Arbeitswelt –
Stillstand oder Wandel? 335
Brigitte Aulenbacher/ Angelika Wetterer (2009) Hg.
Arbeit – Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung.

Irmtraud Hnilica
Auf den Schultern einer Riesin: Zur Neuauflage von Iris von Rotens
Streitschrift fünfzig Jahre nach der Erstveröffentlichung 338
Iris von Roten (1996) Frauen im Laufgitter.
Offene Worte zur Stellung der Frau [1958].

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von Gender Studies'

Antonia Ingelfinger
Auf der Suche nach dem Ausdruck weiblichen Begehrens
jenseits des kulturellen Imaginären 343
Miriam Strube (2009) Subjekte des Begehrens.
Zur sexuellen Selbstbestimmung der Frau in Literatur,
Musik und visueller Kultur.

Claudia Rohde
Since 1995: Archaeology Revisited.
Neue Fragestellungen und Perspektiven der Archäologie 345
Zwischen Diskursanalyse und Isotopenforschung.
Methoden der archäologischen Geschlechterforschung. Frauen – Forschung – Archäologie 8/2009.

Karolin Heckemeyer
Kein Geschlecht ohne Körper. Kein Körper ohne Geschlecht? 348
Nina Degele/ Sigrid Schmitz/ Elke Gramespacher/ Marion Mangelsdorf (2010) Hg. Gendered Bodies in Motion.

Andrea Zimmermann
Die integrale Perspektive: Gender als interdependente Kategorie.
Ein gewinnbringender und machtsensibler Ansatz zur Analyse
komplexer Machtverhältnisse 351
Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt, Kerstin Palm (2007) Hg. Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität.

Caroline Günther
Wi(e)der die Natürlichkeit von Körpergeschlecht und
Zweigeschlechtlichkeit?! 353
Heinz-Jürgen Voß (2010) Making Sex Revisited.
Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive.

Rezensionen zum Thema ‚Elternschaft und Sozialisation'

Liane Muth
„Man kann eben och allet auf Video aufnehmen."
Aktuelle Praktiken, Vorstellungen und Inszenierungen der Geburt 359
Christoph Wulf/ Birgit Althans/ Julia Foltys/ Martina Fuchs/ Sigrid Klasen/ Juliane Lamprecht/Dorothea Tegethoff (2008) Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung.

Liane Muth
Wer wie was warum: Mädchen sein, Junge sein 362
Barbara Rendtorff/ Annedore Prengel (2008) Hg. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 4/2008: Kinder und ihr Geschlecht.

Annegret Erbes
Zum Einfluss der Schule auf die Sozialisation von SchülerInnen in Genderperspektive 365
Davina Höblich (2010) Biografie, Schule und Geschlecht. Bildungschancen von SchülerInnen.

Rezensionen zum Thema ‚Kultur'

Ruth Brand-Schock
Vom Bordell in Buenos Aires zum Pariser Salon: Getanzte und gesungene Geschlechterstereotypen im Tango Argentino 369
Magali Saikin (2004) Tango und Gender. Identitäten und Geschlechterrollen im Argentinischen Tango.

Eva Kästle
Der Sex und die Popkultur 372
Martin Büsser / Roger Behrens / Jonas Engelmann / Johannes Ullmaier (2007) Hg. Testcard Nr. 17: Sex.

Rezensionen zum Thema ‚Literaturwissenschaft'

Claudia Zilk
Das ewig Weibliche zieht sie hinab…? 377
Brüske, Anne (2010) Das weibliche Subjekt in der Krise. Anthropologische Semantik in Laclos' Liaisons dangereuses.

Caroline Günther
Und die Reise geht weiter: Subjektkonzeptionen, Identitätskonstruktionen, Autorschaftsreflexionen und -transformationen an den Schnittstellen von Wissenschaft und Kunst 379
Insa Härtel (2009) Symbolische Ordnungen umschreiben. Autorität, Autorschaft und Handlungsmacht.

Alma-Elisa Kittner (2009) Visuelle Autobiographien. Sammeln als Selbstentwurf bei Hannah Höch, Sophie Calle und Annette Messager.

Tina-Karen Pusse
Abgebrochene Chromosomzacken, demontierte Kalauer 384
Barbara Stauß (2009) Schauriges Lachen. Komische Schreibweisen bei Christa Reinig, Irmtraud Morgner und Elfriede Jelinek.

Anne Brüske
Hysterische Geistesmenschen.
Geschlecht bei Thomas Bernhard dekonstruiert 386
Verena Ronge (2009) Ist es ein Mann? Ist es eine Frau?
Die (De)Konstruktion von Geschlechterbildern im Werk Thomas Bernhards.

Rezensionen zum Thema ‚Männer'

Ruth Brand-Schock
Zwischen geschlechterpolitischer Retourkutsche
und aktiver männlicher Subjektwerdung:
Der steinige Weg zu einer echten Männeremanzipation 391
Paul-Hermann Gruner / Eckhard Kuhla (2009) Hg. Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie – Essays und Analysen.

Annegret Erbes
Geschlecht und Gewalt: Erkenntnisse und Empfehlungen 394
GiG-Net (2008) Hg. Gewalt im Geschlechterverhältnis.
Erkenntnisse und Konsequenzen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis.

Rezensionen zum Thema ‚Islam und arabische Welt'

Britta Voß
Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht 399
Gabriele Dietze / Claudia Brunner / Edith Wenzel (2009) Hg. Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht.

Mona Hanafi El Siofi
So findet man die Regel eines Diskurses,
oder: weshalb sollten muslimische Männer resistent gegen
Kulturwandel sein? 402
Ursula Mihçiyazgan (2008) Der Irrtum im Geschlecht.
Eine Studie zu Subjektpositionen im westlichen und im muslimischen Diskurs.

Yvonne Weigelt-Schlesinger
Zwangsheirat –
eine Herausforderung für Gesellschaften und ihre Institutionen 405
Yvonne Riaño / Janine Dahinden (2010) Zwangsheirat: Hintergründe, Massnahmen, lokale und transnationale Dynamiken.

Ankündigungen

„was ich vor langem an einem andern Ort begonnen habe…" – Die ‚Erinnerungstexte' der Autorin Erica Pedretti 411

Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger GeschlechterStudien" im Wintersemester 2010/2011 und Sommersemester 2011
„Migration, Mobilität, Geschlecht" 419

AutorInnen 445

Übersicht über die bisher erschienenen Titel 467

Vorwort

Ausgangspunkt für die Konzeption und Organisation der diesem Band zugrunde liegenden Veranstaltungsreihe „Feminisms Revisited“, die im Wintersemester 2009/2010 sowie im Sommersemester 2010 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und einer ganzen Reihe anderer (außeruniversitärer) Freiburger Veranstaltungsorte stattfand, war die in der letzten Zeit in unterschiedlichen Kontexten zu beobachtende Ausrufung eines ‚Neuen Feminismus‘. Im Rahmen dieser Diskussion fällt auf, dass nicht nur in den entsprechenden Schriften etc. oftmals eine unseres Erachtens nicht notwendige Abgrenzung im Gestus des Neuen erfolgt, sondern auch von Seiten der ‚Ältereren‘ eine Distanzierung vorgenommen wird, die – so unsere Ansicht – nicht unbedingt produktiv ist. Ziel der Veranstaltungsreihe und auch des vorliegenden Bandes war (und ist) es darum, im Rahmen einer gleichzeitig kritischen, aber auch wertschätzenden Bestandsaufnahme die Frage nach der aktuellen Relevanz konkreter ‚feministischer‘ Fragestellungen sowie nach dem gegenwärtigen Stand der feministischen Theoriebildung zu stellen und schließlich zu fragen, wohin die Anstrengungen geführt haben, möglicherweise auch entgegen der ursprünglich zugrunde liegenden Intention.

Die in der vorliegenden Ausgabe „Feminisms Revisited“ publizierten Aufsätze gehen durchgehend auf Vorträge zurück, die im Rahmen der Veranstaltungsreihe gehalten wurden. Erfreulicherweise können wir auch die Verschriftlichungen aller Filmeinführungen zur Verfügung stellen. Dem Themenschwerpunkt widmen sich darüber hinaus dieses Mal gleich sechs Rezensionen.

Das Programm unserer aktuellen Veranstaltungsreihe „Migration – Mobilität – Geschlecht“ (inklusive Abstracts zu den einzelnen Vorträgen und Kurzlebensläufen der Vortragenden), auf die dann auch die nächste Ausgabe der Freiburger GeschlechterStudien zurückgehen wird, finden Sie auf den Seiten 419 bis 441. Im Rahmen der Reihe „Feminisms Revisited“ boten wir erstmals ein Symposium an, das sich über zweieinhalb Tage erstreckte. Dieses Format hat sich ganz besonders bewährt: So begrüßten nicht nur zahlreiche Freiburgerinnen diese Veranstaltung *en bloc*, die besonders intensive und produktive Diskussionen nicht nur im Anschluss an die Vorträge, sondern auch beim gemeinsamen Essen Gehen oder Kaffee ermöglichte, es reisten ebenfalls eine ganze Reihe interessierter auswärtiger Gäste an. Aufgrund dieser Erfahrung ist in der kommenden Veranstaltungsreihe wieder ein umfangreicheres Symposium Teil des Programms.

Zusätzlich zur regulären Veranstaltungsreihe (und dem Symposium im Rahmen dieser Reihe) führt das *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* in Kooperation mit dem Deutschen Seminar und dem *Literaturbüro Freiburg* im Wintersemester ein von der DFG gefördertes Symposium zum Schreiben der Autorin Erica Pedretti durch, die im Februar ihren 80. Geburtstag feierte. Eine Übersicht über dieses Programm finden Sie auf den Seiten 411 bis 415, Abstracts etc. auf unseren Netzseiten.

Abschließend möchte ich mich bei den AutorInnen der Aufsätze, der zahlreichen Rezensionen sowie der Einleitung, dem Redaktions- und dem Layoutteam und außerdem unseren zahlreichen KooperationspartnerInnen bedanken. Bedanken möchte ich mich darüber hinaus bei unseren Hilfskräften (Susanne Grimm und Claudia Rohde, die sich mittlerweile bereits wieder verabschiedet haben und den beiden ‚Neuen', Dorothea Knorre und Irina Belikow), die mich in vielfältiger Weise bei der Herausgabe des vorliegenden Bandes unterstütz(t)en, sowie bei Antonia Ingelfinger: Frau Ingelfinger vertritt mich seit Anfang August, begleitet die letzten Schritte der Drucklegung und ist in den kommenden Monaten insbesondere für die Koordination und Durchführung der Veranstaltungsreihe „Migration – Mobilität – Geschlecht" verantwortlich.

Dem Rektor der Universität, Prof. Dr. Hans-Jochen Schiewer danke ich für die Unterstützung sowohl der Veranstaltungs- als auch der Schriftenreihe. Und schließlich danke ich unserer Verlegerin Barbara Budrich und ihrem Team: Die mit unserem letzten Band „Geschlechter – Bewegungen – Sport" begonnene Zusammenarbeit hat sich bewährt – und wir sind froh, diese Entscheidung getroffen zu haben.

Meike Penkwitt Freiburg, im September 2010

Mona Hanafi El Siofi/ Jennifer Moos/ Liane Muth

Feminisms Revisited. Einleitung

Feministische Politik ist Identitätspolitik: ICH bin emanzipiert, ICH lasse mich nicht unterdrücken. Schwieriger ist es zu sagen, ICH bin Feministin. Denn was heißt das genau? Bin ich eine ‚neue' oder ‚alte' Feministin? Und wenn ich eine ‚neue' bin, bin ich eigentlich gar keine Feministin – so sehen das jedenfalls die ‚alten' …

Der Gestus des Neuen hat eine lange Tradition und kann durchaus produktiv wirken. Die Gefahr, Bewährtes und Bekanntes beziehungsweise bereits Erkanntes wieder zu vergessen, ist allerdings groß. Zwei Beispiele: Die bürgerlichen Differenztheoretikerinnen an der Wende zum 20. Jahrhundert grenzten sich mit ihren auf die Biologie der Menschen rekurrierenden Weiblichkeitskonzepten von den Frauenrechtlerinnen in der Nachfolge der 1848erinnen ab. Und auch die neue Frauenbewegung der 1970er Jahre bezog sich wenig auf die alte Frauenbewegung, die gleiche Rechte für alle gefordert hatte, sondern trat vor allem für die Politisierung des Privaten ein.

Und der so genannte Neue Feminismus? Der Neue Feminismus ist keine soziale Bewegung, er wird in Büchern, Talkshows und Zeitungsartikeln propagiert und ist durchaus kompatibel mit der Politik der Bundesregierung. Angela Merkel und ihre Ministerinnen Kristina Schröder und Ursula von der Leyen interpretieren Gleichstellungspolitik als Vereinbarkeitspolitik, und darum geht es auch den meisten Journalistinnen, die unter dem Stichwort Neuer Feminismus schreiben. Im Vordergrund steht die gerechte Teilhabe an Erwerbs- und Familienarbeit, die gleichwertige Verteilung von Lebenschancen und Wahlfreiheiten. Dabei ist zu beachten, dass jene kulturellen und diskursiven Praktiken, die die Entwicklung neuer Lebensformen und Strategien begleiten, vorrangig von gut ausgebildeten Frauen der Mittelschicht getragen werden. Die Gruppe der Migrantinnen oder Frauen, die mit ihren Familien in prekären Verhältnissen leben und die ein geringes Bildungsniveau haben, werden selten mitgedacht. Dies mag einer der Gründe sein, warum feministische Ideen heute verbreitet Akzeptanz finden, obwohl wir weit entfernt sind von einer geschlechtergerechten Gesellschaft. Weitgehende institutionelle Veränderungen sind ausgeblieben.

Das ist der Punkt, an dem es nicht mehr reicht, die Perspektive ein wenig zu ändern und das Wort „neu“ dazuzuschreiben. Wir müssen stehen bleiben und uns umdrehen, einen Blick zurückwerfen. Feministische Ideen stehen immer in Relation zu einer historischen Situation, und so muss auch eine Neuorientierung des Feminismus in den historischen Kontext eingebettet werden.

Die Politikwissenschaftlerin Nancy Fraser, eine der bekanntesten zeitgenössischen amerikanischen Feministinnen, tut genau das. Sie analysiert die Forderungen der Neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre und stellt fest, dass diese sich nicht nur kritisch mit dem androzentrischen, staatlich organisierten Kapitalismus auseinander setzte, sondern drei Dimensionen geschlechtsbezogener Ungerechtigkeit unterschied. Sie kämpfte für Umverteilung, Anerkennung, Repräsentation. Auseinandergerissen und von der Kapitalismuskritik getrennt, wurden diese drei Dimensionen dann selektiv eingegliedert in den postfordistischen, transnationalen, neoliberalen Kapitalismus. Fraser unterstellt, dass die kulturellen Veränderungen, die die Neue Frauenbewegung in Gang setzte, damit zugleich der Legitimation eines strukturellen Umbaus der kapitalistischen Gesellschaft diente, welcher feministischen Visionen einer gerechten Gesellschaft diametral zuwiderläuft (vgl. Fraser 2009, 43 ff).

Selbst-Bewusstheit und Klärung der eigenen Ziele sind daher wichtige Ergebnisse einer feministischen Revision. Dadurch kann auch für die Zukunft Positives bewirkt werden. Fraser vertritt die These, dass die gegenwärtige Staatskrise die Anfänge eines Übergangs vom Neoliberalismus zu einer neuen Form der Gesellschaftsorganisation markiert, und dass der Feminismus hier eine entscheidende gestalterische Funktion übernehmen könnte. In ihrer Vision eines postneoliberalen Anti-Ökonomismus setzt Fraser darauf, dass die Dimensionen der Umverteilung, der Anerkennung und der Repräsentanz wieder miteinander verbunden werden und der Zusammenhang zwischen feministischer Kritik und Kapitalismuskritik wiederhergestellt wird (vgl. Fraser 2009, 43 ff). Selbst wenn man sich diesen Thesen nicht anschließen mag, ist das Wiedererinnern und Anknüpfen Frasers an Errungenschaften der Frauenbewegung richtungsweisend.

Erwerbsarbeit ist gleich Emanzipation?

Im Kapitalismus hat bezahlte Arbeit als wirtschaftlich produktive einen hohen Wert und das führte zu einer Minderbewertung unbezahlter Haus- und Fürsorgearbeit, die in der Regel von Frauen geleistet wird. Auf diese Weise verstärkten sich traditionell verankerte patriarchale Dominanzstrukturen weiter, zumal Männer als Bestreiter des Familieneinkommens in der Rechtsprechung der Nationalstaaten eindeutig bevorzugt wurden. Deshalb kämpften die aufkommenden feministischen Bewegungen im Westen schon vor über hundert Jahren für rechtliche Besserstellungen und für die Einbeziehung von Frauen auf dem Erwerbsarbeitsmarkt, um dem dortigen Androzentrismus entgegenzuwirken und für ein Empowerment von Frauen zu sorgen. So entwickelten sich im Wes-

ten mit der Zeit der Zugang zu und die Kontrolle von finanziellen Ressourcen zu Indikatoren der Machtposition in einem Haushalt.

Zu Beginn des letzten Jahrhunderts konnten auch arabische Feministinnen in vielen muslimischen Ländern Erfolge erzielen, die bis heute wirksam sind. Allgemein lässt dort die Gesetzeslage für Frauen leider noch immer sehr viele Wünsche offen, aber postkolonial konnten etwa die frühen Feministinnen Ägyptens den Zugang für Frauen zur Erwerbsarbeit durchsetzen. So ergab beispielsweise eine rezente Studie über ägyptische Frauen der Mittel- und Oberschichten Folgendes (vgl. Hanafi El Siofi 2009): Heute dominiert hier die Praxis, dass Frauen mit der ersten Schwangerschaft ihren Beruf aufgeben und oftmals wieder berufstätig werden, sobald alle Kinder in die Schule gehen. Die Frauen schätzen die Vorteile ihrer Erwerbstätigkeit sehr. Das nicht nur, weil sie damit persönliche Interessen jenseits von Haus- und Familienarbeit verfolgen können, sondern insbesondere deshalb, weil sie durch eigenes Geld und ihren eventuellen Beitrag zum Familieneinkommen mehr Selbstbestimmung und Einfluss auf Entscheidungen in familiären Angelegenheiten gewinnen. Dies spricht also durchaus für die oben genannte Rechnung ‚Erwerbsarbeit ist gleich Emanzipation und Autonomie'. Doch mittlerweile gibt es in Ägypten Frauen, die, um von ihren Männern ernst genommen zu werden, erwerbstätig sind, obschon sie es eigentlich gar nicht möchten und es finanziell nicht nötig hätten. Die Entscheidung einer Frau, auf eine Berufstätigkeit sogar ganz zu verzichten, wird zwar generell anerkannt, weil Familienfürsorge ihrer herkömmlichen Geschlechtsrolle entspricht, doch die soziale Bewertung der ‚nur' reproduktiven weiblichen Haus- und Erziehungsarbeit ist im Vergleich zur bezahlten Berufstätigkeit erheblich gesunken. Daher setzen sich (feministische) Islamistinnen aktuell für die Wiederaufwertung der Haus- und Familienarbeit ein, nicht ohne daneben auch die Durchsetzung und den Schutz von Frauenrechten zu verlangen. Islamistinnen sind nicht generell gegen die Erwerbstätigkeit von Frauen, ohnehin nicht, wenn diese aus ökonomischen Gründen – wie so oft – unvermeidlich ist, mit dem Blick auf die Nachteile weiblicher Erwerbsarbeit aber behält für sie die althergebrachte Geschlechterordnung ihren Charme. Als abschreckendes Exempel schwebt ihnen dabei die Situation der Frauen im Westen vor. Denn wie in vielen muslimischen Ländern sind im Westen zwar immer mehr Frauen in die Erwerbsarbeit hineingekommen, doch die meisten von ihnen erleben de facto die enorme Doppelbelastung von Erwerbsarbeit *und* Haushalt und Familienversorgung. Wollen sie gar beruflich aufsteigen, müssen sie sich nicht selten *für* ihre Karriere und *gegen* Familie entscheiden. Auf jene im Westen aufgekommene Problematik, die ebenso für Schwierigkeiten mit vernachlässigten Jugendlichen verantwortlich gemacht wird, reagiert der Mainstream der muslimischen Frauen mit dem Wunsch nach der Beibehaltung ihrer bisherigen Praxis bzw. der Aufrechterhaltung der traditionalistischen Geschlechtsrollenverteilung – allerdings eben unter Bedingungen, die ihnen gegenüber fair sind. Schließlich haben auch sie von überfaulen Paschas, die sie in allem dominieren und kontrollieren, sich zu Hause vielleicht nicht einmal für sich selbst ein Glas Wasser holen können, die Nase längst gründlich voll. Doch weil sie sich nicht mehr Arbeit aufhalsen wollen, beziehen sich die ägyptischen Musliminnen zu ihrem eigenen Wohl auf

religiöse und biologistische Argumente, die im Westen bis dato keine Unbekannten sind: Frauen seien aufgrund der von Gott so gewollten psychophysischen Voraussetzungen für Fürsorgetätigkeiten einfach besser geeignet, daher sollen diese in ihrer Hauptverantwortlichkeit bleiben.

Come back, Hausfrau!

Im Westen hat sich, ebenso wie in vielen muslimischen Ländern, eine starke Flexibilisierung und Erweiterung von Frauenrollen ergeben. Aber obwohl hier die angeblich komplett verwirklichte Emanzipation der westlichen Frau zum weltweiten Maßstab an Fortschrittlichkeit erhoben wird, übernehmen westliche Männer bis zum heutigen Tag keineswegs in gleichem Ausmaß Versorgungsarbeiten zu Hause – sie können problemlos Familie haben *und* Karriere machen bzw. ohne Mehrbelastung einem Beruf nachgehen. Die männlichen Rollen flexibilisierten sich demnach deutlich weniger als die der Frauen. Selbst wenn junge Menschen beiderlei Geschlechts heute bis zum Ende ihrer Ausbildung meist eine vergleichbare Ausgangslage haben, arrangieren sie sich mit ihren jeweiligen Geschlechtsstereotypen spätestens, wenn sie in den Beruf einmünden oder das erste Kind erwartet wird. Das heißt, sukzessive findet eine „Re-Traditionalisierung und Re-Vergeschlechtlichung der Lebenslaufmuster" (Wetterer 2003a, 14 f) statt. Noch eine Generation früher wurde eine Polarisierung der Geschlechter als ‚entlastende Hilfskonstruktion' (vgl. Hagemann-White 1984) benutzt, um eine solche Rollenverteilung zu begründen – wie sie auch am Beispiel der zuvor genannten Musliminnen deutlich wurde. Inzwischen jedoch wird die traditionalistische Rollenverteilung „als Ergebnis einer individuellen und gemeinsam mit dem Partner ausgehandelten Wahl" (Wetterer 2003a, 16) propagiert, aufgrund des ‚Verbots' durch die Semantik der Modernisierungsdiskurse, die die Gleichberechtigung der Geschlechter als vollzogen behaupten und auf diese Weise die Asymmetrie der Geschlechterverhältnisse verschleiern bzw. de-thematisieren (vgl. Wetterer 2003b, vgl. Hagemann-White 2006). Daher erliegen gerade Frauen ungebrochen der ‚Ideologie des freiwilligen Verzichts' (vgl. Hagemann-White 1984) auf Karriere, die den bestehenden gesellschaftlichen Machtverhältnissen genau entspricht; zudem müssen sie ja davon ausgehen, dass Männer ihnen in den als ‚weiblich' definierten Arbeitsbereichen wie etwa dem Haushalt nur ungern etwas abnehmen. Die grundlegende Reorganisation der Geschlechterordnung im Westen, ein Anspruch, der durch die dortige zweite Feministische Welle in den 1970er Jahren angestoßen wurde, lässt sich faktisch nur in Ausnahmefällen feststellen. Und in Anbetracht der Berichte über die ‚Zwangsemanzipation' von Frauen durch obligatorisch gewordene Erwerbsarbeit, weibliche Doppelbelastungen u.ä. beginnt sich mittlerweile doch so viel Frust breit zu machen, dass bei vielen das Bedürfnis an Komplexitätsreduktion wächst, um der gefühlten Hilflosigkeit eine leicht greifbare Lösung zu unterbreiten: In jüngster Zeit erleben biologistische Argumente wieder ein offenes – und erfolgreiches – Comeback, um die teils stark romantisierten traditionalistischen Geschlechterarrangements szientistisch zu begründen – wie etwa bei Eva Herman und Norbert Bolz

(vgl. Pusse in diesem Band). Dieses Phänomen greift mit dem Engagement der Islamistinnen fließend ineinander, die bestehende Geschlechtsrollenverteilung im Wesentlichen beibehalten zu wollen, um sich weibliche Überforderung zu ersparen und der Frau als Fürsorgerin der Familie wieder einen größeren Wert zuzuerkennen. Doch nicht nur dort, auch in manchen feministischen Kreisen wurde die Frage laut, warum man nicht *selbst*kontrollierte Hausarbeit *bewusst* nichtberufstätiger Frauen ebenso als performativen Ausdruck weiblicher Macht und Identität anerkennen könne, anstatt sie nur mit vergeschlechtlichter Ausbeutungspraxis gleichzusetzen (vgl. Erdem 2003).

Feministische Ökonomiekritik heute

Ganz generell sollten sich dieser Tage die verschiedenen feministischen Strömungen angesichts der Meldungen über die weltweit wachsende Feminisierung der Armut – trotz Frauenerwerbsarbeit und anderen von umfassender gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen Personenkreisen – einer gründlichen Ökonomiekritik zuwenden. Die Vorhaltungen der zweiten feministischen Welle im Westen gegenüber dem staatlich organisierten Kapitalismus, der Geschlechterungleichheit und weiteren soziale Differenzen begünstigenden Tendenzen, fielen praktisch zeitgleich mit neoliberalen Kräften zusammen, die mit ihrem Kalkül unbegrenzten transnationalen Wettbewerbs schließlich ihren Siegeszug antraten. Vertreter_innen[1] der neoliberalistischen Wirtschaftsform nahmen die Vorschläge von Feministinnen auf und schrieben sich sogar auf die Fahnen, feministisch zu sein, weil es gut zur Ideologie sich selbst regulierender, freier Märkte passte, sämtliche verfügbaren Kräfte mobilisieren zu wollen. So sind gerade sehr hoch qualifizierte Frauen mit Karriereerfolg Leitbilder des Neoliberalismus – der weltweit jedoch vorwiegend Massen an schlecht bezahlten Billigkräften produziert und für sich auspresst. Profitieren zwar überall auf dem Globus nicht nur Frauen der Eliten auf die eine oder andere Weise durchaus von feministischen Forderungen, zeigt sich an den nachgefolgten Ambivalenzen aber wie gefährlich nah sich diese in mancher Hinsicht an den neoliberalen Ökonomiekonzepten befinden. Derweil allerdings ging über der dringend notwendigen akademischen Spezialisierung der Praxisbezug verloren oder ehemals klare feministische Stellungnahmen verwässerten sich im Rahmen von Diversity Management und Gender Mainstreaming (vgl. Degele/ Winker in diesem Band, vgl. Fraser 2010).

Wie könnte also eine heutige feministische Theorie aussehen, die den Kapitalismus bzw. Neoliberalismus kritisiert? Hierfür greift z.B. Nancy Fraser (2010) auf Karl Polanyis Werk *The Great Transformation* von 1944 zurück. In dieser historischen Analyse wird als Ursache des Zusammenbruchs des Kapitalismus kurz nach der letzten Jahrhundertwende der gesellschaftliche Konflikt zwischen dem Wunsch nach unregulierter Vermarktlichung und dem Wunsch nach sozialer Absicherung überzeugend dargelegt. Fraser versteht die gegenwärtige Krise des Kapitalismus als Echo der damaligen Verhältnisse. Doch sie

will Polanyis Wirtschafstheorie nicht einfach übernehmen. Denn jene spricht sich zu simplifiziert gegen freie Märkte aus, wobei diese als Unterwerfer von Gesellschaft, Moral und Ethik nach einem marktorientierten Modell gelten, das jegliche Solidarität zerstört und rücksichtslos die Natur ausplündert; auf der anderen Seite wird eine staatlich kontrollierte Ökonomie mit sozialer Absicherung überidealisiert, deren unterbreitete Maßnahmen aber ebenfalls Träger unterdrückerischer Machtstrukturen sind. Um nun trotzdem Polanyis Theorie sinnvoll nutzbar machen zu können, erweitert Fraser die beiden Dimensionen Vermarktlichung und soziale Absicherung um einen *missing link*, um eine dritte Dimension des sozialen Konflikts: die Emanzipation. Emanzipation wendet sich gegen Suppression und hat gleichzeitig soziale Gerechtigkeit zum Ziel. Sie kann sowohl ein Zuviel an Protektionismus als auch „die unterdrückerischen Folgen der Deregulierung anprangern" (Fraser 2010, 7). – Und eben das ist die ambivalente Position, in die sich Feministinnen der ersten und zweiten Welle begaben, als sie sich gegen die sexistischen Normen sozialer Absicherung wie Familienlohn wendeten und sich für Frauenrechte wie das Recht auf Eigentum, Vertragsmündigkeit und Berufsfreiheit einsetzten. Des Ineinanderwirkens der drei vorgenannten Dimensionen waren sich die liberalen und radikalen Feministinnen der zweiten Welle aber nicht bewusst und wurden eher zu Befürworterinnen von Vermarktlichung und Deregulierung. Indessen waren sich sozialistische Feministinnen und *women of color* der Dreifachbewegung relativ bewusst und fokussierten die soziale Absicherung, wobei sie intuitiv versuchten, „die deregulierenden Kräfte auf ihren Irrwegen nicht zu bestätigen" (13). Doch obwohl „die Ambivalenz des Feminismus in den letzten Jahren zum Vorteil der Vermarktlichung aufgelöst worden ist" (14), begreift Fraser das Ansinnen des Feminismus nicht als gescheitert, sondern verlangt das Aufgeben der „Liebschaft mit dem Neoliberalismus und eine gewissenhafte Allianz mit den Kräften der sozialen Absicherung" (ebd.). Feministinnen sollten wieder in großen Maßstäben denken und erneut ihre Kritik am Androzentrismus aufnehmen, um „für eine Lebensform zu kämpfen, die den Status bezahlter Arbeit mindert, unbezahlte Leistungen … hingegen schützt und stützt" (ebd.). Das könnte vielleicht auch die Islamistinnen interessieren, die im Grunde nichts anderes als eine gerechte Gesellschaft im Sinn haben, wenn sie sich nach der staatlichen Institutionalisierung eines vom *male bias* befreiten Islam zugunsten von Frauen sehnen (vgl. Hanafi El Siofi 2009). Um zukünftigen feministischen Debatten für eine kritische Stellungnahme gegenüber neoliberalen Strategien das nötige Material an die Hand zu geben, schlagen Nina Degele und Gabriele Winker (in diesem Band) eine intersektionale Mehrebenenanalyse vor. Diese wurde innerhalb der Geschlechterforschung entwickelt und kann Wechselwirkungen zwischen Ungleichheit generierenden sozialen Kategorien erklären, „um darüber Widerstandspotenziale und politische Eingriffsmöglichkeiten zu identifizieren" (79).

Die Sorge ist weiblich

Ohne Haus- und Familienarbeit geht gar nichts. Kochen, waschen, pflegebedürftigen Angehörigen beim Aufs-Klo-Gehen helfen – diese Verrichtungen sind unverzichtbar. Quantitativ äußert sich dies darin, dass die Haus- und Familienarbeit gesamtgesellschaftlich betrachtet mehr Arbeitsstunden auf sich vereint als die Erwerbswelt. Darüber geben Tagebuchaufzeichnungen und Zeitbudgetstudien detailliert Aufschluss (vgl. Arn 2000, vgl. Geiss/ Picot 2009). Dabei ist die Aufwendung von Zeit für ebendiese Tätigkeiten bis zum heutigen Tag beharrlich und weitgehend den Frauen vorbehalten (vgl. Bauer 2009).

Diametral zu ihrer Bedeutung steht die schon geschilderte Ungleichbehandlung von Hausarbeit und (Für-)Sorge in Gegenüberstellung zur Erwerbsarbeit. Die Minderbewertung weiblicher Tätigkeiten und die diskriminierende Wirkung des Familienlohns wurden bereits in den 1970er Jahren herausgearbeitet. Beispielsweise wurde darauf hingewiesen, dass der Hausarbeit eine monetäre Gegenleistung und gesellschaftliche Anerkennung fehlt (vgl. Diercks 2008, 63 f). Frauen sollten mit ihrem Anteil am Familienlohn zufrieden sein. Sie sollten sich zugunsten der Bedürfnisse anderer zurücknehmen, beim Essen ihrem Mann die größte Portion geben und die Kinder sauber halten. Dem gegenüber stand in der politischen Kultur des staatlich organisierten Kapitalismus ein der ethnischen Majorität angehöriger, männlicher Arbeitnehmer – der Ernährer, Familienvater und Das-größte-Stück-Fleisch-Esser. Der Arbeitslohn dieses Mannes hatte die hauptsächliche wirtschaftliche Grundlage seiner Familie zu bilden, während Arbeitseinkünfte seiner Ehefrau als Zuverdienst galten. Dies war bis in die 1960er Jahre hinein die Grundlage staatlicher Politik in Beschäftigungs-, Wohlfahrts- und Entwicklungsfragen. Mit der Überbewertung der Lohnarbeit verstellte diese politische Kultur den Blick auf die gesellschaftliche Bedeutung unbezahlter Pflegeleistungen und der Reproduktionsarbeit.

Auf die Hausarbeitsdebatte der 1970er Jahre folgten die noch nicht allzu lange zurückliegenden Lohnkämpfe des Pflegepersonals, die Thematisierung der Dilemmata im Berufsalltag von Kranken- und Altenpflegerinnen, die Verlagerung von Sorgearbeit auf osteuropäische Migrantinnen. Denn das Problem, dass Hausarbeit und andere Sorge-Leistungen nicht genügend geschützt und gestützt werden, setzt sich bei bezahlten Tätigkeiten aus dem Dienstleistungssektor fort. Deswegen muss die seit mehr als zwei Jahrzehnten international und interdisziplinär geführte Debatte um die Haus-, Beziehungs-, Fürsorge- und Pflege-Arbeit – kurz: Care-Arbeit – wirklich alle Bereiche in den Blick nehmen, in denen vorwiegend Frauen für andere sorgen. Zumal dort, wo erwerbstätige Frauen keine Zeit mehr haben, ihre Familie und ihren Haushalt selbst zu versorgen und dies andere, bezahlte weibliche Kräfte – oft Migrantinnen – übernehmen.

> Werfen wir einen Blick über das ‚alte' Europa hinaus, so zeigen sich neue, weltweite Migrationsbewegungen, insbesondere von Frauen zum Zwecke von vorübergehenden oder langfristigen Sorge- und Haushaltstätigkeiten in reichen Ländern. Insbesondere in der Altenarbeit werden Migrantinnen – oft illegal – zumeist in privaten Haushalten eingesetzt. (Brückner 2008a, 48)

Aber auch in Privathaushalten werden Sorgearbeiten zunehmend von Migrantinnen übernommen. In der Folge entstehen globale Betreuungsketten. Denn wenn Frauen über Länder hinweg Versorgungstätigkeiten leisten, müssen sie oft auch die Sorge für eigene Familienmitglieder organisieren. Das Problem der unterbewerteten, nicht zur offiziellen ‚Wirtschaft' gehörenden weiblichen Arbeit, der Unvereinbarkeit von Care-Leistungen mit den Bewertungskriterien des New Public Management, wird verschoben. Ob im Haus, in Berufen, im Ehrenamt. Das Sorgen bleibt weiblich.

> Care is both the paid and unpaid provision of support involving work activities and feeling states. It is provided mainly, but not exclusively, by women to both able-bodied and dependent adults and children in either the public or domestic spheres, and in a variety of institutional settings. (Thomas 1993, 665)

Bei der wohlfahrtsstaatlichen Organisation von Care gibt es Unterschiede, die für die Lebenswelten betroffener Frauen unterschiedliche Auswirkungen haben. Brückner nennt exemplarisch drei westliche Entwicklungspfade für von Frauen erbrachte soziale Dienstleistungen, wobei sie private Sorgetätigkeit einbezieht (vgl. Brückner 2008b, 171 f):

- Beim beispielsweise Schweden zugeordneten „Dienstleistungsmodell" ist die Sorgearbeit weitgehend öffentlich und professionell organisiert, die Frauenbeschäftigung ist vor allem in diesen Diensten hoch.
- Beim den USA zugeordneten „Dienstbotenmodell" konstatiert Brückner eine starke soziale Polarisierung, hervorgerufen durch einen Anstieg marktförmiger Dienstleistungen im Niedriglohnsektor.
- Beim deutschen Modell, dem „Familienmixmodell", sind professionelle soziale Dienstleistungen nicht so stark ausgebaut und die private Sorgearbeit wird sozialstaatlich mittels Steuerpolitik und Transferzahlungen gestützt. Diese „Disemploymentstrategie" ist geschlechterwirksam, da sie eine niedrige Frauenbeschäftigung evoziert.

Im letzten Jahrzehnt kommt es zu Annäherungen zwischen diesen Modellen, die neoliberale globale Politik hat Versorgungsleistungen re-privatisiert, gleichzeitig werden auch Frauen mit Sorgeverantwortung zunehmend zur Erwerbsarbeit verpflichtet. Dadurch ergibt sich ein Care-Defizit. Die Familien, respektive die Frauen, können aus Zeitgründen weniger nicht bezahlte Sorgeleistungen erbringen, gleichzeitig werden öffentliche Sorgeleistungen abgebaut. Die europäischen Wohlfahrtsstaaten bemühen sich zwar, eine Politik der Vereinbarkeit (*employability*) zu etablieren. In Deutschland beispielsweise werden, ermöglicht durch

Elternzeit/ Elterngeld und Pflegezeit/ Pflegeversicherung, familiale Betreuungsleistungen zeitlich begrenzt. An den geschlechterpolitischen Auswirkungen dieser Regelungen scheiden sich aber die Geister. Gut ist dies aktuell beim noch diskutierten Betreuungsgeld zu beobachten, das als eine Art Aufwandsentschädigung für Erziehungsleistungen daherkommt. Dieses Betreuungsgeld könnte nämlich für Frauen einen Anreiz setzen, dem Erwerbsleben länger als politisch gewünscht fernzubleiben. Deswegen stellt Brückner fest, dass „diese Art der Förderung von Sorgearbeit unter dem Gesichtspunkt der Gleichstellung der Geschlechter frauenpolitisch höchst umstritten" (Brückner 2008a, 51) ist.

Who cares? Wer pflegt wen?

Wenn nun die Frauen nicht mehr zu Hause bleiben wollen, sollen und können, stellt sich aber – mit Blick auf die demografische Entwicklung, Staatskassen und Gesundheitsreformen – die Frage: Wer pflegt künftig wen – und zu welchen Bedingungen? Dies ist offenbar eine wirtschaftliche Frage, auch wenn das nicht immer so gesehen wird. Denn niemand kommt ohne Sorge und Versorgung von anderen oder für andere aus. Die Betreuung kleiner Kinder, die Pflege älterer Menschen, die Versorgung von Kranken, das ehrenamtliche Engagement für Soziales: Sorgearbeit ist überall – und muss auch in die Ökonomie Eintritt finden. Care-Arbeit muss ‚gezählt' werden, auch wenn sie sich den gängigen wirtschaftlichen Prinzipien von Gewinnsteigerung, Effizienz, Nutzen und Prozessmaximierung sowie Produktivität widersetzt.

Reproduktives Handeln muss als jener Teil der Ökonomie, der Erwerbsarbeit erst ermöglicht, mitgerechnet werden. Dann können Sorgeleistungen in das integriert werden, was sich Wirtschaft nennt, aber nur einen kleinen Teil der Tätigkeiten zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse berücksichtigt.

Eine feministische Kritik der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung reicht jedoch nicht aus. Um über die Problematisierung der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit hinauszukommen, braucht es Diskussionen um Fürsorge und Fürsorglichkeit, die sowohl die feministischen Fragen nach den Voraussetzungen der Arbeitsgesellschaft weiterführen, als auch gesellschaftstheoretische Perspektiven eröffnen. Dabei sollte es erlaubt sein darauf hinzuweisen, dass die doppelte Berufstätigkeit von Eltern sich drastisch auf innerfamiliäre Beziehungen auswirkt. Diercks beispielsweise geht davon aus, dass die Dominanz der beruflichen Sphäre,

> die sich durch ein ‚Mehr' der Frauen in der Erwerbsarbeit ausdrückt, ohne dass dies durch ein entsprechendes ‚Mehr' der Männer in der Reproduktionsarbeit ausgeglichen wird (…) mit Rückwirkungen auf die Verrichtung reproduktiver Arbeiten verbunden ist und sich familiäre Praktiken und damit die Bedingungen familiärer Sozialisation verändern. (Diercks 2008, 66)

Beziehungen benötigen Zeit, und ebendiese fehlt, wenn sie beispielsweise von Eltern zu 100 Prozent in Erwerbsarbeit gesteckt wird. Erschwerend kommt hinzu, dass der moderne Mensch flexibel und mobil agiert. Befallen vom Tempo-Virus hasten Familienverantwortliche von einer Aufgabe zur nächsten. Angetrieben durch Taktgeber wie Kindergarten, Arbeitgeber, Ämter, versuchen sie, Öffnungs-, Wege- und Arbeitszeiten unter einen Hut zu bekommen. Diese permanente Beweglichkeit steht den bisherigen Voraussetzungen für verlässliche, vertrauensvolle Beziehungen entgegen. Sie sind, so ist es aktuell auch bundespolitisch gewünscht, von Frauen und Männern unter Bedingungen biografischer Unsicherheit und ohne Rückgriff auf die traditionelle Arbeitsteilung herzustellen.

Alle Menschen haben das Recht und die Pflicht für andere zu sorgen

Schon Adam Smith, der Theoretiker der Arbeitsteilung, schrieb:

> Man mag den Menschen für noch so egoistisch halten, es liegen doch offenbar gewisse Prinzipien in seiner Natur, die ihn dazu bestimmen, an dem Schicksal anderer Anteil zu nehmen und die ihm selbst die Glückseligkeit dieser anderen zum Bedürfnis machen, obgleich er keinen anderen Vorteil daraus zieht, als das Vergnügen, Zeuge davon zu sein. (Smith 1977, 1)

Die geschlechterübergreifende Fähigkeit, sich in die Gefühle anderer hineinzuversetzen – für Smith die Basis des Zusammenhalts einer Gesellschaft – wurde in der Vergangenheit zwar den Frauen zugeordnet. Es spricht jedoch nichts dagegen, sie nun auch den Männern zuzubilligen.

Die feministische Kritik am Ernährerlohn, die vom Neoliberalismus aufgenommen wurde, muss hierfür in Richtung Dezentrierung von Erwerbsarbeit verschoben werden. Sie muss Tätigkeiten aufwerten und anerkennen, die nicht warenförmig erledigt werden. Eine Modellvorstellung für ein gerechtes System von Care nimmt Beziehungswünsche ernst und ermöglicht gesellschaftliche Teilhabe. Ein sozialstaatlich gesicherter, institutioneller Überbau ist hierfür allerdings unverzichtbar. Konkret hat Fraser bereits 2001 die Einführung einer kürzeren Wochenarbeitszeit gefordert, die die gleichzeitige Übernahme von Fürsorge durch beide Geschlechter ermöglichen würde:

> Der Schlüssel zur Verwirklichung der vollen Gleichheit der Geschlechter in einem postindustriellen Wohlfahrtsstaat liegt (...) darin, die gegenwärtigen Lebensmuster von Frauen zum Standard und zur Norm für alle zu machen (...). Wir könnten eine solche Vision das Modell der „universellen Betreuungsarbeit“ nennen. Wie würde so ein Wohlfahrtsstaat aussehen? (...) Alle Arbeitsplätze würden für Arbeitnehmer zur Verfügung stehen, die auch Betreuungsaufgaben haben. Alle wären mit einer kürzeren Wochenarbeitszeit verbunden (...). Die informelle Be-

> treuungsarbeit würde einesteils staatlich unterstützt und wie die Erwerbsarbeit in ein einheitliches Sozialsystem integriert werden. Anderenteils würde sie in den Haushalten von Verwandten und Freunden geleistet werden. (Fraser 2001, 101)

Die sorgenden Verwandten wären dann sowohl Frauen als auch Männer. Aktuell allerdings ist die Fürsorge- und Pflegetätigkeit eine wichtige soziale Praxis vor allem von Frauen. Die notwendige geschlechterübergreifende Konstruktion von Sorgearbeit sollte dies wertschätzen. Die für soziale und pflegende Berufe sowie für die private Fürsorge konstitutive Koppelung von Gefühls- und Beziehungsarbeit an hilfreiches Tun, Mitfühlen, Beistehen etc. sind Tugenden, die Anerkennung nicht erst dann verdienen, wenn auch Männer sie verwirklichen.

„Wann ist ein Mann ein Mann?"

So fragt Herbert Grönemeyer Mitte der 1980er Jahre in seinem Song „Männer" und verweist im Liedtext auf eine Bandbreite männlicher Identifikations- und Zuschreibungsmuster, die von heimlich weinen über lügen am Telefon bis hin zu Kriege führen und Raketen bauen reicht. Obgleich der Song die ‚Unersetzlichkeit' von starken Männern betont, spricht er gleichzeitig auch männliche Verletzlichkeit und Verletzungsoffenheit an, wie sie fast zwei Dekaden später von Männer- und Männlichkeitsforscher_innen thematisisert werden (vgl. z.B. Lenz 2007). Ob nun unter dem Label *men's studies*, (kritische) Männerforschung, Männlichkeitsforschung oder anti-sexistische Männerforschung (vgl. Walter 2000, 97), eines ist im Laufe der letzten Jahre deutlich geworden: Die theoretische Auseinandersetzung mit ‚Männern' und ‚Männlichkeit(en)' ist aus den Gender Studies nicht mehr wegzudenken. Männlichkeit gilt nicht länger als die unhinterfragte Norm, an der sich Weiblichkeit zu orientieren und abzuarbeiten hat. Mit dem Fokussieren auf Männer und Männlichkeit aus einer feministisch-, gender- und queertheoretisch-informierten Perspektive eröffnen sich neue Möglichkeiten zur Untersuchung von Geschlechterverhältnissen und dem Entwurf neuer, geschlechtergerechterer Lebenswelten.

So haben auch die *Freiburger GeschlechterStudien* eine Veranstaltungsreihe und einen Band dem Thema „Männer und Geschlecht" (2007) gewidmet, in dem sich u.a. Aufsätze zu ‚perfekten Vätern', Soldaten und Sozialarbeitern, *gangsta*-Rappern, *drag kings*, schwulen Cowboys, und Männlichkeitsbildern in der deutschsprachigen Literatur sowie im französischen Kino finden. In der Einleitung zum Band werden exemplarisch vier zentrale Theorien skizziert: Klaus Theweleit untersuchte bereits Ende der 1970er Jahre das „Bild des ‚soldatischen Männerkörpers'" (Bergmann/ Moos 2007, 15) in seinem zweibändigen Werk *Männerphantasien* (1977 und 1978). Danach fungiert der „phallisch-männliche Körperpanzer (…) nicht nur als Abwehr gegen die äußeren, weiblichen Einflüsse, sondern zugleich gegen eigene ödipale, ins Unbewusste verschobene Wünsche nach der ursprünglichen Verschmelzung mit der Mutter" (Bergmann/ Moos 2007, 16).

Weniger in psychoanalytischen Interpretationsmustern verhaftet ist Raewyn Connells (ehemals Robert Connell) Untersuchung zum Konzept der ‚männlichen Hegemonie', das sie in *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (1999, dtsch. 2000) vorstellt. Connell verfolgt einen dynamischen, nicht notwendigerweise an das biologische Geschlecht gebundenen Ansatz, der „‚Männlichkeit' (…) nicht als Essenz[,] sondern als ein Resultat sozialer Interaktion" (Bergmann/ Moos 2007, 16) versteht. Connell beleuchtet in der Studie zum einen das Verhältnis zwischen Männern und Frauen anhand der Analyse von einerseits Macht- und Produktionsbeziehungen und andererseits emotionalen Bindungsstrukturen. Darüber hinaus untersucht Connell Machtstrukturen unter Männern anhand der vier Prinzipien Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft und Marginalisierung, wobei Connell ein flexibles, nicht-statisches, sich ständig veränderndes Hegemonieverständnis zu Grunde legt. Zudem führt sie im Rahmen der Komplizenschaft das Konzept der ‚patriarchalen Dividende' ein. Vereinfacht kann dies erklärt werden als der (nicht nur) soziopolitische und ökonomische Gewinn der ‚den Männern' in einer patriarchalen Gesellschaft aus ihrem biologischen ‚Mannsein' entspringt. Denn Connell zufolge „profitiert die überwiegende Mehrzahl der Männer von (…) dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frau erwächst" (Connell 2000, 100). Allerdings macht Connell auch sehr differenziert darauf aufmerksam, dass die Teilhabe an der ‚patriarchalen Dividende' sich umso schwieriger gestaltet, je weiter ein Individuum von den hegemonial gesetzten Männlichkeitsvorstellungen abweicht.

Pierre Bourdieus Band *Die männliche Herrschaft* (1998), in dem er unter Rückgriff aus seine Habitus-Theorie die zuerst einmal nicht sehr ‚radikal' anmutende These vertritt, dass „patriarchale Strukturen auch in heutigen westlichen Gesellschaften noch fest verankert sind" (Bergmann/ Moos 2007, 19), sorgte für Kontroversen innerhalb der Männerforschung sowie unter Anhänger_innen poststrukturalistischer und dekonstruktivistischer Denkrichtungen. Darauf, dass die männliche Hegemonie „derart in die Körper eingeschrieben [ist], dass sie als ahistorisch und unumstößlich erscheint und keiner Rechtfertigung bedarf" (20), schließt Bourdieu in seinem Werk unter Rückbezug auf ethnologische Beobachtungen der Kabylen, einer vorindustriellen Gesellschaft in Algerien.

Aus *queer*-feministischer Perspektive besonders interessant ist Judith Halberstams Werk *Female Masculinity* (1998), das den Grundstein für zahlreiche weitere Studien zu ‚weiblicher Maskulinität' – oder: ‚weiblichen Maskulinitäten' – legte. Im Gegensatz zu den Arbeiten von Theweleit, Connell und Bourdieu entkoppelt Halberstam Männlichkeit radikal vom anatomisch männlichen Körper. So spricht sie im einleitenden Kapitel von „*Masculinity without Men*" (2003, 1; Hervorh. i. O.), wenn sie fordert: „masculinity must not and cannot and should not reduce down to the male body and its effects" (ebd.). Halberstam sieht in ‚weiblicher Maskulinität' weit mehr als das bloße Nachahmen ‚männlicher Maskulinität'. In ihrer Genealogie ‚weiblicher Maskulinitäten' im England und den USA des 20. Jahrhunderts werden *tomboys*, Frau-zu-Mann-Transsexuelle, Butch-Lesben, *drag kings* und Transgender zu Protagonist_innen, die durch ihre Präsenz und Sichtbarkeit rigide Geschlechterbinarismen in Frage stellen

(können). Da genderdeviante Subjekte außerdem eine Bedrohung für die ‚Institution Mutterschaft' (273) darstellen können, rütteln sie an nationalstaatlichen Vorstellungen von Reproduktion, Familie und Generationalität (vgl. Halberstam 2005, 15). Im lustvollen Zelebrieren ‚weiblicher Maskulinität' sieht Halberstam deshalb ein nicht zu unterschätzendes gesellschaftsrelevantes Potential, das uns viel darüber lehren kann, wie (nicht nur männliche) *Männlichkeit als Männlichkeit konstruiert* wird (vgl. Halberstam 2003, 1).

Neben den kurz vorgestellten Männlichkeitstheorien haben sich in den vergangenen Jahren u.a. Forschungsfelder aufgetan, die sich mit den Rollenanforderungen an die ‚neuen Väter' (vgl. z.B. Baur 2007) auseinandersetzen, die sportlich-joggend ihren dreirädrigen Kinderwagen – oder heißen diese jetzt Kindersportwagen oder Buggy oder noch ganz anders? – vor sich her schieben, währenddessen die Nachrichten auf ihrem iPod checken und sich nicht mehr sicher sind, ob sie nun mehr verdienen dürfen als die Kindesmutter. Ebenso ist die Sozialisation männlicher Jugendlicher unter dem Stichwort der Jungenforschung in empirischen Arbeiten stärker in den Blick geraten (vgl. z.B. Flaake 2008, Budde/ Mammes 2009) sowie auch Männer, die in feminisierten Berufsumfeldern wie der Grundschule arbeiten (vgl. Baar 2010). Abgesehen von akademischen Auseinandersetzungen um Männlichkeit(en), werden neue Formen von Männlichkeit immer wieder in der Mode-, Musik- oder Sportszene sichtbar. So erinnern wir uns alle daran, dass der englische Fußballspieler David Beckham zur Ikone einer urbanen ‚Moderichtung' avancierte, weil er den Trend der Metrosexualität ideal verkörperte: Gutgekleidete Männer, die ihre Körper pflegen, Cremes auf glatte Haut auftragen, sich die Beine rasieren und zu alledem noch gut riechen. Sprich: Männer, die es zulassen, auch ihre ‚weiblichen' Persönlichkeitsanteile zur Schau zu stellen. Eine Orientierung an gängigen Stereotypen über männliche Homosexuelle ist nicht zu übersehen. Allerdings scheint mit Metrosexualität die gleichzeitige (Über-)Betonung der stabilen Heterosexualität ihrer Protagonisten einher zu gehen. Wie sehr Metrosexualität als ein Phänomen gesehen werden kann, das zur Veruneindeutigung von Geschlechterbinarismen beitragen kann, ist deshalb fraglich.

When feminism goes queer, oder: queerer Feminismus?

Wenn feministische Politik (immer ‚nur') Identitätspolitik ist, wie können dann Feminismus und *queer theory/ studies* eine kreative, gesellschaftsverändernde Koalition eingehen, wo sich doch *queer* von seiner Geburtsstunde an einem Anti-Identitätsdiskurs verpflichtet hat? Das Wort *queer* stammt aus dem englischen Sprachraum und bedeutet dort wörtlich übersetzt etwa ‚seltsam', ‚schräg', ‚eigenartig', aber eben auch ‚verdächtig', ‚zweifelhaft', ‚homosexuell'. In der hier letztgenannten, derogativen Verwendung wurde und wird *queer* noch immer Schwulen, Lesben, Transsexuellen, Transgendern und anderen geschlechtsdevianten Subjekten verachtend auf Schulhöfen, in U-Bahnen oder auf sonstigen öffentlichen Plätzen lauthals hinterher gerufen. Grundsätzlich kann heute die Verwendung des Begriffes *queer* auf zwei unterschiedlichen,

häufig miteinander verwobenen, aber meist noch zu sehr voneinander getrennten Ebenen beobachtet werden: Einerseits als kurzes, knackiges Modewort in einer – wie gerne unterstellt wird – politisch desinteressierten Partyszene, der das Label SchwuLes(BiTrans) zu lang, zu kompliziert, zu eindeutig mit Homosexualität assoziiert und letztendlich zu unsexy erscheint. Andererseits wird *queer* in künstlerischen wie akademischen Kontexten als kritische Theorie (und im besten Fall: Praxis) mit gesellschaftsveränderndem Potential begriffen. Die Arbeiten von Teresa de Lauretis, die den Terminus *queer theory* erstmals auf einer Konferenz verwendete, als auch eine Ausgabe zum Thema *queer* der von de Lauretis mit herausgegebenen Zeitschrift *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* (1991), sowie Judith Butlers *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* (1990, dtsch. 1991) wirkten Anfang der 1990er Jahre als Motoren für die Ausgestaltung einer *queer theory*. Diese entwickelte sich in Anlehnung an feministische, lesbisch-schwule und dekonstruktivistische, stark von Michel Foucault geprägte Theorien, während sie sich von erstgenannten aber gleichzeitig auch distanzierte. Besonders Judith Butlers *Gender Trouble* (1990) gab reichlich Anlass zu Debatten zwischen Feministinnen und *queer*-Theoretikerinnen. Butler kritisiert einen Feminismus, der seine Politik auf einer fixen Identität, der ‚Kategorie Frau' als Subjekt des Feminismus, begründet und fordert eine „neue Form feministischer Politik (…), die den Verdinglichungen von Geschlechtsidentität und Identität entgegentritt: eine Politik, die die veränderlichen Konstruktionen von Identität als methodische und normative Voraussetzung begreift, wenn nicht gar als politisches Ziel anstrebt" (1991, 21). Dies führte, wie beispielsweise die Übersetzer_innen der deutschen Ausgabe von Annamarie Jagoses Einführung in die *queer theory* dokumentieren, zu einem „Sturm der Entrüstung seitens bundesdeutscher Feministinnen" (Jagose 2001, 185). Eine Darstellung der enormen Bedeutung von Butlers Werken für die Entwicklung der *gender* und *queer theory* nimmt im vorliegenden Band der *Freiburger GeschlechterStudien* Eveline Kilian vor, während die Romanistin Ingrid Galster Butlers Infragestellen einer essentialistischen (Geschlechts-)Identität bereits in Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* (1949, dtsch. 1951) begründet sieht.

Eine der zugänglichsten Einführungen in deutscher Sprache in die *queer theory* stellt noch immer Annamarie Jagoses *Queer Theory. Eine Einführung* (1996, dtsch. 2001) dar. Nach einer Begriffsklärung von Homosexualität gibt Jagose einen historischen Überblick von der Homophilenbewegung seit Ende des 19. Jahrhunderts, über das *gay liberation movement* der 1960er und 1970er Jahre und dem lesbischen Feminismus mit Fokus auf den 1980er Jahren bis zum Beginn identitätsüberschreitender Koalitionen während der AIDS-Krise, um *queer* schließlich im poststrukturalistischen Kontext zu verorten. Dabei lässt es sich Jagose dankenswerterweise nicht nehmen, in ihrer Einführung auch ein Kapitel zur (feministischen) Kritik an *queer* (2001, 129 ff) zu inkludieren. Die Aneignung des Begriffes *queer* als bis dato negativ besetztem Schimpfwort, das durch die stolze Selbstbezeichnungspraxis queerer Subjekte eine positive Aufwertung erfährt, war bei der Entstehung und Umsetzung queerer Theorien wie auch Praxen im Sinne des Foucault'schen ‚*reverse discourse*' (Foucault 1998, 101)

ein wichtiges Moment. Es ist kaum zu bestreiten, dass heute die meisten *queer*-Theoretiker_innen, die gelesen werden, in den USA leben und lehren. Damit lassen sich neue Ideen und Erkenntnisse oft nicht einfach auf den europäischen, geschweige denn auf einen nicht-amerikanisierten oder -europäisierten Kontext übertragen. Als wichtige Theorie-Einführung im deutschsprachigen Raum könnte sich deshalb das von Nina Degele vorgelegte Werk *Gender/ Queer Studies* (2008) etablieren. Im Anschluss an ihr Verständnis von *queer* als Methode der ‚Entselbstverständlichung' (vgl. Degele 2005) beschreibt Degele „Queer Studies als eine dreifach kritische Denkströmung" (2008, 43). In ihren Grundzügen sind *queer studies* demnach als Begriffs- und Kategorienkritik, Identitätskritik und Heteronormativitätskritik (vgl. ebd.) zu verstehen. Dass es beim Zusammentreffen eines patriarchatskritischen, dezidiert politisch-motivierten (Standpunkt-)Feminismus, der am ‚Subjekt Frau' festhält und in dichotomem Kategoriendenken verhaftet bleibt, mit einer anti-essentialisierenden, sexpositiven, queeren Theorie, die Identitäten als Prozesse, im Wandel, als ein *doing* (und nicht als ein *being* – wie altertümlich diese Haltung anmutet!) begreift, die performativ hergestellt werden, dass es zwischen diesen beiden nun also zu Grenz- und Definitionsmachtkämpfen kam und kommt, verwundert nicht. Dies vermag den Eindruck eines ungleichgewichtigen (Generationen-)Verhältnisses zwischen Feminismus und *queer* erwecken, das einem „outmoded, reformist, prudish, banal feminism of old" (Walters 2005, 11) ein *queer* gegenüberstellt, das sich als „young, hip, sex positive, a little masculine and ready to rock" (Levy 2004, 25, zit. nach Halberstam 2005a, 41) zu inszenieren (verkaufen?) versteht. Aber von welchem Feminismus ist hier die Rede? Von welchen Feminism*en*? Und schließlich: von welchem *queer*? Von welcher *queer theory*? Von welchen *queer studies*? Wer definiert wie (m_d)ein Feminismus- oder (m_d)ein *queer*-Verständnis auszusehen hat? Judith Butler schreibt in *Undoing Gender* (2004) zum Verhältnis von Feminismus, *queer* und trans:

> I believe, however, that it would be a mistake to subscribe to a progressive notion of history in which various frameworks are understood to proceed and supplant one another. There is no story to be told about how one moves from feminist to queer to trans. The reason there is no story to be told is that none of these stories are the past; these stories are continuing to happen in simultaneous and overlapping ways as we tell them. (Butler 2004, 4)

Und weil wir uns in dieser Gleichzeitigkeit bewegen, ist es umso wichtiger, „einen konstruktiven Dialog zwischen *queerer* und feministischer Theoriebildung und Praxis voran zu treiben, (…) Grenzgänge vermehrt zu ermöglichen, Gemeinsamkeiten zu stärken und Differenzen kontextuell zu überwinden" (*tom boi* 2008, 32; Hervorh, i, O,).

Definier′ mich nicht …

Queer entzieht sich seit jeher einer eindeutigen, endgültigen Definition. *Queer* ist ständig in Bewegung. *Queer* kann als Disziplin verstanden werden, die sich weigert diszipliniert zu werden (vgl. Sullivan 2003, v), als „anti-discipline discipline" (Merck/ Segal/ Wright 1998, 7), deren „unwillingness to be labelled" (Kirsch 2000, 5) sie von allem ‚Normalen' absetzt (vgl. Warner 1997, xxvi). Da *queer* aber, wie Jagose formuliert, „keine eigene Materialität oder Positivität für sich in Anspruch nimmt, begründet sich seine Abgrenzung zu dem, wovon es sich unterscheidet, notwendigerweise *relational* und nicht oppositionell" (Jagose 2001, 126; unsere Hervorhebung). *Queer* hat sich zu Beginn hauptsächlich mit Fragen zu Sexualität und (Körper-)Geschlechtsidentität befasst, die aber schon bald um Fragen zu *race*, Ethnie, Postkolonialismus und Nationalität erweitert wurden. Durch die queere Kritik an stabilen Identitätskonzeptionen wurden des Weiteren eine Fülle von Arbeiten im Feld von Transsexualität und Transgender ermöglicht sowie zu potentiell heteronormativitätskritischen Beziehungskonzepten wie sie in Bisexualität, Asexualität und Polyamorie angelegt sein können. Wir wissen nun, dass Homosexuelle nicht immer *queer* ‚sind' (ganz abgesehen davon, dass *queer* das *doing* dem *being* gegenüber privilegiert), es dafür aber durchaus queere Heterosexuelle/ *queer heterosexuals* gibt. In den Blick geraten ist auch die Gruppe der Intersexuellen, deren Subjektstatus in einem binären Geschlechtersystem ständig gefährdet ist.

Ebenfalls in den Fokus gerückt sind Arbeiten, die einem äußerst produktiven Zusammenspiel von *spatial turn*, *queer theory* und/ oder Metronormativitätskritik geschuldet sind (vgl. z.B. Halberstam 2005, Herring 2010). Nachdem das „Ende von queer, die Zukunft nach queer und die (Nicht-)Institutionalisierung von Queer Studies" (Haschemi Yekani/ Michaelis 2005, 7) bereits diskutiert wurden (und werden), läutete Lee Edelmans Buch *No Future. Queer Theory and the Death Drive* (2004) den *anti-social turn* in den *queer studies* ein. Edelman argumentiert in *No Future*, dass queere Subjekte epistemologisch an Negativität gebunden sind. Dass sie in einer durch Heteronormativität geprägten Gesellschaft unintelligibel bleiben und sich der Reproduktion entziehen – daher die Verbindung zum *death drive*. Eingebettet in den U.S.-Kontext wendet sich Edelman gegen einen politisch motivierten „cult of the Child" (2004, 19), da das unhinterfragt positiv konnotierte Bild des Kindes für ihn eine Zukunftsorientiertheit symbolisiert, die durch und durch heteronormativ geprägt ist und queere Subjekte zum Tode verurteilt:

> The Child (…) marks the fetishistic fixation of heteronormativity: an erotically charged investment in the rigid sameness of identity that is central to the compulsory narrative of reproductive futurism. And so, as the radical right maintains, the battle against queers is a life-and-death struggle for the future of a Child whose ruin is pursued by feminists, queers, and those who support the legal availability of abortion. (21 f)

Edelman schlägt deshalb vor, dass *queers* die Negativität, die sie strukturell umgibt und die sie sowieso symbolisieren, für sich annehmen sollten anstatt imperialistischen Hoffnungsgedanken an eine bessere Zukunft zu verfallen (vgl. hierzu auch Halberstam 2008). In Abgrenzung zu Vertreter_innen einer „political negativity" (Edelman 2006, 821) wie Lee Edelman und – wenn auch in anderer Ausprägung – Judith Halberstam, treten andere *queer*-Theoretiker_innen neuerdings wieder für queere Utopien ein. Als derzeit wichtigster Vertreter ist hier José Esteban Muñoz mit seinem Werk *Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity* (2009) zu nennen. Muñoz grenzt sich in der Einleitung zu *Cruising Utopia* deutlich von Edelmans Pessimismus ab, wenn er schreibt:

> We may never touch queerness, but we can feel it as the warm illumination of a horizon imbued with potentiality. We have never been queer, yet queerness exists for us as an ideality that can be distilled from the past and used to imagine a future. The future is queerness's domain. Queerness is a structuring and educated mode of desiring that allows us to see and feel beyond the quagmire of the present. (…) [Q]ueer aesthetics map future social relations. Queerness is (…) not simply a being but a doing for and toward the future. Queerness is essentially about the rejection of a here and now and an insistence on potentiality or concrete possibility for another world. (2009, 1)

Aktuelle Arbeiten im Feld der *queer studies*, die sich mit den derzeitigen gesellschaftlichen Verhältnissen auseinandersetzen, fokussieren thematisch außerdem auf Migration sowie Kapitalismus-, Neoliberalismus- und Ökonomiekritik (vgl. z.B. Engel 2009, Groß/ Winker 2007). Infolge des *anti-social turn* sehnen sich manche *queer*-Theoretiker_innen zudem nach der Formulierung einer queeren Ethik.

Postfeminismus? Popfeminismus? Neuer Feminismus? Oder: Wer soll denn da noch durchblicken!

Die Frage, was denn bitte *cool* sei am Feminismus, stellt sich wohl nicht. Denn: Wer heute noch das Wort *cool* benutzt, ist wahrscheinlich mindestens genauso *out* wie diejenigen, die sich beim Bewerbungsgespräch zum Feminismus bekennen. Zugegeben, ganz so einfach ist es nun auch wieder nicht: Es kommt ja schließlich auch darauf an, *wo* ich mich bewerbe. Und darauf, *was für eine* Feministin ich bin. Bin ich nun eine Gleichheitsfeministin oder Differenzfeministin, eine marxistische oder radikale Feministin, eine lesbische Feministin, Ökofeministin, Feministin *of color*, autonome Feministin, Anarcho-Feministin, queere Feministin, eine Individualfeministin, eine (andere Art von) Bindestrich-Feministin, ein Feminist gar? Oder doch eher eine Feministin, die *so* feministisch ist, dass sie gar keine Feministin mehr sein muss? Bin ich noch? Oder schon? Oder bin ich überhaupt? Ist ja alles ganz schön verwirrend.

Verkomplizierend kommt hinzu, dass häufig keine Eindeutigkeit in Bezug auf die Verwendung der einzelnen Begrifflichkeiten sowie in Bezug auf ihre poli-

tischen wie theoretischen Programme besteht. ‚Postfeminismus' beispielsweise wird häufig synonym mit dekonstruktivistischem Feminismus verwendet, der u.a. auf den Konstruktionscharakter der Kategorien *sex* und *gender* hinweist, eine rigide Geschlechterbinarität in Frage stellt und auf den Werken Judith Butlers fußt, was wiederum Überschneidungen mit einem queeren Feminismus beinhaltet. Zeitlich sind postfeministische Strömungen seit ca. Anfang der 1990er Jahre einzuordnen, was mit dem Aufkommen der sogenannten Dritten Welle des Feminismus zusammenfällt. Uneinigkeit herrscht des Weiteren darüber, ob Postfeminismus als Fortführung früherer Feminismen zu lesen ist und damit eine Art kontinuierliche (Weiter-)Entwicklung feministischer Politiken und Theorien darstellt oder ob Postfeminismus doch eher als eine Kritik an früheren, vermeintlich essentialisierenden Formen des Feminismus zu verstehen ist. Zusätzlich können wir auf keine einheitliche Schreibform zurückgreifen: Postfeminismus oder Post-Feminismus? Und hinter jeder der Schreibweisen versteckt sich potentiell auch noch die generelle Ablehnung des Feminismus. Nämlich dann, wenn wir das lateinische *post-* als ein *nach dem Feminismus* lesen und dem Feminismus auf diese Weise seine Daseinsberechtigung absprechen, da wir meinen, dass ‚wir als Frauen' bereits in allen Lebensbereichen gleichberechtigt seien, mit keinerlei Diskriminierungen mehr zu kämpfen hätten und deshalb die Ziele des altmodisch anmutenden Feminismus, mit dem wir auf gar keinen Fall assoziiert werden wollen, längst erreicht seien.

„Emanzipation: Wir brauchen einen neuen Feminismus" titelte die *Zeit* in ihrem Feminismus-Editorial 2006, in dem 15 Frauen zwischen 13 und 89 Jahren zu ihrer „Einstellung zum Feminismus"[2] befragt wurden. Was genau ein sogenannter Neuer Feminismus sei, was er erreichen wolle und wer an ihm teilhaben solle, wurde in den letzten Jahren, wie eingangs bereits erwähnt, medial wirksam sowohl in Büchern und Zeitungen wie auch in (Polit-)Talkshows ausgiebig diskutiert. Dies geschah u.a. angestoßen durch den Erfolg von Büchern wie Barbara und Allan Peases *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken: Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen* (2000) oder Eva Hermans *Das Eva-Prinzip: Für eine neue Weiblichkeit* (2006) auf Sachbuch(!)-Bestseller Listen. Letzteres bildet im vorliegenden Band der *Freiburger GeschlechterStudien* auch den Ausgangspunkt für Tina-Karen Pusses kritische Auseinandersetzung mit dem derzeitig immer wiederkehrenden Rekurs auf Pseudobiologismen, wenn über Frauen- und Männerrollen diskutiert wird. Die Debatte um einen feministischen *backlash* und die damit verbundene Forderung nach einem ‚neuen, modernen, zeitgemäßeren Feminismus' wurde und wird durch eine Fülle von Publikationen begleitet. Stellvertretend zu nennen sind hier u.a. *Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus* (2007) der Politikerin Silvana Koch-Mehrin und Thea Dorns *Die neue F-Klasse – Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird* (2006).

Einer der integralsten Bestandteile des Neuen Feminismus scheint eine Abkehr von allem zu sein, was landläufig und undifferenziert mit dem Stereotyp des ‚männerhassenden Differenzfeminismus der 1970er Jahre' assoziiert wird. Dass Feminismus neuerdings auch sexy sein kann, zeigte Mirja Stöcker 2007 in dem von ihr herausgegebenen Band *Das F-Wort. Feminismus ist sexy*.[3]

So verwundert es auch nicht, dass eine ‚neue Generation' von Feministinnen, deren Anhängerinnen sich selbstbewusst sogar wieder Feministinnen nennen (dürfen), im selbstgestrickten oder selbstgehäkelten, neuen, sexy-glitzernden Gewand daherkommt. Im Popfeminismus kommen nun die Do-It-Yourself-Kultur und die rotzfrechen Alpha-Mädchen, die „[m]it obszönen Gesten und dem Fäkal-Vokabular einer Gang aus den Bronx (…) in unser Bewusstsein" drängen oder „von den Medien dorthin gedrängt" werden, wie Violette Simon am Beispiel von Charlotte Roche und Lady Bitch Ray in der *Süddeutschen Zeitung* schreibt,[4] zusammen mit dem, was ‚die Erfinderin des Popfeminismus' in Deutschland, Sonja Eismann, in dem Sammelband *Hot Topic. Popfeminismus heute* (2007) sowie im von ihr mit-initiierten und seit Herbst 2008 erscheinenden *Missy Magazine. Popkultur für Frauen*[5] beschreibt:

> Missy ist ein Magazin für Frauen, die sich für Popkultur, Politik und Style interessieren – für Frauen wie uns halt. Missy berichtet von herausragenden Künstlerinnen, die Musik machen, Filme drehen, fotografieren. Aktivistinnen, die die Welt retten oder auf andere Arten bemerkenswert sind. Crafting und Kochen sind für uns ebenso Themen wie queere Pornografie oder Organisationen, die sich für sichere Abtreibungen einsetzen. Wir wollen ehrlich über Sex zu [*sic!*] reden – über hetero- und homosexuellen, heißen, langweiligen oder auch nicht vorhandenen. Wir zeigen Klamotten an und für Frauen, die nicht immer schlank, blond und perfekt enthaart sind. Wir lassen DJs, Sprayerinnen, Rechtsanwältinnen und Skaterinnen erklären, wie man in ihren jeweiligen Feldern glänzen kann.[6]

Hinzu kommt eine „Attitüde, die beständig den Status Quo mit einem Grinsen in Frage stellt. Weil wir (noch) nicht in einer gleichberechtigten Gesellschaft leben. Weil es noch viel zu diskutieren und zu verbessern gibt. Feminismus ist passé? We don't think so" (*Missy*). Humorvoll ist er also, der Popfeminismus. Er bestätigt und bricht gleichzeitig mit einem weiteren Vorurteil über ‚den alten, ernsten, eben humorlosen Feminismus', wobei er sich zugleich ganz eindeutig feministisch positioniert.

Als Vorbild für die Macherinnen des *Missy Magazines* mag die US-amerikanische Zeitschrift *Bitch: Feminist Response to Pop Culture* gedient haben, die seit 1996 erscheint. Das Aufkommen eines Popfeminismus ist einerseits kaum loszulösen von der *riot grrrl*-Bewegung, die Anfang der 1990er Jahre in den USA als feministische Untergrund-Punk-Bewegung mit Bands wie „Le Tigre", „Bikini Kill", „Sleater Kinney" oder „Tribe 8" einsetzte. Damit eng verknüpft ist die ebenfalls seit den 1990er Jahren bestehende (punk-)feministische *zine culture*. *Zine* steht hier als Kurzform für *magazine* oder *fanzine*. Produziert wurden und werden *zines* in vergleichsweise kleiner Auflage unter geringem Kostenaufwand – meistens einfache schwarz-weiß Kopien – für eine ausgewählte Zielgruppe. Die *zines* werden entweder getippt oder handgeschrieben und sind häufig mit Comiczeichnungen versehen. Im Bereich der Literatur und des Films kann man das Genre der *chick lit* (Literatur) bzw. der *chick flicks* (Film) der popfeministischen Richtung zuordnen. Filme und Serien wie „Bridget Jones", „Sex and the City"

oder auch „The L Word“ fokussieren recht humorvoll und beschwingt-fröhlich Themen im Leben einer ‚modernen Frau‘.[7]

Wie Sonja Eismann in einem Interview mit Sonja Büther anmerkt, wird der Popfeminismus selbstverständlich auch von verschiedenen Seiten kritisiert:

> Popfeminismus ist ein Begriff, der noch nicht wirklich mit Inhalt gefüllt worden ist. Er hängt ein bisschen luftleer in der Gegend – wie ein Versprechen, das noch nicht eingelöst wurde. Viele Leute aus der klassischen Linken finden, dass mit diesem Begriff eine gewisse Sinnentleerung einhergeht; und dass er sich nicht dafür eignet, um zum Beispiel Kapitalismuskritik zu üben. (Büther 2008)

Dennoch scheint er gut anzukommen, der Popfeminismus. Er ist eben nicht (nur) *cool*, denn (nur) *cool* zu sein, ist ja bereits wieder *out*, sondern er ist *hip*, der neue Popfeminismus. Oder falls *hip* auch schon wieder *out* ist, ist er eben ganz etwas Neues. Festzuhalten ist jedenfalls, dass es spannend bleibt in den Debatten um *den* Feminismus und *die* Feminism*en*. Dies zeigen auch die im vorliegenden Band der *Freiburger GeschlechterStudien* versammelten Beiträge.

Zu den Aufsätzen

In ihrer Streitschrift wendet sich die Literaturwissenschaftlerin **Tina-Karen Pusse** gegen die Pseudobiologismen in der antiintellektuellen Feminismuskritik neueren Datums. Denn Barbara und Allan Pease, Eva Herman und neuerdings sogar Norbert Bolz haben die Biologie als einen Term wieder entdeckt, mit dem Apologet_innen des neuen konservativen *roll back* gerne alternierend auf ‚die Hirnforschung‘ verweisen oder aber auf ‚die Genforschung‘, ‚die Evolutionstheorie‘ oder ‚die Neurophysiologie‘, sprich: auf Begründungszusammenhänge, aus denen sich angeblich schlüssig erklären lässt, warum Männer gerne hart arbeiten, während Frauen in neuen Schuhen die Wohnung dekorieren. Diese verstörende Renaissance des ‚Natürlichen‘ – mal szientistisch aufbereitet, mal eher vorwissenschaftlich verstanden als bloßes Bauchgefühl, betrifft nicht ausschließlich, aber vor allem den Diskurs um Gender.

Pusse beschäftigt sich eingehend mit Eva Hermans *Das Eva-Prinzip* und Norbert Bolz’ *Die Helden der Familie*, weil beide Publikationen im deutschsprachigen Raum ausgesprochen wirkmächtig waren – und noch sind. In beiden Publikationen fehlt vollkommen der humorvoll distanzierte Impetus der Texte z.B. des Ehepaares Pease. Was hier von Herman und Bolz gesagt wird, ist, in all seiner Absurdität, bitter ernst. Pusse zeigt, dass diese beiden Texte von wirkmächtigen kulturellen Phantasmen handeln, die auf Gedeih und Verderb als ‚Natur‘ ausgegeben werden und dass in der Verschleierung ihrer Kulturiertheit ein ganz beträchtliches Aggressionspotential liegt. Enggeführt werden beide Texte außerdem im Hinblick auf Donna Haraways These aus ihrem 1984 erschienen Essay „Primatology is Politics by other Means. The tragedy of the West is rooted in number: One is too few and two are too many“. Demnach

besteht die Tragödie der westlichen Kultur darin, dass Zweierbeziehungen hier nur als Beziehungen mit Dominanzproblemen gedacht werden können.

Auch der Beitrag der Autorin und Rundfunk-Journalistin **Jenny Warnecke** ist weniger eine akademische Auseinandersetzung im strengen Sinn. Warnecke versteht Feministinnen als Avantgarde. Gerade die Bewegung in den 1970er Jahren setzte als ein linker *think tank* seine Ideen mit einer breiten Streuung durch alle gesellschaftlichen Schichten um. Inzwischen gibt es eine Verqueerung von alten Forderungen und neuen – digitalen – Handlungsmustern, die die ‚Generation Feminismus' mit der jungen ‚Gener@tion' vernetzt. Es hat sich viel getan: Es gibt Männer, die ihre traditionellen Rollen neu formulieren und leben oder ‚in Ruhe' homosexuell sein wollen. Und Intersexuelle wünschen sich eine eigene *sex*-Kategorie im Pass – wie in Australien seit 2010 möglich. Sie alle sind im Grunde auf der Seite feministischer Theorien.

Da es in westlichen Kulturen mittlerweile kein offensichtliches Problem mehr ist als Frau ‚geboren zu werden', so Warnecke, ist die heutige Aufgabe, andere Marginalisierte mitzudenken und Feministinnen in ihren jeweiligen Bereichen zu unterstützen, anstatt untereinander zu konkurrieren oder sich gegenseitig zu attackieren. Schließlich geht jeder Bindestrich-Feminismus Facetten der geschlechtlichen Diskriminierung an.

Unter einem anderen Aspekt findet sich die Problematik feministischer Zersplitterung im Aufsatz der Soziologin **Nina Degele** und der Sozialwissenschaftlerin **Gabriele Winker** wieder. Im Überblick betrachten die beiden Autorinnen die rezenten feministischen Bewegungen und Strömungen, die vielfach unter Druck geraten sind: Einerseits haben selbstgenügsam gewordene Theoriediskussionen den Kontakt zur politischen Realität verloren. Andererseits tragen praxisorientierte Strategien rund um Diversity Management und Gender Mainstreaming zur Verwässerung eines feministischen Profils bei, das gegen soziale Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse deutlich Position bezogen hat. So predigen Protagonist_innen des Diversity Management Toleranz gegenüber Minderheiten, haben hinter einer auf Hochglanz polierten Fassade der Vielfalt aber häufig nur neoliberale Strategien der Imagepflege und Positionierung auf dem Markt zu bieten. Und Gender Mainstreaming-Expert_innen verlieren sich allzu oft in Karriereaufstiegs- und Mentoring-Programmen, ohne strukturelle Diskriminierungsgründe wie die Zuweisung der unbezahlten Sorge- und Versorgungsarbeiten an Frauen anzugreifen. Wenn allerdings neoliberale Strategien immer neue Verlierer_innen und Ausgegrenzte wie Kranke, Geflüchtete, Erwerbslose, Alleinerziehende, Minijobbende und Niedriglohnbeziehende produzieren, die in finanzieller und sozialer Unsicherheit leben und von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen sind, dann sollten Feminismen dazu – wieder deutlich verstärkt – Stellung beziehen. Eine Antwort der Autorinnen darauf ist die praxeologisch orientierte intersektionale Mehrebenen-Analyse, die von ihnen im Rahmen der Gender Studies entwickelt wurde und die Wechselwirkungen zwischen den Ungleichheit generierenden Kategorien *sex*, *class*, *gender* sowie *body* benennt – dies wird an einigen empirischen Beispielen verdeutlicht.

Der notwendig gewordenen Akademisierung feministischer Debatten, die zunächst in die Etablierung der Frauenforschung und nachfolgend in die Gender Studies mündete, gab die Philosophin Judith Butler einen gewichtigen Schub. Zwanzig Jahre nach der Publikation von *Gender Trouble* (1990) reflektiert der Beitrag der Anglistin **Eveline Kilian** die Bedeutung von Butlers kritischer Intervention für das feministische Denken und für die Weiterentwicklung der Gender Studies. Begründet sieht Kilian die zunächst sehr kritische Rezeption Butlers in Deutschland zumindest zum Teil durch ihr prinzipielles Infragestellen der Grundlagen des Feminismus, d.h. dessen stark essentialistischer Identitätspolitik. Für die *gender*-Theorie wurde vor allem der von Butler forcierte Perspektivenwechsel weg von der Beschaffenheit der Kategorie Geschlecht und hin zu den Prozessen der Kategorisierung und ihren Ein- und Ausschlüssen wegweisend, eine Verschiebung, die auch die kulturelle Zweigeschlechterordnung und ihre heteronormative Basis einer Kritik unterzog und als wichtiger Impuls für die *Queer Studies* diente.

Die späteren Schriften Butlers, die sich mit scheinbar so disparaten Themen wie AIDS-Opfer in Afrika, den Anschlägen vom 11. September 2001 oder den Kriegstoten in Afghanistan beschäftigen, greifen theoretische Aspekte auf, die sie in den *gender*-fokussierten Texten weniger konturiert hatte, und setzen diese zentral. Eine immer wiederkehrende Frage ist die des Subjektstatus und der Grenzen des Menschseins, und gerade daran wird die zunehmend offensichtliche politische und ethische Dimension von Butlers Denken deutlich, die der vorliegende Beitrag am Beispiel ihrer klaren Differenz zu extremeren Versionen der *anti-social thesis* in der *Queer Theory* illustriert.

Eine einflussreiche feministische Größe vor Judith Butler war Simone de Beauvoir. Ihr Satz „Man wird nicht als Frau geboren: Man wird dazu gemacht" ist vermutlich der meistzitierte der gesamten feministischen Literatur. Dennoch ist Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* (1949, dtsch. 1951) selbst – auch von versierten Geschlechterforscherinnen – selten genau und vollständig zur Kenntnis genommen worden. Die Romanistin **Ingrid Galster** skizziert daher zunächst die wichtigsten Thesen des Buches und stellt dar, was 1949 neben der kulturellen Konstruktion des sozialen Geschlechts, das später *gender* genannt wurde, absolut neu war. Außerdem zeigt sie, wie die Thesen Beauvoirs über die U.S.-amerikanische Rezeption unerkannt über den Globus verbreitet wurden und so auch nach Frankreich zurückfanden, wo *Das andere Geschlecht* in den 1970er Jahren zur Bibel des egalitären Feminismus erklärt wurde. Gleichzeitig diente es jedoch als Kontrastfolie für die psychoanalytisch fundierte Rationalitätskritik der Poststrukturalistinnen und die Position derjenigen, die auf der biologischen Differenz der Geschlechter und ihren Implikationen insistieren. Auch Julia Kristevas ‚recent turn to Beauvoir' verfolgt vor allem den Zweck, den ‚phallischen Universalismus' Beauvoirs definitiv ad acta zu legen. Judith Butler hat sich dagegen vor ihrem epochemachenden Buch intensiv mit Beauvoirs Körperkonzept befasst, rückte in *Gender Trouble* allerdings davon ab.

Angesichts der Kritik, die Butlers These von der performativen Herstellung des biologischen Geschlechts auslöste, erhält Beauvoirs Konzeption, die sowohl

biologischen Determinismus als auch soziopolitisch folgenloses Unterlaufen von Identität vermeidet, neue Aktualität. Gleiches gilt für ihr Konzept der Situation, das dem im Rahmen der *Cultural Studies* entstandenen intersektionellen Feminismus nützen kann, denn es erlaubt, Konditionierungen (oder Differenzen) unterschiedlicher Art simultan zu denken, ohne einem Essentialismus das Wort zu reden. Dass bestimmte Themen, die Beauvoir im *Anderen Geschlecht* behandelt, heute weniger aktuell sind als 1949, liegt vor allem daran, dass die wichtigsten Forderungen, die sie stellte, trotz weiterhin nötiger Nachbesserungen erfüllt sind: Geburtenkontrolle und Teilnahme der Frauen an der Erwerbsarbeit. Die Vorstellung, Beauvoir habe generell Mutterschaft abgelehnt, beruht auf einem Missverständnis, an dem vielleicht der sehr schnell niedergeschriebene Text nicht unschuldig ist. Hier wie sonst sieht Galster in *Das andere Geschlecht* noch unausgeschöpftes Potential, mit dem die Genderforscherinnen sich endlich auseinandersetzen sollten.

Sowohl unter Bezug auf Butler als auch de Beauvoir stellt die Diplom-Theologin **Saskia Wendel** ein Konzept einer ‚*gender*-bewussten' theologischen Anthropologie als Basis einer ebenso ‚*gender*-bewussten' Rede von Gott vor. Leitend ist dabei der Gedanke, dass die Feministischen Theologien durch die *gender*-Theorien zu einer Modifizierung ihrer eigenen Konzeptionen herausgefordert sind. Wendel skizziert zunächst nicht nur die ursprüngliche Motivation und Zielsetzung Feministischer Theologie, sondern auch die wichtigsten Stationen feministischer Theoriebildung: Gleichheitsfeminismus, Differenzfeminismus, *gender*-Theorien. Sie plädiert für einen modifizierten Gleichheitsfeminismus in der Tradition Simone de Beauvoirs, der die Kritik Judith Butlers an den Modellen der sexuellen Differenz und am Gedanken einer vorgängigen Geschlechtsidentität aufgreift und dabei auch den Begriff der Freiheit gerade im Blick auf Körperpraxen und Geschlechtskonstruktionen herausstellt. Zugleich macht Wendel auf die Schwachstellen der *gender*-Theorie Butlers aufmerksam, so etwa ihre Verabschiedung des Subjekt-Gedankens und die Konzeption eines quasi ‚allmächtigen' Diskurses. Beides widerspreche, so Wendel, dem Anliegen Butlers, eine ‚Philosophie der Freiheit' gerade auch im Hinblick auf *gender* zu formulieren.

Dennoch greift die Autorin Butlers Konzept für ihr eigenes Modell einer theologischen Anthropologie auf, integriert es jedoch in einen transzendentalen Begründungsgang. In dessen Zentrum steht die Interpretation des Gottebenbildlichkeitsgedankens vor dem Horizont neuzeitlicher Subjekt- und Freiheitsphilosophie: Das einzelne, seiner selbst bewusste Dasein ist als Subjekt und in Freiheit Bild Gottes und realisiert dies nicht allein im Bewusstsein, sondern auch in seinem Leib und in seinem Körper. Hier gehört auch der Entwurf einer je eigenen Geschlechtsidentität hinzu, dies aber nicht in Bezug auf eine angeblich natürlich vorgegebene Bestimmung von ‚männlich' und ‚weiblich', sondern in Bezug auf diskursive Praxen, die auch die Konstruktion von *gender* betreffen. In dieser Konstruktion verfehlt das Dasein also gerade nicht seine Gottebenbildlichkeit, sondern realisiert sie im Vermögen der Freiheit zum Entwurf seiner selbst.

Dem Problem, dass die bisherigen konstruktivistischen Zugriffe der Genderforschung auf Körper und Materie nur deskriptiv-rekonstruierend, nicht jedoch normativ-intervenierend auf naturwissenschaftliche Debatten Bezug nehmen, widmet sich die Biologin und Kulturwissenschaftlerin **Kerstin Palm**. Anhand des aktuellen Sammelbandes *Material Feminisms* (2009) von Susan Hekman und Stacy Alaimo erkundet und kommentiert die Autorin kritisch, welche Möglichkeiten einer intervenierenden Genderforschung zurzeit für Körper- und Materiekonzepte diskutiert werden. Die dazu exemplarisch ausgewählten Aufsätze beziehen sich vor allem auf neue biologische bzw. biomedizinische Konzepte von Körpern, aber auch auf neue physikalische Konzepte von Materie oder neue sozialökologische Modelle von Körper-Umwelt-Szenarios. Doch diese vorgeschlagenen Ontologien sind hinsichtlich ihres emanzipativen Potentials noch nicht überzeugend entwickelt, so dass Palm abschließend einen eigenen Vorschlag für die Formulierung reflexiver Ontologien unterbreitet.

Desgleichen im Hinblick auf die Naturwissenschaften und mit Rekurs auf die eigene Biografie begibt sich die Biologin **Sigrid Schmitz** auf die Reise entlang einiger Stationen und Diskurse der Genderforschung – von der feministischen Naturwissenschaftskritik über die *Gender & Science Technology Studies* bis zu aktuellen Ansätzen des *feminist materialism* und des *embodying*. Die Auseinandersetzung mit diesen Themenfeldern war und ist innerhalb des feministischen Diskurses gekennzeichnet von Grenzüberschreitungen zwischen den Disziplinen und Wissenschaftskulturen, zwischen Natur und Kultur, zwischen Identität und Differenz, zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Determination und Dekonstruktion. Die Potentiale dieser Ansätze vertieft Schmitz an Beispielen ihrer Auseinandersetzungen mit Geschlecht im neurowissenschaftlichen und technologischen Feld.

Das Thema Körper als Gegenstand feministischer Reflektionen taucht im Beitrag der Medizinerin **Elisabeth Zemp** ebenfalls konkreter auf. Zunächst nimmt die Autorin eine historische Situierung des Kontextes von Geschlecht und Gesundheit vor, um dann darauf einzugehen, wie Geschlecht in Public Health und in der epidemiologischen Denkweise Eingang findet. Anhand ausgewählter Beispiele wird der Umgang mit Geschlecht in epidemiologischen Geschlechteranalysen illustriert. Die Auseinandersetzung mit Geschlechtsunterschieden wird dabei als eine Möglichkeit dargestellt, Geschlecht zu reflektieren und besser zu verstehen. Zemp plädiert für eine Aufweichung der Sichtweise, Geschlechtsunterschiede ausschließlich als konstruktivistische Herstellung und Re-Iteration von Geschlechterbinarität anzusehen und den Blick auch auf den Informationswert zu richten, der durch die Analyse von Geschlechtsunterschieden für das Verständnis von Geschlecht gewonnen werden kann. Sie fordert dafür ein iteratives Verfahren der Reflexion: Geschlechtsunterschiede nicht als Festlegung, sondern als Ausgangspunkt der Beobachtung und Beschäftigung mit Zusammenhängen zwischen Geschlecht und Gesundheit zu nutzen.

Einen ähnlichen Ansatz vertreten die beiden Psychologinnen **Melanie Steffens** und **Irena Dorothee Ebert**, wenn sie ein Defizit in der konstruktivistischen Geschlechterforschung beklagen und für mehr Methodenvielfalt eintreten, indem sie neben radikalen theoretischen Entwürfen auch empirische Forschung auf ‚dem Boden der Tatsachen' geschlechtlicher Lebenswirklichkeiten als Teil der Gender Studies verstehen. Doch sehen Steffens und Ebert zwischen den Gender Studies, die von Soziologie und Geisteswissenschaften geprägt sind, und dem internationalen Establishment in der heutigen akademischen Psychologie einen tiefen Graben. Die Psychologie versteht sich zentral als empirische Wissenschaft, aus Sicht vieler Forscher_innen im Bereich der Gender Studies ist sie eindeutig als Naturwissenschaft zu klassifizieren. Während gerade Sozialpsycholog_innen die Kategorie Geschlecht, ihre Wahrnehmung sowie Auswirkungen auf Selbst und Andere in hunderten von Studien zu Geschlechterstereotypen und -einstellungen sowie deren Konsequenzen untersuchen, findet wenig Austausch zwischen Psychologie und Gender Studies statt. So stellt der Beitrag die Psychologiegeschichte sowie zentrale Grundannahmen der heutigen akademischen Psychologie dar und kritisiert die ebenfalls begrenzte Perspektive der aktuellen Gender Studies. Vor diesem Hintergrund werden von den beiden Wissenschaftlerinnen drei ausgewählte eigene empirische Untersuchungen erörtert, die Implikationen für Gender Studies haben:

Erstens werden Belege für einen subtilen Diskriminierungsmechanismus aufgezeigt, der Frauen auf dem Weg an die Spitze behindert. So kann die soziale Orientierung von Frauen ihnen in kritischen Performanzsituationen schaden, in denen sie vor nicht-responsivem Publikum reüssieren müssen. Zweitens werden Studien erläutert, die zeigen, dass explizite und implizite Geschlechterstereotype mit Karriereentscheidungen von Mädchen einhergehen, wenn sie den MINT-Fächern den Rücken kehren. Und drittens wird ein Beispiel dafür angeführt, dass empirische Befunde zu Einstellungen gegenüber Frauen und Männern feministischer Theoriebildung widersprechen können. Denn nach Steffens' und Eberts ersten Ergebnissen ist der Bezug zum anderen Geschlecht nur für die Identität von Männern, nicht aber von Frauen, konstitutiv.

In Anbetracht dessen sind die beiden Autorinnen der Ansicht, dass die gesellschaftliche Bedeutung der Gender Studies von größerer Methodenvielfalt in der Empirie nur profitieren kann, und es bereichernd für die Forschung aller Beteiligten ist, die Grenzen der eigenen Perspektive im Dialog klarer zu erkennen.

Mit einem Feld, in dem implizite Geschlechterstereotypisierungen besonders durchgreifen, befasst sich die Diplom-Pädagogin **Lotte Rose.** Wie, wann, wo und mit wem Frauen Kinder auf die Welt bringen, ist keineswegs eine natürliche Sache, sondern Gegenstand von umfassenden normativen Regulierungen. Nach den Medikalisierungen der Geburtshilfe im 18. Jahrhundert formiert sich seit den 1970er Jahren verstärkt eine kritische Gegenbewegung, die auf eine de-medikalisierte, ‚natürliche' und ‚sanfte' Geburt abzielt. Zentrale Protagonistin ist die feministische Frauengesundheitsbewegung. Selbstbestimmung der Gebärenden, Aufwertung der Hebammenkünste, Wiederbelebungen vergangener Geburtspraxen, natürlich-traditionelle Behandlungsformen, Hausgeburten,

Geburtshäuser, Beteiligung der Väter am Schwangerschafts- und Geburtsgeschehen, Rooming-In auf den Wöchnerinnen-Stationen werden propagiert. Diese Reformen reihen sich insofern passgenau in die allgemeinen Individualisierungsentwicklungen ein, da die Gebärende nachdrücklich als autonomes Subjekt eingesetzt wird, die das Geburtsgeschehen selbst individuell bestimmen soll und muss. Gleichwohl wirken diese kulturellen Freisetzungen unter der Hand wiederum als weibliche Individualisierungsbarrieren, indem sie der werdenden Mutter ein hohes Maß an Verantwortung, umfangreiche Arbeitsaufgaben und eine exklusive Position im Kontext der Natalität und Säuglingsfürsorge zuweisen. Indem Mütter – und zunehmend auch Väter – die Geburt ihres Kindes als ihre eigene Aufgabe verantwortungsvoll annehmen, sichern sie zugleich seine Vergesellschaftung ab. Die Einarbeitung in die Wissens- und Bildbestände zum Gebären, die Suche nach Expertise, die aktive Beteiligung an den Diskursproduktionen, die eigene engagierte Arbeit an der beglückenden und guten Geburt, dies alles transportiert – sozusagen hinter dem Rücken der Akteur_innen – weit reichende Normalisierungsvorgänge.

Genauso nachhaltig von vergeschlechtlichten Stereotypisierungen und Normalisierungsvorgängen ist der soziale Umgang mit der Liebe geprägt. Die feministische Kritik an der Liebe unterzieht die Soziologin **Stephanie Bethmann** einer Revision. In den 1970er und 1980er Jahren war die romantische Liebe, das Herzstück der bürgerlichen Familie, heftigen Angriffen der Feministinnen ausgesetzt: Liebe sei ein Instrument zur Unterdrückung der Frau und legitimiere die hierarchische geschlechtliche Arbeitsteilung. Diese Thesen wurden von der Forderung flankiert, das Private als politisch zu begreifen. So sollten sich auch intime Familien- und Paarbeziehungen an politischen Ansprüchen auf Egalität, Freiheit und Demokratie messen lassen. Doch es ist leiser geworden um solch eine radikale Kritik der Liebe. Sowohl im gesellschaftlichen Diskurs als auch in soziologischen Perspektiven auf das Thema zeichnet sich in den 1990er Jahren eine Trendwende ab: Demokratische Partnerschaft heißt das neue Paradigma der Liebesbeziehung. Liebende seien demnach zunehmend gleichberechtigte Partner_innen, die sich freiwillig und zum gegenseitigen Nutzen zusammentun. Ungerechtigkeit lässt sich mit einer partnerschaftlichen Semantik vordergründig nicht mehr legitimieren, beide Partner_innen haben gleiches Anrecht auf die Verwirklichung ihrer Bedürfnisse. Wenn eine Beziehung das nicht bietet, dann können, ja *müssen* sie eben auseinander gehen. Hiermit ist Unterdrückungsverhältnissen und ungleicher Arbeitsteilung der ideologische Schleier der Romantik genommen – Liebende opfern sich nicht mehr um der Liebe willen. War die Kritik also so wirksam, dass sie sich inzwischen selbst abgeschafft hat?

Anhand einer exemplarischen Analyse von Anthony Giddens' Studie *The Transformation of Intimacy* (1992) demonstriert Bethmann, dass die optimistische Einschätzung zum demokratischen Beziehungskonzept auf wackligen Füßen steht: auf dem Begriff eines Individuums nämlich, das sich selbst und seine Beziehungen reflexiv durchdringen und sich frei entscheiden könne. Dadurch geht, wie die Autorin argumentiert, viel kritisches Potential einer soziologischen Analyse von Liebe verloren. Giddens verbleibt innerhalb eines

normativ-ideologischen Diskurses der Selbstbestimmung und versäumt dabei, diesen Diskurs auf mögliche Ungleichheit stabilisierende Funktionen hin zu prüfen. Um die These vom demokratisierten Geschlechterverhältnis um die fehlende kritische Dimension zu ergänzen, zieht Bethmann vor allem die empirische Studie von Günter Burkart und Cornelia Koppetsch *Die Illusion der Emanzipation* (1999) heran. Es zeigt sich, dass mit der Liebessemantik ‚Partnerschaft' eine neue Form der Verschleierung entsteht. Denn Ungleichheiten und asymmetrische Arbeitsteilung erweisen sich auch in anscheinend emanzipierten Liebesbeziehungen als persistent. Das ist nicht nur eine Kluft zwischen Ideal und Praxis, sondern die Egalitäts- und Individualitätsrhetorik haben für Ungleichheiten in Liebesbeziehungen eine konstitutive Funktion. Abschließend präsentiert die Autorin anhand eines derzeit laufenden Forschungsprojekts einige Ideen, wie man diesen Einsichten in einer kritischen Liebesforschung heute Rechnung tragen kann.

Im Rahmenprogramm zur Vortragsreihe *Feminisms Revisited* boten die beiden Diplom-Sportlehrerinnen **Sabine Karoß** und **Petra Plata** erstmals einen Kurzworkshop an, dessen Ziel es war, im doppelten Wortsinn ‚bewegende' Antworten zu Aspekten des geschlechter(un)gerechten (Ver-)Haltens zu suchen. Insofern wurde in dem Workshop mit den scheinbar geschlechtsspezifischen Vorlieben und Gewohnheiten in der Art sich körperlich auszudrücken gespielt: Habitus nahm Züge von Habitussi an und umgekehrt. Wie fühlt sich das fehlende bzw. ergänzte ‚-si' im Rollenspiel an – und wozu führt es? Das war die spannende Frage, der sich die Teilnehmer_innen stellten.

Dem Spielen mit Geschlechtskategorien widmet sich ebenfalls Virginia Woolfs Roman *Orlando* (1928), der seit seinem Erscheinen immer wieder neu interpretiert und vollkommen gegensätzlich bewertet worden ist. Die Abhandlung der Anglistin **Nadine Milde** veranschaulicht, dass diese Widersprüchlichkeit nicht nur an verschiedenen einander ablösenden Theoriepositionen, z.B. aus feministischem und queerem Umfeld, liegt. Sie ist vielmehr im Buch selbst schon angelegt, das unter anderem zwischen verschiedenen Definitionen von Androgynität, zwischen Essentialismen und ihrer Dekonstruktion schwankt, und letztlich jegliche endgültigen Wahrheitsansprüche verwirft.

Sally Potters filmische Adaptation dagegen scheint die Buchvorlage auf den ersten Blick stärker auf eine einzige Interpretationsmöglichkeit festzulegen: Für die Regisseurin überschreitet Orlando letztlich alle (Geschlechts-)Kategorien und steht für ein neutrales, universelles Mensch-Sein. Das Werk ist daher oft als enttäuschend reduktionistische Umsetzung des Buches kritisiert worden. Milde zeigt allerdings, dass der Film vielfach die von der Regisseurin geäußerte Botschaft untergräbt und so auch die Adaptation für diverse Interpretationsmöglichkeiten öffnet. Diese Mehrdeutigkeit liegt nicht zuletzt an Besonderheiten des filmischen Genres, vor allem an dem Problem der Rollenbesetzung. Spezielles Augenmerk gilt hier daher der Frage, wie Orlandos Geschichte einer Wandlung vom Mann zur Frau im Medium Film umgesetzt wird.

Nicht mit der Grenzüberschreitung von Geschlechtskategorien, sondern mit der von Mensch und Technik befasst sich der Beitrag der Kulturwissenschaftlerin **Marion Mangelsdorf** – und zwar mittels des surrealen, farbenfrohen und romantisch-komischen Science-Fiction-Films *Teknolust* (2002), bei dem Lynn Hershman-Leeson Regie führte. Hauptdarstellerin Tilda Swinton liefert hier eine vielgestaltige Performance ab, indem sie die Biogenetikerin Rosetta Stone wie auch die drei Replikantinnen spielt, die diese aus ihrer eigenen DNA anfertigte. Während die Reproduktion der Cyberdrillinge so einfach war wie „Brownies zu backen", erweist sich jedoch die Betreuung und Fürsorge der drei als schwierig. Nicht allein, weil sie für ihr Überleben ein Y-Chromosom benötigen, das sie männlichem Sperma entnehmen müssen, drängt es die Klone in die Welt der Menschen.

Anhand des Films lässt sich lustvoll durchdeklinieren, dass wir Cyborgs sind, wie die feministische Naturwissenschaftsforscherin Donna J. Haraway im *Manifesto for Cyborgs* bereits 1985 äußerte. Ebenso können mit dem Film Überlegungen Haraways weiterentwickelt werden, die sie in ihrem 2003 erschienenen zweiten *Companion Species Manifesto* skizziert hat: Wie kann ein Leben, die Liebe und das Begehren zwischen uns und anderen Cyborgartigen aussehen? In Verbindung mit Haraway nimmt Mangelsdorf den Film *Teknolust* zum Anlass, das *Uncanny Valley* zu durchschreiten, das humanoide Kunstwesen passieren müssen, bevor sie von Menschen Akzeptanz erfahren und sexy, charmant und intelligent – wie die Cyberdrillinge – deren Herzen erobern können.

Auch Lynn Hershman-Leesons Film *Conceiving Ada* (1997) ist im Science-Fiction-Genre zu verorten und verfolgt die steile Karriere der Symbolfigur Augusta Ada Byron King, Gräfin von Lovelace, zur Ikone der Informationstechnologie. Die Historikerin **Christa Klein** ordnet den Film vor dem Hintergrund unterschiedlicher Aneignungsformen dieser historischen Figur ein und stellt verschiedene Repräsentations- und Aneignungsformen der Gräfin – abermals gespielt von Tilda Swinton – vor. In einer dreistufigen Analyse wird nicht nur der Frage nach den geschichtsvermittelnden Potentialen, sondern ebenso der nach den geschichtspolitischen und selbstreflexiven Aspekten dieses Science-Fiction-Historiendramas nachgegangen.

Noch einmal mit Tilda Swinton in der Hauptrolle, schwankt die Darstellung von Mütterlichkeit zwischen Affirmation und Subversion in *Julia* (2008) – einem Film von Eric Zonca, mit dem sich die Theologin und Literaturwissenschaftlerin **Andrea Zimmermann** befasst. Anhand der detaillierten, filmischen Studie einer Frauenfigur, die zwischen Egozentrik, Gefühlskälte, Überforderung und Zärtlichkeit changiert, werden zunächst normative Erwartungen an dieses als historisch zu begreifende Konzept der Mutterliebe aufgerufen. Im weiteren Verlauf bleibt das Konzept einerseits den stereotypen Erwartungen von Fürsorglichkeit und Emotionalität verpflichtet, andererseits wird es von biologischer Mutterschaft getrennt und als sozial konstruiert lesbar gemacht. Die Prozesse der Manifestation gesellschaftlich erwarteter Verhaltensweisen werden dabei vor allem an körperliche Praxen gekoppelt vorgestellt. Mütterlichkeit entsteht

somit ganz im Butlerschen Sinne mittels performativer Akte und kann nicht mehr als naturgegebene Eigenschaft verstanden werden.

Eine kritische Auseinandersetzung mit Naturalisierungen und Homogenisierungen sozialer Kategorien sowie Körperpraxen ist auch der Film *Phantasien einer Frau*. Nach der Literaturwissenschaftlerin **Caroline Günther** könnte die deutsche Übersetzung von *Female Perversions* (1996) jedoch kaum unzutreffender, anstößiger und zugleich inspirierender ausfallen. Nicht um die Fantasien einer einzigen, sondern eher um die Neurosen mehrerer Frauen kreist das in Anlehnung an Louise Kaplans psychoanalytische Studie über weibliche Perversionen gedrehte Debüt von Susan Streitfeld und lässt sich damit im diskursiven Kontext einer *queer*-feministischen Kritik an einer rigiden heteronormativen Geschlechterordnung als Spiegel jeglicher (perversen) Fremd- und Selbstkonstitution situieren. In dem Film werden perverse Konzeptionen von Geschlecht, Geschlechterrollen sowie sexuellen Handlungen vorgeführt, stabile (Geschlechts-)Identitäten vorgetäuscht, weibliche Wunsch-, Angst- und Traumbilder inszeniert, traumatisierte Körper maskiert, gefesselt, geritzt, begraben, diszipliniert und de-/konstruiert, normierende gesellschaftliche Konstruktionen und Konventionen visualisiert, und die Konfrontation mit Fragen nach eigenen Perversionen sowie folglich der Konstitution und Determination des eigenen körperlich-leiblichen Ich wiederholt implementiert.

Feminisms Revisited – eine Momentaufnahme

Die *Freiburger GeschlechterStudien* verstehen feministische Theorie als differenzierte Kultur- und Gesellschaftsanalyse und möchten daher Abstand nehmen von medial veranstalteten Schlammschlachten auf Feucht- und anderen Gebieten. Der medienmächtige Diskurs um den Neuen Feminismus schafft zwar durchaus politische Gelegenheiten zu kritischer Intervention. Doch ist es dabei weiterhin wichtig, konsequent auf Kategorien wie Geschlecht und Sexualität sowie auf Ethnizität, *race*, Klasse und Alter hinzuweisen, da diese weltweit Ungleichheiten und Diskriminierungen produzieren. Auf diese globalen, transnationalen Zusammenhänge wird insbesondere auch der 2011 erscheinende Band der *Freiburger GeschlechterStudien* zum Thema „Migration, Mobilität, Geschlecht“ eingehen.

Der aktuelle Band „Feminisms Revisited“ appelliert zum einen an das feministische Erinnerungsvermögen und soll das diesbezügliche kulturelle Gedächtnis stärken. Zum anderen geht es uns um Revision im besten Sinn: um eine Rückschau und Prüfung, um ein Neu-Einordnen, aber eben auch darum, wieder Visionen für eine (geschlechter-)gerechtere Zukunft zu entwerfen. So soll der vorliegende Band dazu beitragen, dass unter Einbeziehung fundierter Analysen, die sowohl aktuelle als auch vormalige Erkenntnisse berücksichtigen, die gegenwärtige aktivistische, mediale, popkulturelle, politische wie auch theoretische Auseinandersetzung um Feminismus und Feminismen produktiv bereichert und fruchtbar gemacht wird.

Anmerkungen

1 Wir verwenden die besonders im Kontext der *queer theory* mittlerweile gängige Unterstrich-Schreibweise. Diese wird, beispielsweise in linguistischen Arbeiten, auch als *gender gap* bezeichnet. Mit dem Unterstrich möchten wir auf eine Leerstelle hinweisen, die sich mit multiplen Geschlechtsidentitäten füllen lässt, einen (Zwischen-)Raum jenseits rigider Geschlechterbinaritäten eröffnet und so z.B. von Transgendern, Intersexuellen oder Transsexuellen positiv besetzt werden kann.

2 Zitiert nach der online-Ausgabe des „Feminismus-Editorials" zu finden unter <http://www.zeit.de/2006/35/Feminismus-Editorial>, letzter Zugriff 04. September 2010.

3 Der spielerische Titel des Sammelbandes erinnert nicht nur an das f***-Wort, das amerikanische Radiostationen in Songtexten immer ausblenden. Der Titel versucht auch einen mit einem Schimpfwort assoziierten Feminismus positiver zu konnotieren. Zudem evoziert er Parallelen zur Fernsehserie „The L Word" (2004-2009), der ersten amerikanischen TV-Serie, in der (fast ausschließlich) lesbische, bisexuelle und transgender Hauptdarsteller_innen zu sehen waren.

4 Zitiert nach Violetta Simons Artikel „Der neue Feminismus. Total von der Rolle" zu finden unter <http://www.sueddeutsche.de/leben/der-neue-feminismus-total-von-der-rolle-1.187676>, letzter Zugriff 04. September 2010.

5 Mein Dank gilt an dieser Stelle Lina Wiemer, die mich ich auf die erste Ausgabe des *Missy Magazines* aufmerksam gemacht hat (mo). Siehe auch Lina Wiemers Rezension zu *Hot Topic* (2007) im vorliegenden Band. Siehe auch Lina Wiemers Rezension zu *Hot Topic* (2007) im vorliegenden Band.

6 Zitiert nach der HomepagWsy Magazines zu finden unter <http://missy-magazine.de/about/>, letzter Zugriff 04. September 2010. Alle folgenden Zitate von dieser website sind gekennzeichnete durch (*Missy*).

7 Eine gelungene Textzusammenstellung, die als Einführung in *chick lit* und *chick flick* dient, haben Suzanne Ferris und Mallory Young (2006) vorgelegt.

Literatur

Arn, Christof (2000) *HausArbeitsEthik. Strukturelle Probleme und Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- und Familienarbeit in sozialethischer Perspektive*. Zürich: Rüegger.

Baar, Robert (2010) *Allein unter Frauen: Der berufliche Habitus männlicher Grundschullehrer*. Wiesbaden: VS Verlag.

Bauer, Frank (2009) „Nicht viel Neues in Küche und Kinderzimmer – Zur Beharrlichkeit der traditionellen geschlechtsspezifischen Zeitverwendung in Deutschland und Großbritannien." *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*. Hg. Martina Heitkötter/ Karin Jurczyk/ Andreas Lange/ Uta Meier-Gräwe. Leverkusen Opladen/ Farmington Hills: Barbara Budrich, 235-257.

Baur, Nina (2007) „Der perfekte Vater – Männer im Konflikt zwischen eigenen Vorstellungen und institutionellem Rahmen." *Freiburger GeschlechterStudien* 21/2007: 79-113.

Bergmann, Franziska/ Jennifer Moos (2007) „Männer und Geschlecht." *Freiburger GeschlechterStudien* 21/2007: 13-37.

Bourdieu, Pierre (2005) *Die männliche Herrschaft* [1998]. Übersetzt aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Brückner, Margrit (2008a) „Wer sorgt für wen? Auswirkungen sich wandelnder Geschlechter- und Generationsverhältnisse auf die gesellschaftliche Organisation des Sorgens (Care)." *Gerechtigkeit, Geschlecht und demografischer Wandel*. Hg. Annemarie Bauer/ Katharina Gröning. Frankfurt/M.: Mabuse, 45-62.

Brückner, Margrit (2008b) „Kulturen des Sorgens (Care) in Zeiten transnationaler Entwicklungsprozesse." *Soziale Arbeit und Transnationalität: Herausforderungen eines spannungsreichen Bezugs*. Hg. Hans-Günther Homfeldt/ Wolfgang Schröer/ Cornelia Schweppe. Weinheim/ München: Juventa, 167-184.

Budde, Jürgen/ Ingelore Mammes (2009) Hg. *Jungenforschung empirisch: Zwischen Schule, männlichem Habitus und Peerkultur*. Wiesbaden: VS Verlag.

Büther, Stefanie (2008) „Pop. Die dritte Welle." Interview mit Sonja Eismann. *Zeit online. Zuender*. 04. September 2010 <http://zuender.zeit.de/2008/01/interview-sonja-eismann-popfeminismus-hot-topic?page=1>.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter* [1990]. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2004) *Undoing Gender*. New York/ London: Routledge.

Connell, Robert W. (2000) *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* [1999]. Übersetzt aus dem Australisch-Englischen von Christian Stahl. Opladen: Leske + Budrich.

Degele, Nina (2005) „Heteronormativität entselbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies." *Freiburger FrauenStudien* 17/ 2005: 15-39.

Degele, Nina (2008) *Gender/ Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Wilhelm Fink.

Dierks, Marianne (2008) „Karriere! - Kinder? Küche? Eine explorative Studie zur Verrichtung der Reproduktionsarbeit in Familien mit qualifizierten berufsorientierten Müttern aus der Perspektive von Frauen nach Beendigung ihrer Erwerbsarbeit." *Gerechtigkeit, Geschlecht und demografischer Wandel*. Hg. Annemarie Bauer/ Katharina Gröning. Frankfurt/M.: Mabuse, 63-86.

Dorn, Thea (2006) Hg. *Die neue F-Klasse – Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird*. München: Piper.

Edelman, Lee (2004) *No Future. Queer Theory and the Death Drive*. Durham/ London: Duke University Press.

Edelman, Lee (2006) „Antagonism, Negativity, and the Subject of Queer Theory." *PMLA* 121.3: 821-823.

Eismann, Sonja (2007) *Hot Topic. Popfeminismus heute*. Mainz: Ventil.

Engel, Antke (2009) *Bilder von Sexualität und Ökonomie: Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld: Transcript.

Erdem, Esra (2003) „Hausarbeit in der ethnischen Ökonomie." *Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung*. Hg. María do Mar Castro Varela/ Dimitria Clayton. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer, 223-236.

Feminismus-Editorial (2006) „Emanzipation: Wir brauchen einen neuen Feminismus." *Editorial* 35/2006. *Zeit online*. 04. September 2010 <http://www.zeit.de/2006/35/Feminismus-Editorial>.

Ferris, Suzanne/ Mallory Young (2006) Hg. *Chick Lit. The New Woman's Fiction*. New York/ London: Routledge.

Flaake, Karin (2008) „Männliche Adoleszenz und Sucht." *Freiburger GeschlechterStudien* 22/2008: 97-105.

Foucault, Michel (1998) *The Will to Knowledge: The History of Sexuality, Volume 1* [1976]. Übersetzt aus dem Französischen von Robert Hurley. London: Penguin Books.

Fraser, Nancy (2001) *Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Fraser, Nancy (2009) „Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. Emanzipation oder Backlash." *Blätter* 8/2009: 43-57.

Fraser, Nancy (2010) „Die Krise des Kapitalismus: Markt, soziale Absicherung, Emanzipation." Übersetzt aus dem Amerikanischen von Moritz Ganzen, Vortrag vom 11.04.2010, Theater Freiburg i. Br., (unveröffentlichtes Vortragsmanuskript).

Geiss, Sabine/ Sibylle Picot (2009) „Familien und Zeit für freiwilliges Engagement." *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*. Hg. Martina Heitkötter/ Karin Jurczyk / Andreas Lange/ Uta Meier-Gräwe. Leverkusen Opladen/ Farmington-Hills: Barbara Budrich, 291-317.

Groß, Melanie/ Gabriele Winker (2007) *Queer-/ Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse*. Münster: Unrast.

Hagemann-White, Carol (1984) *Sozialisation: Weiblich – männlich?* Opladen: Leske + Budrich.

Hagemann-White, Carol (2006) „Sozialisation – Zur Wiedergewinnung des Sozialen im Gestrüpp individualisierter Geschlechterbeziehungen." *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Leverkusen Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 71-88.

Halberstam, Judith (2003) *Female Masculinity* [1998]. Durham/ London: Duke University Press.

Halberstam, Judith (2005) *In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York/ London: New York University Press.

Halberstam, Judith (2005a) „Zurück zur Zukunft. Generationen des Feminismus oder ‚Transgender-Feminismus und die Evolution des Clownfischs.'" Übersetzt aus dem Amerikanisch-Englischen von Franziska Bergmann und Jennifer

Moos. *Freiburger FrauenStudien* 17/ 2005: 41-50.

Halberstam, Judith (2008) „The Anti-Social Turn in Queer Studies." *GJSS* 5.2: 140-156.

Hanafi El Siofi, Mona (2009) *Der Westen – ein Sodom und Gomorrha? Westliche Frauen und Männer im Fokus ägyptischer Musliminnen*. Sulzbach/Ts.: Ulrike Helmer.

Haschemi Yekani, Elahe/ Beatrice Michaelis (2005) Hg. *Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory*. Berlin: Querverlag.

Herman, Eva (2006) *Das Eva-Prinzip: Für eine neue Weiblichkeit*. Starnberg: Pendo.

Herring, Scott (2010) *Another Country. Queer Anti-Urbanism*. New York/ London: New York University Press.

Jagose, Annamarie (2001) *Queer Theory. Eine Einführung*. Übersetzt aus dem Australisch-Englischen und herausgegeben von Corinna Genschel/ Caren Lay/ Nancy Wagenknecht/ Volker Woltersdorff. Berlin: Querverlag.

Kirsch, Max H. (2000) *Queer Theory and Social Change*. London/ New York: Routledge.

Koch-Mehrin, Silvana (2007) *Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus*. Berlin: Econ.

Lenz, Hans-Joachim (2007) „Zwischen Men's Studies und männlicher Verletzungsoffenheit – Zur kurzen Geschichte der Männerforschung in Deutschland." *Freiburger GeschlechterStudien* 21/2007: 41-77.

Levy, Ariel (2004) „Where the Bois Are." *New York* 37: 24-27.

Merck, Mandy/ Naomi Segal/ Elizabeth Wright (1998) Hg. *Coming out of Feminism?* Oxford/ Malden: Blackwell Publishers.

Pease, Allan und Barbara (2000) *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken: Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen* [1999]. Übersetzt aus dem Australisch-Englischen von Anja Giese. Berlin: Ullstein.

Simon, Violetta (2008) „Der neue Feminismus. Total von der Rolle." *Süddeutsche Zeitung* 07. Mai 2008. 04. September 2010 <http://www.sueddeutsche.de/leben/der-neue-feminismus-total-von-der-rolle-1.187676>.

Stöcker, Mirja (2007) Hg. *Das F-Wort. Feminismus ist sexy*. Königstein/T.: Ulrike Helmer.

Sullivan, Nikki (2003) *A Critical Introduction to Queer Theory*. New York: New York University Press.

Theweleit, Klaus (1977) *Männerphantasien. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.

Theweleit, Klaus (1978) *Männerphantasien. Männerkörper – Zur Psychoalayse des Weißen Terrors*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.

Thomas, Carol (1993) „De-Constructing Concepts of Care." *Sociology* 27/ 4: 649-669.

tom boi (2008) „Translocating Queer Feminism oder: Randbemerkungen." *queere (t)ex(t)perimente*. Hg. Franziska Bergmann/ Jennifer Moos/ Claudia Münzing. Freiburg: fwpf-Verlag, 30-38.

Walter, Willi (2000) „Gender, Geschlecht und Männerforschung." *Gender Studien. Eine Einführung*. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. Stuttgart: Metzler, 97-115.

Walters, Suzanna Danuta (2005) „From Here to Queer: Radical Feminism, Postmodernism, and the Lesbian Menace" [1996]. *Queer Theory*. Hg. Iain Morland/ Annabelle Willox. Basingstoke/ New York: Palgrave Macmillan, 6-21.

Warner, Michael (1997) Hg. *Fear of a Queer Planet: Queer Politics and Social Theory* [1993]. Minneapolis/ London: University of Minnesota Press.

Wetterer, Angelika (2003a) „Die Krise der Sozialisationsforschung als Spiegel gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse." *Zeitschrift für Frauenstudien und Geschlechterforschung* 1: 3-22.

Wetterer, Angelika (2003b) „Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen." *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot, 286-319.

Aufsätze zum Thema
‚Feminisms Revisited'

Tina-Karen Pusse

Undoing Feminism: Über *female brains*, Apfelkuchen und Motorsport

„Unter den neuen Medienbedingungen zählt Performanz mehr als Kompetenz; das kommt den Frauen entgegen."

(Bolz 2006, 81)

Barbara und Allan Pease, Eva Herman, Frank Schirrmacher und neuerdings sogar Norbert Bolz – die Populärkultur hat sie ebenso wieder entdeckt wie das deutsche Feuilleton: Die Biologie – ein Term mit dem Apologeten und Apologetinnen des neuen konservativen Roll Back gerne alternierend auf ‚die Hirnforschung' verweisen oder aber auf ‚die Genforschung', ‚die Evolutionstheorie' oder ‚die Neurophysiologie' – es entsteht ein Gebräu, aus dem sich angeblich schlüssig erklären lässt, warum Männer gerne hart arbeiten während Frauen in neuen Schuhen die Wohnung dekorieren. Subsumiert werden die oftmals erstaunlichen Schlussfolgerungen gerne unter dem Label der evolutionären Psychologie – einem Begriff, der sich grob als der Glaube zusammenfassen lässt, dass der menschliche Körper, vor allem aber sein Gehirn, von den rasanten technischen und zivilisatorischen Entwicklungen besonders der vergangenen 5000 Jahre, jedoch eigentlich schon von der Entwicklung hin zum Ackerbau, überrumpelt worden sei. Genetisch jedoch sei er immer noch perfekt auf die Lebensbedingungen ‚der Steinzeit' abgestimmt (die man sich als Gemeinschaftsleben von Jägern und Sammlerinnen unter den Bedingungen streng geschlechtsstereotypisierter Arbeitsteilung vorzustellen habe). Diese verstörende Renaissance des ‚Natürlichen' – mal szientistisch aufbereitet, mal eher vorwissenschaftlich verstanden als bloßes Bauchgefühl, betrifft nicht nur, aber vor allem den Diskurs um Gender.

Die evolutionäre Psychologie ist ein Abkömmling von Theorien, die um Sozialdarwinismus kreisen, die von Darwins Beobachtung vom *survival of the fittest* recht schnell auf eine Handlungsmaxime, nämlich das Recht des Stärkeren in menschlichen Gemeinschaften schließen, und die sich während des Ersten und natürlich erst recht während des Zweiten Weltkrieges in Deutschland gründlich

desavouiert haben. Diese Fehllektüre Darwins (denn weder ist ‚the fittest' der ‚Stärkere', noch handelt es sich bei der Evolutionstheorie um eine moralische Legitimation für die planvolle Unterwerfung oder Ausrottung anderer Arten) war seit Ende des 19. Jahrhundert besonders populär im angelsächsischen Raum, weil sie praktischerweise eine Legitimation aggressiver Kolonialpolitik lieferte. Von dort aus schwappte sie Anfang der 1970er Jahre allmählich wieder nach Deutschland und füllt derzeit in den Feuilletons das Vakuum, das der Verdruss über die Komplexitätsexzesse des Dekonstruktivismus gerissen hat. Nun dämpft sie in den Wohnzimmern die Enttäuschung darüber, dass Familien- und Erwerbsleben nicht ganz so leicht neu verhandelbar sind, wie einmal erhofft.

Ich möchte zeigen, dass es sich in diesen Diskursen um Pseudobiologismen handelt, die als rhetorische Joker immer dann eingesetzt werden, wenn man einen Diskurs eigentlich abbrechen möchte. Anstatt um vordiskursive Tatsachen handelt es sich hier um kulturelle Phantasmen, die sich als ‚Natur' ausgeben. Es geht mir also um eine Aufdeckung von Argumentationsmustern, die mit Rückgriff auf eine Pseudobiologie Ungerechtigkeiten begründen. Die idealen Familienbilder, die von Bolz (2006) oder Herman (2007) gezeichnet werden, sind dabei so extrem stereotyp, wie man sie sonst eigentlich nur noch aus *Wachturm*-Broschüren kennt. Auch christianisierende Bewegungen in den USA oder militante AbtreibungsgegnerInnen verwenden die ‚Natur' in dieser Weise als Diskursfolie. Es wohnt diesen zunächst als harmlos daherkommenden, ja geradezu harmoniesüchtigen Traktaten also ein beträchtliches Aggressionspotential inne.

Zugleich scheinen derzeit die Philosophie und die Kulturwissenschaften dort, wo sie in Massenmedien auftauchen, den *cultural turn* nahezu vollständig zurückgenommen zu haben und biedern sich den Naturwissenschaften allenfalls noch als Hilfswissenschaft an. Die VertreterInnen der Naturwissenschaften hingegen, vor allem der Biologie (die Physik ist da inzwischen schon ein wenig reflektierter) fühlen sich wie eh und je nicht als InterpretInnen empirischer Daten, sondern als EntdeckerInnen der Wirklichkeit. Der Philosoph Christian Illies beispielsweise spricht von „natürlichen Anlagen des Menschen", die zu Konkurrenz um „knappe Ressourcen wie Nahrung, Territorium und vermutlich Frauen" führten (Illies 2006, 26). Einmal ganz von dem Skandalon abgesehen, die Entwicklung des ‚Menschen' als abhängig von der Verfügbarkeit der Ressource ‚Frau' zu beschreiben, fällt die Soziobiologie jüngerer Prägung in Punkto Erkenntniskritik dabei selbst hinter anthropologische Ansätze wie die von Friedrich Nietzsche zurück, der ebenfalls Phänomene wie Religiosität aus der Frühgeschichte des Menschen herleitete. Damit kam er übrigens dem britischen Evolutionsbiologen Richard Dawkin zuvor, der jetzt 100 Jahre später mit derselben These, dass Religiosität einen strategischen Überlebensvorteil bedeute, und sich daher zufällig herausselektiert habe, durch Talkshows tingelt (Dawkin 2004).

Nietzsche, der ja nun wirklich nicht unter Feminismusverdacht steht, hat dabei aber nie den Hinweis versäumt, dass es sich bei seiner Herleitung

selbstverständlich um eine Interpretation und Projektion, ja im Grunde sogar um bloße Spekulation, handle. Biologistische Theorien heute gehen aber auf einmal wieder davon aus, eine ursprüngliche Natur des Menschen behaupten zu können und leiten daraus ab, dass bestehende Machtstrukturen zwischen Menschen(gruppen) ‚natürlich' und daher legitim seien. Der Rassismus ist eine solche biologistische Theorie, die Homophobie, und eben auch der Sexismus. All diese Theorien übersehen, oder schlimmer noch: ignorieren bewusst, dass jeglicher Versuch, eine angebliche Natur des Menschen auszumachen, sinnlos ist, weil wir nie wieder den autonomen Menschen in der ‚Natur', sondern immer nur den Menschen als historisches Wesen in seinem gesellschaftlichen Kontext sehen können.

Eine erschreckende Komplexitätsmüdigkeit scheint um sich zu greifen, wenn es um Geschlecht oder Ethnien geht. Selbst Norbert Bolz, den man in seiner Rolle als Medientheoretiker noch als hinreichend denkfähig einschätzen kann, verweigert sich in seinem Buch *Die Helden der Familie* jeder erkenntniskritischen Rahmung. Trotz seines an Niklas Luhmann geschulten Denkens verweigert er sich jedem Blick von der Beobachtung weg auf die Position des Beobachters, jedem Blick darauf, dass auch die Erkenntnisse der Naturwissenschaften – wie alles wissenschaftliche Wissen – Resultate von Erkenntnisprozeduren und keine reinen Tatsachen sind. Diese Ergebnisse von Erkenntnisprozeduren sind entstanden im Kontext spezifischer Forschungsfelder, die wiederum durch konkurrierende Forschungsansätze, -projekte und -methoden strukturiert sind. Theorien, und damit auch die Evolutionstheorie, sind Entwürfe, die einzelne Erkenntnisse und Annahmen in einen mehr oder weniger kohärenten Zusammenhang bringen. Sie können zwar plausibel sein, sind jedoch dadurch immer noch keine Abbildung oder gar Offenbarung der Realität.

Besonders unerträglich an diesem Diskurs ist, dass er sich als von politischer Korrektheit bedrohter *Minderheitendiskurs* inszeniert – während er doch stattdessen ganz im Einklang mit dem Mainstream, dem (Privat-)Fernsehen und den Stammtischen steht.

Je mehr sich ehemals tradierte Geschlechtsrollen ausdifferenzieren und auffächern, umso größer wird offenbar das Bedürfnis nach Komplexitätsreduktion.

So schreibt Bolz: „Political Correctness nennt man den vor allem von Intellektuellen geführten Kampf gegen die biologische Realität, also gegen unser Schicksal" (Bolz 2006, 81).

Der Antibiologismus vieler feministischer Strömungen, gegen den die aktuellen Debatten so verzweifelt anzurennen versuchen, speist sich aber entgegen dem, was ihm gerne vorgeworfen wird, gerade nicht aus Pseudoreligiosität, also einer bloßen Ablehnung oder gar Verleugnung des Körpers, sondern aus der Tradition des *linguistic turn*. Es geht darum, dass man als kulturiertes, mit Sprache ausgestattetes Wesen ohnehin nie diskursiv zum Punkt ‚bloßer und reiner Natur' zurückkommt und dass wir demzufolge dann, wenn wir von Natur sprechen, unsere *Vorstellungen* von Natur meinen, die natürlich kulturell limitiert und gefärbt sind. Auch Judith Butler streitet die Materialität von Natur

nicht schlichtweg ab, sondern stellt heraus, dass man sie nie getrennt von Kultur *beobachten* kann und daher eine vordiskursive Bezugnahme auf diese wenig sinnvoll ist. Mit Körper- oder gar „Lustfeindlichkeit", die zwangsläufig, ähnlich wie ein Zölibat, „in Sterilität münde" (so Bolz 2006, z.B. 86), hat das wenig zu tun. Daraus würde sich *umgekehrt* ja die Schlussfolgerung ergeben, dass es lediglich der wortlose, schnelle und anbahnungslose Begattungsvorgang ist, den wir als Menschen genießen, und nicht etwa das diesen doch in den meisten Fällen begleitende Spiel mit Worten und Gesten, die gegenseitigen Spiegelungen und die geteilten Phantasiewelten, die Tabubrüche und sogar den Aufschub des sexuellen Höhepunkts. Ginge es bei der Sexualität nur um Materie, nicht aber um Imaginationen – also um Kultur – dann wäre es doch unmöglich ohne die direkte körperliche Anwesenheit eines Sexualobjektes überhaupt sexuell erregt zu sein.

Der Körper spielt – und hier möchte ich einige Passagen aus Eva Hermans *Das Eva Prinzip* und Norbert Bolz' *Helden der Familie* als jeweils repräsentative Beispiele für biologistische Argumentationsmuster sowohl auf Nachmittags-Talkshow-Niveau (Herman 2007) als auch im gehobenen Feuilleton (Bolz 2006) genauer anschauen – auch noch in anderer Hinsicht eine besondere Rolle. Er ist nicht bloß Quelle von Pheromonen, Oxytocin, Serotonin, Dopamin, Genen, von Testosteron und Östrogen, nicht bloß Kampfplatz zwischen rechter und linker Hirnhälfte, nicht bloß Forschungsobjekt – nein: Er ist auch noch der allerbeste Ratgeber! Es kommt nämlich in beiden Texten, und zwar gerade wenn es um Kategorien wie Geschlecht geht (aber im Falle Bolz durchaus auch im Hinblick auf Ethnie oder Alter), zu einer ganz merkwürdigen Überlagerung von Diskursen, die üblicherweise gerade *nicht* zusammenpassen: einem szientistisch/positivistischen einerseits und einem merkwürdig vorintellektuellen ‚lasst uns doch einfach unserem Bauchgefühl vertrauen – lasst uns nicht abstreiten, was so offensichtlich ist', andererseits. Im selben Argumentationszusammenhang wird von einem Moment auf den anderen die Ebene der Naturwissenschaft verlassen und eine Ebene emotionaler Involviertheit in Anschlag gebracht, persönlichste Befindlichkeiten werden zu ganzen Gesellschaftsdiagnosen: „Rollenambiguität macht unglücklich", so Bolz (Bolz 2006, 22), und sei daher wann immer möglich zu vermeiden. Oder in der Sprache Hermans:

> Wer in seiner Rolle zu Hause ist (...) ist entlastet. Wenn wir uns zum Frausein bekennen und unserer Weiblichkeit folgen, werden viele Entscheidungen wesentlich einfacher, weil sie vorgezeichnet sind. Die Gestaltung eines Heims, einer Partnerschaft, in der wir an der Seite eines Mannes segensreich wirken können (...) ist wichtiger als das quietschende Hamsterrad. (Herman 2007, 42)

Es wird vom Leben der ‚Urhorde' erzählt oder von der Haushaltsverweigerung, die Männer auch schon vor tausenden von Jahren an den Tag gelegt hätten, so als wäre man persönlich dabei gewesen – und so als hätte man vor tausenden von Jahren überhaupt schon sagen können, was ‚Hausarbeit' ist. Es greift dabei eine völlige Geschichtsvergessenheit um sich.

In der imaginären ‚Urhorde' einer Gemeinschaft, die sich die Eva Hermans dieser Welt als ein Lagerfeueridyll vorstellen, gehen die Männer ‚natürlich' zur Jagd, während die Frauen mit ihren Kindern auf dem Rücken ‚natürlich' die höhlennahen Sträucher nach Essbarem absuchen. Belegt ist diese Annahme vorgeschichtlicher Berufswahl nirgends – und wohl eher eine Projektion der zeitgenössischen Familienmodelle in der Geburtsstunde der Paläontologie zum Ende des 18., Beginn des 19. Jahrhunderts. So werden bei archäologischen Ausgrabungen gefundene Skelette gerne dann als Männer identifiziert, wenn man sie neben Waffen findet, während Skelette neben Gefäßen oder anderen ‚Küchenutensilien' Frauen zugeordnet werden. Dies ist aber kein Beweis urzeitlicher Berufswahl, sondern ein Ergebnis von stereotypen Zuordnungen neueren Datums. Allgemein wird die Gegenwart einer höchst schwammigen Vergangenheit gegenübergestellt, in der sich die ‚Urhorden' der ausklingenden Eiszeit (also der Zeit in der, ich erinnere noch einmal daran, angeblich unser Gehirn seine heutige Ausformung erhalten hat) in schönster geschlechtsstereotyper Einigkeit mit dem christlich geprägten gehobenen Bürgertum der 50er Jahre des 20ten Jahrhunderts am imaginären Lagerfeuer versammeln.

> Die moderne Gesellschaft fördert eine Designer-Erotik, d.h., eine maximale Entfernung vom biologischen Erbe der Sexualität. Und nur wer, wie einige Soziobiologen, dieses Erbe für prägender hält als alle modernen Selbstermächtigungsveranstaltungen, wird auf die urgeschichtlichen Verknüpfungen von Lust und Familienleben hinweisen. (Bolz 2006, 32)

Wenige Seiten zuvor hieß es noch:

> Wenn sie [die Ehe, T.P.] als dauerhafte und glückliche möglich sein soll, dann liegt ihr Betriebsgeheimnis nicht im erotischen Rausch sondern in der Selbstbindung an innerliche religiöse Werte. (Bolz 2006, 16)

Zunächst wird also suggeriert, dass es bereits in der Urgeschichte eine natürliche Verknüpfung von Lust und Familienleben gegeben habe, alsdann aber heißt es, dass erst die religiösen Werte eine stabile Bindung herzustellen vermochten, das stärkste Bindeglied einer Ehe also Pflichtgefühl sei. Der Ausbildung eines Pflichtgefühls, eines innerlichen religiösen Wertes, geht gemeinhin die Pflicht*übung* voraus, die religiöse Erziehung, die sich – das ist ja gerade ihre Herausforderung – gegen ‚natürliche Instinkte' richtet. Die Religion *auch* noch unter einem Oberbegriff des Natürlichen einzugemeinden, dem man sich nicht durch Geschlechtsdesign in den Weg stellen sollte, hieße, dass ein Naturbegriff wie dieser bereits sein Gegenteil mit enthält und dadurch unwirksam geworden ist.

Dass dieses Modell notwendig implodieren muss, zeigt sich auf den letzten Seiten von Bolz' Traktat. Er versucht dem Dilemma auszuweichen, indem er die alten Topoi von der Frau als Naturwesen und vom Mann als Kulturwesen wieder belebt:

> Mädchen werden Frauen. Jungs werden [durch Erziehung zur Angstabwehr, T.P.] zu Männern gemacht. Ihre Entwicklung ist also viel störanfälliger (...) deshalb werden auch in Zukunft die Helden meistens Männer sein – weil eben Frauen nicht erst lernen müssen, Frauen zu sein. (Bolz 2006, 88)

Diese erstaunliche und durch keinerlei Argumentation abgesicherte implizite Gegenthese zu Simone de Beauvoirs *La deuxième sexe* (1949) hat erkenntnistheoretisch ungefähr denselben Status wie Eva Hermans ‚Bauchgefühl', das ganz von Liebe getragen ist. Wer wahrhaft liebe, wisse, was richtig sei – wer, wegen falscher, und zwar beruflicher, Prioritäten nicht von einem Partner geliebt werden könne, sei zu bedauern. Wer seine Kinder liebe, könne sie nicht in ‚fremde' Hände geben. Liebe wird dabei ganz und gar ahistorisch gedacht. Herman stellt damit komplexe und hochkulturierte Phänomene wie Gefühle auf dieselbe Ebene wie instinktive Reaktionen des Körpers wie Hunger oder Harndrang. Dem steht allerdings entgegen, dass Gefühle Vorbilder in Erzählungen brauchen und dass besonders die Liebe in ihrer romantischen Ausprägung eine Erfindung des 18. Jahrhunderts ist, die bis heute immer wieder erfolgreich reaktiviert wird – und zwar durch *kulturelle* Erzeugnisse. Die Liebe als Garantin für Natürlichkeit einstehen zu lassen, führt in dieselbe Aporie, die Norbert Bolz bereits mit der Religion angesteuert hatte. Doch Herman ist prominenten Erzählungen und deren Überzeugungskraft gegenüber nicht abgeneigt, auch das verbindet sie mit Bolz. Ihre ProtagonistInnen sind Adam und Eva, die heilige Familie, Robinson Crusoe oder gar Tarzan und Jane – im Falle Eva Hermans noch ergänzt durch eine lange Liste an imaginären und meist sehr unglücklichen Freundinnen (wie z.B. Hella und Simone, die zur Strafe für die Verleugnung ihrer ‚Weiblichkeit' und den Hedonismus ihrer freien Berufswahl eine unglückliche und von Ehrgeiz zerfressene vereinsamte Existenz führen müssen oder auch Kerstin, die noch heute von ihrer Krippenerfahrung in der DDR schwer traumatisiert ist).

Diese illustre Runde demonstriert, was Donna Haraway 1984 in ihrem Essay *Primatology is Politics by other Means* die Tragödie der westlichen Kultur nennt: „The tragedy of the West is rooted in number: One is too few and two are too many" (Haraway 1984, 184). Adam, Robinson und Tarzan sind einsam – doch jeder Versuch das Ungenügen an der eigenen Existenz durch die Gesellschaft einer weiteren Person zu überwinden, bringt die Frage der Dominanz und die damit verbundenen Konflikte ins Spiel. Das muss nicht zwingend die Dominanz über die Frau sein – im Falle Robinson Crusoes ist es die Dominanz über „Friday", den Eingeborenen, – doch es scheint ein Kontinuum der westlichen Erzählungen vom Ursprung der Gemeinschaft zu geben, in denen solche Gemeinschaften nicht jenseits von Hierarchien denkbar sind. Sowohl Herman als auch Bolz haben eine simple Strategie, den darin enthaltenen Konflikt zu entschärfen: Es ist doch alles in bester Ordnung, wenn die in der Hierarchie Untergeordneten diese Repression einfach *als Teil* ihrer natürlichen Existenzform anerkennen und sie quasi freiwillig auf sich nehmen. Et voilà!

Die arbeitsteilige Ehe, so Bolz, in der die Frau ihrer gebärenden Natur gemäß die Hausarbeit ausführe, während der Mann auf die Jagd gehe, erhöhe, so Bolz, den beiderseitigen ökonomischen wie emotionalen Nutzen. Diese Aufteilung stehe vor allem im Dienst der Kinder und fördere stabile Verhältnisse, die letztlich die Grundlage von Sittlichkeit und Moral seien. Denn in dieser traditionellen Familie sei nicht griechischer Eros entscheidend, sondern die als christlich geprägte Nächstenliebe (Agape), die vor allem Kinderliebe bedeute und sich von dort aus in zweiter Instanz auch auf die Ehepartner ausdehne. Sexuelle Befriedigung werde laut Bolz ohnehin überschätzt, denn man wisse ja bereits durch die Psychoanalyse, dass sich das menschliche Begehren sowieso nie befriedigen ließe. Moderation der Gefühle, Stabilität der Beziehung – das sind die Maximen eines solchen Beziehungspostulats. Letztlich beschreibt Bolz hier eine Rückkehr zur Vernunftehe aus ökonomischen Gesichtspunkten als Ideal. Er apostuliert aus seiner Sicht eine bestimmte Art heteronormativer Beziehung, die vor allem den Vorteil hat, dass sie den beruflich ehrgeizigen Mann am wenigsten beim Arbeiten stört, die als angenehmes Hintergrundrauschen alltägliche Probleme fernhält. Das einzige was eine Ehefrau von einer Haushälterin unterscheidet, ist, dass sie nicht in der Währung ‚Geld', sondern in der Währung der Anerkennung für die Selbstbeschränkung auf ihre ‚natürliche' Rolle bezahlt wird. Interessant auch, dass als einziges Gegenmodell einer solchen Verbindung eine sexuell aufregendere gedacht wird, auf die man aber aus religiösen und Vernunftgründen verzichtet. Maria oder Eva, Heilige oder Hure – das sind die beiden einzigen Optionen, die Bolz bei der Partnerwahl in Betracht zu ziehen scheint.

Als Muster der ‚natürlichen' Familie (so Herman) oder der ‚traditionellen' Familie (so Bolz) gilt eine relativ kurze, historische Periode von etwa 1750 bis 1960 (wirksam zudem nur in einigen Teilen Europas und den USA, unterbrochen von mehreren Kriegen und auch nur geltend für den gehobenen Mittelstand). Diese kurze fragile Periode fungiert als Basis für die biologistische Herleitung. Wenn Eva Herman also z.B. sagt: „*[N]ie* in der Menschheitsgeschichte haben Männer freiwillig Hausarbeit verrichtet" (Herman 2007, 81), dann scheint ihr nicht klar zu sein, wie jung das Konzept von Hausarbeit ist. Zudem stellt sie sich nicht die Frage, inwieweit bei Frauen, denen Berufstätigkeit von ihren Ehemännern erst *erlaubt* werden musste und deren ganze wirtschaftliche Existenz von ihrer Eignung als Haushälterin abhing, von einer ‚freiwilligen' Übernahme dieser Arbeiten gesprochen werden kann.

Dass das Austragen und Gebären von Kindern ans weibliche Geschlecht geknüpft ist und dass es dazu, wenn man denn leibliche Kinder möchte, einer bestimmten biologischen Ausstattung bedarf, wurde nie ernsthaft bestritten. Bestritten wird hier lediglich die Ableitung einer generellen und alleinigen Zuständigkeit für die Pflege des Nachwuchses über diese biologische Notwendigkeit hinaus und die Beschränkung der menschlichen Sexualität auf den Zweck der Fortpflanzung. Wenn Herman fordert, dass Frauen die Kinderpflege und -erziehung alleine übernehmen sollten, um ihre Männer, die dazu ohnehin von der Natur nicht hinreichend ausgestattet seien, nicht damit zu überfordern und zu belästigen, so möchte ich entgegnen – einmal versuchsweise im biolo-

gistischen Argumentationsmuster verbleibend – dass wir Menschen alle von unserer Anatomie her auch nicht dafür ausgestattet sind, den ganzen Tag zu sitzen, zu stehen, zu reden, immer dieselbe Handbewegung zu machen, überwiegend Objekte zu sehen, die sich knapp einen Meter vor unseren Augen befinden, oder Auto zu fahren – dennoch fordern die heutigen Arbeits- und Lebenswelten uns die eine oder andere dieser Verhaltensweisen täglich ab und wir kommen damit sehr gut zurecht. Selbst innerhalb des Primates der ‚Biologie' lässt sich also leicht gegen Herman und Co. argumentieren.

So ließe sich auch die simple Frage stellen, was das Organisieren eines modernen Haushaltes mit dem Leben in Steppe und Urwald zu tun hat. In jeder anderen Hinsicht als der Nachwuchspflege haben wir uns recht weit von den Handlungen entfernt, die in vorzivilisatorischen und vorindustriellen Zeiten zum Überleben notwendig waren. Man könnte die Evolutionstheorie ebenso in Anschlag bringen um zu argumentieren, dass sie die wandlungsfähigsten Menschen herausselektiert hat, also diejenigen, die sich immer wieder an sehr unterschiedliche Lebenswelten anpassen konnten. Wir überleben bei -50 Grad Celsius Außentemperatur ohne Elektrizität und ebenso bei +50 Grad, wir können eine unglaubliche Menge unterschiedlichster Nahrungsmittel verdauen. Wir kommen, entsprechende Fettspeicher vorausgesetzt, monatelang nur mit Wasser aus, und überstehen 2 Jahre im All ohne Schwerkraft, aber wir nehmen angeblich unwiderruflich Schaden, wenn wir abwechselnd von Mutter und Vater betreut werden?

Rührend auch bei Norbert Bolz, wie angreifbar simpel er die guten alten Zeiten – als ein verlorenes Paradies – schildert. Damals, in den Fünfzigern und Sechzigern, erst Recht während der Weimarer Republik sei alles schön und harmonisch gewesen. Zur Führung einer Ehe habe man noch keine Kriegstaktiken gebrauchen müssen. Man möchte ihm fast die Lektüre von Thomas Manns *Buddenbrooks* oder Fontanes *Effi Briest* empfehlen, wo, wie in vielen anderen Familienromanen zwischen dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, die Familie vor allem als System perfekter gegenseitiger Tyrannisierung vorgestellt wird und die sich so im Verhältnis zu Bolz' Idealisierung fast schon als revolutionäre Kampfschriften ausnehmen. Man mag hier einwenden, dass es sich dabei um Fiktionen handle – bei den naiven Träumen von Ganzheit, Geborgenheit und harmonischer Komplementarität handelt es sich jedoch ebenso um Fiktionen.

Noch absurder wird es, wenn es direkt um Sexualität geht: Für die Begründung der biologisch sinnhaften Unterschiede im Sexuellen zwischen Mann und Frau verweist Bolz ausgerechnet auf den Psychiater Hans Bürger-Prinz und dessen Werk *Psychopathologie der Sexualität* (1953). Bekannt wurde Bürger-Prinz während des Nationalsozialismus als Verfechter heterosexueller Gesundheit. Dazu passt, dass Bolz allen Ernstes die These vertritt, dass die Emanzipation der Frauen die Homosexualitätsraten erhöht habe. Die Töchter der berufstätigen – und daher natürlich recht bald von ihren Männern verlassenen – Frauen verfolgten bald sexuelle Kurzzeitstrategien mit dem einzigen Ziel, sich alsdann vom Staat alimentieren zu lassen (was für Bolz anscheinend moralisch ver-

werflich ist, im Gegensatz zu dem Wunsch, sich von einem Mann alimentieren zu lassen). Geradezu entrüstet stellt er fest, dass nun auch Männer auf einmal „schön" (Bolz 2006, 176) sein müssten, um als Sexualpartner in Erwägung gezogen zu werden – und dass das Mannsein alleine heute nicht mehr genüge. Einzig im Motorsport fände er noch ein letztes Refugium – doch auch diese Bastion bröckele, wie wir wissen sollten.

Eva Herman hingegen hält ein flammendes Plädoyer für die Existenz des vaginalen Orgasmus, „wissenschaftliche Erkenntnisse amerikanischer Forscher" (Herman 2007, 171) so behauptet sie – und referiert hier ausnahmsweise einmal nicht auf ihre eigenen Erfahrungen oder die ihrer Freundinnen – hätten ergeben, dass Frauen auch *dann* orgasmusfähig seien, wenn ihre Klitoris *nicht* am Geschlechtsakt beteiligt sei! Damit ist natürlich ‚bewiesen', dass Männer zeugen, Frauen empfangen und sich daraus alles Weitere ableiten lässt. Besonders im Fall Eva Hermans kommt nun neben der mitleidigen Abwertung der berufstätigen Frau im Allgemeinen und der Verächtlichmachung von Feministinnen im Besonderen noch eine weitere Abwertung hinzu – nämlich eine sehr umfassende Abwertung der Männer! Paarbeziehungen, so sagt sie, funktionierten nur so lange, wie Frauen anerkennen, dass im Mann noch das Erbe des Jägers steckte. Erst wenn sie anfingen, den Mann zum Haustier zu degradieren, begännen die Probleme. Offenbar sind Männer bei Herman dieser Dressurarbeit hilflos ausgeliefert und ihr „Zeugungsstreik" (Herman 2007, 224) ihre einzige Waffe. Männer müssen offensichtlich vor aggressiven Frauen, denen sie sonst hilflos ausgeliefert wären, befreit und beschützt werden, um sich sodann selbst wieder als Beschützer fühlen zu dürfen. Man solle ihnen hingegen das ‚Gefühl vermitteln' dass man ihnen grenzenlos vertraue und Macht zuspräche. Die Belohnung für diese Vermittlungsleistung seien dann – das wird Norbert Bolz freuen – stabile Familien und nichts Geringeres als der „Fortbestand der Welt" (Herman 2007, 242).

Argumentierte Herman also eben noch für den Naturzustand der stabilen Kleinfamilie unter der Dominanz des Mannes, so ist diese stabile Kleinfamilie nun unter der Hand Ergebnis einer sehr komplexen Simulation geworden – das ‚schwache' Geschlecht ist gar nicht schwach, sondern nur perfekt in der *Simulation* von Schwäche, deren perfekte Inszenierung den Erfolg der Partnerschaft garantiert.

Literatur

Bolz, Norbert (2006) *Die Helden der Familie*. München: Fink.

Dawkin, Richard (2004) *Geschichten vom Ursprung des Lebens*. Berlin: Ullstein.

Fisher, Helen (2005) *Warum wir lieben. Die Chemie der Leidenschaft*. Mannheim: Patmos.

Haraway, Donna (1984) „Primatology is Politics by other Means". *Proceedings of the Biennial Meeting of the Philosophy of Science Association*, Volume Two: Symposia and Invited Papers, 489-524.

Herman, Eva (2007) *Das Eva Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit*. München: Goldmann.

Illies, Christian (2006) *Philosophische Anthropologie im biologischen Zeitalter. Zur Konvergenz von Moral und Natur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Jenny Warnecke

Jenseits vom Einzelkampf – ein provokativer Vermittlungsversuch zwischen verschiedenen Feminismen

Einstieg

Viele der 68er-Feministinnen[1] werfen heute den jungen Frauen ‚um die dreißig' vor, unpolitisch zu sein und strukturelle Probleme der ‚Rushhour des Lebens' im Einzelkampf zu lösen. Denen ginge es wohl zu gut: karrieregeil und kinderlos, egoistisch obendrein und nur auf ihren eigenen Spaß aus. Es heißt, sie seien unsolidarisch und für die Errungenschaften des Feminismus der 70er Jahre nicht dankbar.[2] Das ist nicht gerade eine Einladung zum motivierten Unterhaken. Auch übersehen die alten Kämpferinnen, dass sich viel getan hat und dass die Fronten heute anders verlaufen als damals. Aber es ging damals wie heute um die Sichtbarmachung von Frauen und deren Arbeit, um Würdigung, um berufliche Chancengleichheit, um den Kampf gegen strukturelle Barrieren und um ein selbstbestimmtes Leben.

Da die Selbstbestimmung von Frauen seit jeher auf dem Spiel steht, ging es zu Beginn feministischer Bewegungen innerhalb westlicher Kulturen erst mal um ‚die Frau'. Heute sprechen wir mehr von den Verhältnissen zwischen homosexuellen Frauen und heterosexuellen Frauen, zwischen ‚Women of Colours' und ‚weißen Mittelschichtfrauen', zwischen Männern und Männern und zwischen Frauen und Männern. Denn: Auch Frauen wollen die Kinder ihrer Partnerin von der Steuer absetzen. Und auch Männer wollen ihre traditionellen Rollen neu formulieren und leben. Auch Männer, die ihre ‚Alleinernährerrolle' ablehnen, befürworten feministische Theorien. Auch Väter wollen ihre Kinder öfter sehen und partnerschaftlich leben. Auch Männer sind gegen Zwangsprostitution, Ausbeutung von Frauen in der so genannten Dritten Welt und gegen Geschlechterungerechtigkeit. Auch Männer sind diskriminiert, wenn man die statistische Lebenserwartung betrachtet oder einen ‚gegenderten' Blick auf die Obdachlosigkeit wirft. Auch „Trans(wasauchimmer)?" (Regh 2002) machen Setzungen *queer* zur heteronormativen Gesellschaft. Heute betrachten wir Beziehungsgefüge von vielen Seiten.

Ausgangspunkt

Bisher wurde ich als Referentin eingeladen, weil feministische Institutionen wissen wollen, warum die ‚jungen Frauen' sich nicht für *den* Feminismus interessieren. Der Singular ist nicht das einzige Problem dieser Frage wie nicht zuletzt die plural angelegte Reihe „Feminisms Revisited"[3] zeigt. Deswegen beginne ich bei der Generationenfrage und bewege mich dann zur thematischen Pluralisierung hin.[4]

Dafür erstelle ich am Anfang ein grobes Vergleichsmodell in Stereotypen, um folgende Fragen zuzulassen: Was war der Motor der zweiten Frauenbewegung? Warum empfinden die 70er-Jahre-Feministinnen die aktuellen Strömungen der jungen Frauen nicht als die Fortsetzung ihrer Sache? Dabei werden Generationen suggeriert, die es in dieser Deutlichkeit nicht gab und gibt. Der Generationsbegriff

> (...) gewährleistet eine Absicherung gegen Sinnverlust, da er die Anbindung an vorgegebene Bedeutungszusammenhänge suggeriert. Auch als Strukturierungsangebot für die Wahrnehmung der persönlichen Lebensgeschichte jenseits individuell erfahrbarer Kontingenzen hat er offenbar einen unbestrittenen kulturellen und identitätsstiftenden Wert. (Kilian/ Komfort-Hein 1999, 14)

Wenn ich in dieser Deutlichkeit Generationen stereotypisiere (wobei verschiedene Generationen ausgelassen sind), möchte ich damit einen klaren Bezug herstellen. Schließlich muss das Rad des Feminismus nicht neu erfunden werden. Trotzdem scheint es das Phänomen zu geben, dass „jede Töchtergeneration gerne wieder dort beginnt, wo ihre Großmütter schon längst weiter waren" (Stämpfli 2008, 130).

Deutlich werden die Strukturen der 70er-Jahre-Feminismen, wenn man sie mit sozialen Bewegungen vergleicht, mit denen sie verbunden waren, wie mit der 68er-Student_innenbewegung. Daran gekoppelt sind Strukturveränderungen, die am Beispiel der Zeitschrift *beiträge zur feministischen theorie und praxis* aufgezeigt werden. Im Anschluss geht es um die Gemeinsamkeiten des 70er-Jahre-Feminismus mit der jetzigen Gener@tion und der Palette an Themen und weiteren feministischen Ausdifferenzierungen.

Generation Feminismus

Autonome Gründungs-Feministinnen waren schon immer eine Avantgarde und kein Mainstream. Gerade die Bewegung in den 70er Jahren war ein linker *think tank*, der seine Ideen mit einer breiten Streuung durch alle gesellschaftlichen Schichten umgesetzt hat. Was machte denn die ‚Generation Feminismus' aus? Eine stereotypisierende Skizze von den „68erinnen" (Kätzel 2008) könnte so aussehen:

Feminismus hieß Forderung und Konfrontation. Feministinnen forderten die Hälfte der Macht und nicht mehr als die Hälfte der Windelwechsel. Da keiner Macht freiwillig hergibt funktionierte das nur über repräsentative Entmachtungsgesten. Ein Tomatenwurf.[5] Ein Flugblatt, auf dem Männerschwänze als Trophäen abgebildet waren. Offensive Abgrenzung gegen autoritäre Strukturen durch Antibürgerlichkeit und sexuelle Befreiung. Durch politische Aneignung des eigenen Körpers. Das ‚Ich' wurde in Opposition gebracht zur Gesellschaft, deren Hierarchien abgelehnt wurden. In dieser Zeit war es notwendig, laut zu sein. Der Stein im Schaufenster vom Sexshop war Teil der Selbstfindung und Subjektwerdung. Widersprechen statt gehorchen. Die binäre Freund-Feind-Struktur hat verbale Schlagkraft verliehen. Feministinnen haben gegen das Frauenbild der Adenauerzeit aufbegehrt und dagegen, von den eigenen Männern als Nebenwiderspruch behandelt zu werden. ‚Protestkultur' ist das Stichwort der Generation, und Protest sogar ihr wichtigster Wert. Diesen agitatorischen Aktions-Großmüttern sind die Enkelinnen aus der ‚Spaßfraktion'[6] suspekt. Es folgt eine grobe Skizze in der die Sozialisation von der Gener@tion Netzwerk stereotypisch dargestellt wird.

Gener@tion Netzwerk

Die Gener@tion ist mit Internet und Handy groß geworden. Sie benutzt die Technik mit größter Selbstverständlichkeit: *learning by doing*. Auf Medien- und Technikfeindlichkeit der Eltern reagiert sie mit Faszination und Aneignung. Gleichaltrige können technische Probleme schneller lösen als herkömmliche Autoritäten. Sie machen sich zu Expert_innen der neuen Technik und überholen ihre Eltern und Lehrer_innen. Sie exponieren sich nicht mit ihrer Antihaltung, sondern mit ihren Zuckerseiten. Anstatt zu rebellieren, erobern sie neues Terrain: die Virtualität. Der Netzwerk-Gedanke ist prägend für alle Formen von Gemeinschaft und Beziehung geworden. Um der sozialen Zerbrechlichkeit entgegenzuwirken, produziert die Gener@tion einen steten Kommunikationsfluss. Herkömmliche Organisationsformen wie Vereine und Parteien sind für diese Generation zunehmend unattraktiv. Lieder wie „Wer sagt, dass Mädchen dümmer sind?"[7] waren vielleicht noch Teil der Sozialisation, klingen aber aus heutiger Sicht anachronistisch: Jedes Schulkind kennt die Statistiken, denen zufolge Mädchen in der Schule besser abschneiden. Institutionen binden an Orte und Zeiten und starre Identifikationen, was der Netzwerk-Kultur widerspricht. Die Jugendlichen wachsen in einer komplexen Welt auf, in der binäre Zuschreibungen keinen Sinn ergeben. Deswegen wird das Augenmerk auf dezentrale Handlungsoptionen gelenkt. Der Netzwerk-Generation läuft die Identitätspolitik gegen den Strich.

1 Der Feminismus und 1968

Um den Wechsel der zweiten Welle der 68er-Frauen hin zur Gener@tion zu beschreiben, zitiere ich einen Satz aus einem Brief von Hannah Arendt, den sie 1967 an einen deutschen 68er-Studenten schrieb. Dieser forderte Hannah Arendt auf, sich dem Protest gegen den Vietnamkrieg anzuschließen, was Arendt ablehnte. Arendt schrieb ihm, dass es genug Aufgaben gäbe: Die „Verantwortung [der Studenten, J.W.] ist, zu verhindern, dass in Deutschland unwürdige Zustände herrschen und dass Studenten, die demonstrieren, totgeschossen werden" (zitiert nach *Mittelweg 36*, 2008). Arendts scheinbare Nüchternheit entspringt dem leidenschaftlichen Kern ihres Denkens: „Man kann nicht die Welt verändern, weil man kein Weltbürger sein kann" (ebd.). Der Student schrieb Arendt sofort einen radikaleren Antwortbrief, in dem er Auschwitz und Vietnam verglich, woraufhin die jüdische Philosophin den Kontakt beendete. Fatalerweise haben die 68er Arendts Einsicht, die sie in dem Brief so pointiert formuliert hat, erst spät begriffen: „Worauf es politisch ankommt, ist limitiert denken lernen" (ebd.).

Die studentische Frauenbewegung der 70er Jahre hat so argumentiert wie der Student. Es ging um die Weltrevolution, um die Veränderung der Gesellschaft und um die Veränderung des Bewusstseins. Um den Überbau. In den 70ern haben Aktionsgruppen der linken Frauengruppen ‚im Namen aller Frauen' Flugblätter geschrieben. Ebenso wie die bürgerliche Studenten-Elite die Revolution auf der Straße im ‚Namen des Proletariats' ausgerufen hat. So wie in der chinesischen Kulturrevolution die Intellektuellen am Pranger standen, waren es in der Frauenbewegung die Männer. Auch die potenziell verbündeten Männer wurden verbal kastriert.

Das Ziel der jetzigen Feminist_innen ist die Pluralisierung. Die Offenheit, die Pluralisierung ist nur möglich, wenn man keine Gruppen produziert, die über Ausschluss funktionieren. Beziehungsweise wenn Gruppen das ‚Anderssein der anderen' Gruppen-Gewichtungen respektieren. Wir als Gener@tion haben in gewisser Weise Glück. Wir müssen dem jetzigen System keine Weltrevolution entgegenstemmen (und damit die Aussichtslosigkeit mit einplanen: Denn schauen wir uns um: Mit wem wollen wir denn eine Revolution machen – mit zufriedenen Ikea-Kunden?) Wir sind nicht gezwungen, uns mit dem ‚Unglück aller Unterdrückten' zu identifizieren und uns dadurch zu adeln.

Die Pluralisierung und Differenzierung von heute hat an verbaler Schlagkraft verloren. Aber die Aktionsgruppen sind geblieben: Sie arbeiten lösungsorientiert, ohne sich dazu bis an ihr Lebensende zu verpflichten. Auch früher waren die Feministinnen eine Minderheit, eine Avantgarde, die sich rhetorisch groß geredet hat. Heute sind die Feminist_innen dem Zeitgeist entsprechend frei von allgemeinen Postulaten, dafür informiert, geerdet, vernetzt und institutionalisiert. Die Vernetzung macht einen globalen, feministischen Einsatz ohne geschlechter-ideologische Postulate möglich. Für den Differenz-Feminismus wäre es gut, sich diese Strategien zu eigen zu machen. Die Demarkationslinie gegen ‚den Mann an sich' kann nicht wirkungsvoll sein.

2 Feminismus und seine Publikationsformen

Die erste feministische Zeitschrift *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, die legendäre Plattform für autonomes Frauenbewusstsein in Deutschland, gab vor zwei Jahren – im März 2008 – ihre letzte Nummer heraus. Die Herausgeberin resümierte: „Die zweite Frauenbewegung ist vorbei. Die dritte müssen andere machen. Und die werden dafür sicher andere Formen finden" (Sauer-Burghard zit. in Oestreich 2008). Gemeint ist damit unter anderem eine neue Form der Publikation, zum Beispiel das Internet als Plattform.

Dieser Fall eignet sich um paradigmatische Veränderungen hervorzuheben. 1968 hieß es: Frauen als unterdrückte „Hälfte des Himmels"[8] brauchen ein eigenes Forum um ihre Interessen zu vertreten. Bereits damals war das feministische Spektrum breit gefächert, doch die Vielseitigkeit konnte sich nicht gegen die ‚Einheitsfront' behaupten: Die Zeitschrift *Courage*, die differenzierte feministische Positionen vertrat, konnte sich nicht durchsetzen, wohingegen die oftmals vereinfachende *Emma* erfolgreich war. Die Artikel zu *gender*-relevanten Themen sind nun in den Fachzeitschriften der wissenschaftlichen Disziplinen zu finden, und nicht mehr in einer separaten Frauen-Themen-Zeitschrift. Das kann man auch als Fortschritt werten. In den 90ern wurden die *Frauenstudien* in *Gender Studies* umgewandelt und sind damit ein Fach an der Universität geworden.

> Der Feminismus konzentriert sich also eher auf (unterdrückte) Weiblichkeit, wobei Geschlecht tendenziell als invariable Natur betrachtet wird, und er geht von einer weiblichen Identität der Frauen aus. Die Gender Studies hingegen legen den Fokus auf das soziale Geschlecht. (…) Die Gender Studies beschäftigen sich also mit Geschlecht als sozialer Konstruktion, denn es sind allen voran kulturelle Akte, die einen Mann zum Mann (eine Frau zur Frau) machen. (Schößler 2008, 9 f)

Der Vorteil ist, dass beide Geschlechter oder sogar eine Pluralität von Geschlechtern einbezogen werden und die vielzitierte ‚Frauenfrage' zur Geschlechterfrage wurde. Die „Kritik an ungleichen Geschlechterstrukturen in Gegenwart und Vergangenheit" (Schößler 2008, 17) ist nach Franziska Schößler die Gemeinsamkeit zwischen Feminismus und *Gender Studies*.

Darüber hinaus geht es um die Produktion von Identitäten überhaupt und um die Frage, wer in unserer Gesellschaft als vollwertiges Subjekt gelten kann, etwa durch die Etablierung postkolonialer Theorien als intregraler Bestandteil in den gegenwärtigen Gender Studies. Ein Graffiti auf der Freiburger Universität forderte im Sommer 2003 auf: „Besetzt die Begriffe". Dies ist für die Identitätsdebatte eine zentrale Handlungsanweisung: Philosoph_innen nennen das die „Resignifizierung"[9] von beleidigenden Zuweisungen, wie beispielsweise *queer*. Der abwertenden Absicht der Gegner_innen wird damit der Wind aus den Segeln genommen: Aus der Diffamierung wird eine Selbstadelung – ja ein Studiengang. Dazu zählen auch die Slogans der Selbstaufwertung wie ‚black is beautiful'.[10]

Was ist das Neue?

Die Vorzeichen sind umgedreht: Frauen-um-die-Dreißig registrieren die Statistiken, in denen steht, dass Frauen benachteiligt sind, aber der Hintergrund bleibt optimistisch. Der Ton ist ein anderer. Das ist sowohl bei feministischen Analysen neu, als auch bei denen, die die liberale Gesellschaft verteidigen gegen die Neokonservativen, die „Deutschland retten wollen" (Pinl 2008) vor Kinderlosigkeit und Werteverfall, der oft mit den 68ern in Verbindung gebracht wird. Die „neuen Spießer" (Rickens 2007) geben mit ihren Angriffen auf die Werte Gleichheit, Freiheit und Offenheit Steilvorlagen. Antje Schrupp hat beispielsweise mit ihrem Buch *Methusalems Mütter* (Schrupp 2007) eine intelligente Antwort auf ‚Schirmachers Komplott' geschrieben. Schrupp räumt mit den falschen Auslegungen auf, die durch eine Fehlinterpretation von einem massiven Geburtenrückgang ausgehen. Dabei ist das durchschnittliche Lebensalter in die Höhe gegangen, so dass die Alterspyramide zur Zwiebel wird. Eine höhere Lebenserwartung ist jedoch eine gute Nachricht für uns alle. Das sollte genutzt werden, um konstruktive gesellschaftliche Lebensmodelle zu entwerfen, wie generationenübergreifende Wohnprojekte und die sinnvolle gesellschaftliche Einbindung des großen Wissensschatzes, das immense kulturelle Kapital all der Menschen, die jenseits der Berufstätigkeit leben. Das reißerische Argument der Neokonservativen, dass die ‚Deutschen aussterben' würden, impliziert neben der rassistischen Grundannahme eine andere Falschrechnung: Durchschnittlich 25% der Frauen in den Industrienationen in den letzten 150 Jahren haben nie Kinder gehabt! Kleiner geworden ist hingegen die Zahl der Kinder, die Familien bekommen möchten. „Der Rückgang bei den kinderreichen Familien spielte sich vor allem auf dem Land ab, also gerade nicht in den Metropolen, den Hochburgen der Studentenrevolte und des Hedonismus" (Rickens 2007, 117). In Deutschland heute herrscht nämlich keine ‚Kultur der Kinderlosigkeit', wie sich die Neokonservativen einig sind, sondern eher eine „Kultur der Kinderplanung" (Rickens 2007, 117). Familieneltern überlegen sich, wie vielen Kindern sie ein schönes Leben ermöglichen können. Und das ist für alle gut: für die Mütter, für die Kinder und für die Väter.

Wo ist die Solidarität geblieben?

Die Gener@tion hat in gewisser Weise Glück, die vorherige Generation hat kluge Dinge umgesetzt, die nun selbstverständlich zu sein scheinen. Das führt nicht zu einer Mentalität des Wegsehens, sondern zu einer Analyse, die differenzieren und mobilisieren kann. Denn das angebliche Desinteresse heißt nicht, dass es in der Gener@tion kein Mitgefühl für das Unrecht gegen Frauen in der Welt gibt oder keine Unterstützung mehr unter Freundinnen. Im Gegenteil: Frauen sind schon früh hochinformiert. In einer Clique 16-Jähriger in meiner Nachbarschaft, in der Anna erzählt, dass sie schwanger ist, wird sie umsichtig von den Freundinnen beraten. Eine hat im Klo die Nummer von einer Telefonseelsorge abgeschrieben, eine andere kennt die Öffnungszeiten der Mädchenberatung und

die dritte hat gehört, dass in Rüsselsheim die beste Abtreibungsklinik ist, in der sogar eine Ärztin die Abtreibung vornimmt. Diese konkreten und hilfreichen Angebote sind typisch für die Gener@tion, die das Adjektiv ‚feministisch' nicht mehr für sich in Anspruch nimmt. Ein Aufschrei gegen ‚das Patriarchat' ist das Letzte, was im konkreten Fall helfen würde. Diese jungen Frauen sind bereits mit dem Wissen um die Institutionen aufgewachsen, die die Frauenkämpferinnen zuvor erst erfinden mussten: Mädchenräume, Frauenhäuser, Missbrauchsberatung. Identifikation und Selbstwahrnehmung als Frau werden positiv gefüttert. Eine ‚Expertin' für Abtreibung in der Clique genießt hohes Ansehen – auch bei den dazugehörigen Jungs. Das, was ich von außen als feministisches Know-how bezeichne, ist durchaus netzwerkkompatibel. Hier ist die Vernetzungs-Feministin am Werk. Auch wenn sie sich selbst nicht so nennt.

Den Blick von Marginalisierten einzunehmen ist eine Stärke, die alle politisch Mobilen schaffen müssen. ‚Empathie' würde man heute sagen, anstatt ‚Solidarität'. Und die alte Idee des Historikers Jacques Nicolas Augustin Thierry aus den aufklärerischen Zeiten nach der Französischen Revolution stimmt noch immer: Dass die Sache der Unterdrückten die gerechte Sache sei.[11] In einem intersektionalen Ansatz werden die pluralen Unterdrückungsebenen ‚race', ‚Klasse', ‚Geschlecht' und ‚Körper' in ihrer Wechselseitigkeit aufeinander bezogen untersucht und gesellschaftskritisch angewendet (vgl. Degele/ Winker 2008 und 2009, Degele 2010 in diesem Band). Die „Existenzweise" (Maihofer 1995) ist der Kristallisationspunkt des hochkomplexen *gender*.

Das macht deutlich, warum heutige Emanzipationsbewegungen[12] andere Gesichter haben, die Inhalte und Forderungen jedoch ähnlich geblieben sind.

Das neue Selbstverständnis macht die Feminismen

Heute sagen feministische Mütter nicht: ‚Ich bin meinem Mann dankbar, dass er die Kinder versorgt, damit ich einen Artikel über die Ideologie der „Mutterliebe" (Badinter 1999) schreiben kann.' Sondern: ‚Einen anderen hätte ich gar nicht genommen.' Diese Selbstverständlichkeit ist neu. Es ist die selbstbewusste Haltung den Mikrokosmos selbst zu gestalten. Diese Feministin praktiziert die Umsetzung des gleichen Teilens in der Lebenswelt: Im Haus funktioniert es bereits, unter Umgehung des „Weiblichkeitswahn[s]" (Friedan 1966). Die theoretische Vorarbeit kluger Frauen ermöglicht uns um-die-Dreißig-Jährigen, bei der Praxis anzufangen. Die 70er-Jahre-Feministinnen haben uns den Weg geebnet. Wir haben den „schielenden Blick" (Weigel 1983). „Mein Kopf gehört mir" (*Spiegel* 24/2007, 56) genauso wie „mein Bauch" (Schwarzer 2007, 68). Wir können abtreiben, selbstständig einen Beruf ausüben und selbstverständlich beim Heiraten unseren Namen behalten, wir können sogar einen eheähnlichen Vertrag mit gleichgeschlechtlichen Partnerinnen eingehen. Das gilt auch für homosexuelle Männer. So viel zu den positiven Nachrichten. Wir wollen produktiv sein, wir machen, ohne uns zu rechtfertigen. Wer ist nun dieses ‚Wir'? Es ist die Summe der Subjekte, die in wechselnden Bündnissen für ihre Ziele kämpfen. Ja, Frauen werden noch immer strukturell benachteiligt: Die Themen

sind alle noch da, wir kennen das *Schwarzbuch zur Lage der Frauen* (Ockrent 2007). Aber wir müssen diskutieren, ohne gleichzeitig ‚Women of Colour', Transgender und ‚andere Männer' zu ignorieren (um nur einige zu nennen). Und das tun wir ja bereits!

Bündnisse

Judith Butler hat die Frau als Handlungs-Subjekt in Frage gestellt und philosophisch kurzerhand aufgelöst (vgl. Butler 1991). Stattdessen empfiehlt sie Bündnispolitik und Netzwerke. Das Initiationsmoment für *queere* Bündnisse war die Annahme, dass lesbische Frauen mit Schwulen mehr Gemeinsamkeiten hatten als mit Heteras. Auch wenn das eine „Freundschaft unter Vorbehalt" (Etgeton/ Hark 1997) ist. Aktionen nehmen ihren Ausgangspunkt in einem gemeinsamen Problem und nicht in einer vermeintlichen Geschlechtsidentität. Die Frauenräume werden im übertragenen Sinn geöffnet und man kann auch mit dem aufgeklärten besten Freund feministische Standpunkte diskutieren und sich den Rücken stärken lassen. Die Geschlechtsidentitäten sind dabei irrelevant.

Die aktuellen Schaltstellen für feministische Bündnisse sind an den Universitäten die *Gender Studies* mit der „Queer Theory" (vgl. Jagose 2001). Aktionistische Laboratorien sind *queere* Feste, genannt „Ladyfeste" (Groß 2006). Die heutige Speerspitze des Feminismus – Speerspitze gemeint als das Laboratorium, wo ausprobiert wird und wo Neues entsteht, das zukunftsweisend ist – besteht aus *queer politics*. Der Begriff „Lady" – variiert „Ladyzzz" oder „Ladiez" – hat mit einer Respekt-Einforderung zu tun, vor allem für homo- und transsexuelle Liebesweisen. Bezeichnenderweise heißt die subversive Strömung des Feminismus oder *queerer* Bewegungen ‚Do it yourself', oder wie Sonja Eismann fragt: „Wie machen wir es uns selbst?" (Eismann 2006, 16 f). Diese Bewegungen sind provokativ – „fuck your gender" (Groß 2007, 78) – und produktiv. Eine popfeministische Variante präsentiert mit „hot topics"[13] (Eismann 2007), Themen, die alt sind und neu gestellt werden; mit dem *Missy Magazin* (Eismann/ Lohaus/ Köver/ Tsomou 2010) als Zeitschrift mit feministischer Selbstbezeichnung und dem Anspruch einer breitgefächerten Gender-Identitäts-Palette und einem Fokus auf weiblicher Popkultur.

Die ‚Frauen-Themen' sind immer noch: Verhütung, ‚Pille danach' und selbstbestimmter Sex. Auch Arbeit, Abtreibung und Anorexie. Und schlicht: Was heißt für das eigene Leben genau: Gleichberechtigung? Selbstermächtigung?

Wo treffen sich die Feministinnen heute?

> *Feminismus ist keine Frage des Glaubens, sondern eine Antwort auf die Statistiken.* (Ingrid Kolb, 1995-2006 Leiterin der Henry-Nannen-Schule)

Das ist der kleinste gemeinsame Nenner der 1968er-Feministinnen und der ‚unfeministischen' jungen Managerin. Natürlich gibt es auf der statistischen Ebene dieses ‚Wir' namens Frau. Werfen wir beispielsweise einen Blick in die Führungsetagen, die feministisch-ironisch bezeichnet weitgehend „oben ohne" (Bierach/ Thorborg 2006) sind, tun wir das mit der Geschlechterbrille. Wenn wir Frauennetzwerke aufbauen, um Qualifikationen signifikant zu fördern, steht das Geschlecht im Vordergrund. Auch Zahlen zu Gewalt in der Ehe und zu Armutsverteilung gewinnen durch geschlechtliche Fokussierung an Skandalität. Es ist zentral, sich mit den politischen Feinheiten von Reformpolitik auseinander zu setzen. Unter sozialen Kürzungen haben Frauen mehr zu leiden als Männer. „Der Reichtum hat ein Geschlecht. Die Armut auch." (LARA 2008, 1)

Manchmal gibt es Streit zwischen Feministinnen. Mir scheint, in der Feminismus-Debatte haben sich unterschiedliche Ebenen verheddert. Zum einen speist sich die Argumentation des 68er-Feminismus aus dem marxistischen Gleichheitsideal. Das wird zur Stolperfalle für alle Frauen, die sich auf der Karriereleiter nach oben bewegen. Angeblich auf dem Rücken der Sekretärinnen, der unterprivilegierten, oft Kinder- und Putzfrauen. Aber wir müssen von der diagnostizierten Grundungleichheit der realen Lebenswelt ausgehen: Frauenprobleme werden situativ angegangen. Zum anderen: Sobald eine Frau etwas ‚im Namen des Feminismus' sagt, könnte die nächste kommen und sagen: Du hast die Zwangsprostituierte, die illegale Putzfrau in „live-in" (Schilliger 2006, 336) -Abhängigkeit und das ‚Kopftuchmädchen' vergessen. Das ist nicht produktiv. Davon sollten wir Abstand nehmen. Man muss auf unterschiedlichen Ebenen für die geschlechtergerechte Sache kämpfen.

Sowohl die von den Medien inszenierte Generationen-Debatte im Feminismus (Stichwort: „Alpha-Mädchen"[14]) als auch die Gewichtung von Differenz- und Gleichheits-Feminismus-Argumenten lässt auch die logischste Sache übersehen: Feministinnen waren sich noch nie einig. Seit der 1848er Revolution haben Frauen für ihre jeweiligen Bedürfnisse gestritten. Und die waren durchaus unterschiedlich. Die ‚Louise-Otto-Peters[15]-Fraktion' hat Anerkennung für Arbeit und Bildung eingefordert. Andere Frauen wie Louise Aston[16] wollten Selbstbestimmung und freie Liebeswahl. Die bürgerlichen Strukturfrauen haben Aston Verrat an der Sache der Frauenbewegung vorgeworfen und sie übel verleumdet. So kann man es nie allen Recht machen. Heute ist das immer noch so. Aber: Das ist auch gut so! Wir müssen diese Pluralität aushalten und nutzen! „Du zahlst und du hast die Wahl. Bei der Emanzipation geht es schließlich um die Wahlmöglichkeit" (Tweedie 1985, 7).

Das oberste Ziel muss bleiben: Pluralität! Und die gegenseitige Akzeptanz der Pluralität! Die jüngere Generation macht das zum großen Teil nicht mehr über Pflicht-Zugehörigkeit, sondern über persönliche Anliegen. Jede Verab-

solutierung bestimmter Lebens- oder Feminismusformen basiert auf Prämissen, die nicht haltbar sind.

> Gleichberechtigung, soweit sie ohne Eingriffe in die Gesellschaftsstruktur gewährt werden konnte, haben die Frauen von heute. Eherechtlich, vermögensrechtlich, scheidungsrechtlich sind sie gleichberechtigt. Lohnpolitisch sind sie es nicht. (Meinhof 1967, 3)

Dieser Satz könnte auch eine Analyse postfeministischer Gruppierungen heute sein. An den Zielen zwischen den 68er-Feministinnen und heute hat sich somit nicht viel verändert. Verbindend ist außerdem, dass die avantgardistischen Großmütter längst selbst online sind. Alle Frauenhäuser, Beratungszentren und Frauenräte oder Gleichstellungsbeauftragte haben Internet-Auftritte. Die Aktionen der Ladyfeste werden genauso digital geplant wie Einladungen vom ‚Frauenring', den es seit Ende des Zweiten Weltkrieges gibt und der ein eher bürgerliches Publikum anspricht. Das digitale Netzwerken ist kein Markenzeichen der nach 1980 Geborenen mehr – auch die nach 1940er der ‚Generation Feminismus' haben sich längst das @ des digitalen Lebens angeeignet, die Generations-Ebenen vermischen sich: „Gener@tion Feminismus".

Feminismen praktiziert

Das heißt immer noch: Halbe Macht und nicht mehr als die Hälfte der Windelwechsel. Feministische Menschen stellen Frauen ein, wenn es Stellen zu besetzen gibt. Sie schlagen Frauen vor, indem sie deren Qualifikationen hervorheben. Auch wenn sie sie nicht unbedingt mögen. Qualifizierte Frauen gibt es überall. Sie bauen ein Netzwerk auf und ziehen Frauen heran, die sie kennen. Die jungen Frauen in Jugendkulturen zwischen Jungs haben sich einen „egozentrischen Pragmatismus" (Kullmann 2008, 61) zugelegt. Sie haben augenscheinlich keine Angst vor Jungs. Sie haben gelernt, dass Dabeisein nur funktioniert, wenn man die Spielregeln beherrscht: und aktiv mitgestaltet. Und fast alle träumen davon, dass die Frage nach ihrem biologischen Geschlecht einfach keine Rolle mehr spielt. Die 27-jährige Rapperin IW erobert sich ihr Terrain durch Anerkennung und resümiert schließlich: „Also, je mehr sich mein eigenes Selbstbewusstsein und so entwickelt hat und meine eigene politische Einstellung, desto mehr hab` ich halt auch gesagt, dass ich halt nicht Sachen wie ‚Fotze' oder so was, will ich halt nicht im Stück haben, wo ich halt mitrap" (Schwarz 2007, 188). Hier spricht die Subkultur-Feministin. Es wäre nicht gut, ihr Egoismus vorzuwerfen. Denn sie fühlt sich auch als Vorbild für andere jugendliche Frauen: „Gerade weil ich damit eben auch politische Sachen vertrete, die mir am Herzen liegen, denk' ich so, dass ich auch so was wie `ne Vorbildfunktion da habe" (Schwarz 2007, 194 f).

Im Jungen Drama sind feministische Themen en vogue, weiß die Theater-Feministin und schwärmt von Jenny Erpenbecks *Katzen haben sieben Leben,*

von Nora Mansmann, Dea Loher oder von Kerstin Spechts *Froschkönigin* und Simone Schneiders *Springerin*. Die Lektüre-Feministin empfiehlt jungen Frauen Bücher wie *Und im Zweifel für dich selbst* von Elisabeth Rank, *Bitterfotze* von Maria Sveland und die Jeannette Winterson-Romane; oder Theoretischeres wie Barbara Vinkens *deutsche Mutter*, zur interkulturellen Bandbreite der Kulturproduktionen die *AufBrüche* (Gelbin/ Konuk/ Piesche 1999) und für die aktuelle Kritik an neoliberalem Feminismus neben Angela McRobbies *Top Girls* Nina Powers *eindimensionale Frau*. Die Analyse zur „Pornofizierung unserer Gesellschaft" von Myrthe Hilkens in ihrem Buch „McSex" (2010) kann ebenso wie die lesende Selbstbetrachtung der „Vulva" von Mithu Sanyal angepriesen werden.

‚Jedes vierte Vorstandsmitglied wird unter Männern durch Freunde und Bekannte eingespannt. Bei Frauen wird nur jede 20. über Beziehungen eingestellt'. Die Statistik-Feministin kennt diese Zahlen und streut sie nebenher ein, um Frauen zu motivieren, vom Einzelkampf Abstand zu nehmen. Weil das nicht produktiv sei.

Die Ergebnisse der Frauenbewegung sind keineswegs fest in der Gesellschaft verankert, sie werden im Alltag situativ hergestellt und immer wieder neu ausgelotet. Die positive Wiederaneignung kann sich dabei auf eine erfolgreiche Geschichte berufen.

Die Netzwerk-Gener@tion kann sich den Feminismus im eigenen Vokabular schmackhaft machen: „Feminismus ist Fun. Und Feministin zu sein, macht Spaß – sehr viel mehr Spaß als das Gegenteil", schreibt Grethe Nestor (Nestor 2006, 12). Warum nicht den ‚Funimismus' ausrufen? Außerdem: Sich für die „Botin der schlechten Nachricht"[17], den Feminismus, stark zu machen, ist für Ingeborg-Bachmann-Feministinnen kein Problem, sondern eine subversive Herausforderung. Wer sich auf produktive Weise mit der „Unglücksbotin" identifizieren kann und einen Roman über Geschlechterungerechtigkeiten schreiben mag, macht den Hauptwiderspruch kommunizierbar. Deswegen müssen das längst nicht alle Bindestrich-Fraktionen leisten. Wir leben schließlich in einer hochkomplexen Gesellschaft mit Arbeitsteilung.

Anmerkungen

1 Die zweite bürgerliche Frauenbewegung bildete in den 70er Jahren drei Strömungen heraus: 1. die liberalen Feministinnen, die eine Gleichheit mit den Männern innerhalb des bestehenden Systems setzten, 2. radikale und autonome Feministinnen, deren oberstes Ziel die „Abschaffung des Patriarchats" war und 3. die sozialistischen Feministinnen, die sich die Umwandlung des kapitalistischen Systems zum Ziel setzten. (Notz 2006, 33 ff) Andere Gruppierungen entstanden in den 80er Jahren: Dazu gehören vor allem Lesben-Feminismus und Öko-Feminismus, die bei der Verwendung des Begriffs „Feminismus" innerhalb dieses Artikels nicht gemeint sind. Wenn von einer „Generation Feminismus" die Rede ist, geht es um deren spezifische Gewichtungen auf der Grundlage der binären Differenz zwischen Frauen und Männern und es handelt sich bei diesen Feministinnen um biologische Frauen.

In spielerischen, postfeministischen Anwendungen kommt es zu individuellen Bezeichnungen wie ‚Lipstick-Feministin', die den Begriff aufnehmen, die jedoch Feminismen unbedingt mit Unterstrich-Endungen („_innen") auffassen, d.h. es werden bei Identitätskategorien uneindeutige und vielzählige Geschlechtsmöglichkeiten mitgedacht.

Die *Gender Studien* (von Braun/ Stephan 2006) haben sich in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts herausgebildet und spezialisieren sich vor allem auf die Kategorie ‚Geschlechter-Identitäten' von Menschen, deren Grundlage ‚Geschlecht' pluraler theoretisiert und konzeptualisiert als ‚Frauen' und ‚Männer'.

2 Hier soll kein Generationenkonflikt heraufbeschworen werden. Es geht um die Vermittlung zwischen verschiedenen politischen und schlicht zeitlichen Kontexten, die manchmal zu unproduktiven Angriffen führen. Es ist der Versuch, die Frage zu beantworten, die manche 68er-Feministinnen stellen: „Warum seid Ihr nicht dankbar?" (Zuletzt gehört im „Erzählcafé *Feminisms Revisited*" im Jos Fritz Café am 17. Februar 2010 unter der Moderation von Andrea Zimmermann/ Universität Basel). Und die Kluft zwischen den eher theoretischen Gender Studies Forscher_innen und den eher praxisnahen Feministinnen, die aus der 70er-Jahre Kinderladen-Bewegung kommen.

3 Dass Feminismen in verschiedenste Richtungen gewachsen sind und bereits seit Jahren ‚wieder' angeschaut werden, zeigen u.a. folgende Titel: „Geschlechterforschung revisited" (Pasero 1994, 264-289); „queer revisited" (Raab 2005, 240-252); und *Alltägliche Lebensführung und Differenzen zwischen Frauen revisited* (Jurczyk/ Rerrich 2009, 103-117).

4 Inhaltliche Kritik zu feministischen Inhalten und Auswüchsen lasse ich an dieser Stelle außen vor. Genannt seien nur Katharina Rutschky mit ihrem Buch *Emma und ihre Schwestern. Ausflüge in den real existierenden Feminismus*, die kritisiert, dass bestimmte feministische Frauen sich auf ihrem selbstgerechten Status als Opfer einrichten (1999), und Birgit Schmidt, die eine gefährliche Strömung des so genannten esoterischen Feminismus wissenschaftlich untersucht und zu dem Ergebnis kommt, dass die ideologische Grundlage dieser „freundlichen Frauen" (Schmidt 2007) antisemitische Haltungen hervorbringt.

5 Auf der XXIII. ordentlichen SDS-Delegiertenkonferenz in Frankfurt/M. am 13.09.1968 forderte Helke Sanders die „Genossen" zur unverzüglichen Selbstreflexion der eigenen Machtposition im Rahmen einer gesamtgesellschaftlichen Emanzipation auf. Nach der Rede von

Sanders, damals Delegierte des Berliner „Aktionsrates zur Befreiung der Frau“ warf Sigrid Damm-Rügers (hochschwanger) drei Tomaten, von denen eine den nachfolgenden Redner Hans-Jürgen Krahl an der Stirn traf (vgl. Kraushaar 1998, Bd. I, 355f.). Ute Scheub hat diese Urszene der Frauenbewegung in ein anderes Licht gerückt. Die Tomate hat nämlich ihr Ziel verfehlt und den Falschen getroffen, weil der schwule Hans-Jürgen Krahl „alles andere als ein Frauenfeind war.“ Er wurde abends, als er weinend in der Badewanne lag, von Damm-Rügers getröstet (vgl. Scheub 1996, 4). Welche wegen des schönen Bildes die „Tomate weiterwerfen will“, trifft vielleicht wieder Bündnispartner_innen. (etwa: Strobel 2010).

6 ‚Spaßfraktion‘ ist ein ungerechter Vorwurf. Schließlich ist die so genannte Selbstverwirklichung von Frauen seit jeher Ziel der Frauenbewegungen. Dass diese Frauen sich nicht sozial engagieren, ist nicht belegt. Aber ihnen vorzuwerfen, dass sie sich selbstbewusst präsentieren und zwischen Männern in der ‚Oberliga‘ behaupten (ebenso eine Wunscherfüllung der Frauenbewegung), ist paradox.

7 Populäres Lied des Berliner Grips-Theaters, das seit 1969 als erstes Theater professionelles „Mutmach-Theater“ für Kinder anbietet, um sich gegen sexistische und patriarchale Erziehung zu wehren, aber auch Musicals wie „Linie 1“, die die Kinder-Welt für urbane Kultur öffnen.

Die *Riot-Grrrl*-Bewegung war ein Befreiungsschlag gegen das Gebot, ein niedliches Mädchen zu werden: „Grrrl bringt das Knurren zurück in unsere Miezekatzekehlen. Grrrl zielt darauf, die ungezogenen, selbstsicheren und neugierigen Zehnjährigen in uns wieder aufzuwecken, die wir waren, bevor uns die Gesellschaft klar machte, daß es an der Zeit sei, nicht mehr laut zu sein und Jungs zu spielen, sondern sich darauf zu konzentrieren, ein ‚girl‘ zu werden, das heißt eine anständige Lady, die die Jungs später mögen würden“ (Gilbert/ Crystal 1997, 220-226). Es gibt wenige Mädchen in Deutschland, die heute noch nach diesen Grundsätzen erzogen werden. Das *doing gender* verläuft heute subtiler und pluraler.

8 Diese poetische Wendung der Gleichberechtigung von Frauen kam aus der maoistischen Chinabewegung um 1968. Das vollständige Zitat heißt: „Die Frauen tragen auf ihren Schultern die Hälfte des Himmels und sie müssen sie erobern (Mao Tse-tung)“ (zit. nach Broyelle 1973, 7): Es wurde zum Motto für zahlreiche feministische Manifeste, Handlungsanweisungen und Utopien. Die Hoffnung, dass die „Frauenemanzipation und Kindererziehung in China“, so der Untertitel des Buchs *Die Hälfte des Himmels* von Claudie Broyelle, als Vorbild für die westliche Frauenbewegung dienen könnte, hat Broyelle nach ihrer zweiten Chinareise 1977 desillusioniert aufgegeben.

9 Die Resignifizierung beinhaltet eine Befreiung aus einer diskursproduzierten Herrschaftsstruktur, in der marginale Personengruppen durch abwertende Bezeichnungen ausgeschlossen wurden. In der Geschichte war das die selbstbewusste Aneignung der Beschimpfungen als ‚Blaustrümpfe‘; Ende des 20. Jahrhunderts kamen ‚Schwule‘, ‚Nigger‘ und ‚queer‘ (ursprünglich: Falschgeld, schwul) hinzu. Die Popkultur der 2000er Jahre spielte mit den pejorativen Begriffen wie ‚Zicke‘ und ‚Schlampe‘, die unter anderm T-Shirts zierten. Die Aneignung von abwertenden Begriffen verhindert die Beleidigung und eröffnet subversive Handlungsspielräume in hegemonialen Diskursen. Zum Begriff ‚Resignifizierung‘ vgl. Distelhorst 2007, 58-64.

10 Für diesen Gedanken der positiven Volte – und noch viel mehr – danke ich der Soziologin Barbara Driesen/ Berlin.

11 In der Soziologie-Vorlesung: „Grundzüge der Soziologie“ an der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br. wurde Augustin Thierry von Prof. Dr. Wolfgang Eßbach folgendermaßen zitiert: „Sobald ein Volk unterdrückt wird, wird seine Sache die gute Sache.“ (Übersetzt nach „(…) ca cause deviendra la bonne cause“). Demnächst podcast online nachzulesen unter http://www.soziologie.uni-freiburg.de/Personen/essbach/. Für das Zitat (E-mail vom 09.05.2010) bedanke ich mich bei Prof. Dr. Eßbach.

12 Paradigmatisch möchte ich hier das politische Internetforum *avaaz* nennen, das sich effektiv mit Unterschriftenlisten gleichermaßen gegen Mädchen- und Frauenhandel, gegen die Verfolgung Homosexueller in Uganda, gegen den Klimawandel oder für den Schutz bedrohter Tiere einsetzt. http://www.avaaz.org/de/.

13 Sonja Eismann forscht unter anderem zu „grrrl-zines“: http://php.diezuender.de/gallery/gallery.php?gid=210.

14 Der Spiegel hat 2007 mit einem Aufmacher über erfolgreiche, junge Frauen den Begriff „Alpha-Mädchen“ (*Spiegel* 24/2007: 56) geprägt. Einleitend ist dort zu lesen: „Wie eine neue Generation Frauen die Männer überholt. (…) Sie sind pragmatischer als ihre Mütter, sie sind ehrgeiziger, zielstrebiger, gebildeter als die Männer. Sie glauben nicht mehr an die Versorgung durch die Ehe, sondern an den Erfolg. Eine junge Frauengeneration macht sich auf den Weg an die Macht – und lässt die Männer hinter sich.“ Neben dieser Frontstellung gegen „die Männer“, lehne ich persönlich den Alpha-Mädchen-Begriff ab. Der Bezug auf die Alpha-Tiere in der Tierwelt behagt mir nicht. Diese Biologisierung meiner Generation im Zeitalter des genetischen Comebacks ist verdächtig. Außerdem lehne ich die Infantilisierung zum „Mädchen“ ab. Meiner Meinung nach ist das „Alpha-Mädchen“ eine Erfindung männlicher Journalisten, die erotisch aufgeladene Bilder produzieren und versuchen, über die altbekannten Muster Frauen einzuteilen in attraktive ‚Fräuleins‘ und durch Attribute wie „alt“ und „mütterlich“ abgewertete Frauen. Die positive und kluge Wiederaneignung des Begriffs „Alphamädchen“ hat bereits in dem feministinnentypischen, hedonistischen Stil stattgefunden mit dem Titel: „Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht.“ (Haaf/ Klingner/ Streidl 2008) Vor allem für Frauen zwischen 15 und 25 werden feministische Themen wie Identität, Sex, Medien, Demografiedebatte, Beruf und Macht – mit ansprechenden Collagen aufbereitet.

15 Louise Otto-Peters (1819-1895) war Schriftstellerin (bspw. der sozial engagierte, zensierte Roman *Schloß und Fabrik* (1846) uvm.) und leistete nachhaltigen politischen Einsatz in ihrer selbstredigierten *Frauen-Zeitung* mit dem Untertitel „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen.“ Nach dem baldigen Verbot ab 1865 gab sie mit Auguste Schmidt bis zu ihrem Tod die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins *Neue Bahnen* heraus.

16 Louise Aston (1814-1871) war Dichterin, politische Schriftstellerin, Herausgeberin der politischen Zeitschrift *Der Freischärler*, wurde vor allem wegen ihres wenig damenhaften Auftretens und wegen ihres offenen Atheismus‘ angegriffen. Schon 1848 schreibt sie spöttisch von den „weiblichen Anliegen“ des „Demokratischen Frauenclubs“ in Berlin mit ihren „Suppenanstalten und Frauenhemdenverfertigungsmanufactursubscriptionseröffnungen und dergleichen; ferner aber auch von der *Emancipation der Frauen*“, die in diesem „Affentheater“ bigott durch „Gottvertrauen und Weltachtung“ definiert würde (Aston 1848, 3). Dafür warf ihr Louise Otto-Peters vor, die „Frauen-Emancipation in Mißkredit gebracht“

zu haben, durch ihr „wüstes Leben“ in Hosen und wechselnde Liebhaber (vgl. Otto-Peters 1850).

17 Die These, dass Feminismus die Figur der „Botin mit der schlechten Nachricht“ ist, mit der sich keine gern identifiziert, habe ich in dem Artikel „Eine Generationenstudie“ (Warnecke 2007, 24) aufgestellt. Das führt zu dem Paradox, dass der Feminismus – wie der sprichwörtliche Unglücksbote – die Schuld an der Ungleichheit und auch an der Unklarheit in Geschlechterfragen trägt und dafür mit Verachtung gestraft wird, was gemeinhin den Todesstoß bedeutet. Deswegen sind für ‚Einsteigerinnen‘ die positiven Effekte wie Selbst-Ermächtigung und persönliche Vorteile, die feministische Verhaltensweisen mit sich bringen, zunächst wichtiger als Gesellschaftskritik. Aber das muss ja nicht so bleiben.

Literatur

Aston, Louise (1848) *Der Freischärler. Für Kunst und sociales Leben.* Berlin: Voßsche Buchhandlung. 1.11.1848, Nr. 1.

Avaaz (2010) 06.Mai 2010 <http://www.avaaz.org/de/>.

Badinter, Elisabeth (1981) *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute* [1980]. Übersetzt aus dem Französischen von Friedrich Griese. München/ Zürich: Piper.

Bierach, Barbara/ Heiner Thorborg (2006) *Oben ohne. Warum es keine Frauen in den Chefetagen gibt.* Berlin: econ.

Braun, Christina von/ Inge Stephan (2006) Hg. *Gender Studien. Eine Einführung.* Stuttgart/ Weimar: Metzler.

Broyelle, Claudie (1973) *„Die Hälfte des Himmels". Frauenemanzipation und Kindererziehung in China* [1973]. Mit einem Vorwort von Han Suyin. Berlin: Wagenbach.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Degele, Nina/ Gabriele Winker (2008) „Praxeologisch differenzieren. Ein Beitrag zur intersektionalen Gesellschaftsanalyse." *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz.* Hg. Cornelia Klinger/ Gudrun-Axeli Knapp. Münster: Verlag Westphälisches Dampfboot, 194-209.

Degele, Nina/ Gabriele Winker (2009) *Intersektionalität. Analyse sozialer Ungleichheiten.* Bielefeld: transkript.

Distelhorst, Lars (2007) *Umkämpfte Differenz. Hegemonietheoretische Perspektiven der Geschlechterpolitik mit Butler und Laclau*. Berlin: Parodos.

Eismann, Sonja (2006) *„Wie machen wir's uns selbst?" Wie fing es an mit der Selbstorganisation von Feministinnen im Pop? an.schläge*, September 2006. Wien: CheckArt, 16-17.

Eismann, Sonja (2007) *Hot Topics. Popfeminismus heute*. Mainz: Ventil Verlag.

Eismann, Sonja/ Elke Zobl (2009) „Grrrl Zines". 03. Mai 2010 <http://php.diezuender.de/gallery/>. Pfad: Bildergalerien; 2009: 1-8.

Erpenbeck, Jenny (2000) *Katzen haben sieben Leben.* Theaterstück. Frankfurt/M.: Eichborn.

Etgeton, Stefan/ Sabine Hark (1997) Hg. *Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse.* Berlin: Querverlag.

Friedan, Betty (1966) *Der Weiblichkeitswahn oder die Mystifizierung der Frau.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Gelbin, Cathy S./ Kader Konuk/ Peggy Piesche (1999) Hg. *AufBrüche. Kulturelle Produktionen von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen in Deutschland.* Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag.

Gilbert, Laurel/ Crystal Kile (1997): „SurferGrrrls." *Kursbuch JugendKultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende.* Hg. SPoKK. Mannheim: Bollmann.

Groß, Melanie (2006) „Internet als Plattform politischer Interventionen: Ladyfeste im Netz." *kommunikation@gesellschaft*, Jg. 7, Beitrag 4. Online-Publikation: <http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B4_2006_gross.pdf>.

Groß, Melanie (2007) „Riot Grrls und Ladyfeste – Angriffe auf die heterosexuelle Matrix." *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen.* Hg. Gabriele Rohmann. Berlin: Archiv der Jugendkulturen, 71-81.

Haaf, Meredith/ Susanne Klingner/ Barbara Streidl (2008) *Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht.* Hamburg: Hoffmann und Campe.

Hilkens, Myrthe (2010) *McSex. Pornofizierung unserer Gesellschaft*. Übersetzt aus dem Niederländischen von Cécile Speelmann. Berlin: Orlanda.

JAGOSE, ANNAMARIE (2001) *Queer Theory. Eine Einführung.* Aus dem Englischen übersetzt und hg. Corinna Genschel/ Caren Lay/ Nancy Wagenknecht/ Volker Woltersdorff. Berlin: Querverlag.

JURCZYK, KARIN/ MARIA S. RERRICH (2009) „Erkenntnis und Politik. Alltägliche Lebensführung und Differenzen zwischen Frauen revisited." *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs.* Hg. Brigitte Aulenbacher/ Birgit Riegraf. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 103-117.

KÄTZEL, UTE (2008) *Die 68erinnen. Porträts einer Frauengeneration.* Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag.

KILIAN, EVELINE/ SUSANNE KOMFORT-HEIN (1999) „Generationswechsel und Geschlechterperspektiven: Zum Stand einer aktuellen Diskussion." *GeNarrationen. Variationen zum Verhältnis von Generation und Geschlecht.* Hg. Dies. Tübingen: Attempo, 9-24.

KRAUSHAAR, WOLFGANG (1998) Hg. *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail. 1946-1995.* 3 Bde. Hier Bd. 1 Chronik. Hamburg: Rogner und Bernhard.

KULLMANN, KATJA (2008) „Rockabellas, GothicHexen & Zicken." *Emma* 2/2008: 58-61.

LARA (2008) „Gewaltige Reformen – häusliche Gewalt". Lara taz-Beilage vom 25.11.2008. *taz.* Berlin.

LOHER, DEA (2010) *Diebe.* Frankfurt/M.: Verlag der Autoren.

MAIHOFER, ANDREA (1995) *Geschlecht als Existenzweise.* Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag.

MANSMANN, NORA (2005) *Terrormum.* Frankfurt/M.: Verlag der Autoren.

MCROBBIE, ANGELA (2010) *„Top Girls". Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes.* Hg. Sabine Hark/ Paula-Irene Villa. Wiesbaden: VS Verlag.

MEINHOF, ULRIKE (1967) *Ungleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft.* Hamburg: Libertär-Drucke. [Raubdruck-Fanzines von Ulrike Meinhof, J.W.].

MISSY MAGAZINE (2010) *Popkultur für Frauen* [2008]. Hg. Sonja Eismann/ Stefanie Lohaus/ Chris Köver/ Margarita Tsomou. Erscheint monatlich. Hamburg.

Mittelweg 36 (2008) *Zum Verständnis der Zukunft des Krieges.* Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung. Darin zwei Briefe von Hannah Arendt in Faksimile veröffentlicht, versehen mit einem Kommentar von Wolfgang Kraushaar. 17. Jg., 1/2008.

NESTOR, GRETHE (2006) *Die Badgirl Feministin. Ein Handbuch für Frauen, die sich munitionieren wollen.* Übersetzt aus dem Norwegischen von Sigrid Engeler. München: dtb.

NOTZ, GISELA (2006) *Warum flog die Tomate? Die autonomen Frauenbewegungen der Siebzigerjahre. Entstehungsgeschichte, Organisationsformen, Politische Konzepte.* Neu-Ulm: AG SPAK Bücher.

OCKRENT, CHRISTINE (2007) *Das Schwarzbuch zur Lage der Frauen. Eine Bestandsaufnahme.* Übersetzt aus dem Französischen von Enrico Heinemann, Ursula Held, Dagmar Mallett, Karin Miedler und Ursel Schäfer. München/ Zürich: Pendo.

OESTREICH, HEIDE (2008): „Tschüss, Schwester! Keine ‚beiträge zur feministischen theorie und praxis' mehr: Nach 30 Jahren wird die älteste Zeitschrift der autonomen Frauenbewegung ganz leise eingestellt." *taz* vom 22.02.2008.

OTTO-PETERS, LOUISE (1850) *Frauen-Zeitung. „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen".* Großenhain: Theo Haffner. 1850. Jg.2. No.3 am 19.01.1850.

PASERO, URSULA (1994) „Geschlechterforschung revisited: konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven." *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht.* Hg. Theresa Wobbe und Gesa Lindemann, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 264-289.

Pinl, Claudia (2007) *Das Biedermeier-Komplott. Wie Neokonservative Deutschland retten wollen.* Hamburg: Konkret Literatur Verlag.

Power, Nina (2010) *Die eindimensionale Frau.* Übersetzt aus dem Englischen von Anne-Sophie Springer. Berlin: Merve.

Raab, Heike (2005) „‚queer revisited' – Neuere Aspekte zur Verhältnisbestimmung von Queer Studies und Gender Studies." *Die Kategorie Geschlecht im Streit der Disziplinen.* Hg. Marlen Bidwell-Steiner und Karin S. Wozonig. Innsbruck/ Wien/ München: Studienverlag, 240-252.

Rank, Elisabeth (2010) *Und im Zweifel für dich selbst.* Berlin: Suhrkamp Nova.

Regh, Alexander (2002) „Transgender in Deutschland zwischen Transsexuellen-Selbsthilfe und Kritik an der Zweigeschlechterordnung. Quo Vadis, Trans(wasauchimmer)?" *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive.* Hg. Polymorph Berlin: Querverlag.

Rickens, Christian (2006) *Die neuen Spießer. Von der fatalen Sehnsucht nach einer überholten Gesellschaft.* Berlin: Ullstein.

Rohmann, Gabriele (2007) Hg. *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen.* Berlin: Archiv der Jugendkulturen.

Rutschky, Katharina (1999) *Emma und ihre Schwestern. Ausflüge in den real existierenden Feminismus.* München/ Wien: Carl Hanser Verlag.

Sanyal, Mithu M. (2009) *Vulva: Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts.* Berlin: Wagenbach.

Scheub, Ute (1996) „‚Die Frau, die die Tomate warf.' Sigrid Damm-Rüger ist tot. Ihr Tomatenwurf auf einen Führer der Studentenbewegung war der Auftakt für die autonome Frauenbewegung." *taz* vom 12.01.1996, 4.

Schilliger, Sarah (2007) „Unsichtbare Billigarbeitskräfte ohne Rechte: Immigrierte Hausarbeiterinnen in Deutschland und der Schweiz." *Das Schwarzbuch zur Lage der Frauen. Eine Bestandsaufnahme.* Übersetzt aus dem Französischen von Enrico Heinemann, Ursula Held, Dagmar Mallett, Karin Miedler und Ursel Schäfer. Hg. Christine Ockrent. München/ Zürich: Pendo. 334-341.

Schneider, Simone (2000) *Springerin.* Berlin: Gustav Kiepenheuer.

Schmidt, Birgit (2007) *Freundliche Frauen. Eine Kritik an der Juden- und Frauenfeindlichkeit des esoterischen Feminismus.* Aschaffenburg: Alibri.

Schößler, Franzinska (2008) *Einführung in die Gender Studies.* Berlin: Akademie Verlag.

Schrupp, Antje (2007) *Methusalems Mütter. Chancen des demografischen Wandels.* Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag.

Schwarz, Thomas (2007) „Zur Rekonstruktion narrativer Identität und Weiblichkeit im HipHop: Weder ‚Heilige' noch ‚Hure' – Portrait einer Rapperin." *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen.* Hg. Gabriele Rohmann. Berlin: Archiv der Jugendkulturen, 180-197.

Schwarzer, Alice (2007) *Die Antwort.* Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Specht, Kerstin (1998) *Königinnendramen: Die Froschkönigin/ Schneeköniginnen/ Herzkönigin.* Drei Stücke. Frankfurt/M.: Verlag der Autoren.

Spiegel (2007) „Alpha-Mädchen". *Spiegel* 24/2007, 56. Und 11. Juni 2007. 08. Mai 2010 <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-51878373.html>.

Stämpfli, Regula (2008) *Die Macht des richtigen Friseurs. Über Bilder, Medien und Frauen.* Brüssel: Bartleby & Co.

Strobel, Katja (2010) „Thema des Arbeitskreises ‚Schöner leben': *„Die Tomate weiterwerfen .... Feministische Gesellschaftskritik jenseits von Alpha-Mädchen und F-Klasse."* März 2010. 03. Mai 2010. <http://www.feministischesinstitut.de/web2/>. Pfad: Interventionen; Die Tomate weiterwerfen.

Sveland, Maria (2009) *Bitterfotze*. Übersetzt aus dem Schwedischen von Regine Elsässer. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Tweedie, Jill (1985) *Briefe einer unbeherzten Feministin* [1982]. Übersetzt aus dem Englischen von Sybille Koch-Grünberg. München: Droemer Knaur.

Vinken, Barbara (2007) *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*. Frankfurt/M: Fischer Taschenbuch Verlag.

Warnecke, Jenny (2007) „‚Das ist mir zu extrem!' Eine Generationenstudie." *Das F-Wort. Feminismus ist sexy*. Hg. Mirja Stöcker. Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag, 23-40.

Weigel, Siegrid (1983) „Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis." *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*. Hg. Dies./ Inge Stephan. Berlin: Argument Verlag, 83-132.

Nina Degele/ Gabriele Winker

Feminismen im Mainstream, in Auflösung – oder auf intersektionalen Pfaden

Feministische Bewegungen und Strömungen sind vielfach unter Druck geraten. Einerseits haben selbstgenügsam gewordene Theoriediskussionen den Kontakt zur politischen Realität verloren. Andererseits tragen praxisorientierte Strategien rund um Diversity Management und Gender Mainstreaming zur Verwässerung eines feministischen Profils bei, das gegen soziale Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse deutlich Position bezogen hat. So predigen ProtagonistInnen des Diversity Management Toleranz gegenüber Minderheiten, haben hinter einer auf Hochglanz polierten Fassade der Vielfalt aber häufig nur neoliberale Strategien der Imagepflege und Positionierung auf dem Markt zu bieten. Und Gender Mainstreaming-ExpertInnen verlieren sich allzu oft in Karriereaufstiegs- und Mentoring-Programmen, ohne strukturelle Diskriminierungsgründe wie die Zuweisung der unbezahlten Sorge- und Versorgungsarbeiten an Frauen anzugreifen. Wenn allerdings neoliberale Strategien immer neue VerliererInnen und Ausgegrenzte wie Kranke, Geflüchtete, Erwerbslose, Alleinerziehende, Minijobbende und Niedriglohnbeziehende produzieren, die in finanzieller und sozialer Unsicherheit leben und von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen sind, dann sollten Feminismen dazu – wieder deutlich verstärkt – Stellung beziehen.

Feministische Politiken sind allerdings – heute vielleicht sogar mehr denn je – auf eine geschlechtertheoretische Fundierung angewiesen; dies wollen wir in diesem Aufsatz zeigen. Dafür bedarf es feministischer Analysen unter intersektionalen Vorzeichen. Wir halten eine praxeologisch orientierte Intersektionalitätsforschung für vorwärts weisend, die Wechselwirkungen zwischen Ungleichheit generierenden Differenzen wie Geschlecht, Klasse, Ethnie und zunehmend auch Sexualität, Alter, Gesundheit, Fitness und Attraktivität benennt. Denn der Feminismus hat nie als Singular existiert, ebenso wenig wie Geschlecht die einzig relevante Ungleichheitskategorie und Herrschaftsdimension darstellt. Entsprechend müssen feministische Analysen Vielfältigkeiten nicht nur nachzeichnen, sondern in ihren Wechselwirkungen auch erklären, um darüber Widerstandspotenziale und politische Eingriffsmöglichkeiten zu identifizieren. Dies soll das Konzept der praxeologisch orientierten, intersekti-

onalen Mehrebenen-Analyse leisten, das wir in diesem Aufsatz vorstellen und konkretisieren.

Im Folgenden rekonstruieren wir zunächst einige Stationen feministischer Kämpfe und politischer Praxen der letzten Jahrzehnte, stellen dann Intersektionalität als theoriegeleiteten und forschungsoffenen Mehrebenenansatz vor und ziehen daraus politische Konsequenzen, indem wir vielfältigste queer-|feministische Initiativen sichtbar machen.

1 Hegemoniale Feminismen: gefährliche Nähe zu neoliberalen Strategien

Bereits vor zwei Jahrhunderten hat der französische Frühsozialist Charles Fourier den Fortschritt der Zivilisation an der Emanzipation von Frauen gemessen (Allen 2002, 231) – und blieb damit weitgehend allein. 1880 deklarierte Olympe de Gouges mit ihrer „Erklärung der Rechte der Frau und der Bürgerin" die gleichen bürgerlichen Menschenrechte für Frauen, und die sind seitdem nicht mehr von der politischen Agenda verschwunden. Emanzipation und Menschenrechte für Frauen sind zentrale feministische Anliegen, wie zum Beispiel in dieser Feminismus-Definition von Rosemary Hennessy deutlich wird:

> Feminismus lässt sich als Ensemble von Debatten, kritischen Erkenntnissen, sozialen Kämpfen und emanzipatorischen Bewegungen fassen, das die patriarchalen Geschlechterverhältnisse, die alle Menschen beschädigen, und die unterdrückerischen und ausbeuterischen gesellschaftlichen Mächte, die insbesondere Frauenleben formen, begreifen und verändern will. (Hennessy 2003, 155)

Diese Definition ist in mehrfacher Hinsicht bedeutsam. Zunächst einmal geht es um die negativen Folgen patriarchaler Geschlechterverhältnisse, also um Strukturfolgen und nicht um Schuldzuschreibungen an eine geschlechtlich zu differenzierende Sorte Mensch. Diese Folgen haben Auswirkungen auf alle Menschen, auch wenn diese in ihren negativen Konsequenzen stärker und vermehrt Frauen betreffen. Weiter bleibt Geschlecht eine zentrale Kategorie der Analyse, aber auch andere soziale und kulturelle Kämpfe um Emanzipation und Menschenrechte sind in unterschiedlicher Weise relevant. Unklar bleibt allerdings, für wen ‚der Feminismus' eigentlich spricht und was genau seine Ziele sind. Dies trägt dem vor allem queertheoretisch begründeten Anspruch auf Erweiterung von Perspektiven Rechnung. Schließlich laufen in dieser Definition die verschiedenen Seiten der Verhandlung von Feminismus zusammen, wenn es nämlich um ‚begreifen' (Wissenschaft) und ‚verändern' (Politik) geht. Ziel ist eine gesellschaftliche Veränderung der Lebenssituation und Positionierung von Frauen und der Strukturen, Debatten und Prozesse, die eine solche Unterordnung von Frauen und anderen von Diskriminierung Betroffenen hervorbringen. Ohne politische Veränderungen sind feministische Ideen nicht umsetzbar, und gleichzeitig bedürfen diese Ideen einer theoretischen Begründung.

Trägerinnen feministischer Anliegen sind Frauenbewegungen, die als mobilisierende kollektive AkteurInnen auf einen grundlegenden Wandel der

Geschlechterverhältnisse hinwirken (Lenz 2008, 21). In Deutschland haben sich die Frauenbewegungen grob in zwei Wellen entwickelt. Die erste umfasste die bürgerliche und proletarische Frauenbewegung von Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Weimarer Republik, die mit dem Nationalsozialismus zum Erliegen kam (Paletschek/ Pietrow-Ennker, 2004). Erst nach 1968 bildete sich die zweite, die damals Neue Frauenbewegung. Ob sie bis heute nach- und weiter wirkt oder ob man vor allem in Zusammenhang mit den entstandenen globalen Netzwerken und der Verwissenschaftlichung des Feminismus von einer dritten Welle sprechen kann, ist noch offen. Die Kontinuitäten und Streitpunkte der verschiedenen Wellen der Frauenbewegungen beziehen sich auf die Themen Arbeit, Liebe und Sexualität, Frieden und Gewaltfreiheit, nationale Unabhängigkeit und Antikolonialismus sowie internationale und globale Frauennetzwerke.

Feministische Strömungen speisen sich häufig aus einer geschlechtlich fundierten Solidarität. In der Tat lässt sich damit etwas bewegen: Alice Schwarzer initiierte 1971 im *Stern* eine Aktion gegen den § 218, in der sich 374 Frauen öffentlich zu ihrer Abtreibung bekannten. Der Erfolg dieser Aktion basierte auf einer gefühlten und artikulierten Verbundenheit von Frauen, die nicht die gleiche Erfahrung einer illegalen Abtreibung gemacht haben mussten, die aber um die Bedeutung eines solchen Schritts wussten und auch darum, dass sie selbst in eine ähnliche Situation kommen könnten. Das verlieh der entstehenden zweiten Frauenbewegung eine enorme Schlagkraft. Die Zusammengehörigkeit schor gleichzeitig die Hälfte der Bevölkerung über einen Kamm und grenzte damit diejenigen aus, die sich nicht in vergleichbaren Lebenszusammenhängen befanden. Dass eine Minderheit weißer Mittelschichtsfrauen für alle Frauen gesprochen hatte, machte Hazel Carby (Carby 1982, 233) mit ihrer kritischen Anfrage an weiße Mittelklasse-Feministinnen deutlich: „What exactly do you mean when you say WE?“[1]

Diese unhinterfragte Wir-Identität setzt sich bei den gegenwärtig zu Ikonen eines neuen Feminismus erklärten „Alphamädchen“ fort, die sich aus der Position weißer, junger und am Leistungsprinzip orientierter Mittelschichtsfrauen als Repräsentantinnen von Frauen schlechthin stilisieren:

> Alle jungen Frauen wollen heute das Gleiche, nämlich: genauso viel verdienen wie Männer, die gleichen Aufstiegschancen, einen gleich großen Anteil an der Macht in unserem Land und nicht vor die Entscheidung ‚Kind oder Karriere‘ gestellt werden. (Haaf/ Klingner/ Streidl 2008, 139)

Die Klassengebundenheit einer solchen Argumentation gibt Thea Dorn (Dorn 2007, 37) in ihrer Standortbestimmung der F-Klasse freimütig zu und führt aus, dass es ihr „nicht um Frauensolidarität um jeden Preis gehe, sondern um eine bestimmte Klasse von Frauen, die sich nicht durch privilegierte Herkunft definiere, sondern einzig und allein durch das individuell von ihr Erreichte und Gelebte.“ Ein solcher ‚neuer‘ Feminismus basiert, wie der in den 1970er Jahren zu Recht in die Kritik geratene Feminismus, auf einem versämtlichenden ‚Wir‘, schließt andere, nicht F-Klasse-Frauen aus und grenzt sich von

queeren, radikalen Feminismen ab. Er verortet Frauen nicht als Opfer, sondern als Schmiedinnen ihres eigenen Glücks. Arrangiert sich dieser Ansatz damit mit heteronormativen Geschlechterverhältnissen und dem neoliberalen Credo der Eigenverantwortung?

Aber auch bei der Betonung und positiven Hervorhebung von Vielfalt und Differenz ist der Weg nicht weit zur ökonomischen Instrumentalisierung. Diversity Management bezeichnet ein Gesamtkonzept des Umgangs mit personaler Vielfalt in einem Unternehmen (Schenk 2008, 158-163). Darin wird die Verschiedenheit von MitarbeiterInnen positiv bewertet, denn Lesben, Schwarze, Menschen mit Behinderung und Transsexuelle helfen, differenzierte Konsumentengruppen zielgenau anzusprechen. So haben sich in der „Unternehmensinitiative Charta der Vielfalt" 600 Unternehmen zur Umsetzung von Antidiskriminierungsvorschriften verpflichtet, womit sie das Ziel der Profitmaximierung über politisch korrektes Verhalten und eine Verbesserung des Firmenimages zu erreichen versuchen (Beilage *SZ*, Vielfalt, 1/2009). Damit sind sie erfolgreich: Forschenden der Universität Georgia zufolge betrage die Kaufkraft von Schwulen in den USA 450 Milliarden Euro im Jahr (Cadenbach/ Dietz 2010). Der Bezug zu soziologischen Gegenwartsdiagnosen wie zum „neuen Geist des Kapitalismus" (Boltanski/ Chiapello 2003) liegt auf der Hand: Die „Leistungsträger" sind mobil, bindungslos, international, vernetzt, gut ausgebildet. Der US-amerikanische Politologe und Ökonom Richard Florida (Florida 2002, 249-266) leitet aus Personen mit diesen Eigenschaften ein ganzes volkswirtschaftliches Entwicklungspotenzial ab: Er sieht den Schlüssel für eine neue Geografie und Ökonomie der Kreativität in den „3T" ökonomischer Entwicklung, nämlich Technik, Talent und Toleranz. Das aber bedeutet, dass der Kapitalismus sich die Kritik der fehlenden Berücksichtigung früher ausgegrenzter Gruppen dort, wo diese neue Märkte erschließen, zu eigen macht und dadurch noch produktiver und leistungsfähiger wird.

Einige Emanzipationsziele wie Bildung von Frauen, Öffnung der Berufslaufbahnen, Gleichstellung und Vielfalt unterstützen somit die kapitalistische Akkumulationslogik. Andersherum trägt das derzeitige ökonomische System zur Dekonstruktion von Geschlechterbildern und alt hergebrachten Familienformen bei (Koppert 2003, 21). Andere neoliberale Entwicklungen wiederum widersprechen Emanzipationszielen: Vertiefung der Ungleichheit, gnadenlose Auslese nach Verwertbarkeit, Umwandlung aller menschlichen Bedürfnisse in Konsumwünsche, um nur einige zu nennen. Das kapitalistische Akkumulationsprinzip unterwirft mit anderen Worten alles der eigenen Logik der Profitmaximierung. Davon können hochqualifizierte Frauen, Lesben oder Migrantinnen profitieren, sie können aber auch zu Verlierergruppen gehören. Während also die Sensibilität für Geschlechterkonflikte zunimmt und sich für bestimmte Frauen Karrierewege öffnen, werden an anderer Stelle mit demselben Leistungsprinzip beispielsweise Kranke, Alte, Kinder Erziehende ausgegrenzt (vgl. Rommelspacher 2009). Die Konsequenz dieser Situation beschreibt Claudia Koppert treffend: „Das Gewollte wird nicht erreicht, das Erreichte nur bedingt gewollt, was doch erreicht wird, fühlt sich nicht wie das Erhoffte an" (Koppert 2003, 19). Mit die-

sen widersprüchlichen Entwicklungen müssen feministische Strömungen und Bewegungen umgehen. Frauen sind keine durchgängig diskriminierte Gruppe, dies wird heute deutlicher als je zuvor. Differenzierungsmerkmale treten in Kombination auf, müssen zueinander in Beziehung gesetzt werden und ihre Wirksamkeit ist vom Kontext abhängig. Geschlechtertheoretisch bedeutsam ist dabei, dass eine Kontextualisierung von Ungleichheiten dazu führt, dass die Kategorie Geschlecht ihre Exklusivität verliert. Die Zentralkategorie Geschlecht der Gender Studies gerät in Wechselwirkung mit anderen disziplinären Basiskategorien wie etwa Rasse/ Ethnizität/ Nation in den Postcolonial Studies, Sexualität in den Queer Studies oder Klasse in der Soziologie.

2 Intersektionalität: theoretisch leitend und politisch orientiert

Diesen Sachverhalt haben sich aus dem Kontext der Geschlechterforschung stammende Intersektionalitätsanalysen zu Herzen genommen. Seit den 1990er Jahren interessieren in den Gender, Queer und Postcolonial Studies Wechselwirkungen zwischen ungleichheitsgenerierenden Dimensionen wie Geschlecht, Klasse, Rasse[2], inzwischen finden auch Sexualität, Religion und Körper in unterschiedlichster Weise Berücksichtigung: Statt die Wirkungen von zwei, drei oder mehr Unterdrückungen lediglich zu addieren, betonen die ProtagonistInnen des Konzepts, dass die Kategorien in verwobener Weise auftreten und sich wechselseitig verstärken oder auch abschwächen können. So verfügt das Konzept der Intersektionalität über ein Strömungen übergreifendes Potenzial und bietet Perspektiven für konstruktive Weiterentwicklungen und Anwendungen.

> Wir begreifen Intersektionalität als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen. (Winker/ Degele 2009, 15)

Entsprechend schlagen wir eine intersektionale Mehrebenenanalyse vor, die ausgehend von sozialen Praxen die Bedeutung von Differenzierungskategorien auf drei Ebenen – mit Blick auf soziale Strukturen, symbolische Repräsentationen und Identitätskonstruktionen – in ihren Wechselwirkungen berücksichtigt. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat in den letzten Jahrzehnten einige hilfreiche und weiterführende theoretische Ansätze entwickelt, die wir verbinden. So greifen wir erstens auf die strukturorientierte Feminismusdebatte der 1970er und 80er Jahre zurück, die in der Debatte um Herrschaftsverhältnisse das Verhältnis von Kapitalismus und Patriarchat im Blick hat. Zweitens nehmen wir die identitätsbezogene ethnomethodologisch orientierte Debatte um *doing gender* oder *doing difference* der 1980er Jahre auf und drittens beziehen wir uns auf die repräsentationsorientierte Debatte um das performative Hervorbringen und Verfestigen von Normen und Werten rund um das Werk von Judith Butler seit den 1990er Jahren. Wir bringen diese drei Stränge zusammen und können, indem wir statt aus einer, aus drei feministischen Perspektiven auf

gesellschaftliche Konstruktionsprozesse schauen, mehr erkennen. Wir wollen Wechselwirkungen von Differenzierungskategorien sowohl auf einer Ebene als auch über alle drei Ebenen hinweg analysieren. Das Ziel unseres Forschungsansatzes besteht darin, die immer wieder neu mit verschiedenen Differenzkategorien und auf verschiedenen Ebenen konstruierten Hierarchisierungen und Diskriminierungen in ihren Verwobenheiten aufzudecken. Dazu behaupten wir als theoretische Klammer eine kapitalistisch strukturierte Gesellschaft mit der grundlegenden Dynamik ökonomischer Profitmaximierung. Diese hält – trotz aller empirisch zu beobachtenden Widersprüche bis hin zu massiven Krisen – eine sich selbst reproduzierende und perpetuierende Struktur aufrecht. Intersektionalitätstheoretisch hat das für alle drei Ebenen Folgen.

Reproduktion der Arbeitskraft (Struktur): Voraussetzung für die Aufrechterhaltung kapitalistisch strukturierter Gesellschaften ist neben der Sicherung der sozio-ökonomischen Produktionsverhältnisse und der Wiederherstellung der Produktionsmittel auch die möglichst kostengünstige Reproduktion der Arbeitskräfte. Erforderlich ist dazu der kurzfristige Zugriff auf geeignete, passend qualifizierte und flexible Arbeitskräfte zu möglichst geringen Löhnen, ohne dass für deren Reproduktion und Bereitstellung zu hohe Kosten entstehen. Dies gelingt durch einen flexibilisierten Zugang zum Arbeitsmarkt, durch Lohndifferenzierungen und durch kostengünstige Reproduktionsarbeit. Letzteres erfolgt vor allem über die Auslagerung unbezahlter Reproduktionsarbeit an Frauen in Familien – möglichst zusätzlich zu ihrer Erwerbsarbeit – und damit über die Differenzierungskategorie Geschlecht (vgl. Winker 2007). Aber auch die Kategorien Klasse, Rasse und – wie wir behaupten – Körper differenzieren und regeln den Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt, die ungleiche Verteilung von Löhnen und Gehältern sowie die Erhaltung und Wiederherstellung der Arbeitskraft. Entlang dieser vier Strukturkategorien lässt sich also gesellschaftlich notwendige Arbeit sowohl in der Produktions- als auch der Reproduktionssphäre ungleich zuordnen. Auf dieser Ebene struktureller Herrschaftsverhältnisse ist es nicht zuletzt um der analytischen Aussagekraft willen sinnvoll, die Zahl der zu berücksichtigenden Ungleichheitskategorien möglichst gering zu halten. So unterscheiden wir vier Herrschaftsverhältnisse entlang der Strukturkategorien Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper, nämlich Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen.

Dabei – deshalb die Entscheidung für Heteronormativismen statt Sexismen – erfassen wir mit der Strukturkategorie Geschlecht nicht nur die Frau-Mann-Unterscheidung und damit die Zweigeschlechtlichkeit, sondern auch die eng damit verbundene heterosexuelle Zuordnung und Hierarchisierung. Damit integrieren wir in die Strukturkategorie Geschlecht die in intersektionalen Zusammenhängen oft vorgeschlagene Kategorie Sexualität und trennen nicht künstlich Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung. Ferner erweitern wir auf der Strukturebene die in den Sozialwissenschaften gängige Dreierkette von Rasse, Klasse und Geschlecht um die Kategorie Körper, da wir mit dieser Strukturkategorie neben der kulturellen Leistungsfähigkeit (Bildung, Beruf usw.) die körperliche Leistungsfähigkeit (beziehungsweise Einschränkung derselben) als

wichtige Grundvoraussetzung für das individuelle Reproduktionshandeln und den Verkauf der eigenen Arbeitskraft berücksichtigen können. Während Rasse und Geschlecht mit dem Rekurs auf eine vermeintliche Naturhaftigkeit begründet und legitimiert werden, ist das bei Klasse schon längst nicht mehr der Fall. Statt Naturalisierung sind dort Verbesserung, Optimierung und der Glaube an den möglichen Aufstieg herrschende Legitimationen – und genau darin trifft sich die inzwischen entnaturalisierte Kategorie Klasse mit der des Körpers. So sind sowohl Alter wie körperliche Verfasstheit, Gesundheit und Attraktivität in den letzten Jahrzehnten in Arbeitszusammenhängen immer bedeutsamer geworden und entscheiden über die Verteilung von Ressourcen. Wie diese sozialen Strukturen durch Normen, Werte und Ideologien gebildet, verändert und herausgefordert werden, analysieren wir auf unserer zweiten Untersuchungsebene der symbolischen Repräsentationen.

Symbolische Reproduktion der sozio-ökonomischen Verhältnisse (Repräsentationen): Das kapitalistische Grundprinzip stellt insofern ein „absurdes System" dar (Boltanski/ Chiapello 2003, 42), als die ArbeitnehmerInnen die Eigentums- und Verfügungsrechte an den Produkten ihrer Arbeit an KapitalistInnen und ManagerInnen verlieren. Gegen den Vorwurf der Ungerechtigkeit bedarf es deshalb einer ideologischen Rechtfertigung. Solche Normen, Ideologien und Repräsentationen als hegemonial abgesicherte Begründungen wiederum beruhen auf naturalisierenden und/oder hierarchisierenden Bewertungen auf der Grundlage unterschiedlichster Differenzkategorien. Im Unterschied zur Strukturebene müssen sich die Differenzierungen nicht einer oder mehreren der vier Strukturkategorien zuordnen lassen. Denn im Vordergrund steht hier nicht, wie bei der Bestimmung struktureller Herrschaftsverhältnisse, eine notwendige Reduktion von Komplexität. Gleichwohl ist die Repräsentationsebene für die Bildung und Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheiten kein bloßes Addendum. Symbolische Repräsentationen stützen als Ideologien und Normen der Rechtfertigung strukturelle Herrschaftsverhältnisse und werden von diesen gleichzeitig auch mit hervorgebracht. Als Sicherheitsfiktionen ermöglichen Normen und Werte Identitätskonstruktionen, und diese individuellen Subjektivierungsprozesse stabilisieren wiederum symbolische Repräsentationen durch performative Wiederholungen.

Verunsicherung der sozialen AkteurInnen (Identitäten): Die Reproduktion der Arbeitskraft ist nicht nur für die kapitalistische Akkumulation überlebenswichtig, sondern auch für jeden einzelnen Menschen. In einer kapitalistischen Gesellschaft geschieht dies primär durch den Verkauf der eigenen Arbeitskraft oder aber durch familiäre oder sozialstaatliche Transferzahlungen. Alle drei Wege der eigenen Lebensabsicherung sind mit vielfältigen Unsicherheiten verbunden. Hohe Erwerbslosenquoten und prekäre Beschäftigungsverhältnisse sowie Lohnkürzungen und die Reduktion sozialstaatlicher Ausgleichszahlungen führen für viele zu erhöhter Verunsicherung. Zu ihrer Bewältigung konstruieren Individuen ihre Identitäten in Abgrenzung von Anderen und schaffen damit gleichzeitig Zugehörigkeiten. Auf die Verwobenheit von Kategorien bei der Konstruktion von Identitäten verweist der *doing difference* Ansatz, wonach Geschlecht, Klasse und

Ethnie simultan entstehen und wirken (West/ Fenstermaker 1995). Dies muss allerdings auch Prozesse des Irrelevantmachens von Kategorien einschließen, wie es z.B. Stefan Hirschauer (2001) oder Francine Deutsch (2007) für *undoing gender* aufgezeigt haben. Aufgrund fortschreitender Individualisierungsprozesse macht es dabei freilich keinen Sinn, die Kategorien auf Geschlecht, Klasse und Ethnizität zu begrenzen. Als Konsequenz muss ein Intersektionalitätsansatz die Anzahl der für die Analyse zur Verfügung stehenden und erforderlichen Kategorien auch auf dieser Untersuchungsebene prinzipiell offen halten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Auf der Strukturebene benennen wir vier Herrschaftsverhältnisse, setzen aber keines als dominant voraus, sondern fokussieren auf ihre Verwobenheiten. Ferner gehen wir davon aus, dass die Beziehungen dieser Herrschaftsverhältnisse untereinander einem historischen Wandel unterliegen. Dabei können Bedeutungsverschiebungen von einer Kategorie zu anderen stattfinden. Als Konstante bleibt allerdings eine durch Ein- und Ausschlüsse entlang der vier genannten Strukturkategorien aufrechterhaltene ungleiche Ressourcenverteilung. Wie diese empirisch ausgestaltet ist, lässt sich nicht theoretisch ableiten, zumal sie von den sozialen Praxen der AkteurInnen abhängt. Letztere sind Ausgangspunkt unseres empirischen Vorgehens. Abgesichert werden diese Herrschaftsverhältnisse durch handlungsorientierende und strukturbildende Normen und Ideologien, die wir mit der Analyse symbolischer Repräsentationen berücksichtigen. Wirksam sind ferner Identitätskonstruktionen, die mit dem Verweis auf Andere vermeintliche Sicherheiten schaffen, ohne Normen und Strukturen nicht denkbar sind und auf diese wieder zurückwirken. Wir blicken aus drei Perspektiven auf soziale Praxen. Entsprechend arbeiten wir empirisch Identitätskonstruktionen und deren Bezüge zu sozialen Strukturen und symbolische Repräsentationen heraus.

Um diesen Theorieansatz in der empirischen Praxis anwenden zu können, sind methodische Werkzeuge erforderlich. Methodologisch zeigen wir die Zusammenhänge und Abhängigkeiten der drei Ebenen auf, indem wir fragen, welche Wechselwirkungen die jeweiligen Konstruktionen auf einer Ebene auf die beiden anderen genannten Ebenen haben. Für die methodische Umsetzung dieses Konzepts schlagen wir ein Modell mit acht Schritten vor, das – entsprechend der Theorie der Praxis von Bourdieu – bei empirisch erfassbaren sozialen Praxen (z.B. in Interviews, Gruppendiskussionen) beginnt, Strukturzusammenhänge und symbolische Repräsentationen systematisch berücksichtigt und in einer Gesamtanalyse integriert (zur ausführlichen Darstellung vgl. Winker/ Degele 2009, 79-98). Wir gehen induktiv von einer nach oben offenen Anzahl von Kategorien aus, um verschiedenartige Identitätskonstruktionen und unterschiedliche Normen, Werte sowie Ideologien und auch Verweise auf Strukturen in ihrer Vielfalt zu berücksichtigen. Genauer gesagt setzen wir an konkreten Phänomenen an und analysieren sie im Hinblick auf dabei wirksame Ungleichheitsdimensionen. Mit diesem Vorgehen verbinden wir die leitenden Prinzipien der Offenheit gegenüber Ungleichheitsdimensionen mit der systematischen Berücksichtigung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse.

Wir stellen also nicht nur fest, wie etwas gemacht werden müsste, sondern wir bieten einen theoretisch fundierten Werkzeugkasten, mit dem sich empirische intersektionale Analysen durchführen lassen. Wir wollen dabei erforschen, wie sich die AkteurInnen selbst begreifen, wo sie Hindernisse für die Realisierung ihrer Lebensinteressen sehen, wo sie Unterdrückung und Diskriminierungen erfahren und wo sie auch Widerstandspotenziale erkennen. Schließlich verbinden wir unsere intersektionalen Ergebnisse mit dem queer-|feministischen Anspruch, Handlungsansätze herauszuarbeiten, mit denen sich diejenigen Verhältnisse angreifen und verändern lassen, die Menschen unterdrücken und sie an der Entfaltung ihrer Bedürfnisse und Realisierung ihrer Lebensziele hindern.

3 Intersektionale Analysen: queer-| feministische Initiativen sichtbar gemacht

Zurückkommend auf die oben skizzierten feministischen Strömungen im Mainstream können wir mit einem solchen intersektionalen Herangehen nun einen breiteren und differenzierten Blick auf feministische Praxen werfen. Wir können zeigen, wo und wie sich AktivistInnen, Initiativen und Organisationen von Anderen abgrenzen und gegen welche Macht- und Herrschaftsformen sie sich mit welchen Aktionsformen wenden. Im Folgenden werden wir zunächst anhand dreier einzelner Aktivistinnen, die Hamburger Studierende 2008 interviewt haben, die Vielfalt emanzipatorischen Protests aufzeigen, die unsere praxeologisch orientierte intersektionale Herangehensweise verdeutlichen kann, bevor wir danach breiter auf die Unterschiedlichkeiten feministischer Strömungen blicken

Im Interview mit einer jungen Migrantin wird deutlich, dass sie ihre strukturelle Ausgrenzung und damit die ihrer Familie gewährten eingeschränkten Lebensperspektiven entlang klassistischer und rassistischer Grenzen interpretiert. Sie kritisiert, dass zugewanderten Personen auf dem Arbeitsmarkt qualifizierte Erwerbsarbeit verwehrt wird. Gleichzeitig lehnt sie die von ihr als vorherrschend beschriebene Ideologie ab, nach der nur finanzieller Wohlstand zu menschlicher Anerkennung führt. Ihr politisches Handlungsfeld ist die politische Bildungsarbeit in einer antifaschistischen Gedenkstätte, in der sie auch anhand geschichtlicher Beispiele auf den Ausschluss von Anderen verweist. Dieses Engagement ist insofern mit einem feministischen Engagement verwoben, als dass sie sich mit Kritik von außen auseinander setzen muss, die zumindest Zweifel äußert, ob sie als junge Frau, deren migrantischer Hintergrund wegen ihres Namens vermutet wird, eine deutsche Gedenkstätte sinnvoll betreuen könne.

Eine andere Aktivistin ist in einer Anti-Lookism-Initiative aktiv. Sie wehrt sich gegen die vielfältigsten Anforderungen an Menschen, die einen über dem Durchschnitt liegenden Body-Mass-Index (BMI) vorweisen. Sie ist stolz auf ihren Körper und steht zu ihrem Dick-Sein. Sie setzt sich auf der Repräsentationsebene mit Bildern vom Frau-Sein auseinander, die direkt mit normativ gesetzten Körpernormen verknüpft sind. Neben der gesellschaftlichen Anerken-

nung als Dicke kämpft sie auch für strukturelle Veränderungen. Sie und andere dicke Menschen, die ihre Initiative vertritt, möchten für sie passende Sitze im Flugzeug oder in der Bahn buchen und auch jenseits eines gesetzten BMI verbeamtet werden können. Gleichzeitig bezieht sie sich recht elitär auf ihre Klassenzugehörigkeit zum Bildungsbürgertum und möchte nur mit denjenigen zusammen kämpfen, die über ein entsprechendes intellektuelles Niveau in der Argumentation verfügen.

Eine dritte in der Kulturszene tätige Aktivistin wehrt sich im Gegensatz dazu gegen eine an meritokratischen Werten, also an Leistungsprinzipien orientierten Gesellschaft, die aus Profitgründen alle zur möglichst umfassenden Erwerbsarbeit zwingt. Sie kämpft sowohl auf der Struktur- als auch auf der Repräsentationsebene für Erwerbsarbeitszeitverkürzung und Anerkennung auch ohne Leistungszwang. Identitär agiert sie auf der Bühne politisch als queere, große, muskulöse Frau. Gleichzeitig verweist sie dabei kritisch darauf, dass auch queere Identitätskonstruktionen und symbolische Repräsentationen wie beispielsweise androgyne Schönheitsideale eine subalterne Hegemonie bilden können, die Andere wiederum ausschließen.

Bereits diese drei Beispiele von einzelnen Aktivistinnen verdeutlichen vor allem eins: Queer- | feministische Praxen sind ausgesprochen vielfältig. Sie spiegeln und kritisieren jeweils unterschiedliche Macht- und Herrschaftsformen, die durch intersektionale Analysen in den Blick kommen: Diese verweisen nicht nur auf unterschiedlich miteinander verwobene Kategorien, sondern auch auf unterschiedliche Angriffsziele auf den von uns benannten drei Materialisierungsebenen. Identitäre Zwänge sind ohne Bezug auf Strukturen und symbolische Repräsentationen nicht zu verstehen.

Dies lässt sich auch weiter konkretisieren, wenn wir jenseits unserer eigenen Empirie auf unterschiedliche queer- | feministische Strömungen blicken. So kritisieren beispielsweise Queer-Bands auf der Bühne die identitären Zwänge einer heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit und verweisen gleichzeitig auf normative und strukturelle Ausgrenzungsmechanismen, durch die das jeweils Andere verworfen und abgewertet wird. Dabei geht es auch um eine Wiederaneignung eines feministischen Selbstbewusstseins, das in der Öffentlichkeit als unattraktiv, unsexy, verkrampft und uncool konnotiert ist. Ähnlich wie andere Subkulturen Beleidigungen wie „schwul“, „Krüppel“, „Nigger“ positiv umgedeutet haben, versuchen junge, in der Popkultur sozialisierte Frauen, „Feminismus“ für ihre Generation als Popfeminismus (Eismann 2007, *Missy Magazine* 2009) wieder neu zu besetzen, d.h. sich Feminismus als attraktiv, sexy und cool anzueignen.

Anti-Lookism-Gruppen setzen sich mit identitären Zwängen einer körperlichen Normierung auseinander. Gleichzeitig greifen sie Schönheitsideale und Körpernormen auf der Ebene der Repräsentationen an und wenden sich gegen die Gewalt, die mit dem Zwang zur Jugendlichkeit, Gesundheit, eindeutigen Geschlechtszugehörigkeit und Attraktivität verbunden ist. Hier erweisen sich die Kategorien Körper und Geschlecht als eng miteinander verwoben. Mit der Kritik an der Verwertungslogik normgerechter Körper und am Ausschluss von

gesellschaftlicher Teilhabe nehmen Anti-Lookism Gruppen auch strukturelle gesellschaftliche Verhältnisse und Diskriminierungen in den Blick, denen Menschen ausgesetzt sind, die den sozialen Standards von Schönheit nicht entsprechen.

Primär auf der strukturellen Ebene setzen sich feministische Menschenrechtsorganisationen für Betroffene von Gewalt und Diskriminierung ein, die mit der Verschränkung der Kategorien Geschlecht und Nationalität/Ethnie verbunden sind. Sie wehren sich gegen strukturelle Zwänge und Zumutungen eines inhumanen Asylrechts, gegen Lohndiskriminierungen und gesellschaftliche Ausgrenzungen im umfassenden Sinn. Damit geht auch die Intervention auf der Repräsentationsebene durch das Infragestellen der Reproduktion stereotyper Bilder von Migrantinnen als Opfer einher. Andere Organisationen wie zum Beispiel Friedensgruppen fordern mit Bildungsarbeit Normen heraus, wodurch Werte wie Verständigung mittels gewaltfreier Kommunikation, die Frauen zugeschrieben werden, national und global an Bedeutung gewinnen.

Der Widerstand von Lohnabhängigen in typischen Frauenarbeitsbereichen, wie in letzter Zeit von VerkäuferInnen, GebäudereinigerInnen oder ErzieherInnen, ist ebenfalls vor allem auf der Ebene struktureller Verwobenheit von Klasse und Geschlecht verortet. Gleichzeitig wehren sie sich gegen die Geringschätzung und Abwertung typischer Frauentätigkeiten, die sehr stark mit dem im hegemonialen Diskurs benutzten Repräsentationsstereotyp der Jedefrau-Tätigkeit zusammenhängen. Über ihre solidarischen Arbeitskämpfe gewinnen sie gleichzeitig neues identitäres Selbstbewusstsein als Erwerbs- und Familienarbeitende.

Bei all diesen Beispielen aus Einzelinterviews oder auch intersektionaler Betrachtung einzelner Initiativen und Strömungen wird deutlich, dass die Ebenen und die Differenzkategorien eng miteinander verwoben sind – was die Bedeutung der Kategorie keineswegs schmälert. Die queer-|feministische Aufgabe besteht dabei immer wieder darin, bei den Wechselwirkungen verschiedener Differenzierungskategorien heteronormative Geschlechterkonstruktionen aufzuzeigen. Gleichzeitig können gerade queer-|feministische Bewegungen auf die Problematik hinweisen, dass auch politische Aktivitäten mit dem Wunsch nach Solidarität oft Andere entlang diverser Differenzkategorien konstruieren und ausgrenzen. Wenn es gelingt, geschlechterpolitische Forderungen mit antirassistischen, anti-klassistischen und anti-körpernormierenden Bewegungen zu verknüpfen, entgehen feministische Politiken der Gefahr, Ungleichheiten zu individualisieren oder aber nicht zu bemerken, dass die erreichte Gleichstellung nur hoch qualifizierten, gesunden, weißen und kinderlosen Frauen zugute kommt.

Ebenso klar ist, dass einzelne feministische oder queer-|feministische Gruppen und AkteurInnen nicht alle Diskriminierungs- und Herrschaftsformen gleichzeitig angreifen können (vgl. dazu auch Groß 2008). Es gilt also, wegen der Verzahnung sozialer Ungleichheiten auf verschiedenen Ebenen und entlang unterschiedlicher Kategorien auch die Widerstandsformen zu erweitern. Die gegenseitige Wahrnehmung sowie der inhaltliche Austausch können zu per-

manenten Reflexionen und Präzisierungen der eigenen Position führen. Dann ist der Feminismus alles andere als tot. Er kann vielmehr an alte Traditionen anknüpfen, in denen emanzipatorische Bewegungen mit einem Fokus auf die Kategorie Geschlecht die Aufhebung aller Unterdrückungsstrukturen und Marginalisierungsmechanismen zum Ziel haben.

Aus der von uns dargelegten Perspektive befinden sich somit intersektional orientierte Wissenschaft und feministische Politik in einem permanenten und produktiven Spannungsverhältnis. In der Politik geht es um Macht und die Durchsetzung von gesellschaftlichen Normen, wofür Mehrheiten zu finden und zu überzeugen sind. In der Wissenschaft geht es um die Bereitstellung von Theorien und Methoden sowie um nachvollziehbare Erkenntnisse zu Wahrnehmungen, Denkweisen und Handlungen. Kritische Wissenschaft muss Politik irritieren, um durch Verunsicherung die Reflexionspotenziale gesellschaftlich produktiv zu machen. Die Geschlechterforschung wird als kritische Wissenschaft nie direkt politisch wirksam sein. Sie bedarf immer der Übersetzung in politische Kontexte. Sie kann aber dafür sorgen, dass sie außerhalb des akademischen Kontexts verstanden wird, und genau darin liegt das Potenzial der gegenwärtigen Intersektionalitätsdiskussion. Die wissenschaftlich-akademische Diskussion greift Fragen aus politischen Zusammenhängen auf, beschreibt sie in ihrer wissenschaftlichen Sprache auf Basis von Theorien, die sie in Form von Reflexionen und empirischen Befunden in außerakademische Zusammenhänge zurückspielt. Wenn das gelingt, kann die Geschlechterforschung darauf stolz sein.

Anmerkungen

1 Dennoch wollen wir darauf hinweisen, dass identitätsbasierte Politik nicht per se von Übel sein muss. Seit vier Jahren etwa regiert mit Evo Morales in Bolivien zum ersten Mal seit 500 Jahren ein indigener demokratisch gewählter Präsident. Eine große Identitätsbewegung ist dort im Gange, eine demokratische Widerstandsbewegung, die aus den fünf großen indigenen Völkern des Andenhochlandes hervorgeht. Morales hat dank dieser Widerstandsbewegung die Macht, über 200 ausländische Konzerne zu übernehmen und ganz neue Bedingungen zu diktieren. Plötzlich hat dieser bitterarme bolivianische Staat das Geld, sein Volk aus dem Unglück und dem Hunger zu führen (Ziegler 2009).

2 Im deutschsprachigen Kontext erscheint in der gender- und queertheoretischen Literatur der Begriff ‚Rasse' mit Rücksicht auf die nationalsozialistische Vergangenheit zumeist in Anführungszeichen oder alternativ wird der englische Begriff *race* statt Rasse verwendet. Wir wollen mit diesem Begriff Prozesse der Rassisierung, also Prozesse der Rasse erst konstruierenden Ausgrenzung und Diskriminierung sowie ihre gewaltförmige Naturalisierung und Hierarchisierung deutlich machen. Deshalb verzichten wir hier bewusst auf die Anführungszeichen. Für andere Kontexte mag die Entscheidung für die passende Schreibweise durchaus abweichend ausfallen.

Literatur

Allen, Ann Taylor (2002) „Feminist Movements in the United States and Germany. A Comparative Perspective, 1848-1933." *Two Cultures of Rights. The Quest for Inclusion and Participation in Modern America and Germany*. Hg. Manfred Berg/ Martin H. Geyer. Cambridge: Cambridge University Press, 231-47.

Boltanski, Luc/ Ève Chiapello (2003) *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.

Cadenbach, Christoph/ Georg Dietz (2010) „Gemachte Männer. Schwule sind die Leistungsträger unserer Zeit, doch je mehr wir sie bewundern, desto mehr machen wir sie zur Minderheit." *SZ-Magazin* 1/2010: 24-27.

Carby, Hazel V. (1982) „White women listen! Black feminism and the boundaries of sisterhood." *The Empire Strikes Back: Race and Racism in 70s Britain*. Hg. The Centre for Contemporary Culture Studies London: Hutchinson, 212-235.

Deutsch, Francine M. (2007): „Undoing Gender." *Gender & Society* 21/2007: 106-127.

Dorn, Thea (2007) Hg. *Die neue F-Klasse*. 4. Aufl. München: Piper.

Eismann, Sonja (2007) Hg. *Hot Topic. Popfeminismus heute*. Mainz: Ventil Verlag.

Florida, Richard (2002) *The Rise Of The Creative Class ... and How It's Transforming Work, Leisure, Community, & Everyday Life*. New York: Basic Books.

Groß, Melanie (2008) *Geschlecht und Widerstand. Post.. | queer.. | linksradikal…* Königstein/T.: Ulrike Helmer.

Haaf, Meredith/ Susanne Klingner/ Barbara Streidl (2008) *Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht*. Hamburg: Hoffmann & Campe.

Hennessy, Rosemary (2003) „Feminismus." *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus*. Hg. Frigga Haug. Hamburg: Argument, 155-170.

Hirschauer, Stefan (2001) „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung." *Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Hg. Bettina Heintz. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 208-235.

Koppert, Claudia (2003) „Post Feminismus: Komplexe Verhältnisse, widerspruchsvolle Lagen, tragische Heldinnen." *Hand aufs dekonstruierte Herz*. Hg. Claudia Koppert/ Beate Selders Königstein/T.: Ulrike Helmer, 10-26.

Kreckel, Reinhard (1992) *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt/M./ New York: Campus.

Lenz, Ilse (2008) „Die unendliche Geschichte? Zur Entwicklung und den Transformationen der Neuen Frauenbewegungen in Deutschland." *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*. Hg. Ilse Lenz. Wiesbaden: VS, 21-44.

Missy Magazine. Popkultur für Frauen (2009).

Paletschek, Sylvia/ Bianka Pietrow-Ennker (2004) „Women's Emancipation Movements in Europe in the Long Nineteenth Century." *Women's Emancipation Movements in the 19th Century: A European Perspective*. Hg. Dies. Stanford: Stanford UP, 301-333.

Rommelspacher, Birgit (2009) „Intersektionalität. Über die Wechselwirkung von Machtverhältnissen." *Feminismus; Kritik und Intervention*. Hg. Ingrid Kurz-Scherf/ Julia Lepperhoff/ Alexandra Scheele. Münster: Westfälisches Dampfboot, 81-96.

Schenk, Christian (2008) „Frauenförderung, Gender Mainstreaming und Diversity Management. Gleichstellungspolitische Praxen im Lichte der Geschlechterforschung." *Gender / Queer Studies*. Hg. Nina Degele. München: Wilhelm Fink, 149-165.

West, Candace/ Sarah Fenstermaker (1995) „Doing Difference.“ *Gender & Society* 9/1995: 8-37.

Winker, Gabriele (2007): „Traditionelle Geschlechterarrangements unter neoliberalem Druck. Veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft“. *Queer- | Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse.* Hg. Melanie Groß/ Gabriele Winker. Münster: Unrast, 15-49.

Winker, Gabriele/ Nina Degele (2009) *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten.* Bielefeld: Transcript.

Ziegler, Jean (2009) *Der Hass auf den Westen. Wie sich die armen Völker gegen den wirtschaftlichen Weltkrieg wehren.* München: Bertelsmann.

Eveline Kilian

Ein folgenreicher Paradigmenwechsel: Zwanzig Jahre Judith Butler

1990, vor genau zwanzig Jahren, wurde Judith Butlers *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* publiziert, eine Studie, die die Geschlechterforschung nachhaltig revolutionieren sollte. *Gender Trouble* erschien 1991 in Deutschland unter dem Titel *Das Unbehagen der Geschlechter* und wurde zunächst eher ambivalent aufgenommen und kontrovers diskutiert. Dies konnte jedoch den Siegeszug Butlers nicht aufhalten. *Gender Trouble* wurde in zwanzig Sprachen übersetzt und ist heute aus keiner Einführung in die *Gender Studies* wegzudenken. Manche Akademikerinnen meinen sogar, Butler dominiere den heimlichen Kanon der *Gender Studies*, und reden von Hegemonie (Villa 2010). Dies ist eine bemerkenswerte Perspektive, die eine enorme Machtverschiebung markiert, bedenkt man, mit welcher Skepsis man Butlers Theorie von *sex* als kulturell konstruierter Größe Anfang der 1990er Jahre begegnete.

Mein Beitrag skizziert in einem ersten Schritt die zentralen Thesen von *Gender Trouble*, die Konsequenzen, die sich daraus für den Feminismus ergeben sowie die Rezeption Butlers in Deutschland. Der darauf folgende Teil beschäftigt sich mit den markanten theoretischen und gesellschaftlich-kulturellen Einlassungen und Verortungen des Butler'schen Œuvres, wobei insbesondere ihre Rolle für die *Gender* und *Queer Studies* beleuchtet wird. In Bezug auf Butlers Werk lassen sich zwei Strukturmerkmale ausmachen: Erstens widmet sie sich in späteren Texten Aspekten, die in ihren früheren Schriften eher marginal waren, und zweitens lässt sich eine Wiederholung bestimmter Denkbewegungen erkennen, die in unterschiedlichen Bereichen ihre Wirkung entfalten und so das am Gender-Konzept erprobte Argumentationsverfahren auch für andere Bereiche fruchtbar machen. Was dabei insgesamt nachvollziehbar wird, ist eine zunehmend offensichtliche Politisierung des Butler'schen Denkens.

Gender Trouble für Feminismus und Geschlechterforschung

Die in *Gender Trouble* vertretenen Thesen sind neu in ihrer Radikalität, schließen aber durchaus an vorgängige, zeitgleich oder später entstandene sozialkonstruktivistische, insbesondere ethnomethodologische Ansätze in den Sozialwissenschaften an, die zwar theoretisch anders verortet sind, die aber auch „die Frage nach der Relationierung von Natur und Kultur in Bezug auf die Kategorie Geschlecht neu aufwerfen" (Gildemeister 2001, 69). Butler ist deshalb radikaler, weil sie die in der *sex/gender*-Unterscheidung manifestierte Trennung von Natur und Kultur komplett aufhebt. Sie knüpft an Monique Wittig an, die *sex* und die Zweigeschlechterordnung als politisch motivierte Strukturierung zur Institutionalisierung von Heterosexualität sah (Butler 1990, 112). Butler deklariert die Naturalisierung von *sex*, das heißt die Verortung von *sex* in einem prädiskursiven Bereich, als Diskurseffekt:

> (…) gender is also the discursive/cultural means by which ‚sexed nature' or ‚a natural sex' is produced and established as ‚prediscursive,' prior to culture, a politically neutral surface *on which* culture acts. (…) one way the internal stability and binary frame for sex is effectively secured is by casting the duality of sex in a prediscursive domain. (Butler 1990, 7)

Diese Argumentationsweise situiert sich im Kontext des *linguistic turn* und der epistemologischen Frage, inwieweit Sprache unsere Vorstellung von Realität formt. Und sie ist deutlich inspiriert von Foucaults diskurs- und machttheoretischen Überlegungen und seiner These von der produktiven Kraft der Diskurse, von Diskursen als „Praktiken (…) die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen" (Foucault 1981/ 1969, 74). In *Gender Trouble* entlarvt Butler die Annahme einer natürlichen Geschlechtlichkeit, einer biologisch fundierten Geschlechtsidentität und einer natürlichen Geschlechterordnung als Produkte machtvoller diskursiver Konstruktionsprozesse, die die Komponenten *sex* und *gender* kausal verschränken und in einer heterosexuellen Matrix organisieren.

Daraus ergeben sich für das feministische Denken zwei folgenreiche Konsequenzen: Erstens wird mit dem radikalen Infragestellen einer biologischen Fundierung von Geschlecht dem auf einer essentialistischen Identitätspolitik fußenden Feminismus die Grundlage entzogen. Damit steht zur Debatte, so Sabine Hark, was das „Feld des akademisch gewordenen Feminismus (noch) zusammenhält" (Hark 2005, 271). Zweitens wird der Feminismus mit seinen eigenen blinden Flecken und Denkausschlüssen konfrontiert, die aus einer Naturalisierung von Geschlecht, Geschlechterdifferenz und vielfach auch von Heterosexualität resultieren. Dadurch wird Feminismus als Mitspieler im diskursiven Kräftefeld sichtbar, als Wissensformation, die sich einerseits widerständig gegenüber dominanten Geschlechternormen zeigt, die aber andererseits selbst Macht ausübt, indem sie eigene Grenzziehungen und Exklusionen produziert.

Neben der damals relativen Neuheit von poststrukturalistischen und dekonstruktivistischen Ansätzen in Deutschland erklärt dieses massive Hinterfragen des feministischen Denkens möglicherweise die zum Teil skandalisierten Reaktionen auf *Das Unbehagen der Geschlechter*. Der ostentative Angriffspunkt der Kritiker_innen war Butlers Rede vom kulturell konstruierten Körper, verschärft durch ihre manchmal missverständlichen Formulierungen, so etwa wenn sie in Bezug auf die Substanz des Körpers von „fictive construction" (Butler 1990, 24) spricht. Des Weiteren geriet ihr Konzept der Performativität des Geschlechts unter Beschuss, das sich für manche Rezipient_innen wie eine beliebige Inszenierbarkeit von Geschlecht ausnahm. In vorschneller Panik (und manchmal etwas hysterisch) wurde Butlers Verfahren der Entnaturalisierung mit einem Negieren von Materialität oder physisch erfahrbarer Realität gleichgesetzt. Barbara Duden bezichtigte Butler gar der „Entkörperung" und bezeichnete ihre Auffassung vom weiblichen Subjekt als „Frau ohne Unterleib" (Duden 1993, 24). Gerade bei Duden schien sich die herbe Kritik an diesem „Ätzbad der dekonstruktiven Lektüre" (Duden 1993, 31) mit einem Generationenkonflikt zu paaren, in dem die älteren Feministinnen ihren Pionierstatus gegen eine theoretisch avancierte und aus ihrer Sicht dekonstruktivistisch verblendete, jüngere Generation von Forscherinnen zu behaupten suchten (vgl. auch Butler 2009, 115).

Sabine Hark interpretiert die Generationenfrage noch auf einer anderen Ebene, nämlich als Abwehrmechanismus des Mainstream-Feminismus gegen den Import der sich in den USA etablierenden Queer-Forschung und ihrer dezidierten Heteronormativitätskritik – eben einer der blinden Flecken des im akademischen Feld gerade ansatzweise ankommenden Feminismus (Hark 2005, 288-291). Dies ist ein bedenkenswertes und selten beachtetes Argument, auch wenn es sich notwendigerweise verkompliziert, zieht man alle Faktoren der Kräftedynamik des akademischen Feldes in Betracht, in dem institutionelle Zwänge und Ängste sicher auch dazu beitrugen, dass heteronormativitätskritische Akademikerinnen genau diese Kritik in ihrem institutionellen Rahmen nicht weiter verfolgten.

Was neben dem Exponieren der heterosexuellen Matrix als steuernder Kraft der Geschlechterordnung ebenfalls Besorgnis erregte, war Butlers konsequentes Infragestellen der Zweigeschlechtlichkeit als unumstößliches Strukturmuster, denn die Vorstellung einer möglichen Pluralisierung und Flexibilisierung der Geschlechter nivelliert natürlich die Priorisierung des einen Geschlechts, das dem Feminismus über lange Strecken seine Daseinsberechtigung verlieh, und bringt andere marginalisierte Subjekte ins Spiel (etwa all diejenigen, die sich im Transgender-Bereich verorten), die die Position des traditionellen Feminismus schwächen. Es ist dabei wichtig hervorzuheben, dass es nicht Butlers Anliegen war, den Feminismus *per se* zu Fall zu bringen – sie selbst hat sich immer als feministische Theoretikerin verstanden (Bublitz 2002, 48; Villa 2003, 103) –, sondern dass sie auf eine theoretische Schwäche des feministischen Denkens und die dadurch produzierten Ausschlüsse aufmerksam machte, die dazu führte, dass die von den Feministinnen selbst heftig kritisierten Strukturen hegemonialer Macht im eigenen Lager wiederholt wurden.

Umso interessanter ist der sich gegen alle Vorbehalte durchsetzende Erfolg Butlers, der, so meine These, wiederum durch andere Machtstrukturen motiviert ist. Ende der 1980er Jahre war die feministische Forschung an deutschen Universitäten noch bei weitem nicht etabliert, hatte vielmehr vielerorts ein Legitimationsproblem, weil ihr ihre bewegungspolitische Provenienz anhaftete, die gerne dazu benutzt wurde, sie als ideologisch motiviert und nicht den vermeintlichen theoretischen und wissenschaftlichen Standards entsprechend zu diskreditieren. Butlers theoretische Schlagkraft trug in diesem Kontext maßgeblich dazu bei, der bald in Genderforschung umbenannten feministischen Forschung entscheidend zu kulturellem Kapital zu verhelfen und sie im Feld hochabstrakter poststrukturalistischer Theoriegebäude zu platzieren. Die Heteronormativitätskritik stand dabei freilich nicht im Vordergrund, kam aber zeitversetzt mit dem wachsenden Interesse an den *Queer Studies* zum Tragen.

Ein weiterer Grund für die heftigen Anwürfe gegen *Gender Trouble* könnte in der von Gildemeister und Wetterer konstatierten „Rezeptionssperre" (Gildemeister/ Wetterer 1992, 203) gegenüber den US-amerikanischen sozialkonstruktivistischen Ansätzen in Deutschland liegen. Butlers Durchbrechen dieser Sperre schien dann allerdings bei Teilen der deutschen Soziologie zu einer Art disziplinärer Kränkung zu führen, etwa wenn Verständnislosigkeit und Verwunderung darüber zum Ausdruck gebracht wurden, dass eine breite Rezeption des Konstruktivismus ausgerechnet mit Butlers *Gender Trouble* einsetzte, also nicht mit den für die Soziologie so viel relevanteren ethnomethodologischen Studien, sondern mit einem „in Teilen nur schwer verständlichen Text, der (…) eine sehr eigenwillige Sozialphilosophie der Geschlechter entwickelt, die ihre Attraktivität vor allem aus einer ‚Irrealisierungsrhetorik' [Hirschauer, E.K.] bezieht" (Gildemeister 2001, 68).

In den Kontroversen um Butlers Konzeptualisierung des Körpers wird allerdings weniger das Moment der Konstruktion selbst in Frage gestellt, als vielmehr die Konsequenzen, die sich daraus für die Erfahrungsqualität des Körpers ergeben (z. B. Lorey 1993, 21). So wird von den Kritiker_innen immer wieder der materielle Effekt der diskursiv strukturierten Wirklichkeit hervorgehoben: Die Tatsache, dass unsere Körperwahrnehmung kulturell gesteuert ist, bedeutet nicht, dass sie und unsere körperlichen Erfahrungen für uns keine Realität, Authentizität oder Dauer besitzen.

Butler greift diese vielfach geäußerten Kritikpunkte in *Bodies That Matter* (1993) auf und präzisiert ihren Konstruktionsbegriff. Sie macht deutlich, dass sie keineswegs die Materialität des Körpers bestreitet (Butler 1993, xi), argumentiert aber, dass Geschlecht und seine diskursiven Grenzziehungen als kulturelle Norm, als Regulativ fungieren, die bestimmte Körperformationen hervorbringen: „Bodies only appear, only endure, only live within the productive constraints of certain highly gendered regulatory schemas" (Butler 1993, xi). Nicht die Materialität des Körpers steht zur Disposition, sondern die Art und Weise der Fixierung und Konturierung des Körpers als Geschlechtskörper, die sich auf der Grundlage einer binären Geschlechterordnung vollzieht. Butler

beschreibt also eine spezifische Art der Materialisierung, die einen kulturell lesbaren oder, in ihrer eigenen Terminologie, intelligiblen Körper produziert:

> (…) what constitutes the fixity of the body, its contours, its movements, will be fully material, but materiality will be rethought as the effect of power, as power's most productive effect. (…) once ‚sex' itself is understood in its normativity, the materiality of the body will not be thinkable apart from the materialization of that regulatory norm. (Butler 1993, 2)

Diesen Ausführungen liegt eine bestimmte Vorstellung von Materialität zugrunde, die Materie nicht als vorgegebene Form versteht, sondern als im beständigen Prozess der Materialisierung entstehende Gestalt: „A process of materialization that stabilizes over time to produce the effect of boundary, fixity, and surface we call matter" (Butler 1993, 9). Diese Sedimentierung der so geformten Materie erfolgt über eine beständige Wiederholung der ihr zugrunde liegenden Norm. Und diese Wiederholungs‚arbeit' belegt Butler mit dem Begriff der Performativität (Butler 1993, 2, 94 f, 107; Butler 1990, 33).

Der produktive Wert der Butler'schen Denkfigur für die Genderforschung liegt in einem Perspektivenwechsel, der Foucaults Machtkonzept und Genealogiegedanken geschuldet ist. Der Fokus liegt nun nicht mehr auf der Beschaffenheit der Kategorie Geschlecht, sondern auf dem Prozess der Kategorisierung selbst, auf den Ein- und Ausschlussmechanismen, die bei ihrer Entstehung in unterschiedlichen Kontexten zum Tragen kommen (Butler 1990, 33).

Butlers Standpunkt ist also ein diskurstheoretischer, und daraus folgt, dass bestimmte Bereiche in ihren Analysen ausgeklammert bleiben. Dem immer wieder geäußerten Vorwurf, ihre Vorgehensweise wäre ahistorisch (Duden 1993, 28; Villa 2003, 149), ist allerdings zumindest zum Teil zu widersprechen. Auch wenn Butler keine spezifischen Analysen historischer Geschlechtsformationen vorlegt, versteht sie doch sowohl den Diskurs als historisch geformt (Butler 1993, 227) als auch Geschlecht explizit als historische Kategorie (Butler 2004a, 9). Damit präsentiert sie einen deutlichen Gegenentwurf zu einer essentialistisch gedachten, und das meint unveränderlichen, Kategorie. In diesem Sinne nimmt sie wie Foucault eine radikal historisierende Perspektive ein, die dazu angetan ist, zu untersuchen (auch wenn sie das nicht selbst an einzelnen Beispielen durchführt), wie bestimmte Diskurse ein bestimmtes Geschlechterregime hervorbringen und durch welche Interventionen es sich lokal und über die Zeit verändert.

Butlers in *Gender Trouble* und *Bodies That Matter* vorgelegte Theorie, das ist immer wieder zu Recht angemerkt worden, orientiert sich nicht am empirischen Subjekt (Hirschauer 1993; Villa 2004, 143). Das impliziert, dass sie gesellschaftliche Kontexte und konkrete Alltagserfahrungen weitgehend ausblendet, eine Auslassung, die sie in späteren Arbeiten zumindest zum Teil korrigiert. Und es bedeutet auch, dass sie die individuelle Körpererfahrung nicht wirklich zum Thema macht. Butlers oben dargelegte Ausführungen zur Materialität und den Bedingungen der Materialisierung des Körpers reflektieren nicht, wie sich diese Materialität für das einzelne Subjekt realisiert, wie das Subjekt seinen Körper

als „leiblich-affektive Wirklichkeit“ (Lindemann 1993, 61) erlebt. Die bei Butler nicht aufgeworfene Frage der Leiblichkeit muss über andere theoretische Zugänge erschlossen werden (Kilian 2004, 202-211).

Die politische und ethische Dimension in Butlers Denken

Geschlecht, Körper und die Frage von konstitutiven Zwängen (*constitutive constraints*) werden in der Folge zum Ausgangspunkt weiterer Überlegungen Butlers, die die ethische und politische Dimension von Körper- und Subjektformationen ausleuchten. Im Einleitungsessay zu ihrer Aufsatzsammlung *Undoing Gender* von 2004 schließt sie noch einmal an zentrale Prämissen von *Gender Trouble* und *Bodies That Matter* an. Den Dreh- und Angelpunkt von *Undoing Gender* formuliert sie gleich im ersten Absatz:

> The essays included here represent some of my most recent work on gender and sexuality focusing on the question of what it might mean to undo restrictively normative conceptions of sexual and gendered life. Equally, however, the essays are about the experience of *becoming undone* in both good and bad ways. Sometimes a normative conception of gender can undo one's personhood, undermining the capacity to persevere in a livable life. Other times, the experience of a normative restriction becoming undone can undo a prior conception of who one is only to inaugurate a relatively newer one that has greater livability as its aim. (Butler 2004a, 1)

Der Kern des erstes Satzes – „to undo restrictively normative conceptions of sexual and gendered life“ – greift den Fokus der früheren Werke auf: die Reformulierung von Geschlecht im Sinne von *gender* und *sex* als kulturell verankerter und diskursiv produzierter Norm und das Ausloten von Möglichkeiten, diese Norm zu unterlaufen, von den Rändern her aufzubrechen, und zwar vor allem durch eine Mobilisierung des Konzepts der Performativität, das hier in der folgenden Formulierung wiederkehrt: „Gender is a kind of doing, an incessant activity performed, (…) it is a practice of improvisation within a scene of constraint“ (Butler 2004a, 1). Neu ist der zweite Schritt, nämlich den Blick auf den Effekt und die Folgen solcher Normierungsprozesse für das Subjekt zu lenken („the experience of *becoming undone*“) und speziell die Existenzbedingungen devianter Subjekte zu reflektieren. In *Undoing Gender* verknüpft Butler den Begriff der kulturellen Intelligibilität, der das Kriterium für die Inklusion in die kulturelle Ordnung darstellt, mit dem Konzept des Menschseins (Butler 2004a, 2).

Das heißt, dass das deviante Subjekt, also etwa das intersexuelle, transsexuelle oder Transgender-Subjekt, nicht nur die Grenze zwischen dem Konzeptualisierbaren und Nicht-Konzeptualisierbaren markiert, sondern auch die Grenze zwischen demjenigen, dem eine rechtmäßige Existenz als Mensch zugesprochen wird, und demjenigen, dem sie abgesprochen oder bei dem sie zumindest in Frage gestellt wird. Und dieses Argument hat nicht zu unterschätzende

politische Konsequenzen, denn das Menschsein stellt eine Grundvoraussetzung für die Anerkennung als politisches Subjekt dar.

Butler schlägt an dieser Stelle eine Brücke zur Subjektkonstitution. Wie Foucault (1980, 98; 1982, 781) und de Lauretis (1986, 10) versteht sie den Subjektivierungsprozess als zweifache und paradoxe Bewegung, nämlich gleichzeitig als Unterwerfung und als Subjektwerdung (Butler 1997, 2). Und auch hier ist eine signifikante Verschiebung hin zu einer stärkeren Betonung gesellschaftlicher und politischer Implikationen und Aushandlungsprozesse zu beobachten. So argumentiert Butler etwa in *The Psychic Life of Power* (1997), ganz wie Foucault, noch ausschließlich diskurstheoretisch: „Subjection consists precisely in this fundamental dependency on a *discourse* we never chose" (Butler 1997, 2; meine Hervorhebung). In *Undoing Gender* hingegen übersetzt sich der Diskurs in soziale Lebenswelt, die natürlich als Produkt diskursiver Strukturierungen gesehen werden kann: „I am constituted by a *social world* I never chose" (Butler 2004a, 3; meine Hervorhebung).

Das Subjekt entsteht also in einem komplexen Machtgefüge, in dem es einerseits unter eine bestehende Ordnung unterworfen wird, gleichzeitig aber als Vehikel der Macht fungiert. Aus dieser paradoxen Verortung erwächst die Handlungsermächtigung des Subjekts (*agency*): „That my agency is riven with paradox does not mean it is impossible. It means only that paradox is the condition of its possibility" (Butler 2004a, 3). Diese Form von *agency* befähigt das Subjekt, in eine kritische Distanz zu den es konstituierenden Normen zu treten, und das heißt, die Ränder des kulturell Intelligiblen neu zu definieren und für bislang Ausgeschlossenes zu öffnen. Das bedeutet aber auch, an der Grenze des Menschseins zu operieren und diese Grenze möglicherweise zu überschreiten: „There is a certain departure from the human that takes place in order to start the process of remaking the human" (Butler 2004a, 3 f).

Butler hatte sich bereits 2002 in den Frankfurter Adorno-Vorlesungen mit diesen Fragen konfrontiert (veröffentlicht als *Kritik der ethischen Gewalt*), in denen sie u.a. Adornos Konzept der ethischen Gewalt durch die Foucault'sche Brille perspektiviert. Im Zentrum steht auch hier, wie Normen „im Voraus darüber entscheiden, wer Subjekt wird und wer nicht" (Butler 2007, 17) und „was eine anerkennbare Form des Seins ist und was nicht" (Butler 2007, 33). Die ethische Dimension eröffnet sich genau an „den Grenzen unserer Systeme der Verständlichkeit" (ebd.), wo sich Neues formieren kann, das im Augenblick der Artikulation jenseits unseres Wissens liegt.

Die Position solch grenzgängerischer Subjekte ist in mehrfacher Hinsicht prekär. Stellt man das Wahrheitsregime in Frage, das einen selbst als Subjekt hervorgebracht hat, dann stellt man sich selbst in Frage (Butler 2007, 34). Übertritt man die Grenzen der Norm, setzt man „die Möglichkeit des Anerkanntwerdens durch andere aufs Spiel" (Butler 2007, 35). Zudem sind deviante Subjekte in der Transgression potentiellen Repressionen von institutioneller und individueller Seite ausgesetzt, die sich aus dem Willen der Normbewahrung und -einhaltung zu legitimieren suchen. Sie werden unter Umständen kriminali-

siert, pathologisiert oder Opfer von Gewalt. Aber gerade diese Risikozone, in der Anerkennung verweigert wird und in der gleichzeitig die Prozesse des Anerkennens be- und hinterfragt werden, bietet einen „Schauplatz der Unterbrechung im Horizont der Normativität" und verlangt „implizit nach der Einsetzung neuer Normen (…), womit der normative Horizont in seiner Gegebenheit in Frage gestellt wird" (Butler 2007, 36).

Diese Überlegungen sind, wie Butler selbst darlegt (Butler 2004a, 4), u.a. im Kontext ihrer Auseinandersetzung mit politischen Interventionen von Personen entstanden, die sich nicht-normativen Geschlechtern zurechnen (Transgender-Personen, Transsexuelle, Intersexuelle). Ihre stärkere Hinwendung zum offenkundig Politischen zeigt sich auch in ihrem subtil modifizierten Identitätsverständnis. *Gender Trouble* präsentierte eine radikale Identitätskritik und zielte auf eine Destabilisierung von naturalisierten und essentialisierenden Identitätskategorien (vornehmlich von Geschlecht als zentraler Identitätskategorie), die die theoretische Fundierung für die *Queer Studies* bereitstellte. In *Gender Trouble* formulierte sie das Anliegen des Feminismus um: weg von feministischer Identitätspolitik und hin zu einer Subversion der auf der kulturellen Geschlechterlogik basierenden Identitätsmatrix. Vierzehn Jahre später perspektiviert sie in *Undoing Gender* die Ausrichtung der *Queer Theory* neu, und zwar weg von einem prinzipiellen Auflösen und Unterlaufen jedweder Identitätsposition und hin zu einer Ablehnung der *Normierung* von Identität, der „unwanted legislation of identity" (Butler 2004a, 7).

Butler erreicht eine Annäherung von *Queer Theory* und den Belangen von realen Subjekten, etwa Inter- oder Transsexuellen, indem sie von der allzu abstrakten, absoluten und permanenten Stör-, Subversions- und Verunsicherungsfunktion von *queer* Abstand nimmt und stattdessen den existentiellen Bedürfnissen jedes Menschen auf lebensweltliche Verortung Rechnung trägt. Dazu gehört auch ein Recht auf kategoriale Zugehörigkeit und die Anerkennung der Notwendigkeit eines gewissen Maßes an Stabilität, auch wenn klar ist, dass Identität nichts als ein notwendiger Irrtum ist (Butler 1993, 230): „It seems crucial to realize that a livable life does require various degrees of stability" (Butler 2004a, 8).

Butler stellt *queer* in den Dienst ihres politischen und vor allem ethisch motivierten Programms als eine Instanz, die restriktive Normen und deren Universalanspruch untergräbt und damit den Raum für kulturell intelligibles Leben vergrößert:

> The critique of gender norms must be situated within the context of lives as they are lived and must be guided by the question of what maximizes the possibility for a livable life, what minimizes the possibility of unbearable life or, indeed, social or literal death. (Butler 2004a, 8)

Diese Aussage impliziert, wieder ganz im Sinne Foucaults,[1] dass der vollgültige Status des Menschseins einem historischen Wandel unterworfen ist und dass dieser Wandel durch die Intervention randständiger Subjekte befördert werden

kann. Damit ist *queer* auch in eine zeitliche Logik eingebunden und gerichtet auf die Zukunft und auf die Veränderbarkeit des Status quo.

Judith Butler und die Queer Studies

Die beschriebene politische und ethische Ausrichtung von Butlers Verständnis von *queer* steht in krassem Gegensatz zu der in den *Queer Studies* regelmäßig wiederkehrenden sogenannten *antisocial thesis*. Am pointiertesten manifestiert sie sich in Lee Edelmans Studie *No Future: Queer Theory and the Death Drive* (2004), die zeitgleich mit Butlers *Undoing Gender* erschien, *queer* aber in eine völlig andere, um nicht zu sagen diametral entgegengesetzte, Richtung führt. Ausgehend von Adornos These, dass antagonistische Kräfte von dominanten Strukturen vereinnahmt werden, ja für deren Funktionsweise konstitutiv sind, plädiert Edelman für eine radikale Abkehr von jedwedem politischen Engagement und von jeder zukunftsorientierten Perspektive, um damit der ansonsten unvermeidlichen Verstrickung des queeren Subjekts in heteronormative Strukturen, die er mit dem Begriff *reproductive futurism* fasst (Edelman 2004, 2 et passim), zu entgehen. Über eine von psychoanalytischen Theoremen (Freud, Lacan) geleitete Argumentationslinie wird *queer* bei Edelman zur reinen Verkörperung der Negativität und des Todestriebes, gerät damit aber auch unversehens zu einer Negierung des Lebens selbst. Seine theoretische Stringenz fordert eine Abkehr von jedem politischen Handeln, weil dieses immer in die Gesetze der herrschenden Ordnung eingebunden sei. Seine Thesen finden durchaus nicht überall Zustimmung und werden zum Teil heftig kritisiert. So konstatiert José Esteban Muñoz ganz im Gegensatz zu Edelmann: „queerness is always about futurity. Queerness is always on the horizon“ (Caserio et al. 2006, 825; ebenso Muñoz 2009, 1 et passim), und ist damit viel näher an Butler, die sich im Übrigen an den Debatten um die *antisocial thesis* nicht beteiligt hat.

Edelmans Thesen sind m.E. wenig tragfähig, weil er Negativität fast zu einem Selbstzweck macht und die *queere* Position auf der Stelle treten lässt, die damit selbst zu einer Norm erstarrt und schlussendlich ein selbstdestruktives Ziel verfolgt. Dennoch ist seine Argumentation im Vergleich instruktiv, weil sich daran der Blick für Butlers Vorstellung von *queer* schärft. Isoliert betrachtet könnte Butlers Ziel, die Grenzen zu verschieben, um einen größeren Anerkennungsraum für von der Norm verworfene Subjekte zu schaffen, mit Edelman als „liberal inclusionism“ (Caserio et al. 2006, 821; Edelman 2004, 104) bezeichnet und in folgende Formel übersetzt werden: die Lebensbedingungen für mehr Menschen verbessern, aber das System als Ganzes unangetastet lassen. Im Gesamtkontext ihrer theoretischen Verortungen greift diese Lesart allerdings zu kurz. Butlers vielfältige Versuche, Normgefüge in den verschiedensten Bereichen zu analysieren, zu durchkreuzen, umzugestalten und das Mögliche neu zu denken – sei es in Bezug auf Transpersonen und marginalisierte Sexualitäten oder, in ihren Studien zur Regulierung der Trauer und der Frage, über welche Subjekte man öffentlich trauern darf, hinsichtlich der AIDS-Opfer im globalen Kontext oder der Todesopfer der Anschläge vom 11. September 2001 oder der

Kriegstoten in Afghanistan (z.B. Butler 2004 und 2008) –, beinhalten immer auch eine Erosion des bestehenden Systems selbst. Zudem reflektieren sie im Sinne einer prinzipiellen Auseinandersetzung mit den Bedingungen von Kritik und Veränderung die Unabdingbarkeit von Normgefügen als konstitutives Element menschlicher Existenz und die ebenso unabdingbaren Ausschlussmechanismen und Grenzziehungen, die sie produzieren.[2]

Queere Interventionen werden durch Ausschlussmechanismen mobilisiert (Butler 1993, 229 f) und bewirken eine permanente Unterminierung sedimentierter Strukturen. Der politische Impetus von *queer* bezieht sich auf eine kritische Denkbewegung oder kulturelle Praxis, die heteronormative Strukturen und andere Formen von Normierung und Normalisierung demontiert (Sullivan 2003, vi; Degele 2008, 44), die auf das in der gegenwärtigen Ordnung kulturell nicht Lesbare verweist und auf seine Entzifferung drängt. Damit kann *queer* als eine Art Katalysator und Antriebskraft verstanden werden, die je nach Bedarf ihre Position ändert, um be- oder entstehende Verfestigungen aufzubrechen und Konzeptualisierungen zu dezentrieren und in Bewegung zu halten, ohne selbst ein Ort der Identitätsbildung zu sein (Kilian 2007, 85). Das schließt nicht aus, dass einzelne Subjekte oder Gruppierungen von dieser perpetuellen Dezentrierung profitieren. Wäre dies nicht der Fall, würde der politische Impetus von *queer* ins Leere laufen. Gleichzeitig räumt Butler dem Subjekt das Recht ein, sich identitär zu verorten. Sie setzt *queer* als kritische Praxis nicht mit dem queeren Subjekt gleich, das diese Praxis natürlich nicht ununterbrochen repräsentieren und vollziehen kann und muss. Mit dieser spezifischen Relation zwischen Theorie und lebensweltlicher Praxis, mit der Anerkennung der Differenz und gleichzeitigen Verbindung zwischen beiden, geht Butler deutlich über ihre früheren Texte (und über Edelmans Position) hinaus, in denen das Subjekt im Wesentlichen als abstrakte Vollzugs- und Illustrationsinstanz der dargelegten Theorie fungierte.

Da die von Butler beschriebenen subversiven Momente – analog zu Foucaults lokal operierenden Widerstandspunkten (Foucault 1983, 117) – vielfältig, an unterschiedlichen Orten und in immer wieder neuen Kontexten zum Tragen kommen, wirken sie auch nicht systemstabilisierend, sondern systemverändernd. Und sie bergen immer wieder „das Versprechen des nicht zu Verwirklichenden“ (Butler/Spivak 2007, 78), was heißt, dass sie nie einen fertigen Endzustand erreichen. Nimmt man Butlers Theorie der paradoxen Subjektivierung ernst, als Konstitution eines vorgängigen Normen unterworfenen und gleichzeitig handlungsermächtigten Subjekts, dann gibt es keinen vollständigen Ausstieg aus dem System, denn die komplette Verweigerung wäre nur um den Preis der (Ver)Nichtung des Subjekts möglich. Dem Butler'schen Subjekt, das immer schon von den Normen ‚kontaminiert', weil von und in ihnen konstituiert ist, bleibt nur die Wahl, eine Demontage dieser Normen von innen heraus zu betreiben.

Diese Überlegungen führen uns wieder zurück zu *Gender Trouble* und *Bodies That Matter*, wo der Gedanke der Resignifikation von Normen bereits formuliert ist, nämlich über das Prinzip der Performativität als Wiederholung der Norm mit der Möglichkeit zur Abweichung oder Subversion (etwa in der Parodie). But-

lers „Politik des Performativen“ (Bublitz 2002, 75), ihre Politik der Subversion (Lloyd 2007, 56), gründet in der Vorstellung einer untrennbaren Verbindung von symbolischen Formen und konkreter, materialer und empirischer Realität (Jagger 2008, 112); ein Konnex, der sich in den späteren Schriften noch deutlicher manifestiert, in denen sie verstärkt Formen von normativer Gewalt (Lloyd 2007, 136) und die ethischen Implikationen ihres philosophischen Ansatzes für das menschliche Handeln in den Blick nimmt.

Anmerkungen

1 Foucault argumentiert ganz ähnlich in einem Interview von 1980, in dem er seine Aussagen zum ‚Tod des Menschen' in *Die Ordnung der Dinge* präzisiert. Er führt aus, „daß die Menschen im Laufe ihrer Geschichte niemals aufgehört haben, sich selbst zu konstruieren, das heißt ihre Subjektivität zu verschieben (…). Diese Serie von Subjektivitäten wird niemals zu einem Ende kommen und uns niemals vor etwas stellen, das ‚der Mensch' wäre. Die Menschen treten ständig in einen Prozeß ein, der sie als Objekte konstituiert und sie dabei gleichzeitig verschiebt, verformt, verwandelt – und der sie als Subjekt umgestaltet" (Foucault 1996/ 1980, 85).

2 Die kritische Literatur zu Butler hat mehrfach darauf hingewiesen, dass die Position Butlers je nach Publikation unterschiedliche Schwerpunkte in Bezug auf die dargelegten Positionen setzt (z.B. Distelhorst 2009, 111).

Literatur

Bublitz, Hannelore (2002) *Judith Butler zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Butler, Judith (1990) *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York/ London: Routledge.

Butler, Judith (1993) *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of ‚Sex'*. New York/ London: Routledge.

Butler, Judith (1997) *The Psychic Life of Power: Theories in Subjection*. Stanford: Stanford University Press.

Butler, Judith (2004) *Precarious Life: The Powers of Mourning and Violence*. London/ New York: Verso.

Butler, Judith (2004a) *Undoing Gender*. New York/ London: Routledge.

Butler, Judith (2007) *Kritik der ethischen Gewalt* [2005]. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Reiner Ansén und Michael Adrian. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2008) „Conversation with Judith Butler I." Zusammengestellt von Bronwyn Davies. *Judith Butler in Conversation: Analyzing the Texts and Talk of Everyday Life*. Hg. Bronwyn Davies. New York/ London: Routledge, 1-17.

Butler, Judith (2009) „Zehn Fragen an Judith Butler." *Judith Butler*. Von Lars Distelhorst. Paderborn: Fink, 114-118.

Butler, Judith/ Gayatri Chakravorty Spivak (2007) *Sprache, Politik, Zugehörigkeit*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Michael Heitz und Sabine Schulz. Zürich/ Berlin: diaphanes.

Caserio, Robert L./ Tim Dean/ Lee Edelman/ Judith Halberstam/ José Esteban Muñoz (2006) „Forum: Conference Debates. The Antisocial Thesis in Queer Theory." *PMLA* 121: 819-828.

Degele, Nina (2008) *Gender/ Queer Studies: Eine Einführung*. Paderborn: Fink.

Distelhorst, Lars (2009) *Judith Butler*. Paderborn: Fink.

Duden, Barbara (1993) „Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument." *Feministische Studien* 11.2: 24-33.

Edelman, Lee (2004) *No Future: Queer Theory and the Death Drive*. Durham/ London: Duke University Press.

Foucault, Michel (1980) „Two Lectures – Lecture Two: 14 January 1976." Übersetzt aus dem Amerikanischen von Kate Soper. *Power/ Knowledge: Selected Interviews and Other Writings 1972-1977*. Hg. Colin Gordon. New York: Harvester Wheatsheaf, 78-108.

Foucault, Michel (1981) *Archäologie des Wissens* [1969]. Übersetzt aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1982) „The Subject and Power" [1982]. *Critical Inquiry* 8: 777-795.

Foucault, Michel (1983) *Sexualität und Wahrheit*. Bd. I: *Der Wille zum Wissen* [1976]. Übersetzt aus dem Französischen von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1996) „Gespräch mit Ducio Trombadori" [1980]. *Der Mensch ist ein Erfahrungstier*. Übersetzt aus dem Französischen von Horst Brühmann. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 23-122.

Gildemeister, Regine (2001) „Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Missverständnisse und Erträge einer Debatte." *Geschlecht – Ethnizität – Klasse: Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*. Hg. Claudia Rademacher/ Peter Wiechens. Opladen: Leske + Budrich, 65-87.

Gildemeister, Regine/ Angelika Wetterer (1992) „Wie Geschlechter gemacht werden: Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung." *Traditionen-Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. Freiburg i. Br.: Kore, 201-254.

HARK, SABINE (2005) *Dissidente Partizipation: Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

HIRSCHAUER, STEFAN (1993) „Dekonstruktion und Rekonstruktion: Plädoyer für die Erforschung des Bekannten." *Feministische Studien* 11.2: 55-67.

JAGGER, GILL (2008) *Judith Butler: Sexual Politics, Social Change and the Power of the Performative*. London/ New York: Routledge.

KILIAN, EVELINE (2004) *GeschlechtSverkehrt: Theoretische und literarische Perspektiven des gender-bending*. Königstein/T.: Helmer.

KILIAN, EVELINE (2007) „*Gender Studies* und *Queer Studies*: Neuere Entwicklungen in der Literatur- und Kulturwissenschaft." *Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt. Ambivalente Genderkonstruktionen in Wissenschaft, Kunst und Literatur*. Hg. Ingrid Hotz-Davies/ Schamma Schahadat. Bielefeld: transcript, 79-98.

LAURETIS, TERESA DE (1986) „Feminist Studies/ Critical Studies: Issues, Terms, and Contexts." *Feminist Studies/ Critical Studies*. Hg. Teresa de Lauretis. Basingstoke/ London: Macmillan, 1-19.

LINDEMANN, GESA (1993) *Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt/M.: Fischer.

LLOYD, MOYA (2007) *Judith Butler: From Norms to Politics*. Cambridge/ Malden, MA: Polity.

LOREY, ISABEL (1993) „Der Körper als Text und das aktuelle Selbst: Butler und Foucault." *Feministische Studien* 11.2: 10-23.

MUÑOZ, JOSÉ ESTEBAN (2009) *Cruising Utopia: The Then and There of Queer Futurity*. New York/ London: New York University Press.

SULLIVAN, NIKKI (2003) *A Critical Introduction to Queer Theory*. New York: New York University Press.

VILLA, PAULA-IRENE (2003) *Judith Butler*. Frankfurt/M./ New York: Campus.

VILLA, PAULA-IRENE (2010) Interview: „Das Geschlecht ist komplex." *Tagesspiegel* 26. Januar 2010. 30. Januar 2010 <http://www.tagesspiegel.de/magazin/wissen/Paula-Villa;art304,3011963>.

Ingrid Galster

Relire Beauvoir. *Das Andere Geschlecht* sechzig Jahre später

Bevor ich mich dazu äußere, was von Simone de Beauvoirs Untersuchung *Das andere Geschlecht* sechzig Jahre nach ihrem Erscheinen 1949 zu halten ist, möchte ich das Werk selbst vorstellen, denn, wie man immer wieder feststellen kann, ist es sehr wenig gelesen worden und reduziert sich für viele auf den vielleicht meistzitierten Satz der gesamten feministischen Literatur: „On ne naît pas femme: on le devient." Ein Satz, der unterschiedlich übersetzt und paraphrasiert wird, weil der Kontext, in dem er steht, selten genau bekannt ist, obwohl das Buch als Bibel des Feminismus gilt. Ich werde versuchen, die Charakterisierung knapp zu halten.[1]

Genese

Zunächst: Wie kam Beauvoir dazu, *Das andere Geschlecht* zu schreiben? Nach dem Zweiten Weltkrieg war die *First Wave* (die sogenannte Suffragettenbewegung) zu Ende; die Frauen hatten 1944 auch in Frankreich endlich das Wahlrecht bekommen, und die *Second Wave*, die in Frankreich erst im Umkreis des Pariser Mai 1968 entstand, war noch weit entfernt. Folgt man Beauvoirs eigenen Angaben, so wollte sie über sich schreiben, d.h. ihre Autobiografie, und als Philosophin, die sie war, ging sie das Thema systematisch an: Was hatte es für sie bedeutet, eine Frau zu sein? Im Grunde gar nichts – zu diesem Schluss kam sie zunächst, denn nie habe ihr jemand ein Gefühl der Unterlegenheit vermittelt. Unter ihren Kommilitonen und Kollegen war sie anerkannt wie ein Mann. Die republikanischen Institutionen, vor allem die anonymen *Concours*, die schon früh effektiver als etwa in Deutschland für Chancengleichheit im Erziehungswesen sorgten, hatten dies möglich gemacht. Sartre, mit dem sie alle Projekte besprach, habe ihr jedoch zu bedenken gegeben, dass sie als Mädchen anders erzogen worden sei als ein Junge. Verlässt man sich auf Beauvoirs Erinnerung, so gab diese Bemerkung den Ausschlag. Sie ging ihr nach und war selbst am meisten erstaunt über das, was sie entdeckte: Die Welt, in der sie seit nunmehr fast vierzig Jahren lebte, war eine männliche Welt, ihre Kindheit

war von Mythen geprägt, die von Männern gemacht worden waren und auf die sie anders reagiert hätte, wenn sie ein Junge gewesen wäre. Beauvoir gab ihr autobiografisches Projekt zunächst auf und befasste sich mit der Lage der Frau im Allgemeinen. Mit der ihr eigenen Arbeitswut und Gründlichkeit las sie sich in kürzester Zeit durch alles hindurch, was die Pariser Bibliotheken zu diesem Thema zu bieten hatten, und holte sich zusätzlich noch Anregungen in den USA. Es entstand ein enzyklopädisches Werk von fast 1000 Seiten.

Das Werk

Fundiert wird dieses Werk ausdrücklich in einer ‚existentialistischen Ethik'. Jedes Bewusstsein, das sich kontingent, d.h. ontologisch nicht begründet, in der Welt vorfindet, strebt danach, sich selbst im Handeln eine Identität zu geben. Dieser Selbstentwurf in Freiheit macht für Beauvoir wie für Sartre die Würde des Menschen aus. Wer sich ihm entzieht, handelt schuldhaft. Beauvoir sieht jedoch den Fall vor, dass man an der Selbstüberschreitung gehindert werden kann. Dies charakterisiert die Lage der Frau, denn andere haben bereits ihre Rolle festgelegt. Wie kam es dazu und wie kann die Frau aus der Abhängigkeit in die Unabhängigkeit gelangen? Diese Frage liegt ihrer Untersuchung zugrunde.

In einer Art Forschungsbericht befragt Beauvoir zunächst die Psychoanalyse und den historischen Materialismus auf mögliche Antworten. Diese beiden Erkenntnisansätze galten damals als die fortschrittlichsten, zu denen der Existentialismus in Konkurrenz trat. Der Körper spielt offenbar für sie zunächst eine so geringe Rolle, dass Sartre sie daran erinnern muss, auch die Biologie hinzuzuziehen. Alle drei Disziplinen lassen sie, wie zu erwarten, unbefriedigt. In der Psychoanalyse Freuds erkennt sie die Spuren der männlichen Perspektive: Es handelt sich für sie um die moderne Version der Frau als Mängelwesen, der Frau, die immer nur in Relation zum Mann gedacht wird. Die Annahme, dass es ein Unbewusstes gibt, das mich steuert, stellt für sie im Übrigen einen Determinismus dar, der mit ihrer Freiheitsphilosophie unvereinbar ist. Am historischen Materialismus setzt sie aus, dass es in der klassenlosen Gesellschaft, wäre sie erst realisiert, keinen Unterschied mehr gäbe zwischen Männern und Frauen, weil alle nur noch Arbeiter – also gleich – seien. Auch die Daten der Biologie haben als solche für Beauvoir keine Aussagekraft, sie bedürfen der Interpretation. Ob eine Frau weniger Muskeln hat als ein Mann, ist an sich noch nicht bedeutsam; diese Tatsache erhält erst Sinn aufgrund ihrer Funktion innerhalb eines bestimmten Kontextes. Dasselbe gilt für Schwangerschaft und Mutterschaft. Wie sie erlebt werden, hängt Beauvoir zufolge von dem Wert ab, den man ihnen innerhalb einer gegebenen Gesellschaft beimisst.

Beauvoir hat also in den drei Disziplinen, die sie untersucht hat, keine Antwort auf ihre Frage gefunden, warum die Frau an der Selbstüberschreitung – oder ‚Transzendenz' – gehindert und in die ‚Immanenz' gezwungen wurde,[2] anders gesagt, warum der Mann dauerhaft zum Subjekt und die Frau zum Objekt wurde. In der Geschichte, die sie in einem Schnelldurchgang von den

Urhorden bis zu ihrer eigenen Gegenwart durchmisst, findet sie jedoch selbst die Antwort. Es ist die Reproduktion der Gattung, die die Frauen in die Immanenz zwang, während die Männer ihre Situation transzendierten und die Welt annektierten, um das Überleben der Gattung zu sichern.[3] Gebären als unkontrollierte und unreflektierte Fortpflanzung erlaubt keine ontologische Begründung; der *homo faber* verwirklicht sich dagegen in Freiheit. Die Kasernierung und Selbstentfremdung der Frau wird noch durch Mythen zementiert, die Beauvoir eindrucksvoll von der Antike über die Literatur des 20. Jahrhunderts bis hin zum täglichen Leben aufzeigt.

Die Gesamtanlage der Untersuchung entspricht dem Verfahren, das Sartre „synthetische Anthropologie" oder später „progressiv-regressive Methode" nannte. Das erste Buch zeigt die Konditionierung auf, die die Gesellschaft der Frau zuteil werden lässt; im zweiten Buch wird vor allem ermittelt, wie diese Konditionierung subjektiv erfahren wird. Und hier steht nun zu Beginn der berühmte Satz: „Man wird nicht als Frau geboren: Man wird dazu gemacht." So lautet meine Übersetzung, die sich durch die Fortsetzung des Textes rechtfertigt. Denn: „Kein biologisches, psychisches, ökonomisches Schicksal bestimmt die Gestalt, die das Menschenweibchen in der Gesellschaft annimmt; vielmehr bringt die Zivilisation das Produkt (…) hervor, das als weiblich bezeichnet wird." Und weiter: „Nicht mysteriöse Instinkte machen Mädchen passiv, kokett oder mütterlich; diese ‚Berufung' wird ihnen vielmehr von klein auf andressiert" (Beauvoir 1976, II, 13 f; meine Übersetzung). Biologisches Geschlecht und soziale Rolle werden hier radikal voneinander abgekoppelt: Das eine prädestiniert nicht für das andere. Wenn es in der Geschichte der Menschheit dennoch so war, dann, weil es Nutznießer gab, die es so wollten. Beauvoir zeichnet die für ihre Zeit (und ihre Klasse) typische Lebenschronologie der Frau nach. Wie im Einzelnen werden Mädchen zu dem programmiert, was die Gesellschaft unter ‚Frau' versteht? Wie wird diese Programmierung empfunden? Wieso bedingt die Institution der Ehe, die Beauvoir ablehnt, die Prostitution? Welche typischen Arten des Selbstbetrugs hat die Situation der Frau zur Folge? Zwei Bedingungen müssen vor allem als Voraussetzung für die Befreiung erfüllt sein: Geburtenkontrolle und ökonomische Unabhängigkeit durch Teilnahme der Frauen an der Erwerbsarbeit. Beauvoir, die in diesem Buch ihre idealistische Philosophie in Richtung auf einen existentialistisch fundierten Marxismus überschreitet – neben Hegel, Husserl und Heidegger verarbeitet sie auch Marx, Engels und Bebel –, geht davon aus, dass ein Sozialismus, der diesen Namen verdient, den Frauen am ehesten diese Möglichkeiten bietet.[4] Sie partizipiert an dem, was Jean-François Lyotard dreißig Jahre später als „métarécit" bezeichnen sollte (Lyotard 1979).

Was war 1949 neu?

Mit dieser zeittypischen Fortschrittsgläubigkeit, die sich auch in der unkritischen Bewunderung des *homo faber* äußert, ist aus meiner Sicht schon das Element benannt, das viele heute am stärksten als überholt ansehen. Wenn man Beauvoirs Werk richtig einordnen will, ist daneben aber auch und vor allem zu unterstreichen, was 1949 völlig neu war. Mit der Trennung von biologischem Geschlecht und sozialer Rolle begründet Beauvoir das, was später *gender* genannt wurde, d.h. den Begriff ‚Frau' als gesellschaftliches Konstrukt – gemeinhin wird dieses Konzept der US-amerikanischen Forschung Jahrzehnte später zugeschrieben (so etwa noch von Hof 2003, 331). Dasselbe ist der Fall, wenn es in der Genderforschung um die Opposition von Selbst und Anderem geht, Subjekt und Objekt (vgl. ebd.): Beauvoir ist die Erste, die das Geschlechterverhältnis systematisch mit philosophischen Kategorien angeht, wobei sie zahlreiche andere Disziplinen für ihre Untersuchung heranzieht – Biologie, Psychoanalyse, Anthropologie, Geschichte, Soziologie usw. –, das heißt Pluri- oder Transdisziplinarität praktiziert, was heute zu den Standards gehört, wenn man Drittmittel für Geschlechterforschung einwerben will. In ihrem Buch liefert sie auch neben der Mythenkritik erste Beispiele für feministische Literaturkritik, deren Begründung ebenfalls der US-amerikanischen Genderforschung zugeschrieben wird.[5] Sie thematisiert unverblümt Sexualität, Abtreibung, Homosexualität und Prostitution und zeigt, dass das Private politisch ist – bevor dieser Satz zum Slogan wurde. Damit begeht sie einen Tabubruch und löst im Mai 1949 einen Skandal aus, als das Kapitel über die sexuelle Initiation der Frau in den *Temps modernes* – der Zeitschrift, die Sartre, sie und andere 1945 gegründet hatten – vorveröffentlicht wurde.[6] Sie hatte etwas thematisiert, worüber man zuvor nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen hatte, und machte damit Probleme diskursfähig – und verhandelbar –, die auf diese Weise breiter ins öffentliche Bewusstsein Eingang finden konnten.

Die US-amerikanische Rezeption

Aber nicht sofort. Denn trotz des Skandals, den das Buch auslöste, wurde es in Frankreich zunächst nur isoliert von Einzelnen gelesen – vielen galt es als schwer verdaulich. In den USA, wo die Feminismusbewegung einen Vorsprung hatte, wurde es jedoch intensiver rezipiert. Dass eine Reihe von Erkenntnissen Beauvoirs US-Amerikanerinnen zugeschrieben wird, liegt daran, dass sie unerkannt (da ohne Nachweis) Eingang in die Publikationen fanden, die den Feminismus 20 Jahre später über den Globus verbreiteten.[7] Auf meinem Beauvoir-Kolloquium 1999 sprach eine Teilnehmerin Kate Millett darauf an. Sie antwortete nicht ungeschickt: „It was a revelation! How could it have been a source?" (Galster 2004c, 16). Während die Ideen Beauvoirs über US-amerikanische Vermittlung auch nach Frankreich zurückkehrten, wo sie wichtige Figuren der Frauenbefreiungsbewegung der 1970er Jahre beeinflussten, entstanden gleichzeitig Gegenentwürfe auf einer völlig anderen Denkgrundlage, von der

aus Beauvoir und der von ihr inspirierte emanzipatorische Egalitätsfeminismus nicht nur als veraltet, sondern als der Sache der Frauen (wenn nicht der Menschheit) abträglich bezeichnet wurden. Ich spreche von den Ansätzen von Hélène Cixous, Luce Irigaray und Julia Kristeva, die erst in den USA, wo eine neue Generation von Akademikerinnen sie euphorisch rezipierte, zu einer Gruppe mit dem trügerischen Etikett *French Feminism* zusammengefasst wurden. So unterschiedlich ihre Ansätze sind, konvergieren sie doch in einer psychoanalytisch fundierten Rationalitätskritik. Man spricht auch von Poststrukturalismus. Ich habe mich an anderer Stelle ausführlich zu diesen Ansätzen geäußert (Galster 1999b) und berücksichtige hier nur in extremer Verkürzung das, was ihr Verhältnis zur Theorie Beauvoirs beleuchtet.

Eine männliche Philosophie?

Hélène Cixous kritisiert mit Jacques Derrida das Denken in binären Oppositionen, denn es begründet Hierarchie: Das erste Glied konstituiert sich mit Hilfe dessen, was es als sein anderes ausschließt. Alle Oppositionen gehen auf das grundlegende Paar ‚Mann/Frau' zurück. Die Frau ist das Verdrängte, sie garantiert das Funktionieren des Systems. Abschaffen kann man es nicht, nur destabilisieren. Diesem Zweck dient die von Cixous kreierte *écriture féminine*, in der sich die besondere Trieborganisation der Frau niederschlagen soll. Sie löst „logozentrische" Eindeutigkeit in Polysemie, Unentscheidbarkeit auf. Man kann auch von poetischer Vieldeutigkeit sprechen. Luce Irigaray kommt zu ähnlichen Schlüssen. In ihrer Dissertation stellt sie 1974 fest, dass die Frau im abendländischen Denken immer nur als Spiegel des Mannes erscheint. Der Mann setzt sich als Absolutes, die Frau wird in Bezug auf ihn definiert, sie ist kein Wesen *sui generis*. Auch Irigarays Gegenmittel ist Ambiguisierung, Verflüssigung von festem Sinn, bei der sie allerdings andere Verfahren verwendet als Cixous.

Zunächst fällt durchaus eine Ähnlichkeit mit dem begrifflichen Instrumentarium Beauvoirs auf, bei der sich Cixous und Irigaray zweifellos starke Anregungen geholt haben. Auch Beauvoir hatte den Objektstatus der Frau im männlichen Denken klar erkannt. Der Mann ist der Definitor, der auf die Frau alles projiziert, „was er beschlossen hat, nicht zu sein", schreibt sie im *Anderen Geschlecht*. Nun aber der Unterschied: Sie appellierte an die Frauen, sich nicht mit diesem Status abzufinden und ihrerseits zu mündigen Subjekten zu werden. Damit verbleibt sie jedoch nach Auffassung der Poststrukturalistinnen im Rahmen der Identitätslogik. Der Unterdrückungsmechanismus, den die Opposition von Subjekt und Objekt darstellt, wird nicht angetastet. Und da die Entstehung dieser Logik den Männern zugeschrieben wird, unterstellt man Beauvoir, für die Rationalität unhintergehbar ist, ihre Frauenbefreiungstheorie auf einer männlichen Philosophie begründet zu haben. Wer als Frau nach Emanzipation strebt, sucht lediglich nach Vermännlichung.

Die Beauvoir-Rezeption Julia Kristevas

Im Gegensatz zu Cixous und Irigaray, die aus ihrer starken Abneigung gegen Beauvoir keinen Hehl machen,[8] passt Julia Kristeva ihre Stellungnahmen strategisch den Redeanlässen an. Die seit Mitte der 1960er Jahre in Paris lebende gebürtige Bulgarin hatte sich zunächst auch der Pluralisierung monologischen Sinns entsprechend der Dekonstruktion gewidmet, bekannte sich jedoch zunehmend zur Psychoanalyse als Erkenntnissystem, das wahrheitsfähige Aussagen begründen kann. Auf dieser Basis bezeichnete sie 1979 den Feminismus nach der Abdankung der Ideologien – als Maoistin hatte sie gerade noch selbst einer von ihnen angehangen – als die letzte paranoide Formation, die das Böse auf Sündenböcke projiziert, statt es im eigenen Unbewussten zu suchen (Kristeva 1979). In der letzten Zeit inthronisiert sie jedoch zunehmend Beauvoir als große Vorgängerin, deren Theorie freilich von ihrer eigenen abgelöst worden sei. Schon 1997 veranstaltete sie ein Kolloquium zu Ehren Beauvoirs, deren zehnter Todestag in Paris übergangen worden war,[9] dann widmete sie Beauvoir ihre Trilogie *Le génie féminin* (Kristeva 2002), bedauerte allerdings 2003 in einem „surprisingly sympathetic talk" (Kruks 2005, 291) vor der internationalen Beauvoir-Gesellschaft, dass die Verfasserin des *Anderen Geschlechts* sich stärker mit der Lage der Frau als mit ihrer Singularität, der Originalität von Frauen wie Colette, Hannah Arendt und Melanie Klein, die sie in ihrer Trilogie behandelt, befasst habe.[10] Überraschend, wenn nicht grotesk, war es auch, dass gerade Kristeva das Kolloquium zum 100. Geburtstag Beauvoirs im Januar 2008 ausrichtete.[11] Obwohl sie ihr attestierte, eine „anthropologische Revolution" oder „Mutation" verursacht zu haben[12] (bei der man allerdings nicht recht versteht, worin sie bestehen soll[13]), unterschlägt sie nicht die Schlüsse, die die Psychoanalyse, wie sie meint, aus Beauvoirs Theorie ziehen muss. Am deutlichsten kommen diese in einem Vortrag zum Ausdruck, den Kristeva im November 2005 in der UNESCO hielt (Kristeva 2006). Beauvoir ist die Vertreterin eines „phallischen Universalismus", der eine dreifache Verleugnung voraussetzt: die Verleugnung des weiblichen Körpers, der weiblichen Homosexualität und der Mutterschaft. Was die Philosophin in ihrem Rationalismus verdrängt, entdeckt Kristeva, die seit 1979 auch als Psychoanalytikerin praktiziert, allerdings in ihren literarischen Texten als Subtext, in dem sich das Unbewusste manifestiert: beinahe das Eingeständnis der Geschlechterdifferenz. Man denkt unwillkürlich an diejenigen, die dem erklärten Atheisten Sartre attestierten, hinter seinen Deklarationen scheine ein verdrängtes Christentum durch (vgl. Böhme 1981). Kristevas gerade noch in den USA festgestellter „recent turn to Beauvoir" (*PMLA*, Jan. 2009, 224) erhält eine Fortsetzung. Im März 2010 veranstaltet sie ein Kolloquium zum Thema „Beauvoir und die Psychoanalyse". Dort wird es vermutlich zu vertieften Diagnosen kommen.

Die Beauvoir-Rezeption Judith Butlers

Während die dekonstruktivistischen Ansätze Kristevas und Irigarays unter dem Einfluss der Psychoanalyse einem Feminismus der Differenz oder einem „maternalistischen Essentialismus" gewichen sind,[14] der eine neue Ethik der Intersubjektivität auf der Mutterschaft begründen soll,[15] kam die Dekonstruktion in Form der Theorie Judith Butlers aus den USA nach Paris zurück. Dass das Kultbuch *Gender Trouble* mit 15 Jahren Verspätung 2005 endlich übersetzt wurde, geht nicht auf die von Kristeva geschmähten Feministinnen zurück, sondern auf Soziologen, die an der *queer theory* interessiert waren.[16] Die wohl auch heute noch einflussreichste Gender-Theoretikerin hat sowohl Beauvoir als auch Sartre rezipiert. In einer 1986 zum Tode Beauvoirs erschienenen Gedenknummer der *Yale French Studies* stellte Butler insbesondere die Brauchbarkeit von Beauvoirs Körperkonzept heraus. Der Körper als Teil der Situation, in der das Subjekt sich vorfindet, die es jedoch im Handeln überschreitet und damit interpretiert, musste Butler interessieren, deren fundamentales Anliegen darin besteht, die Vorstellung von der Dualität der Geschlechter aufzulösen. Allerdings missverstand sie 1986 Beauvoirs Ansatz, wenn sie davon ausging, dass im *Anderen Geschlecht* der Körper bereits als diskursive Setzung betrachtet werde.[17] Butler erkannte ihren Irrtum und rückte dementsprechend in *Gender Trouble* von Beauvoir ab.[18] Die Position Butlers, die das biologische Geschlecht als performativ hergestellt betrachtet, ist allerdings nicht unumstritten. Kritikerinnen, die auf der Materialität des Körpers insistieren, kommen damit Beauvoir näher, die den Körper für gegeben und materiell resistent, aber dennoch interpretierbar hält und sich damit in einer mittleren Position zwischen einem Determinismus befindet, der Anatomie für Schicksal hält,[19] und der Dekonstruktion, die die Bildung von Identität unterläuft und soziopolitisch weitgehend folgenlos bleibt.[20]

Rasse, Klasse, Gender

Ähnlich wie die Theorie Judith Butlers ist auch der im Rahmen der *Cultural Studies* in den 1980er Jahren entstandene intersektionelle Feminismus, der die Geschlechterproblematik mit anderen Differenzen wie ‚Rasse' und Klasse kombiniert, in Frankreich lange unbeachtet geblieben. Glaubt man dem Forschungsbericht von Sonia Kruks, so wurde in den USA auch gegen Beauvoir das Argument vorgebracht, ihr Feminismus berücksichtige nur weiße, heterosexuelle Mittelklasse-Frauen und lasse alle anderen außen vor (Kruks 2005, 289). In Wirklichkeit widmet Beauvoir 1949 nicht weniger als ein ganzes Kapitel der „Lesbierin", deren sexuelle Präferenz sie zum Entsetzen der Kritik völlig unaufgeregt als „situierte Wahl" bezeichnet, während 1975 noch 42% der französischen Bevölkerung die Homosexualität als Krankheit betrachtete (vgl. Galster 2004c, 16 und Tidd 2007). Auch der Klassenaspekt spielt in ihrem zwischen Existentialismus und Marxismus angesiedelten Buch eine Rolle, wenn sie etwa die Frauen der Bourgeoisie als „Parasiten" oder das Abendkleid als „Klassen-

livree“ bezeichnet und bei der Behandlung der Abtreibung deutlich unterscheidet, welche Möglichkeiten bei einer ungewollten Schwangerschaft die Frauen in begüterten Kreisen gegenüber Angestellten, Sekretärinnen, Studentinnen, Arbeiterinnen oder Bäuerinnen haben (Beauvoir 1976, II, 336 ff). Dass Beauvoir die Verbindung von Geschlecht und Klasse für damalige Verhältnisse so innovativ konzipiert, dass man auch hier von einem Tabubruch sprechen kann,[21] hat gerade noch der Bremer Soziologe Lothar Peter gezeigt (Peter 2009). Natürlich stehen die von den Feministinnen der sogenannten *Third Wave* reklamierten Differenzen bei ihr nicht völlig im Vordergrund. Entsprechend dem Schrifttum, das ihr zugänglich war (soweit anderes damals überhaupt schon existierte), und ihrem persönlichen Anschauungsfeld betrifft *Das Andere Geschlecht* tatsächlich vor allem Frauen aus dem mittleren und höheren Bürgertum.[22] Diejenigen, die sich seit einigen Jahren bemühen, die intersektionelle Theorie in Frankreich zu etablieren,[23] wären gut beraten, sich Beauvoirs Situationskonzept anzuschauen, denn es erlaubt, Konditionierungen unterschiedlicher Art simultan zu denken, ohne einem Essentialismus das Wort zu reden. Ähnlich lautet auch die Empfehlung der bekannten Genderforscherin Joan Scott.[24]

Beauvoir postmodern?

Neben den Gender-Theoretikerinnen, die Beauvoir kritisch gegenüberstehen, bemüht sich eine Reihe von Philosophinnen aus dem anglo-amerikanischen Bereich, die Autorin des *Anderen Geschlechts* auf die Höhe der Zeit zu bringen, allerdings zum Teil etwas gewaltsam. So will Ruth Evans in Beauvoirs Buch ein postmodernes Werk *avant la lettre* sehen, weil Beauvoir heterogene Quellen benutze (Evans 1998; ähnlich wohl auch Deutscher 2008). In der Tat stützt Beauvoir sich gleichzeitig auf Hegels dialektische Geschichtsphilosophie und den (ahistorischen) Strukturalismus von Lévi-Strauss, was auch Françoise Héritier oder Lothar Peter auffiel,[25] aber man verkennt Beauvoirs Denken, wenn man urteilt, sie habe damit bewusst Geschlossenheit vermeiden wollen und den „Widerstreit“ (le différend) von Sprachspielen in der Terminologie Lyotards als Grundlage intendiert. Beauvoir bewegt sich innerhalb einer „großen Erzählung“, und wenn ihre Quellen eklektisch sind, dann, weil sie es eilig hatte. Noch grotesker ist die Behauptung, Beauvoirs angeblich negative Konzeption des weiblichen Körpers, wie Kristeva und andere sie stigmatisieren, sei ein ironisches Zitat des Phallogozentrismus, also der von den Poststrukturalisten als männlich enttarnten Rationalität, womit man sie der frühen Irigaray annähert (ebenfalls Evans 1998). In manchen Fällen scheint es so, als wären die Autorinnen weniger daran interessiert, Beauvoirs Werk gerecht zu werden, als selbst Profil zu zeigen.[26]

Beauvoir contra Sartre

Andere Publikationen aus demselben Sprachraum verfolgen das Ziel, Beauvoirs Autonomie als Philosophin gegenüber Sartre zu beweisen, denn Beauvoir galt entsprechend dem von ihr selbst im *Anderen Geschlecht* aufgedeckten kulturellen Wahrnehmungsmuster lange als Sartres ‚Schülerin'. Sonia Kruks geht in ihrem Forschungsbericht so weit, hier von einer Beauvoir-Renaissance zu sprechen, die entscheidend gewesen sei für eine Wende zum „Post-Poststrukturalismus" (Kruks 2005, 290).[27] Die wichtigsten Unterschiede, die in diesen Publikationen herausgestellt werden, beziehen sich auf die Konzepte der Intersubjektivität, der Freiheit und der Situation. Im Gegensatz zu Sartre, für den die Anderen die Hölle seien, ende für Beauvoir, so erfährt man, Intersubjektivität nicht notwendigerweise in der Aporie. Debra Bergoffen und Fredrika Scarth ordnen ihr eine „Ethik der Großzügigkeit" zu, die sie unter anderem im Mutterkörper als Ausgangspunkt verorten, wobei man sich fragt, was Beauvoir noch von der späten Irigaray, der sie hier explizit angenähert wird, oder Kristeva unterscheiden soll.[28] Der Freiheitsbegriff, der dem *Anderen Geschlecht* zugrunde liege – ich referiere weiter – sei eingeschränkter, womit einhergeht, dass Beauvoir den Situationsbegriff konkreter fasse als Sartre, weil sie sich in ihrem Werk in Richtung auf Soziologie, Geschichte und Politik bewege.[29] Insgesamt erscheint Beauvoir im Vergleich zu Sartre weniger pessimistisch und weniger idealistisch.

Ich habe bereits 1997 in den *Feministischen Studien* zu dieser Tendenz Stellung genommen, die sich seitdem offenbar verstärkt hat. Wenn man sich nur auf den Vergleich mit der Philosophie Sartres beschränkt (und den Mutterkörper außen vor lässt), dann begehen die Autorinnen den Fehler, Werke aus verschiedenen Epochen heranzuziehen. Sie beziehen sich nämlich ausschließlich auf Sartres erstes philosophisches Hauptwerk *Das Sein und das Nichts*, das 1943 als Abschluss eines in den 1930er Jahren begonnenen Denkprozesses erschien, während Beauvoir ihr Werk Mitte bis Ende der 1940er Jahre verfasste. Gerade in der Zeit nach der Befreiung von der Naziherrschaft, in der die während der Besatzung verbotene Kommunistische Partei die intellektuelle Hegemonie erlangte, entwickelte sich die Pariser Debatte rasant, so dass Sartre genauso wie Beauvoir seine idealistische Philosophie zugunsten eines existentialistisch fundierten Marxismus verließ, der sich schon in seinen Schriften niederschlug, bevor er 1960 mit der *Kritik der dialektischen Vernunft* sein zweites philosophisches Hauptwerk publizierte. Ohne Beauvoir wieder in die Position der Epigonin zurückzudrängen,[30] muss man konstatieren, dass unter dem Eindruck der Pariser Linkshegemonie beider Entwicklung weitgehend parallel verlaufen ist. So stellte Beauvoir in demselben Jahr, in dem Sartres Werk *Das Sein und das Nichts* erschien, ihren ersten Roman *L'Invitée – Sie kam und blieb* – noch unter das Hegelmotto „Ebenso muss jedes Bewusstsein auf den Tod des anderen gehen". Von Solidarität ist dagegen im nächsten Roman die Rede, der im Herbst 1945 erschien, als Sartre in seinem berühmten Vortrag „Der Existentialismus ist ein Humanismus" eine Art kategorischen Imperativ formulierte, wenn er forderte, das Verlangen des Individuums nach Freiheit für sich selbst müsse zugleich

die Freiheit der anderen zum Ziel haben (Sartre 1973, 32). Beide denken in dieser Zeit angestrengt darüber nach, wie eine nicht konfliktive Intersubjektivität philosophisch begründet werden kann. In diesem Zusammenhang taucht der von Descartes entlehnte Begriff der „Großzügigkeit" auf, der ihnen aus der Patsche helfen soll.[31] Während er von den genannten Philosophinnen nur Beauvoir zugestanden wird, greift Sartre gleichzeitig in seiner Literaturtheorie auf ihn zurück.[32] Aber solange die Herr-und-Knecht-Dialektik Hegels weiterhin ihre Grundlage bleibt, ist die Entfremdung durch den anderen nicht zu überwinden,[33] auch wenn an einigen Stellen im *Anderen Geschlecht* eine Utopie der gegenseitigen Anerkennung von Subjekten aufscheint (z.B. in Beauvoir 1976, I, 238).

Simone de Beauvoir hat sich 1963 in ihrer Autobiografie selbst von dieser Fundierung distanziert, wenn sie schrieb, dass sie den 1. Band auf eine materialistischere Grundlage stellen würde, wenn sie das Werk noch einmal schreiben sollte. „Ich würde den Begriff des ‚anderen'", fährt sie fort, „und den Manichäismus, den er nach sich zieht, nicht auf einem apriorischen und idealistischen Kampf der Bewußtseine fundieren, sondern auf der Knappheit und dem Mangel" (Beauvoir 1963, I, 267, meine Übersetzung).[34] Drei Jahre zuvor war Sartres *Kritik der dialektischen Vernunft* erschienen, in der die Knappheit (*rareté*) eine zentrale Rolle spielt. Beauvoirs 1970 publizierter Großessay *Das Alter*, der als Pionierarbeit auf diesem Gebiet gilt, scheint auf dieser Theorie begründet zu sein. Entsprechend Beauvoirs Selbstkritik am *Anderen Geschlecht* ist dieses neue Buch vor allem ökonomisch und soziologisch ausgerichtet. Ich möchte etwas unorthodox behaupten, dass es von gelernten Ökonomen und Soziologen hätte besser geschrieben werden können, während ohne die philosophische Fundierung des *Anderen Geschlechts* Arbeiten wie jene von Cixous, Irigaray oder Butler nicht so leicht möglich gewesen wären, auch wenn die Thesen dieser Autorinnen den Thesen Beauvoirs widersprechen, wie ich oben erläutert habe. Was die konfliktive Intersubjektivität angeht, so kann sie auch nach der stärker materialistischen Theorie nur vorübergehend überwunden werden, nämlich dann, wenn Menschen sich spontan zu einer Gruppe formieren, um gegen eine gemeinsame Bedrohung von außen zu kämpfen (Sartre 1960, 381 ff). Während Beauvoir 1963 noch marxistisch dachte, die Entwicklung der *condition féminine* hänge von der Entwicklung der Produktion und der Zukunft der Arbeit ab (Beauvoir 1963, 263), schloss sie sich in den 1970er Jahren den Feministinnen des *Mouvement de Liberation des Femmes* (MLF) an, die man vielleicht als eine Ausformung des *groupe en fusion* verstehen kann, wie Sartre das immer nur provisorische „Wir" in der *Kritik der dialektischen Vernunft* nennt.

Beauvoir heute

Wenn ich nach diesem Durchgang durch die Theorien die Frage nach der Bedeutung des *Anderen Geschlechts* sechzig Jahre nach seinem Erscheinen aufnehme, dann zeigt sogar Beauvoirs eigenes Urteil, wie standortbezogen die Einschätzungen sind. Inwieweit Beauvoirs Theorie überholt ist, kann wohl nur jede oder jeder nach ihren oder seinen eigenen Prämissen beantworten. Einfa-

cher ist es, nach der Aktualität einzelner Themen zu fragen, die sie behandelt. Eine Reihe von ihnen ist heute darum nicht mehr aktuell oder weniger aktuell als 1949, weil die Hauptforderungen erfüllt sind, die Beauvoir für die Gleichstellung für unabdingbar hielt: Geburtenkontrolle und Teilnahme der Frauen an der Erwerbsarbeit. Nach der sogenannten sexuellen Revolution, der Pille und dem Abtreibungsgesetz, für welches Beauvoir sich engagiert einsetzte,[35] sind die Frauen nicht mehr zur „Immanenz" verurteilt, um mit Beauvoirs Worten zu sprechen. Sie haben außerdem ein unverkrampfteres Verhältnis zu ihrem Körper und zur Sexualität, so dass man Barbara Vinken zustimmen muss, wenn sie schreibt, dass heutige Frauen das Trauma, das Menstruation und Geschlechtlichkeit für die Frauen früherer Generationen bedeutet haben müssen, nicht mehr nachvollziehen können und Beauvoirs Schilderungen von Hochzeitsnächten wie aus einer anderen Zeit wirken (*taz*, 9.1.2008). Die Kritik an Beauvoirs Vorstellung von Mutterschaft, die nicht nur von Psychoanalytikerinnen wie Kristeva, sondern auch von Sympathisantinnen formuliert wird, ist freilich zu korrigieren, obwohl gewisse Widersprüche zwischen dem 1. und 2. Buch zu bestehen scheinen, die der allzu schnellen Niederschrift des umfangreichen Werks anzulasten sind. Wegen der Art, wie sie Schwangerschaft, Niederkunft und Stillen beschreibt, wurde ihr unterstellt, grundsätzlich gegen Mutterschaft und außerdem eine verkappte Naturalistin zu sein, d.h. die Frau eher der Tierwelt zuzuordnen. Der Irrtum besteht darin, dass hier nicht zwischen der Beschreibung der rein physiologischen Vorgänge, die Teil der Situation sind, und der Interpretation dieser Situation durch das Individuum unterschieden wird und dass ein Befund, der so lange gültig war, wie es keine effiziente Geburtenkontrolle gab, auch für heutige Verhältnisse geltend gemacht wird. Je nach Rahmenbedingungen kann Mutterschaft Beauvoir zufolge, wie bereits erwähnt, eine positive oder negative Erfahrung sein.[36] Man deutet sie wohl nicht falsch, wenn man behauptet, dass bewusst gewählte Mutterschaft, wie sie heute möglich ist, und Erziehung im Sinne eines mit Werten verbundenen, in die Zukunft weisenden Projekts durchaus als kreative und damit seinsbegründende Tätigkeiten angesehen werden können, und sollte sie nicht auf ihre schematisierende, durch Kojève vermittelte Hegel-Rezeption im 1. Band reduzieren. Gerade weil sie Menschen zu erziehen für den schwersten Beruf hält, fordert sie, dass Frauen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft mitwirken dürfen, um die Gestaltung der Realität mitzubestimmen, in die sie ihre Kinder entlassen (vgl. Galster 2003, 131). Dass die Botschaft Beauvoirs in diesem Sinne wesentlich komplexer ist, als man gemeinhin annehme, und dass die Forschung ihr nicht genügend nachgegangen ist, darauf hat kürzlich noch die Historikerin Yvonne Knibiehler hingewiesen, die am intensivsten die Geschichte der Mutterschaft im Okzident erforscht hat (Dubesset/ Thébaud 2007). Vielen Frauen ist es inzwischen möglich, sowohl berufstätig zu sein[37] als auch Kinder zu haben, woraus das zuletzt noch von Iris Radisch medienwirksam beklagte Problem der Doppelbelastung entstanden ist (Radisch 2007), das Beauvoir durchaus sah,[38] das sie jedoch nicht vertiefte, weil es 1949 zunächst überhaupt darum ging, die Frauen an der Erwerbsarbeit teilhaben zu lassen und sie damit ökonomisch unabhängig zu machen. Obwohl Beauvoir dem Kapitel „Hausarbeit" erstaun-

lich viele Seiten widmet,[39] muss man im Übrigen konzedieren, dass *Das andere Geschlecht* von einer Schriftstellerin verfasst wurde, die im Hotel wohnte und im Restaurant aß, kurz: die sich selbst alles vom Leibe hielt, was sie am Schreiben hindern konnte. Und auch, wenn sie die bürgerliche Ehe eingegangen wäre, die sie sich jahrelang vorstellte, bevor sie von Dritten hörte, der Betreffende heirate eine andere,[40] hätte sie Hauspersonal gehabt. Für die Teilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen Ehe- oder Lebenspartnern ist *Das andere Geschlecht* nicht das richtige Nachschlagewerk.

Die Ablehnung der Ehe und, falls Ehe, das Recht auf wechselnde Sexualpartner für beide Seiten entspricht schon eher modernen Gepflogenheiten, auch wenn Beauvoir hier in eine Norm überführt, was Sartre zur Bedingung machte. An dem Intellektuellenpaar Sartre-Beauvoir, das zu leben schien, was es schrieb, haben sich mehrere Generationen nicht nur französischer Paare orientiert (vgl. Galster 2005b). Hat es den Frauen zur Emanzipation verholfen? Einige meinen, die Theorie hätte den Männern eher als Legitimation von Seitensprüngen gedient (etwa Françoise Chandernagor 2000).

Auf der Beauvoir-Konferenz zum 100. Geburtstag an der *New York University* wies Yvette Roudy, die erste Frauenministerin unter Mitterrand, darauf hin, dass Beauvoir bestimmte Themen in ihrem Buch nicht angeschnitten habe, weil sie damals noch nicht aktuell waren, wie Inzest, Exzision, sexuelle Nötigung, Pädophilie oder politische Parität (Roudy 2009). In der Frage der Klitorisbeschneidung hätte Beauvoir sicher nicht zu denjenigen gehört, die sich zurückhalten, weil sie die Menschenrechte als europäischen Partikularismus und ihre Geltendmachung als okzidentalen Imperialismus betrachten.[41] Bei der politischen Parität, die in Frankreich die feministische Debatte der 1990er Jahre beherrschte, kann man sich schon eher die Frage stellen, wie sie votiert hätte. Während Sartre bis zu seinem Lebensende der Devise „Elections, piège à cons!" treu blieb,[42] unterstützte Beauvoir nach Sartres Tod offiziell die Sozialistische Partei und beriet Yvette Roudy. Aber hätte sie für die Grundgesetzänderung gestimmt, die vorsieht, dass die Parteien ebenso viele Frauen wie Männer zur Wahl aufstellen müssen? Viele Universalistinnen waren vehement dagegen, weil auf diese Weise die Geschlechterdifferenz in die Konstitution eingeschrieben wurde. Beauvoir wäre vielleicht pragmatisch vorgegangen wie die Historikerin Michelle Perrot, die prominenteste Vertreterin der feministischen Geschichtswissenschaft in Frankreich, die sich wie die Mehrheit der Historikerinnen und der Soziologinnen auf Beauvoirs Erbe beruft:[43] Sie hätte für die Parität gestimmt, ohne damit zum Differenzfeminismus überzulaufen,[44] und zu einer Revision und Historisierung des Begriffs der Universalität angeregt (vgl. Perrot 1997, 135).

Auch wenn *Das andere Geschlecht* in Frankreich wenig zitiert wird,[45] ist Beauvoir allgegenwärtig, wenn es um Geschlechterfragen geht: Man definiert sich in ihrem Sinne oder gegen sie. Dieser Antagonismus zeigt sich in Paris auch und besonders in den Interventionen zweier Philosophinnen, die als Politikergattinnen eine hohe Medienpräsenz besitzen: Elisabeth Badinter, Ehefrau des Justizministers Robert Badinter, der unter Mitterrand die Todesstrafe abschaffte, und Sylviane Agacinski, Ehefrau des Premierministers Lionel Jospin, der

die Grundgesetzänderung im Sinne der Parität dem damaligen Präsidenten der Republik Jacques Chirac vorschlug. Badinter versteht sich als Egalitaristin, die das Werk Beauvoirs fortsetzt – in ihrem ersten Buch vertiefte sie die von Beauvoir begonnene Entmythologisierung der Mutterliebe (Badinter 1980; vgl. Galster 1999b, 598 f)[46] –, während Agacinski einen maternalistischen Essentialismus ähnlich jenem Kristevas und Irigarays vertritt und Beauvoir gern als Konstrastfolie benutzt.[47] In der Debatte um die Parität haben sie dezidiert und öffentlichkeitswirksam die konträren Positionen verteidigt, die zu ihren Prämissen passen.[48] Auch in anderen Fragen, die z.Z. die französische Öffentlichkeit bewegen, haben sie sich zu Wort gemeldet. So sprach Sylviane Agacinski sich vehement gegen die „homoparentalité" (gleichgeschlechtliche Elternschaft) aus, während Badinter dafür stimmte. Agacinski argumentiert, die Menschheit sei „natürlicherweise heterosexuell" und nur angesichts eines „gemischten" Elternpaars erkenne das Kind seine eigenen Grenzen (Agacinski 1998, 136). Badinter behauptet, dass ein Kind sich bei guten homosexuellen Eltern besser entfalten könne als bei schlechten heterosexuellen.[49] Auch in der aktuellen Debatte über Prostitution und Leihmutterschaft sind sie unterschiedlicher Meinung. Während Agacinski davor warnt, den Körper zu vermarkten, und Leihmutterschaft als Sklaverei betrachtet,[50] plädiert Badinter dafür, dass jede Frau autonom über ihren Körper verfügen können soll.[51] Die Debatten werden nicht nur in den Medien ausgetragen, sondern beide Philosophinnen sprechen auch als Expertinnen vor Senats- und Parlamentsausschüssen, so dass ihre Positionen unmittelbar Eingang in die Meinungsbildung der Mandatsträger und Mandatsträgerinnen bei Gesetzesinitiativen finden.[52] Ob Badinter dabei wirklich immer genau den Geist Beauvoirs trifft, ist nicht ganz sicher.[53]

Sicher ist dagegen, dass dieser Geist in Frankreich absolut lebendig ist. Einige Themen des *Anderen Geschlechts* mögen überholt sein, aber der Text enthält Potential, das noch nicht ausgeschöpft wurde. Es lohnt sich daher für Genderforscherinnen, das Buch endlich zur Hand zu nehmen, aber auch für alle anderen ist die Lektüre ein Gewinn. Denn *Das andere Geschlecht* ist Teil der Vorgeschichte der prekären Freiheit, die zumindest in den Industrieländern viele Frauen heute errungen haben.[54]

Anmerkungen

1 Ich stütze mich hierbei auf Galster 2004a. Ausführlichere Versionen in Galster 2003 oder Galster 2007, 159-182.

2 Als Phänomenologin verwendet sie hier die Terminologie Husserls.

3 In ihrem Forschungsbericht zitiert Inge Stephan (Stephan 2000, 80) eine sehr ähnliche Stelle aus Adornos und Horkheimers *Dialektik der Aufklärung*, die zwei Jahre vor Beauvoirs *Anderem Geschlecht* erschien. Geht die Ähnlichkeit darauf zurück, dass beide Schriften – Beauvoir in der Lesart Kojèves (vgl. Lundgren-Gothlin 1996, 78) – sich aus Hegels *Phänomenologie des Geistes* nähren? Die Passage befindet sich im Fragment „Mensch und Tier" am Ende des Buches (Horkheimer/ Adorno 1971, 221). Ein Vergleich ist m.W. noch nicht angestellt worden.

4 Das wurde von der Hauptvertreterin des sozialistischen Feminismus in Deutschland offenbar übersehen (vgl. Haug 2008). Auch in den *Anforderungen an ein linkes feministisches Projekt heute*, die sie für *Die Linke* erarbeitete, kommt der Name Beauvoir nicht vor (wohl aber Virginia Woolf). In ihrer „Ouverture" zur Beauvoir-Tagung der Rosa-Luxemburg-Stiftung nennt Evelin Wittich (dank des Namensregisters der deutschen Übersetzung) immerhin zwei Stellen, an denen Beauvoir auf die Namensgeberin der Stiftung eingeht, ignoriert aber ebenso, dass Beauvoir 1949 eine sozialistische (keine stalinistische!) Gesellschaft wollte, dass sie wie Luxemburg die Frauen der Bourgeoisie als Parasiten bezeichnet und dass ihr Buch gut sichtbar mit einem Zitat von Karl Marx endet.

5 Susan R. Suleiman deckte in meinem Beauvoir-Kolloquium von 1999 einen der Gründe hierfür auf. Die Taschenbuchausgabe der Reihe *idées*, mit der viele Genderforscherinnen arbeiteten, enthielt nicht diese Kapitel (vgl. Galster 2004c, 238).

6 Vgl. Galster 2000. Ich habe die Reaktionen der französischen Presse von 1949-1951 in einer Anthologie zusammengestellt (Galster 2004b).

7 Zum transatlantischen Hin und Her der feministischen Theorie zwischen Frankreich und den USA von 1947-2000 siehe Galster 2007, 217-230 (zuerst 2004 auf der Grundlage eines Vortrags von 2002; siehe auch Galster 1999a, 13 f).

8 Zu Cixous vgl. Galster 1997a; zu Irigaray vgl. ihren Nachruf in der *taz* vom 19.4.1986. (Die *taz*-Redaktion hatte sich offenbar in der Adresse geirrt.)

9 Siehe meinen Kolloquiumsbericht (Galster 1997b).

10 Siehe meinen Bericht (Galster 2005a, 757).

11 Die Umstände der *petite histoire*, die dazu führten, lasse ich hier außen vor. Beauvoirs Adoptivtochter, der Kristevas Position nicht unbekannt ist, machte zur Bedingung, dass auch die von Kristeva geschmähten Egalitaristinnen eingeladen wurden (Brief von Sylvie Le Bon de Beauvoir an Ingrid Galster vom 15.3.2007).

12 Sowohl in den Kolloquiumsakten (Kristeva u.a. 2008, 11) als auch in Kristeva 2008 oder der Radiosendung „Les vendredis de la philosophie" am 4.1.2008 auf *France Culture*. Engl. Version in *PMLA*, Jan. 2009, 226-230.

13 Auch der Kompilatorin des Dossiers im *magazine littéraire* war dies nicht gelungen, wie sie mir mitteilte.

14 Der Terminus stammt von Nancy Fraser (Fraser 1992, 19) und bezieht sich auf Kristeva, kann aber auch für Irigaray geltend gemacht werden. Für eine „Vordenkerin der Gender-Studies" (*FAZ*, 20.6.2008) wird Kristeva wohl nur noch in Deutschland gehalten.

15 Für Kristeva, die 1975 Mutter wurde, ist Mutterliebe die Grundlage aller Lie-

besbeziehungen, der christlichen *caritas* und der laizistischen Menschenrechte (Clément/ Kristeva 1998, 94). Zur essentialistischen Wende Irigarays vgl. Galster 1999b, 594.

16 Das Vorwort von *Trouble dans le genre. Pour un féminisme de la subversion* (La Découverte, 2005) stammt von dem Soziologen Eric Fassin.

17 „Revealing the natural body as already clothed, and nature's surface as cultural invention, Simone de Beauvoir gives us a potentially radical understanding of gender" (Butler 1986, 49).

18 Butler 1990, 111 ff. Ohne so weit wie Butler zu gehen, analysierte Beauvoir allerdings Anne-Marie Sohn zufolge die Inszenierung des Körpers mit Hilfe der Mode schon zu einem Zeitpunkt, als niemand daran dachte (vgl. den Beitrag von Sohn in Galster 2004c, 375).

19 So explizit Fouque (vgl. Galster 1999b, 597), von welcher Kristeva und Irigaray heute nur noch wenig trennt.

20 So etwa die Philosophinnen Françoise Collin (vgl. Galster 1999b, 600) und Geneviève Fraisse (Fraisse 2007, 120). Auf die mittlere Position Beauvoirs hat Sonia Kruks bereits 1992 hingewiesen (vgl. Kruks 2005, 290). Mir ist nicht unbekannt, dass Butler als Reaktion auf die Kritik immer wieder ihren Ansatz nachgebessert hat und dass sie sich in letzter Zeit zunehmend für die Menschenrechte interessiert, worauf auch Eveline Kilian in ihrem Beitrag in diesem Band hinweist. Auf welchen philosophischen Prämissen Butler eine Ethik begründen will, scheint dabei noch nicht deutlich geworden zu sein (vgl. Kruks 2005, 309).

21 Für manche gilt das noch heute, s.o. Anm. 4.

22 Was Beauvoir jedoch nicht daran hinderte, ein ganzes Kapitel den Prostituierten zu widmen. Eine von ihnen hatte sie zuvor in der Zeitschrift *Les Temps modernes* selbst zu Wort kommen lassen (Dez. 1947 und Jan. 1948), was in der kommunistischen Presse als „Abort-Romantik" stigmatisiert wurde (vgl. Galster 2004c, 16).

23 Vor allem die Philosophin Elsa Dorlin (vgl. Dorlin 2009).

24 Wenn sie schreibt, dass Beauvoirs Ansatz es gestattet, Differenzen von Geschlecht, Sexualität, Rasse oder Ethnie innerhalb der Gleichheit zu denken (*Libération*, 20.1.1999). Auch Mona Ozouf weist Wege aus der falschen Alternative von Universalismus und Kommunitarismus (Ozouf 2009, 240 ff), in denen ich durchaus Züge von Beauvoirs Denken wiedererkenne.

25 Françoise Héritier in ihrem Beitrag in Galster 2004c, 107 sowie Peter 2009, 111.

26 So etwa auch Raynova (1999) oder Pelz (2007), die in der Verbindung des Abstrakten mit dem Konkreten Hybridität als Merkmal der Postmoderne erkennen, statt sie auf Beauvoirs phänomenologischen Ansatz zurückzuführen, wenn ich die Rezension von Lieselotte Steinbrügge (*Tagesspiegel*, 9.1.2008) richtig verstehe.

27 Ich gehe hier nur auf *Das Andere Geschlecht* ein. Welche grotesken Formen die Beauvoir aufgezwungene „Rehabilitation" annimmt, wenn Sartre explizit als Beauvoirs Plagiator bezeichnet wird oder Beauvoirs Biografin behauptet, letztere habe Sartre in der Regel zu einem gegebenen Thema eine Gliederung geliefert, die er dann nur entsprechend mit Stoff füllen musste, habe ich mehrfach geschildert (vgl. Galster 2007, im Index unter „Bair" und „Fullbrook"). Hier scheint tatsächlich die von Kristeva den Feministinnen attestierte Paranoia oder aber die Suche nach Originalität um jeden Preis zu greifen.

28 Vgl. das Referat der Arbeiten von Bergoffen und Scarth in Kruks 2005, 304-306. Ich greife nur diese Arbeiten heraus.

29 So Moi 1996, 227. Zu dem Buch von Moi vgl. meine Rezension in *Lendemains*

94/1999, 146-149 (Wiederabdruck in Galster 2007, 269-274).

30 Dass der Anstoß zur Engagementtheorie von Beauvoir kam, deren Ausformulierung sie jedoch Sartre überließ, habe ich in Galster 2008 gezeigt.

31 Siehe Sartres posthum erschienene *Cahiers pour une morale* sowie den Artikel „Intersubjectivité" von Daniel Giovannangeli im *Dictionnaire Sartre* (Champion 2004).

32 Siehe z.B. „Schreiben heißt also die Welt enthüllen und sie gleichzeitig der Großzügigkeit des Lesers anheimstellen" (Sartre 1958, 39).

33 Die Hegel-Lektüre Judith Butlers (*Subjects of Desire*, 1999), nach welcher das Unterworfenwerden gleichzeitig Subjektwerdung beinhaltet, hätte Beauvoirs und Sartres Anspruch auf Widerspruchsfreiheit nicht genügt (vgl. Löchel 2002).

34 Weitere Stellen, an denen Beauvoir sich in der Rückschau zu ihrem Buch äußert, sind zusammengestellt in Lecarme-Tabone 2008, 210 ff, einem schmalen Band, der den besten Schlüssel zu Beauvoirs *Anderem Geschlecht* bietet, den ich kenne und für dessen Übersetzung sich ein deutscher Verlag interessieren sollte.

35 Indem sie 1971 mit ihrem Prestige als weltweit anerkannte Intellektuelle das Manifest der 343 Frauen mit unterschrieb, die erklärten, abgetrieben zu haben, als die Abtreibung noch strafbar war; als sie 1972 als Präsidentin der Vereinigung *Choisir* auf der Seite der Mutter stand, die ihrer vergewaltigten minderjährigen Tochter bei der Abtreibung geholfen hatte und deswegen in Bobigny angeklagt wurde, etc.

36 „Schwangerschaft und Mutterschaft werden völlig unterschiedlich erlebt, je nachdem, ob sie mit Gefühlen der Empörung, der Resignation, der Befriedigung oder der Begeisterung einhergehen" (Beauvoir 1976, II, 343). Vgl. auch Galster 2000b und Daigle in Kristeva u.a. 2008, 174, Anm. 13.

37 Wobei gleiche Chancen auf dem Arbeitsmarkt, gleicher Lohn für gleiche Arbeit etc. noch nicht erreicht sind (vgl. Maruani 2009). Erstaunlicherweise war die Rate der berufstätigen Frauen im Jahre 2006 in Deutschland leicht höher als in Frankreich, obwohl in Frankreich wesentlich bessere Kinderbetreuungsmöglichkeiten bestehen.

38 Wenn sie im 2. Band schreibt: „Es ist zur Zeit sehr schwierig, Arbeit und Mutterschaft miteinander in Einklang zu bringen" (Beauvoir 1976, II, 329).

39 Im Kapitel „Die verheiratete Frau". Das Thema „Hausarbeit" hat die Soziologin Christine Delphy, die mit Beauvoir und anderen 1977 die Zeitschrift *Questions féministes* gründete, auf einer materialistischen Basis weiterentwickelt, während Beauvoir das Thema eher philosophisch anging (vgl. Delphy 1984).

40 Das sieht man deutlicher in dem 2008 erschienenen Tagebuch (*Cahiers de jeunesse*) als in der Autobiografie, vgl. meine Rezension in der *NZZ* vom 24.12.2008.

41 Vgl. Galster 1999b, 601. Die These vom okzidentalen Imperialismus vertritt Judith Butler in Bezug auf die Burka (Butler 2005, 80) und damit einen Relativismus, der auch Geneviève Fraisse (Fraisse 2007, 117) bedenklich stimmt.

42 D.h. er war gegen die repräsentative Demokratie überhaupt.

43 Vgl. ihren schönen Beitrag in der Gedenknummer der *Temps modernes* zum 100. Geburtstag Beauvoirs (Perrot 2008).

44 Eine prominente Überläuferin, deren Wort in der französischen Öffentlichkeit Gewicht hat, ist Simone Veil, die 1974 das nach ihr benannte Abtreibungsgesetz durchbrachte. Obwohl sie sich immer noch als Feministin fühle, habe ihre langjährige Arbeit in der Politik ihr gezeigt, dass der Blick der Frauen anders sei, sagte sie mehrmals in den

vergangenen Jahren im französischen Fernsehen.

45 Juliette Rennes nennt in *Le Monde* vom 11.1.2008 drei mögliche Gründe. Ich würde hinzufügen, dass das Buch wenig gelesen wurde und dass Beauvoir stärker über ihre öffentlich gelebte Rolle wirkte, was auch von der 1928 geborenen Michelle Perrot so gesehen wird, die hier als Zeitzeugin spricht (vgl. Galster 2007, 229).

46 Dreißig Jahre später, im Februar 2010, hat sie ihre Thesen gegen einen neo-biologistischen Mutterdiskurs erneuert (Badinter 2010a).

47 Es ist daher kein Zufall, dass ihre beiden Beiträge kontrapunktisch am Ende der Akten eines Kolloquiums abgedruckt sind, in dem bekannte französische Intellektuelle im November 2007 über „Frauen – Männer: welcher Unterschied?“ diskutierten (Birnbaum 2008, 199-213).

48 Vgl. Agacinski 1998 sowie meine Rezension in der *NZZ* vom 5./6.9.1998. Die Position E. Badinters findet sich u.a. in dem Sammelband *Le piège de la parité* (Paris: Hachette 1999).

49 Vgl. Badinter (2010b).

50 Vgl. Agacinski 2009 sowie das Interview mit Dorothée Werner in *Elle,* April 2009.

51 Vgl. Badinter 2003 (und meine Rezension in der *NZZ* vom 23.9.2003) sowie Girard 2009.

52 Die Anhörungen werden vom französischen Fernsehsender LCP/ Public-Sénat übertragen, die Texte befinden sich im Netz. Bei einer Expertenanhörung zum Gesetzesentwurf des Verbots der Burka in der Öffentlichkeit stützte sich der Philosoph Henri Peña-Ruiz am 12.11.2009 explizit auf eine Stelle im *Anderen Geschlecht*, an der Beauvoir ausführt, die Tatsache, dass manche Frauen ihrer Entfremdung zustimmen (wie man sage, ohne es wirklich zu wissen), legitimiere diese nicht. Auch Elisabeth Badinter wurde gehört (vgl. *Libération*, 9.9.2009).

53 Etwa, als sie in *Fausse route* die französischen Feministinnen pauschal bezichtigte, die Frauen in die Rolle des unmündigen Opfers zu drängen anstatt auf ihre Autonomie zu setzen. Dagegen hat die Anwältin Gisèle Halimi, die zusammen mit Beauvoir Gewalt gegen Frauen bekämpfte, vehement protestiert. Tatsächlich sind bei Beauvoir Unterdrückung und Freiheit die nicht zu trennenden beiden Seiten derselben Medaille (vgl. meinen Artikel in der *NZZ* vom 23.9.2003).

54 Auch wenn sich die Bilanz der spanischen und schwedischen Ministerinnen für Gleichstellung weniger optimistisch liest (Bibiana Aído und Nyamko Sabuni, „Les femmes d’Europe, toujours le deuxième sexe“, *Libération*, 6.7.2009).

Literatur

Agacinski, Sylviane (1998) *Politiques des sexes*. Paris: Seuil.

Agacinski, Sylviane (2009) *Corps en miettes*. Paris: Flammarion.

Badinter, Elisabeth (1980) *L'Amour en plus*. Paris: Flammarion.

Badinter, Elisabeth (2003) *Fausse route*. Paris: Odile Jacob.

Badinter, Elisabeth (2010a) *Le Conflit. La femme et la mère*. Paris: Flammarion.

Badinter, Elisabeth (2010b) „Elisabeth Badinter soutient les mères porteuses." 23.2.2010 <http://videos.leparisien.fr/video/iLyROoafJyj8.html>.

Beauvoir, Simone de (1963) *La Force des choses*. Folio. Paris: Gallimard.

Beauvoir, Simone de (1976) *Le Deuxième Sexe* [1949]. Folio, 2 Bde. Paris: Gallimard.

Bergoffen, Debra (1997) *The Philosophy of Simone de Beauvoir: Gendered Phenomenologies, Erotic Generosities*. Albany: State University of New York Press.

Birnbaum, Jean (2008) Hg. *Femmes, hommes: quelle différence?* Rennes: Presses universitaires de Rennes.

Böhlke, Effi (2009) Hg. *Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit. Beauvoir und die Befreiung der Frauen von männlicher Herrschaft*. Texte/ Rosa Luxemburg-Stiftung, 59. Berlin: Karl Dietz Verlag.

Böhme, Wolfgang (1981) Hg. *Jean-Paul Sartre – ein Atheist?* Karlsruhe: Evangelische Akademie Baden.

Butler, Judith (1986) „Sex and Gender in Simone de Beauvoir's *Second Sex*." *Yale French Studies* 72/1986: 35-49.

Butler, Judith (1990) *Gender Trouble*. New York/ London: Routledge.

Butler, Judith (2005) *Humain, inhumain. Le travail critique des normes. Entretiens*. Paris: Ed. Amsterdam.

Chandernagor, Françoise (2000) *Die erste Frau*. München: Malik Verlag.

Clément, Catherine/ Julia Kristeva (1998) *Le féminin et le sacré*. Paris: Stock.

Delphy, Christine (1984) *Close to Home: A Materialist Analysis of Women's Oppression*. Übersetzt und herausgegeben von Diana Leonard. Amherst: University of Massachusetts Press.

Deutscher, Penelope (2008) *The Philosophy of Simone de Beauvoir. Ambiguity, Conversion, Resistance*. Ideas in Context, 91. Cambridge: Cambridge University Press.

Dorlin, Elsa (2009) *Sexe, race, classe. Pour une épistémologie de la domination*. Actuel Marx/ Confrontations. Paris: PUF.

Dubesset, Mathilde/ Françoise Thébaud (2005) „Entretien avec Yvonne Knibiehler", *Clio* 21/2005. 15.3.2010 <http://clio.revues.org/index1707.html>.

Evans, Ruth (1998) „The Influence of *The Second Sex* on the French Feminist Scene." *Simone de Beauvoir's* Second Sex. *New Interdisciplinary Essays*. Hg. Ruth Evans. Manchester: Manchester University Press.

Fraisse, Geneviève (2007) *Du consentement*. Non conforme. Paris: Seuil.

Fraser, Nancy (1992) „Introduction." *Revaluing French Feminism: Critical Essays on Difference, Agency, and Culture*. Hg. Nancy Fraser/ Sandra Lee Bartky. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press.

Galster, Ingrid (1997a) „Simone de Beauvoir zwischen Heiligenverehrung und Muttermord. Überlegungen zur aktuellen Beauvoir-Rezeption aus Anlaß eines Kolloquiums." *Feministische Studien* 15.1/1997: 130-134.

Galster, Ingrid (1997b) „Actualité de Simone de Beauvoir." *Lendemains* 85/ 1997: 98-101.

Galster, Ingrid (1999a) „Introduction." *Cinquante ans après* Le Deuxième Sexe: *Beauvoir en débats*. Hg. Ingrid Galster. *Lendemains* 94/1999: 7-18.

Galster, Ingrid (1999b) „Positionen des französischen Feminismus." *Frauen*

Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hg. Hiltrud Gnüg/ Renate Möhrmann. Stuttgart/ Weimar: Metzler-Verlag, 591-602; 732-734.

Galster, Ingrid (2000a) „Kurz vor dem Brechreiz. Die Rezeption von Beauvoirs *Anderem Geschlecht* 1949." *Das Argument* 35/2000: 253-260.

Galster, Ingrid (2000b) „Französischer Feminismus vor 1970." *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 11.2/2000: 362-366.

Galster, Ingrid (2003) „*Das Andere Geschlecht* von Simone de Beauvoir, Fundament des egalitären Feminismus." *Frauenforscherinnen stellen sich vor. Ringvorlesung Teil VII*. Hg. Ilse Nagelschmidt. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 115-139.

Galster, Ingrid (2004a) „Beauvoir." *Politische Theorie der Gegenwart in Einzeldarstellungen von Adorno bis Young*. Hg. Gisela Riescher. Stuttgart: Kröner, 39-42.

Galster, Ingrid (2004b) Hg. Le Deuxième Sexe *de Simone de Beauvoir. Textes réunis et présentés par –*. Mémoire de la critique. Paris: Presses de l'Université Paris-Sorbonne.

Galster, Ingrid (2004c) Hg. *Simone de Beauvoir:* Le Deuxième Sexe. *Le livre fondateur du féminisme moderne en situation*. Paris: Honoré Champion.

Galster, Ingrid (2005a) „Simone de Beauvoir, encensée et incomprise." *Commentaire* (Paris) 111/2005: 756-760.

Galster, Ingrid (2005b) „Le couple modèle?" *L'Histoire* (Paris) 295/2005: 68-71 (gekürzte deutsche Fassungen in der *NZZ*, 18.6.2005, und in *Freitag*, 30.9.2005).

Galster, Ingrid (2007) *Beauvoir dans tous ses états*. Paris: Tallandier.

Galster, Ingrid (2008) „Genese, Theorie und Praxis des Engagements bei Sartre und Beauvoir." *Das Argument* 275/ 2008: 246-260.

Girard, Isabelle (2009) „Mères-porteuses. Entretien avec Elisabeth Badinter." *Figaro-Madame*, 10. Juli. Zugriff 15.3.2010 <http://madame.lefigaro.fr/ societe/en-kiosque/2173-meres-porteuses-entretien-avecelisabeth-badinter>.

Haug, Frigga (2008) „Sozialistischer Feminismus: Eine Verbindung im Streit." *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Hg. Ruth Becker/ Beate Kortendiek. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 52-58.

Hof, Renate (2003) „Kulturwissenschaften und Geschlechterforschung." *Konzepte der Kulturwissenschaften*. Hg. Ansgar Nünning/ Vera Nünning. Stuttgart: Metzler, 329-350.

Horkheimer, Max/ Theodor W. Adorno (1971) *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* [1947]. Frankfurt/ M.: Fischer.

Kristeva, Julia (1979) „Le temps des femmes." *33/44: Cahiers de recherche de science des textes et documents* 5/1979: 5-19.

Kristeva, Julia (2002) *Le Génie féminin. La vie, la folie, les mots. Hannah Arendt, Melanie Klein, Colette*. Paris: Fayard.

Kristeva, Julia (2006) „La réinvention du couple." *Diogène* 216/2006: 36-43.

Kristeva, Julia (2008) „Aux risques de la liberté." *magazine littéraire* 471/2008: 57-59.

Kristeva, Julia/ Pascale Fautrier/ Pierre-Louis Fort/ Anne Strasser (2008) Hg. *(Re)découvrir l'œuvre de Simone de Beauvoir. Du* Deuxième Sexe *à la* Cérémonie des adieux. Bordeaux: Editions Le Bord de l'eau.

Kruks, Sonia (2005) „Beauvoir's Time/ Our Time: The Renaissance in Simone de Beauvoir Studies." *Feminist Studies* 31.2/2005: 286-308.

Lecarme-Tabone, Eliane (2008) Le Deuxième Sexe *de Simone de Beauvoir*. Foliothèque. Paris: Gallimard.

Löchel, Rolf (2002) „Die Tücken des Subjekts. Judith Butler über das Subjekt

der Unterwerfung." *literaturkritik.de* 4/2002.

Lundgren-Gothlin, Eva (1996) *Sex And Existence. Simone de Beauvoir's* The Second Sex [1991]. Übersetzt aus dem Schwedischen von Linda Schenck. London: Athlone.

Lyotard, Jean-François (1979) *La condition postmoderne*. Paris: Minuit.

Lyotard, Jean-François (1984) *Le différend*. Paris: Minuit.

Maruani, Margaret (2009) „Beschäftigung, Arbeitslosigkeit und Prekarität in Europa." *Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit. Beauvoir und die Befreiung der Frauen von männlicher Herrschaft*. Hg. Effi Böhlke. Texte/ Rosa Luxemburg-Stiftung, 59. Berlin: Karl Dietz Verlag, 158-172.

Moi, Toril (1996) *Simone de Beauvoir. Die Psychographie einer Intellektuellen* [1994]. Übersetzt aus dem Englischen von Ingrid Lebe. Die Frau in der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Fischer.

Ozouf, Mona (2009) *Composition française. Retour sur une enfance bretonne*. Paris: Gallimard.

Pelz, Monika (2007) *Simone de Beauvoir*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Perrot, Michelle (1997) *Femmes publiques*. Paris: Textuel.

Perrot, Michelle (2008) „Simone de Beauvoir et l'histoire des femmes." *Les Temps modernes* 63.647-648/2008: 162-168.

Peter, Lothar (2009) „*Das andere Geschlecht* und der historische Materialismus." *Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit. Beauvoir und die Befreiung der Frauen von männlicher Herrschaft*. Hg. Effi Böhlke. Texte/ Rosa Luxemburg-Stiftung, 59. Berlin: Karl Dietz Verlag, 99-116.

Radisch, Iris (2007) *Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden*. München: Deutsche Verlagsanstalt.

Raynova, Yvanka B. (1999) „*Das andere Geschlecht*. Eine postmoderne Lektüre." *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 10.1/1999: 79-90.

Roudy, Yvette (2009) „Ma rencontre avec le Castor." *Simone de Beauvoir Centennial Conference*. Hg. Tom Bishop/ Coralie Girard. New York: Center for French Civilization and Culture, The Florence Gould Lectures at New York University, X, 152-162.

Sartre, Jean-Paul (1958) *Was ist Literatur?* [1948]. Hamburg: Rowohlt.

Sartre, Jean-Paul (1960) *Critique de la raison dialectique*. Bibliothèque des idées Paris: Gallimard.

Sartre, Jean-Paul (1973) *Drei Essays*. Frankfurt/M./ Berlin/ Wien: Ullstein.

Scarth, Fredrika (2004) *The Other Within. Ethics, Politics, and the Body in Simone de Beauvoir*. Lanham: Rowman & Littlefield.

Stephan, Inge (2000) „Gender, Geschlecht und Theorie." *Gender Studien. Eine Einführung*. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. Stuttgart: Metzler, 58-96.

Tidd, Ursula (2007) „Female Masculinities and Simone de Beauvoir." *Lesbian Inscriptions in Francophone Society and Culture*. Hg. Renate Günther/ Wendy Michallat. Durham: Durham University Press, 143-163.

Saskia Wendel

„Neuer Wein in neue Schläuche" – Von der Feministischen Theologie zu einer genderbewussten Rede von Gott

> *Ich studiere Theologie, und außerdem bin ich eine Frau. Vielleicht kommt es Ihnen seltsam vor, daß ich diese beiden Aussagen nebeneinander stelle, als ob ich damit sagen wollte, daß die theologischen Anschauungen, die man hat, irgendwie von der Geschlechtszugehörigkeit beeinflußt wurden. Ich hätte selbst zu Beginn meines Studiums einen solchen Gedanken weit von mir gewiesen. Aber jetzt (...) bin ich nicht mehr so sicher, daß die Theologen, wenn sie von dem Menschen sprechen, dieses Wort im allgemeinen Sinn gebrauchen und nicht den Mann meinen.*
>
> (Goldstein 1986, 39)

Dieses Zitat der feministischen Theologin Valerie Saiving Goldstein beschreibt sehr treffend die Perspektive, die zu einem Projekt mit dem Namen „Feministische Theologie" führte. Dieses Projekt hat sich von Anfang an nicht als Genitiv-Theologie verstanden, also nicht als Sonderbereich neben der allgemeinen Theologie, sondern als grundlegende Revision der Theologie überhaupt und somit als neue Art und Weise, Theologie zu betreiben. Diese Perspektive teilte die Feministische Theologie mit feministischen Konzepten in anderen Wissenschaften wie etwa der Feministischen Philosophie, der Feministischen Pädagogik oder den Feministischen Sozialwissenschaften.

Doch das Projekt einer feministisch ausgerichteten Wissenschaft, sei es die Theologie oder eine andere Disziplin, ist mittlerweile in die Jahre gekommen, und gerade bei Frauen der jüngeren Generation findet es bei Weitem nicht mehr die Resonanz, die es früher hatte. Das hat sicher mit den unterschiedlichen Lebenserfahrungen zu tun: Jüngere Frauen können sich häufig nicht mehr mit einem als ideologisch empfundenen Feminismus identifizieren, sie fühlen sich auch in der gegenwärtigen Wirklichkeit der westlichen Gesellschaften häufig nicht mehr diskriminiert oder gar unterdrückt. Und nicht wenige Frauen aus Lateinamerika oder Afrika mahnen, dass es sich bei der Feministischen Wissenschaft, ja bei Feminismus überhaupt, vorrangig um ein Projekt der ‚Ersten Welt' handle, quasi um eine Art Luxusproblem weißer Mittelschichtfrauen. Schließ-

lich kam auf der Theorieebene noch ein weiteres Problem hinzu: die Verlagerung von klassischen feministischen Theorien hin zu so genannten *Gender Studies*, die den gesellschaftlichen Veränderungen mehr zu entsprechen scheinen. Kurz gesagt: Der Feminismus ist nicht nur in die Jahre gekommen, er scheint auch hoffnungslos veraltet, ja überholt zu sein. Ist damit aber die theologische Frauen- und Geschlechterforschung am Ende? Oder liegt in der Krise vielleicht auch eine Chance zur Neubestimmung des alten Projekts?

1 Feminismus zwischen Gleichheits- und Differenztheorie

In ihren Anfängen wurde Feministische Theologie primär als Befreiungstheologie verstanden, als Theologie der Befreiung, deren Subjekte Frauen sind. Dementsprechend waren Erfahrungen von Frauen Ausgangspunkt und hermeneutisches Prinzip feministisch-theologischer Reflexion und diese Erfahrungen wurden meist als Unterdrückungserfahrungen verstanden. So schrieb etwa Elisabeth Schüssler-Fiorenza, eine der führenden feministischen Theologinnen der älteren Generation, über das Selbstverständnis Feministischer Theologie:

> Insofern feministische Theologie nicht mit Äußerungen über Gott und Offenbarung beginnt, sondern mit der Erfahrung von Frauen, die um die Befreiung von patriarchalischer Unterdrückung ringen, tritt ihr universaler Charakter in den Stimmen von Frauen verschiedener Rassen, Schichten, Kulturen und Nationen in den Vordergrund. Insofern die primäre theologische Frage für die Befreiungstheologie nicht die Frage ‚Wie können wir an Gott glauben?' ist, sondern ‚Wie können die Armen Würde erringen', muß das hermeneutische Privileg der Armen als hermeneutisches Privileg armer Frauen artikuliert werden. (Schüssler-Fiorenza 1984, 34)

In dieser Feministischen Befreiungstheologie stand der Primat der Praxis und die befreiende Deutung der Botschaft Jesu im Mittelpunkt, ebenso die Parteilichkeit für Frauen als hermeneutisches Kriterium, wobei die ‚gefährliche Erinnerung' an Unterdrückungserfahrungen als zentral angesehen wurde. In ihrem Angewiesensein auf die Praxis und die Erfahrung wurde Feministische Theologie auch als kontextuelle Theologie verstanden, die die kontextuelle Bedingtheit jeder Rede von Gott explizit anerkennt, d.h. sowohl die Abhängigkeit jeder Theologie vom als auch die Verwiesenheit auf den soziokulturellen und sozioökonomischen Kontext, aus dem sie stammt.

1.1 Das Gleichheitsparadigma als Basis Feministischer Befreiungstheologie

Die Feministische Theologie, verstanden als Befreiungstheologie, war zunächst durch ein Paradigma feministischer Theorie geprägt, das bis dahin den Diskurs bestimmt hatte: das Gleichheitsparadigma in der Tradition Simone de Beauvoirs. De Beauvoir führte die Diskriminierung von Frauen auf die Konstruktion der Frau als ‚die Andere' des männlich konnotierten Subjekts zurück, und diese Konstruktion der Frau als das Andere wurzle darin, dass die Kategorie des Anderen ein Grundzug des menschlichen Denkens sei, da unser Denken durch die Konstruktion von Gegensätzen geprägt sei. De Beauvoir geht zum einen der Frage nach, wieso Frauen als das Andere männlicher Subjekte konstruiert worden sind. In diesem Kontext findet sich die berühmte Formulierung:

> Man kommt nicht als Frau zur Welt. Man wird es. Kein biologisches, psychisches, wirtschaftliches Schicksal bestimmt die Gestalt, die das weibliche Menschenwesen im Schoß der Gesellschaft annimmt. Die Gesamtheit der Zivilisation gestaltet dieses Zwischenprodukt zwischen dem Mann und dem Kastraten, das man als Weib bezeichnet. (Beauvoir 1989, 265)

Zum anderen suchte de Beauvoir nach einer Möglichkeit, wie Frauen sich des Status' des Anderen entledigen können. Sie forderte, Frauen als handelnde Subjekte anzuerkennen, weshalb man von einer prinzipiellen Gleichheit von Mann und Frau hinsichtlich Subjektivität und Freiheit ausgehen müsse. Diese Perspektive ist von der Überzeugung bestimmt, dass jeder Mensch ein autonomes Subjekt ist, mit der Macht und der Fähigkeit zu wählen, eigenverantwortlich Entscheidungen zu treffen und so die eigene Existenz zu konstituieren und zu konstruieren. Die Freiheit ermöglicht es, sich anderen Freiheiten zu öffnen und sich in einem Akt wechselseitiger Anerkennung auf andere zu beziehen, wie de Beauvoir mit Bezug auf Hegel ausführt. Darin ist die Fähigkeit zur Selbsttranszendenz markiert: Es ist dem Menschen aufgegeben, seine Freiheit zu realisieren und sich selbst zu transzendieren, andernfalls bleibt er in bloßer Immanenz verhaftet. Frauen blieb es verwehrt, diese Fähigkeit zu entfalten, sie waren zur Immanenz verurteilt, da ihnen der Status eines autonomen Subjekts abgesprochen wurde (vgl. Beauvoir1989, 85). Sie müssen sich daher de Beauvoir zufolge den Subjektstatus erobern und damit das Menschsein im Sinne von Freiheit und Transzendenz verwirklichen. Dementsprechend formuliert de Beauvoir eine Ethik der Subjektivität und der Freiheit auch für Frauen unter der Maßgabe formaler Gleichheit von Mann und Frau. Auch für das Thema ‚Religion' hat das Gleichheitsparadigma wichtige Folgen, eben weil der Subjektstatus de Beauvoir zufolge auch Bedingung der Möglichkeit dafür ist, einen Transzendenzbezug auszubilden. Werde Frauen dieser Status abgesprochen bzw. verweigert, werde ihnen letztlich der Bezug zu Transzendenz verunmöglicht.

1.2 Die Herausforderung der Theorie der sexuellen Differenz

In der feministischen Theorie vollzog sich ab Mitte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts eine grundlegende Veränderung, die auch die feministische Theologie beeinflusste: Das Gleichheitsparadigma wurde massiv kritisiert. Zum einen machten schwarze Feministinnen wie etwa die Afroamerikanerin Audre Lorde darauf aufmerksam, dass die Auffassung, alle Frauen seien gleich, d.i. gleich unterdrückt, von einem impliziten Rassismus durchsetzt ist, der den Unterschied zwischen privilegierten weißen und diskriminierten schwarzen Frauen verschleiert (vgl. etwa Lorde 1988, 13-17). Diesem Vorwurf hat sich auch die Feministische Theologie gestellt und die Debatte mit Blick auf die Situation von Frauen beispielsweise in Lateinamerika erweitert. Zum anderen stellte die poststrukturalistisch beeinflusste Theorie der sexuellen Differenz den Gleichheitsfeminismus in Frage: Kritisch befragt wurden das Ideal der Gleichheit, die Ideen ‚Subjektivität' und ‚Autonomie', die These, dass alle Frauen gleich seien, und schließlich die unhinterfragte Übernahme eines ‚Opferstatus' und einer Opferperspektive durch Frauen. Dagegen betonten Differenzfeministinnen wie Luce Irigaray und italienische Philosophinnen aus der Gruppe *Diotima*, allen voran Adriana Cavarero und Luisa Muraro, dass nicht von der Gleichheit aller Menschen, sondern von der grundlegenden Differenz im Menschsein auszugehen sei – der Differenz zwischen Mann und Frau, und dass ebenso Differenzen zwischen Frauen zu konstatieren seien. Dementsprechend könne man von einer weiblichen Identität, einem weiblichen Denken, einem weiblichen Begehren, einer weiblichen Freiheit und einer weiblichen Autorität sprechen. Dieses ‚Weibliche' sei keinesfalls biologistisch oder essentialistisch zu verstehen; es wurzele vielmehr – so etwa Irigaray im Anschluss an Jacques Lacan – in der Praxis einer symbolischen Ordnung, die bislang männlich bestimmt gewesen sei, und der man eine weibliche symbolische Ordnung gegenüberstellen müsse. Darum ist Irigaray davon überzeugt, dass Frauen niemals Subjekte werden könnten, da das Subjekt in der herrschenden symbolischen Ordnung stets eine phallisch besetzte Identität begehre und deshalb nur durch den Phallus repräsentiert werden könne. Nur unter Aufgabe ihrer Andersheit, ihrer Weiblichkeit, könne die Frau Subjekt dieser Ordnung werden. Statt den Subjektstatus einzufordern, sollten Frauen daher laut Irigaray mimetisch die Position des Anderen innerhalb der symbolischen Ordnung übernehmen, allerdings nicht mit dem Ziel der Anpassung, sondern mit demjenigen der Subversion eben jener Ordnung (vgl. Irigaray 1979, 78).

Sowohl Irigaray als auch Muraro votierten dafür, auch die Theologie in diese Konzeption einer weiblichen symbolischen Ordnung mit einzubeziehen: Frauen müssten sich, so Irigaray, die theologische Tradition aneignen, ansonsten könnten Frauen nicht zu sich selbst, zu ihrer Identität und ihrem Begehren finden, denn:

> Keine Konstitution von Subjektivität, noch einer menschlichen Gemeinschaft ist je ohne Mitwirkung des Göttlichen gewonnen worden. (...) Wenn die Frauen keinen Gott haben, können sie nicht kommunizieren, auch nicht untereinander. (...) Um Frau zu werden, um ihre weibliche Subjektivität zu erfüllen, braucht die Frau einen Gott, der die Vollendung *ihrer* Subjektivität darstellt. (Irigaray 1989, 103 f)

Muraro stellt von diesen Überlegungen Irigarays ausgehend Reflexionen zur Notwendigkeit einer erneuten Inkarnation Gottes an, diesmal in einer Frau: Ist die Geschlechterdifferenz für das Menschsein konstitutiv, dann muss Muraro zufolge das Göttliche noch einmal die ‚zweite Menschennatur', nämlich ‚Frauennatur' annehmen (vgl. Muraro 1987; vgl. hierzu auch Cavarero 1989, 87-94). Diese differenztheoretische Perspektive bedeutete im Kontext Feministischer Theologie eine Abkehr von einem am Gleichheitsfeminismus orientierten Selbstverständnis und damit auch eine Abkehr von der Konzeption der Feministischen Theologie als Befreiungstheologie im ‚klassischen' Sinne, da dieser der Gleichheitsfeminismus zugrunde liegt; ‚Gleichheitsfeministinnen' und ‚Differenzfeministinnen' stritten im Gefolge der Debatte um ‚Gleichheit oder Differenz' in der feministischen Theorie auch um den ‚rechten Kurs' bzw. um das ‚richtige Konzept' Feministischer Theologie. In diese Debatte brach dann jedoch zu Beginn der neunziger Jahre ein neuer Diskurs ein, der die Feministische Theologie aus ihren gewohnten Bahnen führte: der Diskurs um die Bedeutung von *gender*.

2 Die vermeintliche Götterdämmerung des Feminismus: „gender trouble"

Radikale Konstruktivistinnen wie etwa Judith Butler kritisieren den Gleichheits- wie Differenzfeminismus gleichermaßen. Im Anschluss an entsprechende Überlegungen Michel Foucaults geht Butler nämlich davon aus, dass der Gedanke der Subjektivität durch diskursive Praktiken erzeugt ist (vgl. Butler 1991, 212); das Ich ist nicht einfach in Diskursen situiert, sondern durch deren Vorgängigkeit konstituiert und konstruiert. De Beauvoir hingegen hatte an den Begriffen Subjektivität und Freiheit auch in Rezeption entsprechender Überlegungen Jean-Paul Sartres festgehalten, und auch Irigaray hatte trotz ihrer Kritik am Subjektbegriff den Gedanken eines „weiblichen Selbst" als Alternative zum Subjektgedanken formuliert. Im Gegensatz dazu verabschiedet Butler sowohl die Idee eines ‚Subjekts Frau' als auch diejenige eines ‚weiblichen Selbst' ersatzlos. Denn die Suche nach der Möglichkeit eines weiblichen Selbst ist Butler zufolge vergeblich, wenn man – wie schon die Theorie der sexuellen Differenz – die Abhängigkeit der Selbstfindung und Selbstwerdung vom Diskursiven herausstellt und somit eine externalistische Theorie der Selbstkonstitution vertritt. Ebenso verhält es sich laut Butler mit dem Verständnis von ‚Geschlecht': Genauso wenig wie ein Selbst gebe es ein ‚weibliches' oder ‚männliches', also sexuell differenziertes Selbst. Auch ‚Geschlecht' ist Effekt diskursiver Praxen, und was als natürlich gegeben erscheine, wie etwa der Körper in seiner geschlechtlichen Differenzierung, ist allein Ergebnis kulturell und gesellschaft-

lich bedingter Benennungspraxen (vgl. Butler 1991, 26). Demzufolge gibt es für Butler keine natürliche Geschlechtsidentität (*sex*) im Unterschied zum kulturell bedingten Geschlecht (*gender*), folglich auch kein ‚Außerhalb' des Diskurses im Sinne einer weiblichen Identität, die der Macht des Diskurses entzogen wäre. Das ‚Außen' ist vielmehr selbst schon diskursiv erzeugt, Projektion des durch das Symbolische hervorgebrachten Begehrens. Dementsprechend macht es für Butler auch keinen Sinn, sich positiv auf das Weibliche zu beziehen im Sinne der Identifikationsversuche eines weiblichen Selbst oder eines weiblichen Begehrens.

Wenn aber ‚Geschlecht' nicht anders zu verstehen ist denn als Effekt diskursiver Praktiken, dann sind ständige Verschiebungen und Wiederholungen des Verständnisses von ‚Geschlecht' möglich, da ja jede Identifizierung von ‚Geschlecht' durch die Unendlichkeit der Verschiebung von Zeichen quasi hintergangen werden kann. Die Bedeutung von *gender* ergibt sich durch diese ständige Zeichenverschiebung, wodurch sich die Bedeutung von *gender* selbst verschiebt – *gender* referiert so gesehen auf sich selbst, nicht mehr auf eine vorgängige Identität. Anders formuliert referiert *gender* auf die ständige Verschiebung der Bedeutung seiner selbst in einer unendlichen Vielfalt performativer Akte, die ein Individuum als Teil des Diskurses unternimmt. Die performative Macht des Diskurses wirkt sozusagen durch die Sprachhandlung des einzelnen Individuums, das dem Diskurs unterworfen und durch ihn geprägt ist, auch hinsichtlich von *gender*. Der Schöpfer dieser Gestaltungen ist es jedoch nicht selbst, sondern der Diskurs, an dem es partizipiert (vgl. Butler 1991, 49).

So verbietet sich denn auch Butler zufolge jede Form von Identitätspolitik, die vom ‚Frausein' ausgeht – sei es in Form eines Gleichheitsfeminismus, sei es in Form der Differenztheorie. Damit wird allerdings einer feministischen Theorie, die immer noch vom ‚Subjekt Frau' ausgeht, die Basis entzogen. Butler fasst ihren Ansatz wie folgt zusammen:

> Gender als eine historische Kategorie zu verstehen bedeutet (…), zu akzeptieren, dass Gender, verstanden als ein Verfahren zur kulturellen Konfiguration eines Körpers, der ständigen Neuschöpfung unterliegt und dass ‚Anatomie' und ‚anatomisches Geschlecht' nicht ohne kulturelle Prägung sind (…). Die Zuschreibung von Weiblichkeit zu weiblichen Körpern, so als ob diese eine natürliche oder notwendige Eigenschaft wäre, findet in einem normativen Rahmen statt, in dem die Zuordnung von Weiblichkeit zu weiblicher Anatomie ein Mechanismus zur Erzeugung von Gender ist. Begriffe wie ‚maskulin' und ‚feminin' sind bekanntermaßen austauschbar; jeder der Begriffe hat seine Sozialgeschichte. (…) Begriffe zur Gender-Bezeichnung sind somit nie ein für allemal festgelegt, sondern befinden sich ständig im Prozess der Erneuerung. (Butler 2009, 22 f)

Die *gender*-Theorie führt somit zu einer Neuorientierung der feministischen Theorie und damit auch der Feministischen Theologie, weil die alten Selbstverständlichkeiten sowohl des Gleichheits- als auch des Differenzfeminismus weggebrochen sind, die Selbstverständlichkeit des Schlusses von anatomischen

Gegebenheiten auf die Kategorie ‚weiblich' oder gar ‚Frau' und die Identifizierung von Subjekten als ‚weibliche' Subjekte oder als ‚Subjekt Frau'. Diese Theorie ist unbeschadet mancher Einwände, die gegen Butlers blinde Flecke hinsichtlich einer Subjekttheorie und einer Leibphänomenologie zu verzeichnen sind (vgl. hierzu etwa Wendel 2004, 103-122; Dies. 2009, 135-140), bahnbrechend geworden – auch für die Theologie. Denn auf Basis einer modifizierten *gender*-Theorie lässt sich ein Modell eines ebenfalls modifizierten Gleichheitsfeminismus auf Basis einer ‚Philosophie der Freiheit und des Subjekts' formulieren, die auch als Basis einer *gender*-bewussten Rede von Gott fungieren kann. Auf diese Weise kann das alte Projekt einer Feministischen Befreiungstheologie in neuer Art und Weise weitergeführt werden.

3 Eine genderbewusste theologische Anthropologie als Basis einer genderbewussten Rede von Gott

Butler hat mittlerweile unmissverständlich klargestellt, dass sie keineswegs die Gegebenheit des Körpers und auch anatomische Gegebenheiten in Frage stellt; sie leugnet nicht die Gegebenheit bestimmter biologischer Prozesse, etwa die zur Fortpflanzung notwendige Verschmelzung von Sperma und Ei. Allein macht sie darauf aufmerksam, dass wir in Bezug auf diese Vorgänge in einer Sprach- und Benennungspraxis eine sexuelle Differenz gemäß einer binären Logik konstruieren und so auch eine bestimmte Körperpraxis konstituieren – bis dahin, die Konstruktion solcherart geschlechtlich differenzierter Körper als Ursprungskategorie aufzufassen (vgl. Butler 2009, 24). Das Problem von Butlers Theorie liegt somit in einem anderen Moment: in ihrer Kritik des Subjektbegriffs bzw. der Idee eines dem Diskurs und der Macht des Performativen vorgängigen ‚Ich'. Diese These steht zum einen im Widerspruch zu Butlers Anliegen, eine ‚Philosophie der Freiheit' zu entwickeln, und dabei auch und vor allem der Frage nachzugehen, wie Menschen im Akt der Anerkennung als Personen anerkannt werden, die sich nicht der herrschenden sozialen Norm bezüglich sexueller Praxen und damit auch *gender*-Praxen unterwerfen, die sich also nicht im Rahmen der tradierten heterosexuellen Matrix bewegen. Denn wenn das Ich nicht mehr als dem Diskurs vorgängig verstanden wird, dann fällt sowohl ein grundlegendes Prinzip einer Philosophie der Freiheit als auch ein Prinzip einer Praxis der Anerkennung als Personen. Dementsprechend ist es problematisch, ein ‚Außerhalb' des Diskurses als selbst schon vom Diskurs erzeugt zu denken, ebenso die soziale Norm, die den Diskurs beherrscht: Diskurse fallen nicht vom Himmel, ebenso wenig soziale Normen. Diskurse sind keine autopoietischen, selbstreferentiellen Systeme, sondern sie sind von bewusstem Dasein erzeugt, welches über das Können, das Vermögen – die Freiheit verfügt, Diskurse zu erzeugen, Normen zu setzen. Diskurse sind keine selbstursprünglichen, notwendig existierenden kreativen Entitäten – als solche wären sie gottgleich, denn Aseität, notwendige Existenz und Kreativität sind zentrale Eigenschaften Gottes. Sie sind vielmehr das Resultat der Kultur setzenden, schöpferischen,

kreativen Praxis des Bewusstseins. Als solche sind sie auch veränderbar und nicht quasi natürlich gegeben.

Wenn man aber diese ‚blinden Flecken' in Butlers Theorie durch eine transzendentale Reflexion über die Möglichkeitsbedingungen diskursiver Praxen, näher hin von *gender*-Praxen zu füllen sucht, dann erweist sich Butlers solcherart ‚transzendental' modifizierte Theorie durchaus auch als anschlussfähig für die Theologie. Dies möchte ich am Beispiel einer theologisch-anthropologischen Reflexion verdeutlichen, die ihren Ausgangspunkt bei einer bewusstseinstheoretischen Interpretation der klassischen Gottebenbildlichkeitslehre nimmt.

3.1 Als freie ‚Subjekt-Person' Bild Gottes

Die Frage nach dem menschlichen Selbstverständnis wurde lange sowohl theologisch wie philosophisch durch Verweis auf eine Natur bzw. Substanz des Menschen beantwortet, die den Menschen als Menschen bestimmt, wodurch der Mensch sich wiederum als Bild Gottes erweise. Doch diese Anthropologie in den Bahnen der Substanzontologie kann schon seit Kants Kritik an der Metaphysik der Substanz als überholt angesehen werden, und spätestens seit Heideggers Kritik an einem essentialistischen Verständnis des Daseins gilt zumindest im ‚Mainstream' der philosophischen Anthropologie eine substanzmetaphysisch ausgerichtete Anthropologie als Rückfall in die anthropologische Steinzeit. Hinzu kommt das theologische Problem, dass bei einer wörtlichen Auslegung von Gen 1.27 („als Mann und Frau schuf er sie") der Eindruck entsteht, Gott habe im Schöpfungsakt ‚fertige' Menschen geschaffen, noch dazu ‚fertige' geschlechtlich differenzierte Menschen. Diese kreationistische Perspektive widerspricht naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, ganz zu schweigen davon, dass diese Vorstellung letztlich im Anthropomorphismus gefangen ist, mit Rückwirkung auch auf das Gottesbild. Wer an dieser Perspektive festhält, verstrickt sich in das Problem der ‚doppelten Wahrheit' der unterschiedlichen Geltung von philosophischen bzw. naturwissenschaftlichen und theologischen Wahrheitsansprüchen. Man wird daher die Idee der Gottebenbildlichkeit anders rechtfertigen müssen als in den Bahnen der klassischen Substanzmetaphysik.

Hier ist der Anschluss an Bewusstseinstheorien von besonderer Bedeutung, in denen Bewusstsein nicht als Form reflexiv, also denkend sich vollziehender Selbsterkenntnis verstanden wird („ich denke mich"), sondern als vorreflexive Selbstgewissheit, die mit den Philosophen Dieter Henrich und Manfred Frank als ‚Vertrautheit mit sich' bezeichnet werden kann. Diese Vertrautheit kann nicht denkend hergestellt werden, weil die Selbstreflexion ja bereits auf ein Wissen von sich verwiesen ist, auf das sich das reflektierende Dasein schon bezieht. Dieses Wissen kommt nicht erst im Denken auf, sondern wird im Denkakt selbst schon vorausgesetzt: Die vorreflexive Selbstgewissheit (präreflexives Bewusstsein von sich) ist die Basis der reflektierend sich vollziehenden Selbsterkenntnis (reflexives Selbstbewusstsein). Sie vollzieht sich unmittelbar, da eben nicht

durch Zeichen und Bilder vermittelt, und sie vollzieht sich intuitiv, da es sich um ein unmittelbares Erfassen, ein Gewahrwerden handelt, in dem das Wissen von sich aufkommt und auftritt (vgl. z.B. Reininger 1947).
Das vorreflexive Bewusstsein ermöglicht es nun dem einzelnen Dasein, eine ‚Ich'-Perspektive einzunehmen. Mittels dieser Perspektive ist es ihm allererst möglich, sich auf Anderes, auf Welt zu beziehen. Die ‚Ich'-Perspektive und damit verbunden die ‚Jemeinigkeit' sämtlicher Vermögen der Vernunft, ja aller Vollzüge der Existenz, bestimmt so das ‚Zur-Welt-Sein' des Daseins. Zugleich ist diesem Dasein kraft seines Bewusstseins Einmaligkeit, Singularität verliehen. Niemand anderes kann seine Perspektive und sein ‚Zur-Welt-Sein' einnehmen. In seiner Einmaligkeit nun ist das Dasein Subjekt, wobei der Subjektbegriff hier kein Seins- und vor allem auch kein Substanzbegriff ist. Vielmehr bezeichnet der Subjektbegriff eine Perspektive, nämlich diejenige der mit dem ‚Ich' verbundenen Singularität des ‚Zur-Welt-Seins', nicht aber eine ontologische Gegebenheit. Durch diese Perspektive jedoch wird das Dasein aus seinem Status der puren Individualität herausgerissen: Es ist kein isoliertes Einzelnes neben anderen, ist kein unbedeutender Teil einer Masse, ebenso ist es kein Teil der Dingwelt, es ist ‚jemand', nicht ‚etwas'.

Diese Differenz zwischen ‚etwas' und ‚jemand' wird häufig auch zur Unterscheidung von Dingen, Ereignissen und Personen verwendet: Personen sind dadurch ausgezeichnet, dass sie ‚jemand' sind. Somit könnte man das seiner selbst bewusste Dasein auch als Person bezeichnen. Allerdings gilt es hier, ein beliebtes Missverständnis auszuräumen: Die Begriffe ‚Subjekt' und ‚Person' bedeuten nicht das Gleiche. Der Personbegriff bedeutet im Unterschied zum Subjektbegriff die Beziehung zwischen Dasein und anderem Dasein, ja bedeutet überhaupt das Vermögen des Daseins, sich auf Andere und Anderes, letztlich überhaupt auf das, was wir ‚Welt' nennen, zu beziehen. Als Person ist das Dasein somit nicht ‚Zur-Welt-Sein', sondern ‚In-der-Welt-Sein' und ‚In-Beziehung-Sein'. Auch die Personalität ist eine Perspektive, über die das einzelne Dasein verfügt, nicht aber eine ontologische Gegebenheit. Dasein ist also kraft des Bewusstseins immer schon beides: Subjekt und Person.

Als Person ist das Dasein allerdings immer schon mitten in Sprachhandlungen, in diskursive Praxen hineingestellt, als Person hat es an diesen Praxen teil und übt sie selbst aus. Der gesamte Bereich des Diskursiven kommt also erst auf der Ebene der Person zum Tragen, kann aber auch erst deshalb auftreten, weil das Dasein über eine dem Diskurs vorgängige Subjektperspektive verfügt, die es ihm ermöglicht, diskursive Praxen zu entwickeln und auszuüben. Auf der Personebene jedoch entfaltet sich das gesamte Feld an performativen Akten und sozialen Konstruktionen, die Butler so bestechend analysiert, dabei aber vergisst, dass diese Akte einer Möglichkeitsbedingung bedürfen, die selbst nicht wiederum diskursiv erzeugt sein kann, da das zu Begründende auf diese Weise durch sich selbst erklärt werden würde. Diese Möglichkeitsbedingung ist in der Ich- bzw. Subjektperspektive gegeben, die dem Dasein kraft seines Selbstbewusstseins gegeben ist.

Jedes bewusste Dasein verfügt jedoch nicht allein über Selbstbewusstsein. Denn gerade darin, dass es über Selbstbewusstsein verfügt, verfügt es noch über etwas anderes: über Freiheit. Diese Freiheit ist wie schon der Begriff des Bewusstseins und mit ihm der Subjekt- und Personbegriff kein Seins- und kein Substanzbegriff. Zudem erschöpft sich Freiheit nicht in der Freiheit des Willens; sie bedeutet vielmehr zunächst ein pures Können bzw. Vermögen, welches noch dem einzelnen Vermögen der Willensfreiheit zugrunde liegt. Denn dieses Können bezieht sich anders als die Willensfreiheit nicht auf einzelne Objekte, sondern ermöglicht allererst die auf Objekte gerichtete Entscheidungs- bzw. Wahlfreiheit. Selbstbewusstsein und Freiheit des Daseins gehören so unauflöslich zusammen.

Durch diese bewusstseinstheoretischen Überlegungen lässt sich die Überzeugung von der Würde der Person rechtfertigen, denn diese Würde wurzelt in der Einmaligkeit desjenigen Daseins, das als freie Subjekt-Person gekennzeichnet wurde. Die Würde der Person lässt sich also zunächst einmal auch autonom, ohne Rückgang auf die Überzeugung der Existenz Gottes, begründen. Und so muss sich die Überzeugung von der Würde der Person auch begründen lassen, denn anders wäre sie nicht wirklich universal gültig, sprich: Anders könnte sie nicht auch von denen als gültig anerkannt werden, die nicht ‚religiös musikalisch' sind. Allerdings erlaubt diese autonome Begründung einen theologischen Anschluss bzw. eine Deutung aus gläubiger Perspektive, die bei der Frage nach dem Grund der Einmaligkeit und der Freiheit des Daseins ansetzt. Denn diesen Grund kann das endliche Dasein nicht aus sich selbst haben. An dieser Stelle kommt die traditionelle Gottebenbildlichkeitslehre ins Spiel. Man kann die Frage nach dem Grund selbstverständlich offen halten. Man kann sie als unsinnig ansehen, als Rückfall in schlechte Metaphysik. Man kann sie naturalistisch zu beantworten suchen, den Grund des Bewusstseins in neuronalen Prozessen verorten und den Freiheitsgedanken als Illusion verabschieden. Man kann den Grund allerdings auch einer religiösen Überzeugung entsprechend mit einem unbedingten Grund identifizieren, letztlich mit Gott als dem schlechthin Unbedingten. Bewusstsein, Einmaligkeit, Freiheit des Daseins sind dann insofern als Schöpfergabe Gottes zu interpretieren, als sich Gott selbst im Bewusstsein und in der Freiheit eines jeden einzelnen bewussten Daseins ins Bild gesetzt hat.

An diesem Punkt ist übrigens Butlers zentrales Anliegen einzuordnen: die Möglichkeit, die Anerkennung von Personen als Personen zu rechtfertigen, d.h. bestimmte Personen in ihrer Personwürde anzuerkennen, die ihnen niemals von Anderen zu- oder abgesprochen werden kann. Zugleich ist damit aber auch deutlich, dass Gott sich nicht allein im Bewusstsein und in der Freiheit des einzelnen Daseins ins Bild setzt, sondern auch und vor allem im Leib, und dies deshalb, weil Bewusstsein, Freiheit und Leiblichkeit zusammen zu denken sind. Hier wird ein weiteres traditionelles Motiv der theologischen Anthropologie aufgegriffen, welches neben der ‚imago Dei'-Lehre bedeutsam ist: die leibseelische Einheit der Person.

3.2 In Leib und Körper Bild Gottes

Häufig wird der Leib mit dem Körper identifiziert und so quasi als Ding verstanden – auch Butler entgeht dieser Gefahr nicht, weil sie wohl auch im Bezug auf das englische Wort *body* nicht zwischen Leib und Körper unterscheidet. Doch der Leib ist ein Doppeltes: Auf der einen Seite ist er Ding unter Dingen und damit Objekt der Wahrnehmung, auf der anderen Seite aber derjenige, der Dinge berührt und sieht und somit selbst kein Ding. Als Ding unter Dingen ist der Leib objektivierter, verdinglichter Körper. Den Körper kann ich benennen, definieren, sezieren, analysieren. Doch der Leib ist mehr als nur Körper, er ist vielmehr vom Dasein und seinem Bewusstsein untrennbar.[1]

Diese Doppelstruktur des Leibes lässt sich mit der Doppelstruktur des Daseins als Subjekt und Person vergleichen: Durch den Leib ist das einzelne Dasein ‚zur Welt', im Leib ist die Ich-Perspektive vermittelt, in und durch den Leib ist das Dasein einmalig und unvertretbar. Somit sind Subjektperspektive und Leiblichkeit untrennbar miteinander verknüpft. Doch nicht nur die Subjektperspektive, sondern auch die Personperspektive kommt im Leib zum Ausdruck. Denn der Leib ist ein Vermögen, durch das Dasein sich auf Anderes hin zu öffnen und sich auf es zu beziehen; der Leib ermöglicht Relation. Subjekt- und Personperspektive sind also gleichermaßen mit der Leiblichkeit verbunden.

Hinzu kommt, dass Subjekt- und Personperspektive im vorreflexiv verfassten, intuitiv sich vollziehenden Bewusstsein aufkommen, nicht aber in einem Akt des Denkens, und hier ist bereits ein Bezug zur Leiblichkeit gegeben. Denn diese kann auch als Vollzug eines ‚Fühlens', ‚Spürens', Gewahrwerdens verstanden werden, welches das vorreflexive Bewusstsein kennzeichnet. Der Leib kann so als Ausdruck, als Symbol des Bewusstseins interpretiert werden, wobei dieses Symbol kein Abbild des Bewusstseins ist, sondern selbst schon Vollzug dessen, das es symbolisiert, Ausdruck, der das Auszudrückende selbst schon realisiert. Das Gleiche ist hinsichtlich der Freiheit zu sagen, auch sie wird in und durch den Leib symbolisiert, weil das Können, das die Freiheit bedeutet, nicht allein geistig gelebt und vollzogen wird, auch nicht allein in einem reflexiven Akt der Wahl, sondern auch leiblich, eben weil der Leib selbst schon ein Vermögen darstellt: das Vermögen der Offenheit zur Welt, des Bezugs auf Andere und somit Bedingung der Möglichkeit dafür, seine Freiheit zu realisieren und zu gestalten.

Wie das Subjekt nun immer schon Person ist, und wie die Person stets schon als ‚In-der-Welt-Sein' Teil diskursiver Praxen ist, so ist der Leib aufgrund der skizzierten Doppelstruktur, die der Doppelstruktur von Subjekt und Person entspricht, nicht allein Leib, sondern Körper. Körper ist der Leib dann und insofern, als er als Ausdruck der Personperspektive ‚In-der-Welt-Sein' ist wie das endliche Dasein, das über die Subjekt- und über die Personperspektive verfügt. Der Leib wird zum Körper, wenn er zum Objekt von Sprachhandlungen, von performativen Akten wird. Als Teil diskursiver Praxen ist der Leib schon Körper und so sämtlichen Bedingungen und Bedingtheiten des ‚In-der-Welt-Seins' unterworfen, folglich auch der Macht diskursiver Praxen und den Konstruktionsmecha-

nismen, die mit ihnen verbunden sind. Diese Praxen müssen nicht primär als Bedrohung für den Leib bzw. die leibliche Identität und Integrität und damit für die Selbstidentität überhaupt gedeutet werden, sie können zwar Verdinglichung, Objektivierung, ja ‚Zurüstung' bedeuten, wenn der Leib allein unter der sezierenden Analyse des Körpers betrachtet wird. Ebenso dann, wenn durch die Einflüsse bestimmter hegemonialer, also wirkmächtig gewordener Körperbilder der Blick auf den eigenen oder fremden Körper so verstellt wird, dass der Zwang zur Gewalt gegen den eigenen oder fremden Körper entsteht. Aber diskursive Praxen können auch als Teil der Realisation der Freiheit gedeutet werden, die dem bewussten Dasein zukommt, und die ja auch seine Würde ausmacht. Es lebt und vollzieht seine je eigene Lebensgeschichte, seine je eigene Identität, und diese ist nicht essentialistisch determiniert, sondern sie bildet sich aus und entfaltet sich in eben jenem Vollzug der Freiheit, zu der auch das Vermögen gehört, sich in verschiedenen diskursiven Praxen, performativen Akten zu entwerfen. Dieser Selbstentwurf vollzieht sich jedoch, anders als Butler vermeint, nicht unter der Bedingung eines allmächtigen Diskurses, und er vollzieht sich auch nicht im Modus unendlicher Verschiebung von Bedeutung, sondern er vollzieht sich unter Maßgabe der Würde der Person, also letztlich unter der Maßgabe der in der Subjekt- und Personperspektive markierten Einmaligkeit und Freiheit eines jeden bewussten Daseins, das dazu fähig ist, Diskurse hervorzubringen, zu gestalten und sich zu ihnen zu verhalten.

Hier lässt sich erneut die Brücke zum Gedanken der Gottebenbildlichkeit schlagen: Wenn das seiner selbst bewusste Dasein als Subjekt und Person und im Vollzug seiner Freiheit Bild Gottes ist, und wenn sich Subjektivität und Personalität im Leib und im Körper des Daseins ausdrücken, dann ist auch der Leib bzw. der zum Körper gewordene Leib Bild Gottes und somit Ausdruck, Gestalt der Wirklichkeit Gottes. ‚Imago Dei' ist der Mensch nicht nur als Bewusstsein und als Freiheit, sondern als *leiblich verfasstes Bewusstsein und als Freiheit, die sich im Leib und dessen Grundvollzügen realisiert*. Bewusstsein drückt sich nicht nur im Leib aus und prägt bzw. bestimmt diesen, sondern gestaltet sich bereits *als* Leib, der Symbol, also realisierende und vergegenwärtigende Gestalt des Bewusstseins ist. Welche Bedeutung kommt hier nun dem Geschlecht zu?

3.3 Das Bild Gottes und sein Geschlecht

Die Leiblichkeit wurde unter anderem als ein Vermögen der Offenheit zum Anderen bezeichnet, somit als Vermögen der Relation, das in der Personperspektive markiert ist. Das impliziert nun auch einen Aspekt, der bislang noch nicht zur Sprache gekommen ist, nämlich den Aspekt des Begehrens. Das Begehren ist zwar immer Begehren von etwas oder jemandem, doch es basiert auf einem Vermögen, das selbst noch nicht auf Objekte bezogen und so noch nicht inhaltlich bestimmt ist: das Begehrungsvermögen, welches mit der Leiblichkeit verbunden ist. Dem Leib ist eine Struktur des Begehrens eingeschrieben, welche das leiblich verfasste Dasein immer auch zu einem begehrenden Dasein macht. Zugleich ist das Begehrensvermögen mit der Freiheit verbunden, denn in seiner

Freiheit ist das Dasein fähig, zu begehren. Begehren bedeutet hier mehr als nackter Trieb, denn es hat Bewusstsein und Freiheit zu seiner Voraussetzung.

Das Dasein kann vieles begehren: Dinge, Güter, ja das Erleben bestimmter Ereignisse oder Gefühle. Es kann aber auch andere Personen begehren, zu denen es in Beziehung steht. Diese Beziehung erhält dann eine erotische Dimension, wenn es auch um das Begehren des Leibes der anderen Person geht. Jenes Begehren anderer Personen in der Dimension des Leibes kann nun auch als ‚sexuelles Begehren' bezeichnet werden, das zum Vollzug der Existenz des bewussten Daseins in seiner Leiblichkeit hinzugehört. Erst durch dieses Begehren kann mir in der Welt überhaupt eine andere Person als erotisch anziehend erscheinen. Andere Personen werden sozusagen erst dadurch sexualisiert, dass das Dasein selbst schon über das Vermögen des Begehrens verfügt, das in der Leiblichkeit wurzelt. Dementsprechend lässt sich das sexuelle Begehren nicht allein bzw. in erster Linie dem objektivierten Körper zuordnen, sondern dem Leib, insofern die Leiblichkeit mehr bedeutet als ‚einen benennbaren Körper haben'. Dieses Begehren lässt sich nun auch mit dem Begriff ‚Geschlecht' (*sex*) bezeichnen, und *sex*, die Geschlechtsidentität, ist dann zunächst einmal noch nicht an den objektivierten, gedeuteten Körper gebunden, sondern an den Leib und dessen Begehrungsvermögen. ‚Geschlecht' im Sinne von *sex* bezieht sich dann allerdings auch noch nicht auf besondere Körpermerkmale bzw. Körperbilder, dient somit keineswegs zur Bezeichnung dieser Körperbilder etwa durch Bezeichnung der Körper als ‚männliche' und ‚weibliche' Körper und ist dementsprechend weder einfach mit der sexuellen Differenz identisch noch ein Gattungsbegriff zur Unterscheidung besonderer Exemplare der menschlichen Spezies in Männer und Frauen. Das funktioniert auch deshalb nicht, weil sprachliche Bezeichnungen wie etwa ‚männlich' und ‚weiblich' nicht mehr nur als Repräsentanten einer ihnen vorgängigen Wirklichkeit zu verstehen sind.

‚*Sex*', sexuelles Begehren und die damit verknüpfte Geschlechtsidentität konkretisiert sich jedoch im personalen Verhältnis zwischen begehrendem Ich und begehrtem Anderen. ‚*Sex*' gehört demnach nicht allein zur Subjektperspektive – als Begehrungsvermögen, sondern auch zur Personperspektive – als konkretes Begehren, das in der Beziehung zu Anderen empfunden und gelebt wird. ‚*Sex*' gehört zum Dasein nicht nur als Subjekt, sondern auch als Person. Doch genau hier kommt erneut die Differenz von Leib und Körper zum Tragen, denn in der Beziehung zu Anderen ist der Leib schon Körper mit all den bekannten Diskurspraxen und Konstruktionsmechanismen, die damit verbunden sind. Sprachhandlungen konstituieren das Verständnis des Körpers, den Blick auf den eigenen Körper und den Körper der Anderen. Körper werden bezeichnet und solcherart bestimmt. Genau hier beginnt auch die Verschiebung von *sex* in *gender*, der Transformation des Leibes als Körper entsprechend. Denn *sex*, Geschlecht, ist auf der Ebene der Person ebenso wie der Leib vielfältigen Deutungs- und Konstruktionsprozessen unterworfen. Im Rahmen dieser Deutungsprozesse spielen auch die Attribute ‚männlich' und ‚weiblich' eine wichtige Rolle, allerdings nicht als Substanzbegriffe. Die *gender*-Ebene nun gilt es zu analysieren und dabei auf bestimmte Deutungen etwa von ‚männlich' und

‚weiblich' hinzuweisen, die sozialisationstheoretisch und handlungstheoretisch zu erklären sind.

Hier ist im Übrigen der Weg zurück zu einem modifizierten Gleichheitsfeminismus eröffnet: Anthropologische Basiskategorie ist der Begriff der freien Subjekt-Person, dieser ist aber ein rein formaler Begriff, bar jeglichen materialen Gehaltes. Somit ist er auch noch nicht geschlechtlich bestimmt, gar sexuell differenziert. Es gibt weder ein Subjekt ‚Mann' noch ein Subjekt ‚Frau'. Allererst auf der Personebene konstituiert sich *gender* im freien Gebrauch diskursiver Praxen. Die Person wird darin schon immer durch die Macht des Diskurses bestimmt, doch kraft ihres Könnens, ihrer Freiheit, kann sie sich zu dieser Macht zumindest verhalten oder gar eine diskursverändernde Gegenmacht entwickeln, und dies im performativen Akt der Identitätskonstitution, die viel mehr umfasst als das Feld der Geschlechtsidentität. In *gender*-Praxen realisiert jede Person ihre Freiheit, auch die Freiheit zur Selbstbestimmung und die Freiheit, Andere anzuerkennen und anerkennend zu begehren. Und darin sind alle Subjekt-Personen, alle *genders* gleich. Diese Gleichheit gilt es anzuerkennen, so wie die Personwürde anerkannt wird, in der jede/jeder gleich ist. Auf Basis dieser Anerkennung der Gleichheit kraft der Würde der Person lässt sich dann auch eine Ethik der Geschlechtergerechtigkeit, genauer: der *gender*-Gerechtigkeit, formulieren. Das entspricht Butlers Ideal einer ‚Philosophie der Freiheit', greift aber sowohl de Beauvoirs existenzphilosophisch beeinflusste Reflexionen über Subjektivität und Freiheit auf als auch de Beauvoirs erste, damals noch zaghafte Überlegungen über das ‚Werden' der Frauen und die Konstruktion des ‚Weiblichen', ebenso im Übrigen auch ihre Kritik am hypertrophen Gebrauch der Kategorie des ‚Weiblichen'. Allerdings werden diese Reflexionen de Beauvoirs transzendentalphilosophisch untermauert, und auf diese Weise dann die subjektivitäts- und freiheitstheoretische Leerstelle in Butlers Theorie gefüllt.

Was bedeutet dies nun aber für die theologische Anthropologie und den Gedanken der Gottebenbildlichkeit? Für die Bestimmung der Gottebenbildlichkeit ist die Unterscheidung von ‚männlich' und ‚weiblich' zunächst einmal gänzlich unerheblich, denn jedes bewusste Dasein ist Bild Gottes und als solches mit einer unveräußerlichen Würde ausgestattet, unabhängig von allen Differenzen, die in der konkreten Existenz des Daseins zum Tragen kommen können, auch unabhängig von der Geschlechterdifferenz. Gottes Schöpfungswille kommt darin zum Ausdruck, dass er ein Anderes seiner selbst als sein Bild setzen wollte, dass er sich zu diesem seinem Geschöpf in Beziehung setzen wollte, und dass diese Beziehung die unbedingte Zusage Gottes an sein Geschöpf mit einschliesst, dass ihm Heil und Befreiung zuteil wird. Im Schöpfungsakt hat Gott jedoch sein Bild auch mit *sex* begabt, also als geschlechtliches Wesen bestimmt, das Andere zu begehren vermag und von Anderen begehrt werden kann. Ebenso gehört es zum Schöpferwillen Gottes, sein Geschöpf, eben weil es sein Bild ist, mit Bewusstsein und Freiheit zu begaben, auf dass es seine Existenz zwar in Verantwortung vor seinem Schöpfer, aber dennoch selbstbestimmt und eigenverantwortlich, somit auch in eigener Kreativität führen kann. Jene Freiheit macht die Würde des Geschöpfes aus und muss keineswegs zwangsläufig zu Willkür und Sünde

führen. Zur Willkürfreiheit sinkt sie allein dann herab, wenn die grundlegende Forderung missachtet wird, die Würde eines jeden Daseins zu achten und sich dafür verantwortlich zu fühlen, dass jedes Dasein seine Freiheit unter würdigen Bedingungen realisieren kann. Zum Vollzug dieser Freiheit gehört auch die geschichtliche Verwirklichung der uns geschenkten Freiheit und der uns verliehenen Einmaligkeit. Damit hat Gott uns die Fähigkeit verliehen, unsere Existenz performativ auch im Rückgriff auf *gender*-Bestimmungen zu gestalten. So ist denn auch der Satz "als Mann und Frau schuf er sie" nicht notwendigerweise als Schöpfung eines ‚fertigen' Menschen mit einer unveränderlichen Substanz zu verstehen, sondern als Gabe eines auch die Dimension von ‚Geschlecht' einschließenden bewussten Lebens, das jedoch konkret immer schon als *gender* geführt wird, weil es sich in Geschichte vollzieht. Wie wir das uns geschenkte bewusste Leben und die Dimension von ‚Geschlecht' konkret realisieren, welche Rollen wir dabei entwickeln und wie wir diese Rollenmuster verändern, ist unbeschadet gesellschaftlicher Prägungen, denen wir hier auch unterworfen sind, in unsere Verantwortung gestellt, eben weil wir als Bild Gottes frei sind. Kriterium dieser Lebensführung ist für Christinnen und Christen die Achtung eines jeden bewussten Lebens als Bild und Gleichnis Gottes sowie die Praxis, die uns Jesus von Nazareth als das vollkommene Bild Gottes vorgelebt hat und der wir in seiner Nachfolge zu entsprechen suchen. Dieses Konzept einer *gender*-bewussten theologischen Anthropologie eignet sich meiner Ansicht nach als ausgezeichnete Basis weiterer *gender*-bewusster Relektüren zentraler systematisch-theologischer Traktate, doch hier steht die *gender*-theoretische binnentheologische Debatte erst am Anfang.

Anmerkungen

1 Vgl. zu dieser Bestimmung von Leib und Körper: Husserl (1992, Bd. 8); Stein (1980); Merleau-Ponty (1966). Vgl. hierzu auch ausführlich Wendel (2002, 283-313); Dies. (2003, 559-569).

Literatur

Beauvoir, Simone de (1989) *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau.* Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2009) *Die Macht der Geschlechternormen.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Cavarero, Adriana (1989) „Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz." *Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz*. Hg. Diotima. Philosophinnengruppe aus Verona. Wien: Wiener Frauenverlag, 65-101.

Goldstein, Valerie Saiving (1986) „Die menschliche Situation – ein weiblicher Standpunkt. Zit. n. Flatters, Jutta „Probier, den weißen Mann aus meinem Kopf zu treiben...jetzt, wo meine Augen aufgehen..." Feministische Theologie in den USA." *Handbuch Feministische Theologie*. Hg. Christine Schaumberger/ Monika Maaßen. Münster: Morgana-Frauenbuchverlag, 38-50.

Husserl, Edmund (1992) *Gesammelte Schriften Band 8*. Hg. Elisabeth Ströker. Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Irigaray, Luce (1979) *Das Geschlecht das nicht eins ist*. Berlin: Merve.

Irigaray, Luce (1989) *Genealogie der Geschlechter*. Freiburg i.Br.: Kore.

Lorde, Audre (1988) „Offener Brief an Mary Daly." *Lichtflut. Neue Texte*. Hg. Dies. Berlin: Orlanda-Frauenverlag, 13-17.

Merleau-Ponty, Maurice (1966) *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: Walter de Gruyter & Co.

Muraro, Luisa (1987) *Vilemina und Mayfreda. Die Geschichte einer feministischen Häresie.* Freiburg i.Br.: Verlag Traute Hensch.

Reininger, Robert (1947) *Metaphysik der Wirklichkeit. Zweite, gänzlich neubearbeitete und erweiterte Auflage. Band 1.* Wien: Wilhelm Braumüller Verlag.

Schüssler-Fiorenza, Elisabeth (1984) „Für Frauen in Männerwelten. Eine kritische feministische Befreiungstheologie." *Concilium* 20 (84): 31-38.

Stein, Edith (1980) *Zum Problem der Einfühlung*. Reprint der Originalausgabe von 1917. München: Verlagsgesellschaft Gerhard Kaffke.

Wendel, Saskia (2002) *Affektiv und inkarniert. Ansätze Deutscher Mystik als subjekttheoretische Herausforderung*. Regensburg: Pustet.

Wendel, Saskia (2003) „Inkarniertes Subjekt. Die Reformulierung des Subjektgedankens am ‚Leitfaden des Leibes'." *DZPhil* 51 (2003) 4: 559-569.

Wendel, Saskia (2004) „Der Körper der Autonomie." *Anthropologie und gender. Endliche Autonomie. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein theologisch-ethisches Programm*. Hg. Antonio Autiero, Stephan Goertz, Magnus Striet. Münster: Lit-Verlag, 103-122.

Wendel, Saskia (2009) „‚Als Mann und Frau schuf er sie'. Auf dem Weg zu einer genderbewussten theologischen Anthropologie." *HK 3* 2009: 135-140.

Kerstin Palm

Material Girl – Neue postbutlersche Körper- und Materietheorien in der Debatte

1 Vom empiristischen *sex-gender*-System zum neuen konstruktivistischen Gender-Begriff

Zweifellos stellt die konstruktivistische Wende in den Gender-Theorien Ende der 1980er Jahre im Bereich der Körpertheorien eine der wichtigsten emanzipativen Ablösungsprozesse von vorherigen repressiven Körperkonzepten dar. Mit diesen waren bis dahin entweder in patriarchaler Tradition weibliches Unvermögen und männliche Überlegenheit direkt an den Geschlechtskörpern abgelesen und damit eine hierarchische Geschlechterordnung naturalistisch legitimiert worden oder aber in frühen differenzfeministischen Gegendiskursen die ganz anderen oder sogar wertvolleren Fähigkeiten des weiblichen Körpers im Vergleich zu männlichen Körpern hervorgehoben worden. Auch in diesen differenztheoretischen Gegendiskursen wurden Geschlechter auf nach wie vor *bestimmte* körperliche Eigenschaften festgelegt, aus denen außerdem weiterhin ihre Geschlechteridentitäten naturalistisch abgeleitet wurden. Und sogar in den Gleichstellungsdebatten, so hatte es schon die amerikanische Philosophin Linda Nicholson einige Jahre vor Judith Butler festgestellt, käme es zu einer, wie sie es nennt, biologischen Fundierung der Geschlechterverhältnisse, obwohl dort betont wurde, dass *sex* und *gender* als voneinander getrennt gesehen werden müssten und *sex*, das körperliche Geschlecht, irrelevant für die Festlegung von *gender*, dem soziokulturellen Geschlecht, sei (vgl. Nicholson 1994). In diesem alten *sex-gender*-System spiegele sich nämlich, so Nicholson, das moderne westliche Verständnis der Identität des Selbst wider, das den Körper als die Grundlage von Identität ansehe, der dann durch die Gesellschaft geformt und ausdifferenziert würde. Diese Haltung nennt Nicholson *biologische Fundierung der Identität*. Der Körper werde hier als Ort der Charakterbildung angesehen, an dem die sozialen Einflüsse einwirken und den Körper in seinen Vermögen formen.

Die epistemologische Wende weg vom differenz- bzw. gleichstellungstheoretischen Empirismus hin zum Konstruktivismus hat dieses Verständnis von

sex und *gender* grundlegend verändert, indem *sex* und *gender* zu einem neuen Gender-Begriff verschmolzen wurden, der nicht mehr Geschlechteridentität oder -rolle bedeutet, sondern *gesellschaftliche Strukturierung des Geschlechterunterschieds bzw. gesellschaftliches Geschlechterverhältnis*. *Sex* erscheint jetzt in dieser neuen Lesart als eine *Version* von *gender*, nämlich eine solche, die Geschlecht am Körper festmacht, als körperlich definiert. Mit diesem neuen konstruktivistischen Gender-Begriff werden selbst keine Setzungen mehr vorgenommen, sondern es wird vielmehr metatheoretisch analysiert, welche Verständnisse von Geschlecht, Geschlechterdifferenz und Geschlechterordnung jeweils kontextspezifisch vorliegen. Damit kann jetzt z.B. rekonstruiert werden, wie es historisch zu der Idee von zwei Instanzen, nämlich Natur/Kultur oder *sex/gender* gekommen ist, in welchen Konstruktionsdynamiken sie entstanden sind und welche Machtverhältnisse sich hier niederschlagen.

Mit diesem neuen methodischen Zugriff steht also nicht mehr wie im ehemaligen empiristischen *sex-gender*-System die *kausale* Frage im Zentrum, wodurch geschlechtsspezifisches Verhalten bzw. geschlechtsspezifische Identität zustande kommen – entweder durch körperliche Vorgaben oder durch die Sozialisation oder, wie die feministische Empiristin Anne Fausto-Sterling in dialektischer Aufhebung dieses Gegensatzes vorschlägt, durch Wechselwirkungen zwischen beidem (vgl. Fausto-Sterling 2000) –, sondern *metatheoretische* Fragen nach der Dynamik der *Bedeutungszuweisungen* und der *Normierungen* des Geschlechterverhältnisses, wie sie im Rahmen von wechselnden Machtverhältnissen beispielsweise in der Biologie bzw. den Sozial- und Kulturwissenschaften hergestellt werden.

Dieser Wandel in der Gender-Debatte hin zum Konstruktivismus erschien lange Zeit als enorm produktiv, weil damit hervorragend Machtverhältnisse in ihren Entstehungsweisen, Manifestationsarten und auch in ihren Wandlungsmöglichkeiten erforscht und analysiert werden konnten.

2 Probleme mit dem Konstruktivismus

Dennoch wuchs in den letzten Jahren die Unzufriedenheit mit diesem konstruktivistischen Zugriff auf den Körper und es wurde immer stärker auf die Grenzen, insbesondere die emanzipativen Grenzen dieses Ansatzes hingewiesen. Es reiche nämlich nicht aus, so beispielsweise als eine der ersten Donna Haraway in ihrem Text „Situiertes Wissen“ (vgl. Haraway 1995), nur analytisch zu wissen, wie alles konstruiert sei, sondern jetzt müssten ‚wir selbst‘ (die Gender-Forschenden) uns gewissermaßen unsere Hände schmutzig machen und mit eigenen Auffassungen von Körper und Materie *normativ intervenieren* in die diesbezüglichen Mainstreamdebatten. Mit anderen Worten: Es reiche nicht aus, anderen beim Konstruieren, d.h. Normieren von Körpern und Materie zuzuschauen, sondern jetzt gelte es, selbst zu konstruieren und zu normieren, um auch auf dieser Ebene Definitionsmacht zu erlangen. Wie also sollten aus der Genderper-

spektive Körper und Materie neu und in emanzipativer Weise beschrieben und aufgefasst werden? Welche Ratschläge sollte die Genderforschung insbesondere den Naturwissenschaften und der Medizin oder den Ingenieurwissenschaften geben, um einen verantwortungsvollen und praktischen Umgang mit Körpern bzw. materiellen Phänomenen anzuleiten?

Die Suche nach Ansätzen, die diesen Fragen forschend folgen, führte schließlich zu einem 2008 herausgegebenen Sammelband, der sich selbst darstellt als eine erstmalige Zusammenstellung ganz neuer *Material Feminisms* (vgl. Alaimo/ Hekman 2008), obwohl einige der dort versammelten Beiträge in ähnlicher oder identischer Weise schon seit vielen Jahren bekannt und in Umlauf sind. Nach eigener Erklärung der Herausgeberinnen vereint alle Aufsätze eine deutliche Bewegung weg von den bisherigen erkenntnistheoretisch ausgerichteten linguistisch-konstruktivistischen Theorien hin zu ontologischen Theorien und damit zu Debatten, die die *Definition* von Körper und Materie wieder in den Mittelpunkt feministischer Verhandlungen stellen. Der Sammelband kann somit als Versuch verstanden werden, schon vorhandene verstreute und leicht zu übersehene Beiträge zu bündeln und unter dem neuen Label ‚*materialer Feminismus*' zur Diskussion zu stellen.

Doch was ist genau das (parallel zur konstruktivistischen Forschung entwickelte) Neue an dieser Art der Betrachtung von Körpern und Materie? Und welche emanzipativen Vorzüge hat der neue materiale Feminismus im Vergleich zu bisherigen konstruktivistischen Ansätzen in der Genderforschung? Ich möchte im Folgenden aus dem Sammelband einige unter diesem Label zusammengestellte Aufsätze herausgreifen, die speziell auf naturwissenschaftliche Thematiken fokussieren,[1] und dort exemplarisch einige Charakteristika des deklarierten neuen materialen Feminismus herausarbeiten.

Zunächst kurz zum Selbstverständnis des Buches und damit zur deklarierten Einbettung der ausgewählten Aufsätze in einen konzeptuellen Kontext. Die Herausgeberinnen Hekman und Alaimo betonen in ihrer Einleitung, dass die bisherige postmoderne Debatte es versäumt habe, die Dichotomie zwischen Sprache und Realität angemessen zu bearbeiten oder gar zu überwinden und sich stattdessen nur auf eine Seite, nämlich die Sprache, geschlagen habe (vgl. Alaimo/ Hekman 2008). Damit sei aber die gesamte Dimension der materiellen Realität verloren gegangen, wozu die gelebte Erfahrung, die korporalen Praktiken und die widerständige biologische Substanz gehörten. Diese Ausgangsbemerkung reproduziert erstaunlicher Weise ein weit verbreitetes Missverständnis in Bezug auf das Verhältnis des Konstruktivismus zur materiellen Welt. Denn mit der konstruktivistischen Betrachtung von Körpern und Materie geht Realität oder auch das Materielle nicht verloren oder wird ignoriert, sondern vielmehr wird analysiert, wie unser *Wissen* über Realität, Erfahrung und Substanz überhaupt entsteht. Alle Realitäts- und Materieauffassungen sind aus dieser Perspektive stets vermittelt durch symbolische Akte der Bedeutungserzeugung, so dass kein *unmittelbarer* Zugang zu einem sprachlich Vorgängigen besteht. Auch gelebte Erfahrung, korporale Praktiken und biologische Substanz werden daher nicht einfach aufgefunden bzw. sind einfach unmittelbar zugänglich, sondern müs-

sen durch einen Interpretationsprozess als solche gewonnen werden. Wenn die AutorInnen also behaupten, dass eine konstruktivistische Perspektive die materielle Realität vernachlässigt und sich ganz auf die Seite der Sprache schlägt, gehen sie offenbar von einem positivistisch-empiristischen Realitätsverständnis aus, bei dem Realität unmittelbar als zugänglich, entdeck- und erfahrbar gedacht wird. Bei dieser Realitätsauffassung stehen sich Realität und Sprache gegenüber und Bezeichnungen für die realen Dinge werden im Prozess der Entdeckung der Realität den Dingen wie Etiketten zugeordnet. Die Ordnung der Begriffe folgt damit nachrangig der vorgängigen Ordnung der Welt und die Sprache stellt die spiegelbildliche Abbildung der äußeren materiellen Welt in einer inneren geistigen dar. Vor diesem Hintergrund kann dann behauptet werden, dass bei der alleinigen Betrachtung einer geistigen, sprachlich verfassten Welt die materielle Welt vernachlässigt würde. Im konstruktivistischen Realitätsverständnis stehen sich Sprache und Realität hingegen nicht gegenüber und Sprache wird der materiellen Welt auch nicht nachrangig zugeordnet, sondern durch Sprache bzw. symbolische Handlungen erschließt sich allererst die Bedeutung der Welt *als Realitätsauffassung*. Sprache erschafft aus dieser Perspektive aktiv und produktiv die Realitäts*auffassung* mittels ständig und meist nicht bewusst ablaufender Interpretationsprozesse. Damit wird jedoch – und das scheint ein weiteres Missverständnis zu sein – die Welt nicht *als* Sprache geschaffen oder behauptet, die Welt bestehe nur aus Sprache, sondern die Welt wird *durch* Sprache materiell und sinnlich plausibel, als erfahrbar und erlebbar hergestellt.

Das Defizit der konstruktivistischen Herangehensweise ist also meines Erachtens durch die AutorInnen aufgrund der dargestellten Missverständnisse noch nicht angemessen analysiert worden. Dieses Defizit liegt aus meiner Sicht nicht in der mangelnden Berücksichtigung materieller Realität, sondern in der mangelnden normativen Orientierung, da konstruktivistisches Arbeiten wie erwähnt bloß deskriptiv-rekonstruierend vorgeht. Es gibt also nicht an, wie eine richtige bzw. emanzipative Auffassung von Körper und Materie aussehen sollte und überlässt damit anderen die Definitionsmacht.

Auf dieses normativ-ontologische Defizit gehen tatsächlich viele der ausgewählten Beiträge des Buches ein und auch die Herausgeberinnen identifizieren hier ganz treffend ein neues ontologisches Verständnis von Natur, das sich als auffällige gemeinsame Alternative zu bisherigen Naturbegriffen durch die Beiträge des gesamten Buches zieht. Natur sei nicht einfach weiterhin eine passive Ressource für industrielle Belange oder pure Projektionsfläche für Konstruktionen, sondern vielmehr als aktiv und widerständig aufzufassen. Es sei nun eine zentrale Aufgabe der Genderforschung, diese Aktivität, Widerständigkeit und transformative Kraft von Natur angemessen zu beschreiben. Damit werde der alten vergeschlechtlichten Hierarchie von Natur und Kultur entgegen gewirkt, die bisher Natur als weiblich konnotierte passive Ressource männlich konnotierter aktiver kultureller Aneignung und Gestaltung betrachtete. Die Redefinitionen von Natur, Materie und Körper führten also zugleich zu neuen ethischen und politischen Perspektiven auf diese Begriffe, die für die Neuformulierung der Geschlechterordnung relevant seien.

Die Herausgeberinnen und viele andere AutorInnen dieses Buches machen sich auf diese Weise im Sinne Haraways die Hände schmutzig und werden ontologisch-intervenierend aktiv. Diese neuen Ontologien, das betonen alle AutorInnen, kehrten nicht einfach zu vor-postmodernen, also zu modernistischen Zeiten zurück, sondern seien durch die postmodernen Theorien hindurchgegangen. Diese würden deshalb mit den neuen Ansätzen nicht zurückgewiesen, sondern vielmehr produktiv zu nutzen versucht.

3 Material Feminisms – einige Beispiele

Welche Vorschläge werden von den ausgewählten, speziell auf Naturwissenschaft bezogenen, Texten unterbreitet, um einen neuen materialen Feminismus zu formulieren? Als erstes möchte ich einige Beiträge betrachten, die versuchen, naturwissenschaftliche Theorien (wieder) für Gender-Theorien produktiv zu machen. Gemeinhin, so stellt sowohl die Philosophin Elisabeth Grosz als auch die Psychologin Elizabeth Wilson fest, sind biologische Theorien ziemlich rigoros aus den Gender Studies ausgeklammert worden, weil sie als zu essentialistisch galten in Bezug auf Geschlechtereigenschaften und Geschlechterdifferenz. Beide Autorinnen versuchen nun auf unterschiedliche Weise, biologische Theorien in *emanzipativer* Weise für die Genderforschung nutzbar zu machen.

Elizabeth Grosz nimmt sich dabei in ihrem Text „Darwin and Feminism: Preliminary Investigations for a Possible Alliance“ einer biologischen Theorie an, die besonders stark in der Kritik feministischer Naturwissenschaftsforschung stand, nämlich Darwins Evolutionstheorie (vgl. Grosz 2008). Ihr Ergebnis ist sehr knapp gefasst folgendes: Während bisher Darwins Theorie für ihren an bürgerlichen Geschlechterstereotypen orientierten Essentialismus kritisiert worden wäre, möchte sie demgegenüber hervorheben, dass genau diese Theorie in anderer Hinsicht durchaus auch antiessentialistisch sei. Sie entfalte nämlich die Ansicht, dass Körper gerade nicht in ihren Ausprägungen fixiert seien, sondern sich im Gegenteil in einem unaufhörlichen Prozess von gleichermaßen Wiederholung und Differenzierung mit offenem Ausgang produktiv veränderten. Darwins Theorie sei also eine Theorie der Entstehung des unvorhersehbar Neuen aus fortwährend neu entstehender Differenz der Variationen. Und damit nicht genug: Die Darwin’sche Theorie sei auch zutiefst antihumanistisch, da sie behaupte, dass Entwicklung nicht zielgerichtet und vernünftig verlaufe, sondern im Gegenteil ziellos und mechanisch, also kontingent, sei.

Was kann nun daraus für feministische Ansätze produktiv gemacht werden? Grosz unterbreitet hier folgende Vorschläge: Die Darwin’sche Theorie kann zum einen als Modell für eine ständige Selbsttransformation von Systemen als Reaktion auf äußere Bedingungen dienen, so ähnlich wie es auch schon Foucault entwickelt hatte – sie sieht hier Parallelen zwischen den Darwin’schen und den Foucault’schen Theorien. Dabei werde in beiden Theorieentwürfen gerade der Produktivität marginalisierter Gruppen ein besonderer Stellenwert zuerkannt, diese gäben die entscheidenden Impulse für eine Änderung der Entwicklungs-

richtung. Zum zweiten seien bei Darwin Vorstellungen von Entwicklung und Wechsel interessant: Alle Zustände seien bei ihm temporal und transistorisch und die Entwicklung selbst verlaufe nicht linear, sondern zeige eine komplexe Prozessualität. Und der Wandel komme zustande durch ein Wechselspiel von Repetition des Bisherigen und der Emergenz neuer Bedingungen des Überlebens.

Grosz regt vor diesem Hintergrund dazu an, die Darwin'sche Evolutionstheorie strukturell für eine Theorie politischer Veränderungen produktiv zu machen. Damit nicht genug der Provokation: In einem weiteren Schritt schlägt sie vor, auch das Verhältnis von Natur und Kultur vor dem Hintergrund der Evolutionstheorie neu zu überdenken. Statt der bisherigen rigorosen Dichotomie oder gar Hierarchie von Natur und Kultur könnte hier jetzt Kultur als evolutives Produkt von Natur gedacht werden, indem die *natürlichen* Grundlagen des Menschen als Vorbedingung seiner auch *kulturellen* Entwicklung erkannt würden. Damit sei die Dichotomie von Natur und Kultur durch ihr genealogisches Ineinander-Übergehen überwunden zugunsten einer Kontinuität von Natur und Kultur. Auf diese Weise biete die Darwin'sche Theorie insgesamt der Genderforschung ein interessantes Modell von Entwicklung, Überleben und Transformation.

Erscheinen die Vorschläge von Grosz zunächst, vor allem aufgrund der in der Genderforschung meistens recht positiv besetzten Begriffe wie Wandel, Transformation, Kontingenz und Offenheit, recht kompatibel mit vielen dortigen Debatten, muten ihre Sichtweisen nach einer vertieften Betrachtung doch recht problematisch an. Denn brauchen wir zur Theoretisierung von gesellschaftlichen Transformationsprozessen wirklich zusätzlich zu der reichhaltigen Auswahl sozial- und kulturwissenschaftlicher Ansätze Darwins Theorie als strukturierende Vorlage? Und wie kommt Grosz auf ihren erstaunlich naiven und vor allem geschichtsvergessenen Vorschlag, Kultur zu naturalisieren? Dadurch wird nämlich nicht die Natur-Kultur-Dichotomie oder deren Hierarchisierung aufgehoben, sondern vielmehr umgekehrt: Nun ist Natur die produktive Instanz und Kultur ist das Folgeprodukt der in der Natur liegenden Schaffenskraft.

Hier fehlt meines Erachtens die kritische Auseinandersetzung mit bisherigen sozial- und kulturwissenschaftlichen Theorien und die überzeugende Darstellung eines wissenschaftlichen Gewinns einer struktural aufgefassten Darwin'schen Theorie als Bereicherung für die Interpretation gesellschaftlicher Dynamiken. Ebenso entbehren diese Vorschläge der eingehenden philosophisch-historischen Analyse des evolutionstheoretisch gedachten neuen Natur-Kultur-Verhältnisses.

Diese zuletzt formulierte Problematik eines neuen Natur-Kultur-Verhältnisses tritt in ähnlicher Weise auch bei Elizabeth Wilson wieder auf, die sich dem Thema aus einer anderen Fachrichtung nähert. Sie betont in ihrem Text „Organic Empathy: Feminism, Psychopharmaceuticals, and the Embodiment of Depression" aus neurobiologischer Sicht, dass Denkfähigkeit und Materie sich substanzübergreifend in einem ständigen Prozess der wechselseitigen Entwicklung befänden (vgl. Wilson 2008). Die Denksubstanz selbst nämlich, das, was wir Subjekt nennen, werde vermittelt oder sogar bestimmt durch selbsttätige, akti-

ve, biologische Materie. Diese Naturalisierung und Biologisierung von Denken bzw. Bewusstsein erscheint hier als emanzipativ, weil in der abendländischen patriarchalen Tradition menschliches/ männliches Bewusstsein gerade nicht von Natur determiniert oder bestimmt, sondern als frei, autonom und abgehoben von den Notwendigkeiten der materiellen Natur gesehen wurde. Auf diese Weise könne die Illusion eines autonomen Geistes zerstört werden zugunsten der Einsicht in die intensive stoffliche Fundierung von Denken und Bewusstsein. Vor diesem Hintergrund plädiert sie schließlich dafür, dass sich feministische Theoriebildung intensiver mit der Biochemie des Körpers auseinandersetzen sollte, um auf diese Weise grundsätzlich souveräner damit umzugehen, dass verschiedene Stoffe oder auch Psychopharmaka unseren Körper und unser Wohlbefinden bestimmten oder auch diesem dienen können.

Wilsons Ansatz scheint sorgfältiger durchdacht und auch produktiver für eine Genderforschung zu sein als der Ansatz von Grosz. Obwohl ihre selbstverständliche Biologisierung von Bewusstsein allzu leichtfertig und auch wieder geschichtsvergessen anmutet – sie reflektiert nicht, wie sich diese Idee in die Geschichte der Vernunft- und Bewusstseinsbegriffe einordnet –, kann ihr Entwurf einer Materialisierung des Bewusstseins als eine interessante Provokation gewertet werden, die gendertheoretisch noch weitaus genauer und sorgfältiger ausgeleuchtet werden müsste, als Wilson dies in ihrem Aufsatz tut. Es ist nämlich hier vor allem auch zu bedenken, dass Wilson eigentlich ganz im Trend zentraler Strömungen der aktuellen (bisher nicht genderreflektierten) Hirnforschung liegt, die das Bewusstsein oder auch den Willen als Effekte der Hirnmaterie ansehen und dessen Freiheit bestreiten (vgl. Roth/ Grün 2006, Singer 2009), so dass es insgesamt vonnöten wäre, hier endlich auch eine spezifisch gendertheoretische Position in diesem Bereich zu entwickeln.

Den Trend, in dieser Weise an der Natur-Kultur-Grenze zu operieren, verfolgen auch noch einige andere Texte des Buches, so auch der Beitrag von Vicki Kirby mit dem Titel „Natural Convers(at)ions: Or, what if Culture was really Nature all along?“ (vgl. Kirby 2008). Vicki Kirby versucht ebenfalls wie Wilson und Grosz die Natur-Kultur-Trennung dadurch zu überwinden, dass sie letztlich Kultur in Natur auflöst und alles als Teil von Natur versteht. Sie wendet dazu die von Butler formulierte Bemerkung „es gibt kein Außen von Sprache“ in ein „es gibt kein Außen von Natur“. Was wäre, fragt Kirby, wenn wir Natur ansehen würden als eine Fülle von Möglichkeiten, eine Kakophonie von Konversation, was wäre, wenn wir das, was wir Kultur nennen, im Grunde auch als Natur verstehen, als ein Kraftfeld von Artikulation und Neuerfindung? Natur stünde auf diese Weise nicht mehr Kultur gegenüber, sondern würde zur Grundlage allen Seins, in dem auch Kultur enthalten ist. Vor dem Hintergrund einer solchen Neufassung und Aufwertung der Natur könnte, regt sie an, die feministische Debatte die vormals negative Verbindung von Frau und Natur neu zu fassen versuchen.

Wie schon erwähnt ist es recht problematisch, die Natur-Kultur-Trennung einfach durch die Auflösung einer Seite in die andere überwinden zu wollen. Was ist tatsächlich gewonnen mit dem Manöver, Natur die vormals nur Kultur

zugeschriebenen Eigenschaften und Fähigkeiten zuzueignen und dann Kultur als Teilmenge von Natur bzw. als genealogisch aus Natur hervorgehend zu erklären? Dieser Vorgang müsste nicht nur sorgfältiger plausibilisiert werden, sondern auch eingehender in seinen ontologischen Prämissen und Normierungen reflektiert und gendertheoretisch analysiert werden. Dieses Reflexionsgebot betrifft ebenso die wissenschaftshistorische Dimension: Auch Kirbys Unterfangen erscheint wie schon das von Grosz und Wilson wieder geschichtsvergessen, da diese Operation einer Subjektivierung von Natur auch schon von anderen, beispielsweise von einer Naturphilosophie Schelling'scher Prägung im 19. Jahrhundert, versucht wurde – mit dem Ergebnis einer massiven Abwertung von Weiblichkeit (vgl. dazu ausführlich Palm 2008). Es wäre meines Erachtens lohnend, hier aus der Genderperspektive noch einmal genauer zu untersuchen, was dieser Versuch geschlechterpolitisch bedeutet hat und von da aus noch einmal reflektierter an der Natur-Kultur-Grenze zu arbeiten.

Nach der Betrachtung dieser thematisch relativ eng zusammen liegenden Texte soll nun ein Blick auf ganz anders ausgerichtete Beiträge geworfen werden. Es gibt allerdings doch noch *eine* Gemeinsamkeit mit den Ansätzen von Grosz, Wilson und Kirby, die sich, wie erwähnt, durch das ganze Buch zieht: Auch die nachfolgenden Texte gehen wieder von einer aktiven und selbsttätigen Materie aus.

Zunächst soll es um das Konzept der posthumanistischen Performativität gehen, das Karen Barad im Rahmen ihres Ansatzes des Agential Realism schon in vorherigen Abhandlungen entwickelt hat und hier noch einmal in einem neueren Text mit dem Titel „Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of how Matter comes to Matter" entfaltet (vgl. Barad 2008). Sie versucht mit diesem Konzept der posthumanistischen Performativität zu theoretisieren, wie Materie überhaupt als Materie in Erscheinung treten kann, ohne weder ausschließlich auf das modernistische Konzept des Repräsentationalismus noch auf das des postmodernen Konstruktivismus zurückgreifen zu müssen. Ersteres gehe davon aus, dass es präexistente ontologische Entitäten gebe, die spiegelbildlich in Sprache abgebildet werden könnten, zweiteres nehme eine vollständige ausschließlich sprachliche Konstruktion der Welt an. Das Konzept der Performativität überwinde nun die Einseitigkeiten des modernistischen und postmodernistischen Denkansatzes, indem es das In-Erscheinung-Treten von Materie sowohl als diskursiven als auch als materiellen Akt beschreibe.

Dieses aus Sprach- und Theaterwissenschaft kommende Performativitätskonzept ist ja bekanntlich schon im Rahmen von Doing-Gender-Konzepten für die Entstehung und Manifestation von Geschlechteridentität entwickelt worden. Barad entwickelt diese Konzeption nun weiter als Doing-Matter-Konzept, indem bei ihr auch (oder wiederum) Materie in einem komplexen Performativitätsgefüge Aktivität zugesprochen bekommt, das sie in Anlehnung an Modelle in der Teilchenphysik entwirft. Dieses Gefüge bestehe zum einen aus materiellen nichtmenschlichen Praktiken, dem Untersuchungsmaterial, und zum anderen aus diskursiven menschlichen Praktiken, nämlich den Messapparaten.

Die modernistische Gegenüberstellung von Worten und Dingen hebe sich in dieser Konstellation ihrer Meinung nach auf und an ihre Stelle trete ein *kausales* Geschehen der Bedeutungsentstehung durch Praktiken, nämlich durch das Zusammenwirken von Menschen gemachten Experimentalpraktiken und materialen Effekten, das zu dem performativen Effekt eines *Phänomens* führte. Phänomene sind also das kausale Ergebnis eines unentwirrbaren Zusammenwirkens menschlicher Experimentaltätigkeit und nichtmenschlicher materialer Effekte. Um zu kennzeichnen, dass die Komponenten der Entstehung dieser Phänomene unseparierbar sind, prägt Barad treffend den Begriff Intraaction. Das Ergebnis einer Laboruntersuchung von Materie ergebe jetzt also nicht mehr ein bloßes Nachvollziehen von kausalen Beziehungen in der Natur, die spiegelbildlich in Naturgesetze gefasst würden, also die übliche Gegenüberstellung von Natur und Gesetz, von Dingen und Worten. Sondern das durch Messung entstandene *Phänomen* sei das Ergebnis einer undurchschaubaren Relation von Experimentalpraxis und Materie, also ein gleichermaßen vom experimentellen Apparat wie von der untersuchten Materie Hergestelltes, ein Produkt der wechselwirkenden Aktivitäten von Apparat und untersuchtem Ding.

Dieser Ansatz, der sich an den erkenntnistheoretischen Überlegungen des Physikers Niels Bohr und der so genannten Kopenhagener Deutung quantenphysikalischer Phänomene orientiert, erscheint mir einerseits als sehr produktiv hinsichtlich der Neukonzeption eines naturwissenschaftlichen Objektes, das aus dieser Perspektive bei einem Experimentalvorgang nicht einfach dargestellt oder abgelesen wird, sondern diesem Konzept zufolge dadurch allererst instrumentell hergestellt wird. Allerdings hat Barad damit aber die spannende Frage, wie Materie als Materie entsteht, gerade nicht beantwortet. Denn dieses Phänomen, das ihrem Konzept zufolge intraaktiv entsteht, spricht ja nicht einfach für sich selbst, zeigt sich also nicht einfach, wie es die von Barad selbst kritisierten modernistischen Naturwissenschaften noch konzipiert hatten. Es muss vielmehr in einem weiteren Schritt, so die neuere Wissenschaftsforschung, der Barad eigentlich zustimmt, überhaupt erst einmal *interpretiert* werden – zum einen *als Phänomen*, das intraaktiv zustande gekommen ist, und dann in einem weiteren Schritt wissenschaftlich *als Materie* im Horizont spezifischer Materietheorien. Wie es aber zu diesen Interpretationen von Phänomen als Phänomen und Materie als Materie kommt, erfahren wir aus ihren Darstellungen gerade nicht.

Und aus diesem Grunde erreicht sie meines Erachtens auch nicht, was sie eigentlich anstrebt und in ihrem Text abschließend noch einmal hervorhebt, nämlich eine Überwindung der Separation von Ontologie und Epistemologie zugunsten eines Konzeptes, das sie Onto-Epistemologie nennt. Die Grenze von Wissen und Sein wird nämlich in ihrem Konzept nicht aufgehoben, sondern Wissen vielmehr, wie dargestellt, in modernistischer Tradition ontologisiert als etwas, das sich unmittelbar zeigt und spiegelbildlich in Sprache übergeht – nun nicht mehr als Ding selbst, sondern als Phänomen. Welcher Interpretationsprozess dabei auf Seiten des forschenden Subjektes gegenüber den Phänomenen stattfindet und welche Epistemologien diesem Vorgang zugrunde liegen, blendet sie gerade aus und steht damit eher in der Tradition des naiven Empirismus und auch des modernistischen Repräsentationalismus. Sie reproduziert damit

den alten empiristischen Glauben daran, dass das, was sich zeigt, unmittelbar in das, was wir wissen können und auf den Begriff bringen, übergeht.

Auch Barads Ansatz erscheint deshalb nur zum Teil überzeugend, nämlich in Bezug auf die Bekräftigung der Kopenhagener Deutung mit ihrer pragmatisch-operationalistischen Ansicht, dass jede Messung ein Wechselwirkungsprozess zwischen nicht-menschlichem Untersuchungsobjekt und menschlichem Messapparat sei, so dass ein Messergebnis nicht die Eigenschaften des Untersuchungsobjektes, sondern des Produktes dieser Wechselwirkung dokumentiert. Die epistemologische Dimension dieser Deutung, gerade vor dem Hintergrund der Kritik von gleichermaßen modernistischem Repräsentationalismus und postmodernem Konstruktivismus, bleibt dabei aber völlig unreflektiert. Dieses Reflexionsdefizit entsteht meines Erachtens vor allem wiederum durch ein Missverständnis: Barad setzt einfach den Messapparat als diskursive Ebene und das Untersuchungsobjekt als materielle außerdiskursive Ebene an. Damit greift sie die Technik-Natur- oder auch Kultur-Natur-Dichotomie auf und übersetzt das traditionelle Verständnis dieser Dichotomie – Technik/Kultur als menschlich Gemachtes und Natur als menschenunabhängig Gegebenes – fälschlicherweise in Diskurs und Materie. In einem zweiten Schritt schreibt sie dann beiden Seiten Aktivität zu und setzt schließlich beide Aktivitäten in ein kausales Wechselwirkungsverhältnis zueinander. Ein in Aktion befindlicher Messapparat ist aber kein Diskurs, d.h. kein sprachliches Gebilde, das Realität in einem Bedeutung zuweisenden Prozess zustande bringt (das wäre ein nicht-kausaler Vorgang). Die Ebene des Diskurses, speziell die Bedeutungserzeugung, kommt vielmehr bei Barad gar nicht vor, so dass sie auch verabsäumt, zu erklären, wie ein Messergebnis überhaupt als Messergebnis in die Deutungsperspektive des messenden Subjektes kommt, des weiteren wie es zur Idee einer Unterscheidung von Untersuchungsobjekt und Messapparat und ihrer kausalen Inbezugsetzung kommt und wie daraus schließlich die Kopenhagener Deutung entsteht. Barads Ansatz müsste also meines Erachtens noch einmal sorgfältig im Hinblick auf die Reflexion der epistemologischen Dimension eines Messvorganges hin überarbeitet werden.

Ich komme zu einer letzten Gruppe von Ansätzen, die mir am besten durchdacht erscheinen, wahrscheinlich auch deshalb, weil sie in der Wissenschaftsforschung schon sehr etabliert sind. Es sind Ansätze, die sich im Methodenfeld der Actor-Network-Theory und der Prozessmetaphysik ansiedeln lassen und von Bruno Latour, Donna Haraway und anderen WissenschaftsforscherInnen Ende der 1980er und in den 1990er Jahren ausgearbeitet wurden.

Beispielhaft dafür ist ein Aufsatz von Nancy Tuana mit dem zunächst etwas unergründlichen Titel „Viscous Porosity: Witnessing Katrina“ (vgl. Tuana 2008). Nancy Tuana demonstriert hier am Beispiel des Wirbelsturms Katrina, der im August 2005 große Teile von New Orleans verwüstete, eine interaktionistische Ontologie, in deren Zentrum der metaphorische Begriff der Viscous Porosity steht – etwas holprig übersetzt mit ‚zähflüssige Durchlässigkeit‘ oder auch ‚klebrige Durchdringungsfähigkeit‘. Dieser Begriff diene dazu, Wechselwirkungen von Entitäten innerhalb einer Einheit, eines Systems, nicht als Zustand, sondern

vielmehr als dynamischen Prozess des Werdens dieser Einheit zu verstehen, bei dem die Aktivität diffus innerhalb des ganzen Komplexes verteilt sei und die einzelnen Entitäten sich durch die Wechselwirkungen ständig modifizierten.

Am Beispiel von Katrina ließe sich darstellen, wie in einem System vormals getrennte Entitäten bzw. Felder wie beispielsweise das Natürliche und das Soziale zu einer neuen dynamischen Einheit verschmelzen und letztlich dann das ergeben, was wir als das Phänomen Katrina bezeichnen würden. In diesem Zusammenhang erläutert Tuana aber jetzt – anders als die eben beschriebenen Autorinnen –, dass wir diese Entitäten, die wir hier in Wechselwirkung sehen, nicht einfach vorfinden, sondern als konstruierte Setzungen reflektieren müssten, für die epistemische Verantwortung übernommen werden müsse (eine Reflektion, die wir auch schon bei Donna Haraway finden, auf die sich Tuana explizit bezieht).

Vor diesem Hintergrund hieße die Welt ‚im Auge des Hurrikans Katrina' zu beschreiben ein In-Erscheinung-Treten wissenschaftlicher Konstruktionen: beispielsweise der Ursachen der Wirbelsturmentstehung durch bestimmte Luftdruck- und Wassertemperaturverhältnisse, die wiederum bezogen werden müssten auf Klimaerwärmung, Abholzung der Wälder und fortschreitende Industrialisierung. Damit würden erste ontologische Einheiten sowie Wechselwirkungen zwischen natürlichen und sozialen Aktivitäten gesetzt. Während des Interaktionsprozesses würden nun die Grenzen zwischen den einzelnen Faktoren *aufgrund ihrer Interaktion* durchlässig, porös, aber nicht einfach im Sinne einer Verflüssigung der Grenzen, sondern eher einer elastischen und flexiblen Verformung dieser. Weitere Beschreibungen des Komplexes Katrina, zu dessen Hintergründen und zum Verlauf, könnten nun in ähnlicher Weise in großer Zahl interagierende, viskos-porös werdende Entitäten umfassen: die geschichtliche Entwicklung der Stadt New Orleans als ökonomisch günstige Ansiedelung am Meer und am Mississippi, deren größte Stadtfläche sechs Fuß unter dem Meeresspiegel liege; die ständige ingenieurtechnische Auseinandersetzung mit Überschwemmungen mittels Deichbausystemen und Rückhaltebecken, die selbst ständig durch die Fluten geformt wurden und sich als rückständig und unzureichend für den Schutz der Bevölkerung erwiesen und deren schon lange eingeklagte Überarbeitung als zu teuer erschien; fünf Giftmülldeponien, unzählige Industrieanlagen der chemischen Industrie; politische Korruption, 76% schwarze Bevölkerung, rassistische US-amerikanische Regionalpolitik, große Armut und industriell bedingte Vergiftung und Behinderung – um nur einen Teil dessen zu nennen, was Tuana aufzählt. Tuana lässt nun während ihrer Beschreibung die konstruierten Konzepte des so genannten Menschengemachten, des Sozialen und des so genannten Natürlichen in eindrucksvoller Weise in wechselwirkende Beziehung und gegenseitige Verformung zueinander treten, so dass ihr vorgeschlagenes Prinzip der viskosen Porosität sehr deutlich wird. Die Welt durch das Auge/ die Augen von Katrina sehen hieße letztlich, so Tuana, in tiefgreifender Weise materialisierte politische und soziale Ignoranz zu bezeugen. Diese stelle eine dichte, durch viskos-poröse Interaktion entstandene Realitätssicht dar, die ontologisch zu unserer Wirklichkeit werde.

Die viskose Porosität von Phänomenen sollte ihrer Meinung nach, so Tuana abschließend, ein Modell für feministische Forschung werden, um die komplexen vergeschlechtlichten und intersektionalen Ontologien, das sind bei ihr konstruierte Realitäten, im Lichte der Materialität des Sozialen und der Aktivität des Materiellen zu analysieren.

Dieser an der Actor-Network-Theory orientierte systemtheoretische Ansatz von Tuana liefert meines Erachtens überzeugend eine interessante methodische Perspektive zur Analyse komplexer Situationen und Vorgänge. Es wäre dabei wünschenswert, Tuanas Vorschlag noch eingehender zu folgen und über die genauen ontologischen Setzungen in ihrem Kontextbezug zu reflektieren, die im Rahmen solcher systemtheoretischen Analysen vorgenommen werden. Denn wenn, wie es dieser Ansatz vorführt, die traditionellen substanziellen Differenzen (z.B. zwischen Natürlichem und Sozialem) mittels einer kausalen Effektanalyse überbrückt werden bzw. für irrelevant erklärt werden, gehen dieser Operation wichtige Normierungen neuer Verständnisse vormals als unvereinbar geltender Bereiche voraus.

Stacy Alaimo setzt nun den auf Genderforschung bezogenen Vorschlag von Tuana in ihrem Text „Transcorporeal Feminisms and the Ethical Space of Nature“ recht überzeugend um, indem sie menschliche Körper in spezifischen Umweltkontexten situiert (vgl. Alaimo 2008). Sie erweitert dazu menschliche Körperlichkeit um das Konzept der Transkorporalität, indem sie Körper und Umwelt zu einer untrennbaren neuen Einheit verschmilzt. Gerade vergiftete Körper könnten feministischer Theorie dabei helfen, so die Autorin, aus dem falschen Dilemma zwischen einer Romantisierung von Körpern einerseits und einer Verleugnung von Körpern andererseits heraus zu finden. Sie seien ein Beispiel für das unentwirrbare Zusammenspiel von politischen Umweltentscheidungen, menschlicher Gesundheit, sozialer Gerechtigkeit und sehr vielen weiteren Faktoren.

Alaimo reflektiert als eine der wenigen in diesem Buch, wie überhaupt das Konzept der Aktivität nichtmenschlicher Entitäten vorstellbar sein könnte. Sie setzt dieses Konzept also nicht einfach, sondern analysiert wissenschaftsgeschichtlich, dass die Ausweitung von Handlungsfähigkeit auf nichtmenschliche Kreaturen und Dinge, vorher Privileg ausschließlich menschlicher Subjekte, nur dadurch möglich werden konnte, dass das menschliche Subjekt selbst an Souveränität und Autonomie eingebüßt hat und sein Handeln im postmodernen Diskurs nun vielmehr als Produkt einer Matrix von machtvollen Diskursen angesehen wird. Dieser neue postmoderne Handlungsbegriff lasse die substanzielle Differenz zwischen Menschlichem und Nichtmenschlichem schwinden und sei Voraussetzung der Tendenz zu einem erweiterten Anwendungsfeld des Handlungsbegriffs – meines Erachtens eine unverzichtbare reflexive Ergänzung zu der oft euphorisch und zugleich unreflektiert vorgenommenen Setzung von Natur als aktiver Instanz

4 Neue reflexive Ontologien

Nach der selektiven Betrachtung der auf Naturwissenschaften bezogenen Texte des Sammelbandes *Material Feminisms* von Hekman und Alaimo möchte ich abschließend ein kurzes Fazit ziehen. Die zusammengetragenen Versuche des Buches, einen neuen materialen Feminismus zu formulieren, überzeugen in Bezug auf den naturwissenschaftlichen Bereich wie ausgeführt nur teilweise. Zum einen erscheint die Rhetorik des absolut Neuen in der Einleitung von Seiten der Herausgeberinnen als nicht angemessen, da doch die meisten der vorgestellten Ansätze seit vielen Jahren oder sogar Jahrzehnten in Umlauf sind. Hier wäre eine sorgfältigere Historisierung der vorgestellten Strömungen nicht nur redlicher gewesen, sondern auch informativer in Bezug darauf, dass sich offenbar schon länger parallel zu den hegemonial erscheinenden konstruktivistischen Ansätzen in der Genderforschung andere Reflexionsstränge entwickelt haben, die in Abgrenzung oder auch produktiver Ergänzung zum konstruktivistischen Mainstream stehen.

Vor allem aber ist auffällig, dass die angekündigte Integration postmoderner Reflexionsansätze in die vorgeschlagenen neuen Ontologien in den Beiträgen selbst kaum stattfindet und die gut erarbeiteten Techniken einer Kontextualisierung und Historisierung von ontologischen Vorstellungen ebenso wenig eingesetzt werden wie die sorgfältige Abwägung der interpretativen und normierenden Vorgänge bei der Beobachtung und Theoretisierung von materiellen Vorgängen oder Phänomenen.

Ich möchte die Zusammenstellung der auf Naturwissenschaft bezogenen Aufsätze in diesem Buch von daher vor allem als provokativen Anlass betrachten, das Forschungsfeld der ‚*material feminisms*' im Rahmen der Naturwissenschaftsforschung weiter auszubauen und weiter zu erkunden, wie intervenierende Ontologien von Körper und Materie aus der Genderperspektive möglich sein könnten, um dem anfangs diagnostizierten normativen Defizit der konstruktivistischen Genderforschung entgegenzuwirken.

Möglicherweise könnten hier erfolgreiche Strategievorschläge der feministischen Identitätspolitik als Vorbild dienen, wie beispielsweise das Konzept der ‚strategischen Essentialisierung' von Gayatri Chakravorty Spivak (vgl. Spivak 1985), das mir strukturell schon in den Texten von Tuana und Alaimo anzuklingen scheint. Dieses Konzept reagierte bekanntlich auf das Problem, dass die Identität von Gruppen (z.B. ‚Frauen') einerseits reflexiv als Konstrukt zu begreifen wäre, andererseits aber für die Durchsetzung politischer Interessen als realer Bezugspunkt und Interessenssubjekt unverzichtbar erscheint. Die strategische Essentialisierung in Bezug auf Identität ermöglicht es, politisch wirkmächtige Identitäten zu formulieren und gleichzeitig auf den Konstruktionscharakter jeglicher Behauptungen zu Gruppeneigenschaften und – interessen zu reflektieren.

In ähnlicher Weise könnte meines Erachtens versucht werden, ‚strategische Ontologien' von Körpern und Materie zu entwickeln, die zu politisch wirksamen und zugleich reflexiven neuen emanzipativen Materietheorien führen könnten. Hier steht der Materiale Feminismus bisher noch ganz am Anfang.

Anmerkungen

1 Es gibt auch noch eine große Anzahl von Beiträgen in dem Sammelband, die die Formulierung eines neuen materialen Feminismus für die Sozial- und Kulturwissenschaften erproben. Darauf wird im Folgenden nicht eingegangen.

Literatur

Alaimo, Stacy/ Susan Hekman (2008) Hg. *Material feminisms*. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press.

Alaimo, Stacy/ Susan Hekman (2008). „Introduction: Emerging models of materiality in feminist theory." *Material feminisms*. Hg. Dies. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press, Bloomington/ Indianapolis, 1-2.

Alaimo, Stacy (2008). „Trans-corporeal feminisms and the ethical space of nature." *Material feminisms*. Hg. Dies./ Susan Hekman. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press, 237-264.

Barad, Karen (2008). „Posthumanist performativity: toward an understanding of how matter comes to matter." *Material feminisms*. Hg. Stacy Alaimo/ Susan Hekman. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press, 120-156.

Fausto-Sterling (2000). *Sexing the body. Gender politics and the construction of sexuality*. New York: Basic books.

Grosz, Elizabeth (2008). „Darwin and feminism: preliminary investigations for a possible alliance." *Material feminisms*. Hg. Stacy Alaimo/ Susan Hekman. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press, 23-52.

Haraway, Donna (1995). „Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive." *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Hg. Dies., Frankfurt/M./ New York: Campus, 73-97.

Kirby, Vicky (2008). „Natural convers(at)ions: or, what if culture was really nature all along?" *Material feminisms*. Hg. Stacy Alaimo/ Susan Hekman. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press, 214-237.

Nicholson, Linda (1994). *„Was heißt gender?" Geschlechterverhältnisse und Politik*. Hg. Institut für Sozialforschung, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 188-220.

Palm, Kerstin (2008). „Das Geschäft der Pflanze ist dem Weib übertragen ... die Pflanze selbst hat aber kein Leben – Zur vergeschlechtlichten Stufenordnung des Lebens im ausgehenden 18. Jahrhundert." *Recodierungen des Wissens. Stand und Perspektiven der Geschlechterforschung in Naturwissenschaften und Technik*. Hg. Petra Lucht/ Tanja Paulitz. Frankfurt/M./ New York: Campus, 197-212.

Roth, Gerhard/ Klaus-Jürgen Grün (2006) Hg. *Das Gehirn und seine Freiheit. Beiträge zur neurowissenschaftlichen Grundlegung der Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Singer, Wolf (2009). *Der Beobachter im Gehirn: Essays zur Hirnforschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Spivak, Gayatri Chakravorti (1984-1985). „Criticism, feminism, and the institution. Interview mit Elizabeth Grosz." *Thesis Eleven* 10/11, November/ März 1984-1985: 157-187.

Tuana, Nancy (2008). „Viscous porosity: witnessing Katrina." *Material feminisms*. Hg. Stacy Alaimo/ Susan Hekman. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press, 188-213.

Wilson, Elizabeth A. (2008) „Organic empathy: feminism, psychopharmaceuticals, and the embodiment of depression." *Material feminisms*. Hg. Stacy Alaimo/ Susan Hekman. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press, 373-399.

Sigrid Schmitz

Geschlecht und Biologie im Prozess: Neue Ansätze zur Dekonstruktion einseitiger Determinismen

1 Eine kurze Historie in Fragmenten

Als ich Mitte der 1980er Jahre als Biologiestudentin kurz vor dem Diplomabschluss mit meiner ‚Biofrauengruppe' an der Universität Marburg über Texte von Anne Fausto-Sterling (1988), Ruth Bleier (1984) und Evelyn Fox-Keller (1986) den Einstieg in die Geschlechterforschung der Naturwissenschaften fand, nannten wir diesen Zugang „feministische Naturwissenschaftskritik". Ziel war es, die Macht naturwissenschaftlicher Argumentationslogiken der Geschlechterdeterminationen zu verstehen und kritisch zu hinterfragen, was denn nun so natürlich festgelegt sein sollte: im geschlechtlichen Körper, im geschlechtlichen Verhalten und Denken, in den vergeschlechtlichten Strukturen und Institutionen der Gesellschaft, und hier insbesondere in denjenigen der Naturwissenschaften. Vom Begriff *gender* hatten wir schon ansatzweise einmal gehört, sein Bezug zum biologischen Geschlecht war uns jedoch zumeist noch sehr unklar. Unsere Position als Frauen in den biologischen Disziplinen und die damit verbundenen Barrieren wurden uns dagegen umso deutlicher, je länger wir versuchten, in der akademischen Welt Fuß zu fassen. Also ackerten wir uns durch die ersten Texte der feministischen Naturwissenschaftskritik, mehr oder weniger systematisch, aber mit zunehmender Euphorie. Schließlich boten uns diese Perspektiven doch erstmals die Möglichkeit, kritisch auf die eigenen Disziplinen zu schauen, ihre ‚Erkenntnisse' und Befunde, ihre Methoden und ihre Strukturen zu reflektieren, die Historie und gesellschaftliche Verortung ihrer Erkenntnisparadigmen zu enttabuisieren und ihre scheinbare Objektivität zu dekonstruieren.

Seitdem sind 25 Jahre vergangen. 1995 stellte Evelyn Fox Keller (Keller 1995) mit den Analysedimensionen *Women in Science*, *Science of Gender* und *Gender in Science* eine Strukturierung zur Verfügung, die bis heute leitend für Ansätze der naturwissenschaftlichen Geschlechterforschung ist. *Women in Science* macht traditionelle und aktuelle Barrieren für Frauen in diesen Fächern sichtbar und entwickelt Strategien zu ihrer Inklusion. *Science of*

Gender beschäftigt sich mit den naturwissenschaftlichen Forschungsfeldern, in denen Geschlechterdifferenzen behandelt werden. *Gender in Science* untersucht generelle Aspekte der Methodologie und Forschungspraxis und zeigt auf, dass die Ausbildung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse nicht wertfrei erfolgt, sondern immer von gesellschaftlichen und damit auch vergeschlechtlichten Prozessen beeinflusst ist.

Mit den Arbeiten von Donna Haraway (u.a. Haraway 1995, dies. 1996) und den verstärkten Auseinandersetzungen mit Geschlechterproblematiken auch in den technischen Wissenschaftszweigen, allen voran in der Informatik (vgl. Wajcman 1994), intensivierten sich im deutschsprachigen Raum Genderforschungen an den Schnittstellen von Technik und Naturwissenschaft, die wir heute unter dem Begriff der *Gender & Science Technology Studies* (STS) subsumieren[1]. Das heißt, wir schauen nicht nur innerhalb der Fächer nach ihren Ergebnispräsentationen und Produktentwicklungen. Vielmehr geht es darum, naturwissenschaftlich-technische Forschungsbereiche, ihre Konzepte und Theorien, Experimente und Anwendungen als soziale Projekte zu verstehen und darum, wie historische und kulturelle Aspekte, gesellschaftliche Aushandlungsprozesse, politische und ökonomische Strukturen (und nicht zuletzt Genderperspektiven) auf die Entstehung von Wissen über die Welt und auf die Gestaltung von Technologien zum Umgang mit ihr Einfluss nehmen. Umgekehrt ist es genau so wichtig, die Auswirkungen der Ergebnisse, Theorien und Anwendungen der Natur- und Technikwissenschaften auf die Welt und auf die Gesellschaft zu analysieren. Wie verändern natur-technologische Konzepte gesellschaftliche Kontroversen, z.B. um die Frage: „Wie natürlich ist Geschlecht?" Wie verändern ihre Anwendungen die Welt selbst, schaffen Zugänge für bestimmte Gruppen oder versperren Möglichkeiten für andere?[2]

Die Entwicklung der Genderforschung der Natur- und Technikwissenschaften war immer gekennzeichnet durch enge Vernetzungen mit der Wissenschaftsforschung, die das methodische Repertoire zur Analyse der Wissensproduktionsprozesse lieferte (vgl. Bauer 2006a), und mit der Genderforschung in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, die – nicht erst seit Judith Butler, aber von ihr prägnant formuliert – gesellschaftliche Geschlechterkonstruktionen mit dem Begriff der Performativität beschreibbar machte: wie durch ständige Wiederholung und Zitation bestimmter Diskurse Wirkungsmacht erzielt wird (Butler 1991). Die Ausweitung der Performativitätsansätze auf Konstruktionen des geschlechtlichen Körpers (Butler 1995) und die Auseinandersetzungen um die Bedeutung der Körpermaterialität in bio-technologisch-sozialen Wechselwirkungsprozessen prägen den transdisziplinären Genderdiskurs bis heute. Unter dem Stichwort des *feminist materialism* (Ahmed 2008) formierte sich diese Diskussion m.E. in den letzten Jahren zum prominenten Thema des feministischen Diskurses. Hierzu gehören ebenso die Versuche, mit Hilfe des *Embodiment* bzw. des Konzeptes eines dynamischen *Embodying* (vgl. Schmitz/ Degele 2010) Biologie und Sozialität des geschlechtlichen Körpers in Entwicklungs- und Wirkungsnetzwerken theoretisch und empirisch neu zu fassen.

Die in dieser Einführung angesprochenen Stationen von der feministischen Naturwissenschaftskritik bis zu den *Gender & STS* werde ich im Folgenden ver-

tiefen. Ihre Historie ist gleichzeitig Teil meiner Biografie. Daher ist die folgende Reise verknüpft mit einer persönlich gefärbten Rückschau und einer Vorschau auf das, was *Gender & STS* im transdisziplinären feministischen Diskurs zu bieten haben. Diese Geschichte ist nicht linear, auch wenn dies – geschuldet einer papiergebundenen linearen Erzählstrategie – zunächst so erscheinen mag. Ich erlaube mir daher immer wieder einige Seitensprünge.

2 Stelzenläuferin zurück auf „Los"

Als Biologin habe ich zum Lernverhalten von Entenküken promoviert. Verortet in der Verhaltensbiologie habe ich mich dann dem Lernen beim Menschen zugewandt und in der Biologie zum Raumorientierungsverhalten des Menschen unter Genderaspekten gearbeitet. Zugegeben, ein etwas ungewöhnliches Unterfangen, ging es doch vorwiegend um Menschen und nicht (nur) um Tiere, ging es doch um *gender* und nicht (nur) um *sex*, ging es doch um einen interdisziplinären Forschungsansatz, der verhaltensphysiologische und neurowissenschaftliche Grundlagen bei der Ausbildung von Lernstrategien mit psychologischen und Sozialisationsfaktoren im Zusammenhang brachte.

Warum beginne ich hier? Genderforschung, egal von welcher disziplinären Perspektive aus gestartet, ist *per se* ein interdisziplinäres Unterfangen. In meinem Forschungsprojekt konnte ich nur über die Kooperationen mit KollegInnen biologischer, psychologischer, soziologischer und pädagogischer Stammdisziplinen Geschlechterunterschiede im räumlichen Verhalten als sekundäre Ausprägungen aufgrund von Erfahrungs- und emotionalen Einflüssen herausarbeiten (vgl. Schmitz 1999). Das heißt nicht, dass sich geschlechtlich geprägte Erfahrungen nicht in der Biologie des Gehirns ‚verkörpern' (dazu später mehr). Interdisziplinarität ist also die Grundlage kritischer Geschlechteranalysen der Naturwissenschaften, doch gleichzeitig hat die Genderforschung aus den Naturwissenschaften heraus eigene Ansätze und Zugangsweisen entwickelt, die wichtig und zu berücksichtigen sind (vgl. Ebeling/ Schmitz 2006, Palm 2004).[3]

Die Arbeit als naturwissenschaftliche Genderforscherin, als genderforschende Naturwissenschaftlerin, als *Gender & STS*-Forscherin oder als transdisziplinäre Genderforscherin mit naturwissenschaftlichem Hintergrund (je nach aktueller Kontextualisierung) erfordert seit jeher ein Wandern entlang von Grenzlinien, ein ständiges Grenzüberschreiten, ein Staksen durch die Disziplinen oder auch durch den Sumpf der Institutionen, die nicht erst in jüngster Zeit wieder an den Beinen der sich marginal etablierenden Genderforschung sägt. Mein Selbstbild ist das einer Stelzenläuferin, die permanent Spagate ausführen muss, ohne hinzufallen. Einige dieser Spagate will ich kurz anreißen.

Erster Spagat – zwischen Naturwissenschaft und Genderforschung: Geht meine Genderforschung in der Biologie über die Erforschung von Geschlechterdifferenzen hinaus, betrifft sie also auch die Dimensionen methodologischer oder gar epistemologischer Kritik, bin ich in meiner Stammdisziplin eine Nestbeschmutzerin. Bestenfalls werde ich mit dem Argument der

persönlichen Betroffenheitsforschung nicht ernst genommen. In feministischen Kontexten muss ich dagegen betonen, dass ich als Genderforscherin aus der Biologie nicht gleich eine Biologistin bin.

Zweiter Spagat – zwischen Determination und Konstruktion: Mit der Faszination für biologische Prozesse, in meinem Fall der Faszination für das Gehirn, mit dem Sprechen über ‚die Biologie' laufe ich immer Gefahr, diese Phänomene zu essentialisieren. Im Zuge der heutigen Renaissance von Neo-Biologismen ist diese Gefahr nicht zu unterschätzen, unterstützt die Essentialisierung doch häufig Argumentationen unreflektierter Biologismen.[4] Der Versuch, über Biologie zu sprechen und gleichzeitig ihre Konstruktionshaftigkeit und Offenheit gegenüber sozialen Prozessen zu berücksichtigen, zieht sich durch meine Forschung und Lehre bis heute. Ich halte nichts von der Trennung *Nature* versus *Nurture* (angeboren versus erlernt), oder von Biologie versus Kultur. Wir können diese Netzwerke nur interdisziplinär verstehen, benötigen dazu jedoch disziplinäre Expertise.

Seit 1999 arbeite ich an der Schnittstelle von Naturwissenschaft und Informatik, insbesondere zu bildgebenden Verfahren der Hirnforschung und zu Neurotechnologien. Es ging mir zunächst um die kritische Aufarbeitung der *Geschlechterdifferenzforschung zum Gehirn*: Welche Befunde sind widersprüchlich, welche methodischen Verzerrungen oder unzulässigen Generalisierungen lassen sich im differenzierten Vergleich insbesondere der bildgebenden Studien feststellen? Lassen sich Hirnbefunde vor dem Hintergrund des Plastizitätskonzeptes, das die Veränderung von Hirnstrukturen und -funktionen durch Erfahrung und Lernen betont, auch als Ergebnis statt als Ursache von geschlechtlichem Verhalten kennzeichnen? Wie können diese verschiedenen Perspektiven für einen kritischen Dialog zur Verfügung gestellt werden (vgl. Schmitz/ Schinzel 2002, Schmitz 2006, Schmitz 2010a)?

Eines der wichtigsten Ergebnisse der vergleichenden Analyse – und eigentlich das einzig zu generalisierende Faktum – ist die *widersprüchliche Befundlage*. Detaillierte Analysen der Genderforschung haben systematisch Ursachen hierfür aufgezeigt:

- *Methodische Verzerrungen* (Anzahl der Versuchspersonen, Ignoranz individueller Erfahrung, Auswahl/Weglassen von Befunden, Anwendung unterschiedlicher Statistiken, etc.);
- *Unzulässige Generalisierungen* von Einzeluntersuchungen auf generelle Gesetzmäßigkeiten (alle Frauen – alle Männer – generelle Fähigkeiten); insbesondere in der populären Verbreitung der ‚Erkenntnisse' tauchen gegensätzliche Befunde nicht mehr auf. Viele festgestellte Nicht-Unterschiede werden höchstens am Rande erwähnt (*publication bias*);
- Die Wissensproduktion ist fokussiert auf die ‚Entdeckung' von *Geschlechterdifferenzen*, nicht auf Überschneidungen oder Variabilitäten.

Die Potentiale dieser Kritik, die man dem *feministischen Empirismus* (Harding 1991, 22-28) bzw. der Analysedimension *Science of Gender* (Keller 1995) zuordnen kann, liegen nicht nur in der kritischen Bewusstmachung für die Öffentlichkeit; ebenso wichtig ist die Sensibilisierung der wissenschaftsinternen Diskussionen und die Aufnahme von Genderansätzen in den Fächerkanon. In den letzten Jahren scheint eine solche Öffnung zumindest teilweise zu fruchten, wie Publikationen in führenden neurowissenschaftlichen Fachzeitschriften wie *Brain*, *Brain Research Reviews* oder *Brain and Language* zeigen (Sommer et al.. 2004, Sommer et al., 2008, Kaiser et al. 2009, Wallentin 2009).

Dritter Spagat – zwischen den Wissenschaftskulturen: Meine Auseinandersetzung mit den modernen Analyseverfahren der Neurowissenschaften umfasst eine differenzierte Analyse der *Brain Imaging Technologien* (vgl. Schmitz 2004, Schmitz/ Schinzel/ Nikoleyczik 2007). Diese Forschung verbindet sich mit den *Science Technology Studies*, die seit den 1990er Jahren einen wichtigen Bereich der Wissenschaftsforschung an der Schnittstelle von Naturwissenschaft und Technik eröffnet haben. Untersuchungen konnten die innerwissenschaftlichen Entscheidungsprozesse im Verlauf der Hirnbildgebung herausarbeiten: beeinflusst von der Zusammenstellung der jeweiligen Forscher-Innengemeinschaft mit ihren unterschiedlichen Hintergrundannahmen, Fragestellungen und Zielen, von ökonomischen und politischen Faktoren, von gesellschaftlichen Vorstellungen, von den technischen Voraussetzungen und nicht zuletzt von den untersuchten Körpern selbst (u.a. Beaulieu 2002, Joyce 2005, Burri 2008). Auch wenn die Bedeutung bildgebender Verfahren für eine verbesserte medizinische Diagnose und Therapie unbestritten ist, eines sind Hirnbilder sicher nicht: neutrale Repräsentationen der Hirnstruktur und -funktion. Sie stellen nicht nur Wissensinhalte dar, sie erzeugen diese auch und transportieren damit bestimmte Vorstellungen, Einschreibungen und Normierungen.

Die *European Association for the Studies of Science and Technology* (EASST), die Community für solche Forschungsansätze, ist allerdings noch stark dominiert von HistorikerInnen und SoziologInnen. Diese haben zwar differenzierte Ansätze zur Analyse gesellschaftlicher Verortungen der Forschung entwickelt, jedoch ist ihre Kenntnis der fachinternen Diskurse und Begriffe häufig zu gering, um die tatsächlichen Entwicklungen in den *Science and Technologies* zu erfassen. So ist die Analyse von Anträgen oder Conference-Announcements (z.B. präsentiert auf den zweijährigen Tagungen der EASST) eben nicht geeignet, die Aktualität der Forschungsentwicklungen und Diskussionen innerhalb der Disziplinen ausreichend zu berücksichtigen. Zudem sind Genderansätze oder gar eine feministische Technoscience in den STS bisher nur marginal aufgenommen worden (Franklin 2006).

Vierter Spagat – zwischen Objektivitätsmythos und poststrukturalistischer Beliebigkeit: Den vierten Spagat vollführt der feministische Diskurs seit mehr als 20 Jahren auf der *epistemologischen Ebene,* die ich in Teilen mit der Dimension *Gender in Science* gleich setze (vgl. Schmitz 2010a). Die entscheidende Frage hat Donna Haraway schon 1988 formuliert:

> Daher glaube ich, dass mein und unser Problem darin besteht, wie wir zugleich die grundlegende Kontingenz aller Wissensansprüche und Wissenssubjekte in Rechnung stellen, eine kritische Praxis zur Wahrnehmung unserer eigenen bedeutungserzeugenden, ‚semiotischen Technologien' entwickeln *und* einem nichtsinnlosen Engagement für Darstellungen verpflichtet sein können, die einer ‚wirklichen' Welt die Treue halten, einer Welt, die teilweise miteinander geteilt werden kann und unterstützend wirkt auf erdumgreifende Projekte mit einem begrenzten Maß an Freiheit, angemessenem materiellen Überfluss, einer Verminderung der Bedeutung von Leiden und einem begrenzten Maß an Glück. (Haraway 1996, 222-223, Original 1988, 579)

Dieses Zitat umfasst m.E. die grundlegenden Ansprüche und auch Widersprüche eines Ringens um Erkenntnisgewinnung jenseits der klassischen Metaphysik der Naturwissenschaften. Es geht um das Anerkennen der Konstruktion von Erkenntnis und gleichzeitig um den Anspruch, dennoch Formen adäquater Erkenntnis zu erlangen: unter Beteiligung aller Akteure (der WissenschaftlerInnen, Objekte und Apparaturen, der Sprache und der Repräsentationen und vielem mehr), unter Einbezug eben all der ‚semiotischen Technologien' unseres Wissenschaftsapparates. Dazu gehört auch die Aufdeckung der *Theorieabhängigkeit der Empirie* (jedes Experiment ist abgeleitet aus einer bestimmten Theorie und dieser Theoriebezug beeinflusst die experimentelle Methodik, die Messverfahren, die Datenauswertung etc.) und der *Unterdeterminiertheit von Theorien* (ein Befund ist kein Beleg für eine Theorie). Ein neurowissenschaftlicher Befund zu Hirnaktivierungen bei der Lösung bestimmter Aufgaben oder zur Größe bestimmter Hirnareale, der zu einem bestimmten Lebenszeitpunkt einer Person erhoben wird, ist nur eine Momentaufnahme der körperlichen Realität. Er ermöglicht Interpretationen in beide Richtungen, ist also weder Beleg für eine biologisch deterministische noch für ein hirnplastische Theorie.

Jenseits der Offenlegung dieser Interpretationskontexte geht es um die Entstehungskontexte naturwissenschaftlich-technischer Forschung. Keine Theorie entsteht aus dem Nichts, sondern ist immer eingebunden in gesellschaftliche Prozesse und Diskurse. Nicht zuletzt sind die Anwendungskontexte der Ergebnisse und Produkte natur-technowissenschaftlicher Forschung im gesellschaftlichen Kontext aufzudecken. Mit diesem *Dreiklang von Entstehungs-, Interpretations- und Anwendungskontext* hat schon Sandra Harding (1991) die politische Dimension jeder Forschung – auch der scheinbar neutralen Naturwissenschaft – deutlich gemacht. Der beliebte Vorwurf an die Genderforschung als politische oder Betroffenheitsforschung zur Diskreditierung ihrer Objektivität ist damit obsolet, denn jede Forschung ist politisch.

Aufbauend auf diese Analysen haben TheoretikerInnen der Genderforschung Erkenntniskonzepte entwickelt, um die geschlechtlich konnotierte Subjekt-Objekt Trennung und das darauf aufbauende *Objektivitätsparadigma* der Naturwissenschaften zu erweitern. Feministische *Standpunkttheorien* arbeiteten in den 1980er Jahren heraus, dass in einer hierarchischen Gesellschaft verschiedene Gruppen aufgrund ihrer Erfahrungen unterschiedliche

Erkenntnisfähigkeiten ausbilden. Marginalisierte soziale Gruppen besitzen hiernach ein epistemologisches Privileg gegenüber gesellschaftlich dominanten Gruppen. Denn von außerhalb des Wissenschaftsbetriebes sind sie in der Lage, die zunächst als wertfrei deklarierten Erkenntnisse zu reflektieren. Erste Standpunkttheorien argumentierten, dass Frauen aufgrund ihres langen Ausschlusses aus der Wissenschaft *per se* in der Lage seien, einen reflektierteren Erkenntnisgewinn einzubringen. Solche unzulässig vereinheitlichenden Geschlechterzuschreibungen an eine unreflektierte Kategorie ‚Frau' wurden in folgenden Diskussionen entlang zahlreicher weiterer Kategorien (u.a. ethnisch-kultureller Hintergrund, Klasse, Alter) ausdifferenziert. Multiple Standpunkttheorien betonen die Notwendigkeit der Berücksichtigung vieler Perspektiven, um zu adäquaten Erkenntnissen zu gelangen. *Strong objectivity* ist nach Sandra Harding (1994) nur in möglichst heterogen zusammengesetzten Wissenschaftskollektiven unter Einbezug marginalisierter Gruppen zu erlangen. Dazu gehört die Reflexion historisch entstandener gesellschaftlicher Ordnungen und ihrer Auswirkungen auf wissenschaftliche Praktiken sowie die Aufdeckung der eigenen Hintergründe und Ziele im Forschungs- und Erkenntnisprozess.

Donna Haraway (1996) prägte in diesen Diskussionen den Begriff des ‚situierten Wissens'. Sie wandte sich gegen die Vorstellung, Wissen sei etwas Losgelöstes, quasi im Raum Schwebendes. Dieser „god's trick" stelle in der traditionellen Vorstellung von Objektivität den Wissenschaftler als Beobachter von außen dar, der mit einem Blick „von nirgendwo" ein von seiner Person oder der jeweiligen Technik unabhängiges Wissen über ein Objekt präsentiere. Diese Position werde nach wie vor aus der im 16. Jahrhundert entwickelten experimentellen Methodik der Naturwissenschaften legitimiert, die sich vor allem durch Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit auszeichne. Den hierbei verwendeten Technologien wurde dabei Neutralität unterstellt, so dass sich trotz zunehmender instrumenteller Vermittlung die Annahme durchsetzte, der Wissenschaftler könne wertneutral von der Natur das ‚reine Wesen' des Untersuchungsobjektes ablesen. Gegen diese Annahme verweist Haraway (und nicht nur sie) darauf, dass experimentelle und Visualisierungstechniken eben nicht neutrale oder unvermittelte Erkenntnis präsentieren. Stattdessen plädiert sie für eine „verkörperte Objektivität" und damit für ein jeweils in einer bestimmten Zeit, einer Person oder einer Personengruppe verortetes, also situiertes Wissen. Wissen sei nie universell, es beinhalte Ausschnitte und unterschiedliche Sichtweisen, die sich zeitlich, personell und Kontext gebunden verändern könnten. Erst im Aushandeln der verschiedenen Positionen und partiellen Perspektiven, im Stottern und in den Irritationen die dabei entstünden, werde adäquatere Erkenntnis möglich.

Die Versuche, adäquatere Erkenntnisgewinnung zwischen Nachfolgewissenschaft (so wird der positivistische Zugang der Naturwissenschaften genannt) und poststrukturalistischer Beliebigkeit zu entwickeln, sind begleitet von Auseinandersetzungen um die Kriterien zur Bewertung ‚besserer' Erkenntniswege. Denn nicht jeder Standpunkt ist gleichwertig, aber welcher ist der jeweilig bessere? Donna Haraway stellte die Situiertheit in den Mittelpunkt: In zeitlich-räumlich

kontextualisierten Netzwerken müsse das Ziel sein, die reale (konstruierte) Welt lebenswerter für alle Gruppen zu machen (Haraway 1996). Helen Longino stellte einen ersten Katalog von Bewertungskriterien zur Beurteilung der erkenntnistheoretischen Zuverlässigkeit von (naturwissenschaftlichen) Theorien zur Diskussion: empirische Adäquatheit zur Verringerung der Distanz zwischen Theorie, Empirie und Interpretation; Neuheit der Ansätze gegen machtvolle Diskurse; ontologische Heterogenität unter mehreren Perspektiven; Berücksichtigung der Komplexität von Beziehungen zwischen Einflussfaktoren; Anwendbarkeit für menschliche Bedürfnisse; Teilung der Macht durch Aufnahme verschiedener Gruppen (Longino 1996). Sandra Harding stellt neben die strenge Objektivität die strenge Reflexivität: Nur im historischen Rückblick lasse sich entscheiden, welche Standpunkte beispielsweise zu geringerer Diskriminierung geführt, welche dagegen Hierarchien und Machtstrukturen verstärkt hätten (Harding 1996). Sie verweist zudem darauf, dass die Anerkennung der politischen Dimension jeder Forschung auch für die Genderforschung die Auseinandersetzung mit Machtstrukturen der Wissenschaft beinhalten müsse. Weiße Akademikerinnen als „outsiders within" (Harding 1994, 177) haben einerseits das Privileg der Erkenntnisperspektive der marginalisierten Gruppe ‚Frau', andererseits als Beteiligte in den Strukturen die Möglichkeit zur Veränderung, wenn die eigene Positionierung in/ an den Grenzen des Wissenschaftsbetriebes und die eigene Eingebundenheit in Machtstrukturen hinterfragt werde.

Fünfter Spagat – zwischen Identität und Differenz: Die Frage nach der Kategorie ‚Frau' stellt bis heute eine permanente Anforderung an den feministischen Diskurs. Das ist am besten nachzuvollziehen in der Auseinandersetzung zwischen Seyla Benhabib, Judith Butler und Nancy Fraser in *Der Streit um Differenz* (Benhabib et al. 1993). Wir brauchen die Kategorie ‚Frau' für ein politisches Engagement und wir müssen sie gleichzeitig dafür dekonstruieren. Einen Ansatz benennt Donna Haraway dahingehend, in den oben angesprochenen Netzwerken zielbezogen und situativ Affinitäten zu bilden statt vereinnahmende Identitäten anzustreben (Haraway 1995).

Sechster, aber nicht letzter Spagat – zwischen Natur und Kultur: Die Natur war nie unschuldig-passives Gegenüber von Kultur und Technik. Natur ist nicht vordiskursiv, nicht reine Biologie. Unser Verhältnis zur Natur ist immer geprägt von Bedeutungszuschreibungen und machtvollen Handlungen. Die *artefaktische Natur* war immer schon Produkt von „weltverändernden technowissenschaftlichen Praktiken durch bestimmte kollektive AkteurInnen zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten" (Haraway 1995, 14). Allerdings, so führt Haraway aus, war für die Entwicklung des Herrschaftsverhältnisses der westlich-zivilisierten Gesellschaft über die Natur die Abtrennung und die Dichotomisierung von Natur gegenüber Kultur und Technik notwendige Voraussetzung. Denn für die Naturbeherrschung und die Naturausbeute benötigte man die Vorstellung der Natur als ‚das Andere', als passives Objekt und als ausbeutbare Ressource, die von den gesellschaftlichen Subjekten mit Hilfe von Technologien angeeignet werden konnte. Diese Polarisierung ist vielfach verwo-

ben mit geschlechtlich konnotierten Zuschreibungen an Natur und Weiblichkeit versus Kultur-Technik und Männlichkeit. Die Analysen der Genderforschung der Naturwissenschaften und der *Gender & STS* haben diese und weitere damit verbundene zentrale geschlechtliche Kodierungen deutlich aufgezeigt: Männlichkeit, Rationalität, Erkenntnis, Subjektstatus und Herrschaftsfähigkeit auf der Seite der Kultur, Weiblichkeit, Emotionalität, Reproduktion, Objektstatus und Unterwerfung auf der Seite der Natur.

Wenn nun aber, so die „Implosionstheorie" Haraways in ihrem Cyborg-Manifest (Haraway 1991), die Grenzen zwischen Natur und Kultur, zwischen Tier und Mensch, zwischen Organismus und Maschine und zwischen Materie und Information aufbrechen, wenn Natur, Kultur und Technik in der modernen Gesellschaft hybridisieren, dann könnten diese zentralen Dichotomien und auch die damit verbundenen Geschlechterzuschreibungen zusammenbrechen. Mit dieser Frage schlägt sich der technowissenschaftliche Genderdiskurs in den letzten 20 Jahren herum: ob die Vision der Geschlechterdekonstruktion durch Vernetzung von Natur, Kultur und Technik verwirklichbar ist oder ob geschlechtlich konnotierte Normierungen in diesen Kontexten wiederum Eingang halten beziehungsweise Persistenz aufweisen.

Cyborgs als materiell-semiotische Netzwerke sind real (materiell), aber sie tragen auch Bedeutungen mit sich. Schon Haraway betonte, dass ‚cyborgische' Netzwerke nur Veränderung bringen können, wenn alle beteiligten Akteure (Tiere und Menschen, organische Körper und technische Apparaturen, Materie und Information) gleichwertig in Interaktion treten können, wenn sie handlungs- und artikulationsfähig sind.

Auch Karen Barad versuchte, mit ihrem Konzept des *‚agential realism'* der Materie und der Natur eine aktive Rolle, eine Handlungsfähigkeit (*agency*) bei der Entwicklung von weltlichen Phänomenen zu geben (Barad 1996). Barad wandte sich damit einerseits (wie Haraway) gegen die Trennung des Repräsentationalismus, dass Materie/ Natur gegeben sei (ontologisch) und dass die Wissenschaft diese Dinge unabhängig erklären könne (epistemologisch). Gleichzeitig wandte sie sich aber auch gegen jene konstruktivistischen Ansätze, die Materie als vollständig sprachlich konstruiert ansehen. Phänomene (nicht Dinge) in unserer Welt sind nach Barad nicht nur Produkte des iterativen Zitierens, der sprachlichen Performativität. Stattdessen sei es wichtig, zu verstehen, wie Materie sich materialisiert („how matter comes to matter"), und zwar in ihren Handlungen. Dieses Tun (*doing*), welches das Phänomen erst generiere, zeichne sich durch sprachliche und nicht-sprachliche ‚Intra-Aktionen' zwischen organischen und maschinellen, zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren aus. Barad spricht bewusst von Intra-Aktionen in Abgrenzung zu Interaktionen, um deutlich zu machen, dass organische und technische Wechselwirkungen sowie kulturelle Bedeutungszuschreibungen im Phänomen amalgamieren. Deshalb nennt sie ihren Ansatz *„post-humanist performativity"*:

> Phenomena are produced through complex intra-actions of multiple material-discursive apparatuses of bodily production. Material discoursive apparatuses are themselves phenomena made up of specific intra-actions of humans and non-humans. (Barad 2003, 817)[5]

Ein Zugang zum Verständnis von Phänomenen könne erreicht werden, wenn die dynamischen Intra-Aktionen genauer in den Blick genommen und die Materialisierungen, die technischen Vernetzungen und die Ein- und Auswirkungen kultureller Bedeutungen in ihrem Zusammenwirken verfolgt würden.

3 Körper als Natur und Kultur: vom *Embodiment* zum *Embodying*

Seit fünf Jahren arbeite ich mit KollegInnen[6] an einem interdisziplinären Konzept des ‚*Embodying*', um Optimierungstechnologien am Körper, mit dem Körper und im Körper empirisch zu analysieren. Hier geht es in der Verbindung von Soziologie und Naturwissenschaften um die Einbindung des Körpers in die Anforderungen der Leistungsgesellschaft (außen) und um die Prozesse der Verkörperung (innen). Wir verwenden den Begriff *Embodying* deshalb, weil es um die dynamischen Wechselprozesse von Natur, Kultur und Gesellschaft geht (Schmitz/ Degele 2010).

Zum *Embodying*-Begriff lassen sich verschiedene disziplinäre, teils schon interdisziplinäre Perspektiven von vier Grenzlinien (außen-innen, determiniert-konstruiert, passiv-aktiv, statisch-dynamisch) charakterisieren und auf ihre *Embodying*-Qualität abschätzen. In der Körpersoziologie wird der Fokus auf die Außenperspektive des Körperhandelns gelegt, innerkörperliche Prozesse werden dabei noch weitestgehend vernachlässigt. Dagegen stellt der bio-medizinische Forschungsbereich unter ‚*Embodiment*' einseitig die körperlich-physiologischen Prozesse in den Mittelpunkt und untersucht, wenn überhaupt, reaktive Veränderungen des Körper-Inneren auf operationalisierte Einflussfaktoren (Birke 2003). Der Körper bleibt vordiskursive, ontologische Entität; deterministische Konzepte haben Vorrang vor konstruktivistischen mit schon beschriebenen Auswirkungen auf neobiologistische Geschlechterkonzepte. Die konstruktivistische Perspektive von Seiten der Genderforschung setzte zwar mit Judith Butler diesen Ontologisierungen die Performativität als sprachliche Herstellungspraxis von geschlechtlichen Körpern entgegen, diese Sichtweise muss aber auf körperliches Handeln erweitert werden, um der Intra-Aktion des Körperlichen gerecht zu werden.

Angesichts der boomenden Körper- und Hirnoptimierungsindustrie müssen immer mehrere Facetten in Intra-Aktion behandelt werden: der Körper als Ressource für Selbsttechnologien (Schönheit, Bodybuilding), das Gehirn als plastisches Organ zur Leistungssteigerung (Hirntraining, *neuroenhancement*), Bedeutungseinschreibungen und Normierungen über Körperrepräsentationen (Körper- und Hirnvisualisierungen) und nicht zuletzt gesellschaftliche Prozesse, die Körper und Gehirne im Fokus haben (moderne Biopolitiken). Geschlecht spielt in allen diesen Netzwerken eine entscheidende Rolle.

Denkt man Körper in Dimensionen der *agency*, Gestaltbarkeit und Gestaltungsmacht weiter, findet eine Akzentverschiebung statt: Nicht *der Körper* ist konstitutiv für Soziales, sondern *Verkörperung*. Im Vordergrund stehen damit nicht Entitäten, Strukturen oder starre Zustandsformen der Körpermaterie, sondern Prozesse. Das macht eine begriffliche Erweiterung erforderlich. Denn *Verkörperung* und *Embodiment* sind statische Begriffe, die Zustände oder Ergebnisse von Verkörperungsprozessen beschreiben. Die Begriffe *Verkörperung* und *Embodiment* greifen also zu kurz, um Prozesse der Körperformung, -gestaltung und *agency* insbesondere in ihrer zeitlichen Dynamik einzufangen. Dieser Aspekt ist maßgeblich für die begriffliche Weiterentwicklung von *Embodiment* zu *Embodying* verantwortlich und bildet den Dreh- und Angelpunkt unserer weiteren Überlegungen (Schmitz/ Degele 2010, 19).

Wir setzen uns in diesem Artikel mit verschiedenen Diskursfeldern (soziologischen, theaterwissenschaftlichen, psychologischen (embodied cognition) und neurowissenschaftlichen) des *Embodiment* auseinander und loten ihre Potentiale für *Embodying* aus. Ich will hier nur auf die letzte Perspektive eingehen. Wenn Anne Fausto-Sterling (2005) oder Linda Birke (2003), beide Biologinnen von Haus aus, für die *Reintegration des Sexes*, also der körperlichen Aspekte von Geschlecht in den feministischen Diskurs plädieren (s.o. erster Spagat), dann tun sie dies immer mit wachem Auge auf die Gefahr erneuter Biologisierungen (s.o. zweiter Spagat). Wie schon ausgeführt ist die Intra-Aktion von Natur und Kultur (s.o. sechster Spagat) am Beispiel von Gender im Gehirn unter Zuhilfenahme des Plastizitätskonzeptes am weitesten gediehen. Denn in der permanenten Veränderung des Gehirns durch Erfahrung und Lernen bricht die Abschottung körperlicher Innenwelt von gesellschaftlicher Außenwelt auf, dichotome Geschlechterzuschreibungen werden (selbst im neurowissenschaftlichen Diskurs) fraglich und diese Prozesse sind nur in ihrer zeitlichen Dynamik erfassbar.

Aus der Analyse der angesprochenen Diskursfelder unterscheiden wir biologische und gesellschaftliche Prozesse zwar analytisch, aber nicht in der Realität und betonen damit die Untrennbarkeit körperlicher und gesellschaftlicher Prozesse. Solche *Embodying*-Ansätze, und mehr noch ihre anstehende empirische Konkretisierung, liefern damit einen wichtigen Beitrag zur Weiterführung des Diskurses um ‚*feminist materialism*'.

4 Ein Blick in die Zukunft

Somit wird am Ende alles gut! Oder doch noch nicht? Mein Forschungsweg führt mich zu den aktuellen Entwicklungen und Anwendung der Neurotechnologien, den Schnittstellen der *Brain-Computer-Interfaces* (der Vernetzung von Gehirn und Computer über EEG oder Implantate) und des *Neuro-Enhancements* (der Steigerung der Leistungsfähigkeit über technische oder pharmakologische Eingriffe in das Gehirn). Hier, so könnte man meinen, vollzieht sich nun die Hybridisierung von Natur, Kultur und Technik, hier lösen sich dichotome Zuschreibungen auf (s.o. vierter Spagat).

Interessant ist für die Hirnforschung heute insbesondere die Aufnahme des Plastizitätskonzepts in den modernen neurobiologischen Determinismus. Dieser charakterisiert sämtliche Verhaltensprozesse und Eigenschaften des Subjektes aus der biologischen Fundierung des Systems Gehirn heraus. Allerdings löst sich diese Form des Determinismus von der Frage, ob das Gehirn in seiner jeweiligen Struktur und Funktion von vornherein (evolutionär) festgelegt ist oder ob es sich aufgrund von äußeren Einflüssen formt. Es geht weniger darum, dass das Gehirn selbst determiniert ist, sondern dass es in seiner aktuell vorhandenen Ausgestaltung (egal ob angeboren oder erlernt) als determinierend für jegliche Denkprozesse, Handlungsweisen und die Gesamtheit persönlicher Verhaltensmerkmale verstanden wird (vgl. Schmitz 2010b).

Francisco Ortega und Fernando Vidal sprechen in diesem Zusammenhang von der Definition des modernen Menschen als „cerebralem Subjekt". Wir haben nicht nur ein Gehirn, wir sind unser Gehirn. Verhalten, Denken, Identität und Persönlichkeit amalgamieren mit der Hirnbiologie und das cerebrale Subjekt wird zur zentralen Kategorie, wenn es um Definitionen des Selbst, um gesellschaftliche Prozesse oder um ein zukünftiges Menschenbild geht (Ortega/ Vidal 2007). Mehr noch, infolge dieser tief greifenden Vernetzungen zwischen Biologischem und Technischem ist das cerebrale Subjekt nicht mehr rein biologisch, es wird zum biotechnologischen Subjekt.

Dieser Blickwinkel hat zur Ausbildung neuer transdisziplinärer Forschungs- und Anwendungsfelder geführt, z.B. Neuropädagogik, Neuroökonomie, Neuromarketing, Neurotheologie, Neuroästhetik. Dabei sind Neurotechnologien auf die Offenheit des Systems gegenüber Außeneinwirkungen, auf die Veränderbarkeit des Gehirns aufgrund der Neuroplastizität angewiesen. Gleichzeitig lässt sich nur das determinierte Gehirn als Ressource nutzen, verbessern, modulieren, *enhancen* – und kontrollieren (vgl. Degele/ Schmitz 2009). Denn nur mit der Vorstellung einer abgeschlossenen Materialität ist Manipulation, Kontrolle und Optimierung durch Kultur und Technik möglich.

Als Ziele der neurotechnologischen Optimierung lassen sich bestimmte Phänomene konstatieren: Verbesserung der Kommunikation, der Mobilität, der Vernetzung, der Einsatzbereitschaft, der Flexibilität. Ziemlich eindeutig sind dies Optimierungen für den modernen Menschen, der sich in der technologischen Informationsgesellschaft schnell und effektiv behaupten will. Geschlechterkonnotationen werden vorderhand negiert, sie sind auch nicht ganz eindeutig, aber einige werden sichtbar: der flexible Manager im urbanen Umfeld, vernetzt durch sein gedankengesteuertes Handy, der sein *smart phone* per Gedankensteuerung bedient; der Gedanken-vernetzte Computerspieler im Wettbewerb und dagegen die emotionale Spielerin; der maskuline ‚*universal soldier*', auch wenn Neuroprothesen ebenso für verletzte Soldatinnen eingesetzt werden sollen (Schmitz in Vorb.).

Bei genauerer Durchsicht ist vielen Entwicklungen der Neuro-Technologien eine Trennung in Rationalität und Emotionalität inhärent und diese scheint mit alten Geschlechtereinschreibungen fast unlösbar verknüpft: der klassische cartesianische Dualismus in männliche Rationalität und weibliche Emotio-

nalität. So forcieren Ansätze des *neuroenhancement* die Steigerung männlich konnotierter Rechenleistung und Konzentration einerseits und die Steigerung des Selbstbewusstseins der emotionalen Frau, insbesondere der Karrierefrau, andererseits (vgl. Blum/ Stracuzzi 2004, Scharper-Rinkel 2004).

Die Neuroökonomie revidiert das Modell des rein rationalen *homo oeconomicus* und hat Emotionen ins Modell seiner Entscheidungsfindung aufgenommen. Allerdings wird gleichzeitig unter Bezug auf die ‚Fakten' des *Brain Imaging* eine Separation bewusster rationaler Kontrolle versus unbewusster Emotionen konstruiert (Schmitz in Vorb.). Damit geht eine Hierarchisierung einher: Rationalität und Emotionalität stehen im Kampf miteinander. Das egoistische Kosten-Nutzen-Kalkül ist bewusst und rational, es kontrolliert unbewusste Emotionen wie Vertrauen und Empathie; letztere wirken gewissermaßen als Regulatorium ‚von unten', damit das rationale Kosten-Nutzen Kalkül nicht aus dem Ruder läuft. Hiermit verbinden sich alte und neue Geschlechterzuschreibungen, die Zuordnung von Männlichkeit zum rationalen *homo oeconomicus* und von Weiblichkeit zur regulierenden Emotionalität. ‚Natürlich' kommen beide Aspekte in allen Menschen vor, aber sie bleiben geschlechtlich konnotiert, es geht an dieser Stelle (noch) weniger um Männer oder Frauen als um männlich oder weiblich konnotierte Eigenschaftszuschreibungen.

Die deutlichste Persistenz von Geschlechterstereotypen in der modernen Neurokultur findet sich in den Theorien und Anwendungsfeldern des boomenden Neuromarketing. Wiederum unter Rückbezug auf angeblich objektive Fakten der bildgebenden Verfahren sollen Produkte die (unbewussten) Präferenzen der Geschlechter, die aber im Hirnbild eindeutig zu sehen seien, besser treffen. Testosterongesteuerte Männer bräuchten den Anspruch von Abenteuer, *thrill*, Disziplin, Technik, etc.; östrogengesteuerte Frauen bräuchten Balance, Soziales, Partnerschaft, Mode, etc. (Häusel 2007). Gleichzeitig werden Plastizitätsmodelle angeführt, um die Einflussnahme auf hirngesteuerte Präferenzen durch kulturell prägende Marken (z.B. Coca Cola) zu forcieren: vom *store-branding* (Markenanpassung an das Gehirn) zum *brain-branding* (Gehirnanpassung an die Marke) (vgl. Trandl 2007).

5 Feminism Revisited: Der Schluss ist der Anfang

Die Reise der letzten 25 Jahre, von feministischer Naturwissenschaftskritik über *Gender & STS* zum *feminist materialism* und zum *Embodying* hat viele Ansätze geliefert, um einseitige Determinismen aufzubrechen und machtvolle Diskurse der Natur- und Technikwissenschaften zu enttarnen. Nun geht es definitiv nicht darum, diese Disziplinen in Erkenntnisprozessen abzulehnen oder in eine poststrukturalistische Beliebigkeit zu verfallen. Naturwissenschaften und Technik können sehr wohl zur Erkenntnisgewinnung beitragen, wenn sie von ihrem alleingültigen Wahrheitsanspruch Abstand nehmen. Transdisziplinäres Arbeiten erfordert zudem einen transkulturellen Dialog (vgl. Bauer 2006b), nicht nur bezogen auf unterschiedliche Kulturen bzw. ethnische Gruppierungen, sondern auch bezogen auf die eigenen Fachkulturen. Selbst im Genderdiskurs

haben verschiedene Fächer unterschiedliche ‚Sprachen', Fachbegriffe, die für andere wie Fremdwörter sind, und umgekehrt von den gleichen Begriffen ganz unterschiedliche Definitionen und Verständnisse (s.o. *Embodiment*). Eines hat die feministische Debatte mit Sicherheit gelehrt: Es gibt nicht die eine ‚Wahrheit', es gibt nur begründete Standpunkte, die wir respektvoll miteinander austauschen können, um neue Erkenntnisse zu gewinnen. Das bedeutet für mich: auf Affinitäten eingehen statt auf Identitäten zu beharren, im transdisziplinären Dialog zu stottern, sich zu reiben, zu streiten, respektvoll zwischen „un/an/geeigneten Anderen":

> Eine un/an/geeignete Andere, ein un/an/geeigneter Anderer zu sein, heißt vielmehr, in einer kritischen, dekonstruktiven Beziehungsweise, in einer auf Beugung, nicht auf Brechung abzielenden Rationalität zu stehen – als Mittel zur Herstellung wirkmächtiger Verbindungen, die Herrschaft übersteigen. (Haraway 1995, 20)

Ein letzter Spagat: Zum Abschluss, ein paar Worte in eigener Sache zu einem letzten Spagat, dem der Institutionalisierung. Anne Fausto-Sterling (1992) benannte eine *two-way-street* Strategie: sowohl Naturwissenschaften für Genderfragestellungen zu sensibilisieren als auch die Gender Studies hinsichtlich naturwissenschaftlicher Diskurse zu öffnen. In *Gender & STS* geht es um ein zweiseitiges Arbeiten, das Einbringen aller Genderaspekte (nicht nur Gleichstellung oder Frauenförderung) in Natur- und Technikwissenschaften und um die Integration der Besonderheiten der Naturwissenschaft und Technik in die Gender Studies.

In der bundesweit (und soweit ich das überblicken kann auch international) einzigartigen Kooperation zwischen dem Kompetenzforum *Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften [gin]* und dem *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies [Zag]* haben wir zehn Jahre an der Universität Freiburg einen solchen transdisziplinären Dialog erfolgreich geführt, in Forschungskooperationen, *Team-Teaching*, der Konzeption eines neuartigen Master-Studienganges und vielen Initiativen mehr. Und wir hatten einen exzellenten Ruf. Schade eigentlich, dass die Universität Freiburg das nicht genutzt hat und das Kompentenzforum [gin] im Sommer 2009 geschlossen hat.

Anmerkungen

1 Manche nennen diese Ansätze auch Gender Studies in SET (Science, Engineering and Technology). Ich bevorzuge den Terminus STS, denn STS beschäftigt sich mit der Entwicklung und Verbreitung von naturwissenschaftlich-technischen Wissensbeständen und Produkten aus einer transdisziplinären Perspektive.

2 Analog zu den Dimensionen von Keller lassen sich die Ansätze der *Gender & STS* Forschung strukturieren in *Women in Science and Technology* (zur Situation von Frauen in Naturwissenschaft und technologischen Disziplinen sowie an ihren Schnittstellen), *Science of Gender and Gendered Technology* (nimmt neben den naturwissenschaftlichen Aussagen zu Geschlecht auch die technischen Produkte und Anwendungen in den Blick und analysiert hier das Spannungsfeld zwischen Ignoranz von Geschlechteraspekten in der Technologieentwicklung und den Vergeschlechtlichungen technischer Artefakte) und *Gender in Science and Technology* (erweitert die meta-analytische Herangehensweise an Einflüsse gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse, ökonomischer und politischer Machtstrukturen auf die Modellbildungen und Grundlagen der technologischen Entwicklungen bzw. auf die Entwicklungen an der Schnittstelle von Technik und Naturwissenschaften).

3 Seit 1977 treffen sich Frauen aus Naturwissenschaft und Technik jährlich in Deutschland auf den FiNuT Kongressen (12. April 2010 <http://www.finut.net>, vgl. Götschel 2001).

4 Diese neuen Biologismen setzen weniger deutlich auf direkte Hierarchisierungen männlicher über weibliche Fähigkeiten, sondern vielmehr auf angebliche weibliche und männliche Spezialisierungen (z.B. weibliche Sprachfähigkeiten, Sozialität, emotionale Kompetenz versus männliche mathematisch-räumliche Fähigkeiten, Wettbewerbs- und Durchsetzungskompetenz), die implizit weiterhin dichotomisiert sind und nach wie vor in hierarchischer Ordnung stehen.

5 Mit ihren Buch *Meeting the Universe Halfway* (Barad 2007) stellt Barad eine sehr lesenswerte Zusammenschau ihrer bisherigen Artikel zur Verfügung, die zwar (leider) nichts Neues enthält, für das Verständnis ihres Ansatzes allerdings zu empfehlen ist.

6 An diesem Vorhaben sind bisher beteiligt: Nina Degele (Soziologie), Kerstin Palm (Naturwissenschaftsforschung), Paula Villa (Soziologie) und die Autorin Sigrid Schmitz (Biologie, Gender & STS).

Literatur

Ahmed, Sara (2008) „Open Forum. Imaginary Prohibitions: Some Preliminary Remarks on the Founding Gestures of the ‚New Materialism'." *European Journal of Women's Studies* 15/1, 23-39.

Bauer, Robin (2006a) „Grundlagen der Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung." *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften*. Hg. Smilla Ebeling/ Sigrid Schmitz. Wiesbaden: VS, 247-280.

Bauer, Robin (2006b) „Hochschuldidaktische Realisierung von Lehre an der Schnittstelle der Wissenschaftskulturen." *Gender in Naturwissenschaften – Ein Curriculum an der Schnittstelle der Wissenschaftskulturen*. Hg. Robin Bauer/ Helen Götschel. Talheim: Talheimer Verlag, 7-14.

Barad, Karen (1996) „Meeting the universe halfway: Realism and social constructivism without contradiction." *Feminism, Science ad the Philosophy of Science*. Hg. Lynn Nelson/ Jack Nelson. London: Kluwer, 161-194.

Barad, Karen (2003) „Posthumanist Perfomativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter." *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 28: 801-831.

Beaulieu, Anne (2002) „Images Are Not the (Only) Truth: Brain Mapping, Visual Knowledge, and Iconoclasm." *Science, Technology & Human Values* 27/1: 53-86.

Behabib, Seyla/ Judith Butler/ Drucilla Cornell/ Nancy Fraser (1993) Hg. *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt/M.: Fischer.

Birke, Lynda (2003) „Shaping biology. Feminism and the idea of ‚the biological'."*Debating Biology. Sociological reflections on health, medicine and society*. Hg. Simon J. Williams/ Lynda Birke/ Gillian A. Bendelow. London: Routledge, 39-52.

Bleier, Ruth (1984) *Science and Gender*. New York: Pergamon.

Blum, Linda M./ Nena F. Stracuzzi (2004) „Gender in the Prozac Nation: Popular Discourse and Productive Femininity." *Gender and Society* 18/3: 269-286.

Burri Regula Valérie (2008). *Doing Images. Zur Praxis medizinischer Bilder*. Bielefeld: transcript.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. [1990]: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.

Butler, Judith (1995) *Körper von Gewicht*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. [1993]: *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of „Sex."* New York: Routledge.

Degele, Nina/ Sigrid Schmitz (2009) „Kapitalismuskompatible Körper. Zum wechselseitigen ‚Enhancement' gesellschaftstheoretischer und naturwissenschaftlicher Körperdiskurse." *Globale Rekonfigurationen von Arbeit und Kommunikation*. Hg. Boike Rehbein/ Klaus-Wilhelm West. Konstanz: UVK, 115-129.

Ebeling, Smilla/ Sigrid Schmitz (2006) Hg. *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften*. Wiesbaden: Helmer.

Fausto-Sterling, Anne (2005) „The Bare Bones of Sex: Part I, Sex & Gender." *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 30: 1491-1528.

Fausto-Sterling, Anne (1992) „Building Two-Way Streets: The Case of Feminism and Science." *National Women's Studies Association Journal* 4/3: 336-349.

Fausto-Sterling, Anne (1988) *Gefangene des Geschlechts? Was biologische Theorien über Mann und Frau sagen*. München: Piper.

Franklin, Sarah (2006) „Queer Science: Transbiological „Facts"." *Reviewing Humanness: Bodies, Technologies and Spaces*. EASST conference 2006, Lausanne.

Götschel, Helene (2001) *Naturwissenschaftlerinnen und Technikerinnen in Bewegung. Zur Geschichte des Kongresses von Frauen in Naturwissenschaft und Technik*. Mössingen: Talheimer.

Häusel, Hans-Georg (2007) „Neuromarketing mit Limbic®. Emotions- und Motivwelten im Gehirn des Kunden treffen." *Innovation Management* 3/2007.

Haraway, Donna (1996) „Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg der partialen Perspektive." *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftskritik*. Hg. Elvira Scheich. Hamburg: Hamburger Edition, 217-248. [1988]: „Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective." *Feminist Studies* 14 (3): 575-599.

Haraway, Donna (1995) „Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften. *Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Hg. Dies. Frankfurt/M.: Campus, 33-74. [1991]: „A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century." *Simians, Cyborgs and Women: The Reinvention of Nature*. New York: Routledge, 149-181.

Haraway, Donna (1995) „Monströse Versprechen. Eine Erneuerungspolitik für un/an/geeignete Andere." *Monströse Versprechen. Die Gender- und Technologie-Essays*. Hg. Dies. Hamburg: Argument. [1992] „The Promise of Monsters: A Regenerative Politics for Inapproriate/d Others." *Cultural Studies*. Hg. Lawrence Grossberg/ Cary Nelson/ Paula Treichler. New York: Routledge, 295-337.

Harding, Sandra (1994) *Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu*. Frankfurt/M.: Campus.

Harding, Sandra (1991) *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Frankfurt/M.: Campus.

Joyce, Kelly (2005) „Appealing Images: Magnetic Resonance Imaging and the Production of Authoritative Knowledge." *Social Studies of Sciences* 35/3: 437-462.

Kaiser, Anelis/ Sven Haller/ Sigrid Schmitz/ Cordula Nitsch (2009) „On sex/gender related similarities and differences in fMRI language research." *Brain Research Reviews* 61: 49-59.

Keller, Evelyn Fox (1995) „Origin, history, and politics of the subject called ‚gender and science' – a first person account." *Handbook of Science and Technology Studies*. Hg. Sheila Jasanoff/ Gerald E. Markle/ James C. Petersen/ Trevor Pinch. Thousand Oaks: Sage, 80-94.

Keller, Evelyn Fox (1986) *Liebe, Macht und Erkenntnis*. München: Hanser.

Longino, Helen (1996) „Natur anders sehen: Zur Bedeutung der Geschlechterdifferenz." *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Hg. Elviry Scheich. Hamburg: Hamburg Edition, 292-310.

Ortega, Francisco/ Vidal Fernando (2007) „Mapping the cerebral subject in contemporary culture." *RECIIS* 1/2: 255-259.

Palm, Kerstin (2004) „Was bringt die Genderforschung eigentlich den Naturwissenschaften." *Grenzgänge. Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften*. Hg. Sigrid Schmitz/ Britta Schinzel. Königstein/T.: Helmer, 50-64.

Scharper-Rinkel, Petra (2004) „Die neurowissenschaftliche Gouvernementalität. Re-Konfiguration von Geschlecht zwischen Formbarkeit, Abschaffung und Re-Essentialisierung." *Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht*. Hg. Irene Dölling, Dorothea Dornhof, Karin Esders, Corinna Genschel, Sabine Hark. Königstein/T.: Helmer, 94-208.

Schmitz, Sigrid (in Vorb.) „Entscheidungsraum Gehirn: Neurokultur, Neuroöko-

nomie und das cerebrale Subjekt.“ *Bioökonomien.* Hg. Susanne Lettow. Bielefeld: transcript.

Schmitz, Sigrid (2010a) „Sex, gender, and the brain – biological determinism versus socio-cultural constructivism.“*Gender and Sex in Biomedicine. Heoreis, Methodologies, Results.* Hg. Ineke Klinge/ Claudia Wiesemann. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 57-76.

Schmitz, Sigrid (2010b) „Der Körper als Schicksal und Bioaktie: Eine Auseinandersetzung mit dem Gehirn im Spannungsfeld von Determination und Konstruktion.“ *Körperhandeln und Körpererleben. Multidisziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld.* Hg. Anke Abraham/ Beatrice Müller. Bielefeld: transcript, 87-111.

Schmitz, Sigrid (2006) „Frauen und Männergehirne. Mythos oder Wirklichkeit? *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel.* Hg. Ebeling, Smilla/ Sigrid Schmitz. Wiesbaden: VS, 211-234.

Schmitz, Sigrid (2004) „Körperlichkeit in Zeiten der Virtualität.“ *Grenzgänge: Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften.* Hg. Sigrid Schmitz/ Britta Schinzel. Königstein/T.: Helmer, 118-132.

Schmitz, Sigrid/ Nina Degele (2010) „Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung.“ *Gendered Bodies in Motion.* Hg. Nina Degele/ Sigrid Schmitz/ Marion Mangelsdorf/ Elke Gramespacher. Leverkusen: Budrich UniPress,, 13-36.

Schmitz, Sigrid/ Britta Schinzel (2002) „GERDA: A brain research information system for reviewing and deconstructing gender differences.“ *Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik.* Hg. Ursula Pasero/ Anja Gottburgsen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 126-139.

Schmitz, Sigrid (1999) *Wer weiß wohin? Orientierungsstrategien beim Menschen: Geschlechterunterschiede und ihre Hintergründe.* Egelsbach: Hänsel-Hohenhausen.

Schmitz, Sigrid/ Britta Schinzel/ Katrin Nikoleyczik (2007) „Körpervisualisierungen.“ *Informatik und Naturwissenschaften im Forschungsfeld der Gender Studies an der Universität Freiburg.* Freiburger Universitätsblätter. Hg. Sigrid Schmitz/ Britta Schinzel. Rombach: Freiburg i. Br., 67-76.

Sommer, Iris/ André Aleman/ Anke Bouma/ René S.Kahn (2004) „Do women really have more bilateral language representation than men? A meta-analysis of functional imaging studies.“ *Brain* 127: 1845-1852.

Sommer, Iris/ André Aleman/ M. Somers/ M. Boks/ René S. Kahn (2008) „Sex differences in handedness, asymmetry of the planum temporale and functional language lateralization.“ *Brain Research* 1206: 76-88.

Traindl, Arndt (2007) „Neuromarketing am Point of Sale (POS): Mit Neuronen zu Millionen. *Neuromarketing: Erkenntnisse der Hirnforschung für Markenführung, Werbung und Verkauf.* Hg. Hans-Georg Häusel. Freiburg i. Br./ Berlin/ München: Haufe, 48-59.

Wajcman (1994) *Feminism Confronts Technology,* Cambridge, Polity Press.

Wallentin, Mikka (2009) „Putative sex differences in verbal abilities and language cortex: a critical review.“ *Brain and Language* 108: 175-183.

Elisabeth Zemp Stutz

Gender in *Public Health* und Epidemiologie – Führt kein Weg an Differenzen vorbei?

Einführung

Obwohl ich um die Debatten über Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht weiß, um die von Butler vor allem im deutschen Sprachraum ausgelösten Diskussionen, obwohl mir bewusst ist, dass mit dem Thematisieren von Geschlechtsunterschieden solche auch verfestigt und herstellt werden, dass damit Geschlecht normiert wird, und obwohl ich mittlerweile auf einen rund 20jährigen Austausch mit Geschlechterforschenden aus den Geistes- und Sozialwissenschaften zurückblicke, möchte ich diesen Beitrag doch darauf hin ausrichten, dass es auch Sinn macht, Geschlechtsunterschiede für Gender-Analysen zu nutzen. Mir scheint nämlich, dass sich zunehmend ein Meinungsklima etabliert hat, in welchem Geschlechtsunterschiede unverrückbar mit Essenzialisierung und Verfestigung der Geschlechterbinarität gleichgesetzt werden und sich eine Art Tabu entwickelt hat, Geschlechtsunterschiede überhaupt zu denken. Ich empfinde dies als inadäquate Einengung. Ich wünschte mir eine Art Entkrampfung, damit der Blick wieder freigegeben werden kann für das, was Geschlechtsunterschiede auch noch bedeuten können als Normierung oder als methodisch induzierte Artefakte. Damit der Blick auch (wieder) fassen kann, welchen Informationswert sie haben und wofür wir sie nutzen können. Ich tue dies als Epidemiologin, die sich mit Geschlecht im Gesundheitsbereich befasst und trotz des enormen Gewinns im Verständnis von Geschlecht, der sich aus der Beschäftigung mit der gesellschaftlichen Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit ergeben hat, ein gewisses Unbehagen gegenüber der Skepsis über Geschlechtsunterschiede nie losgeworden ist. Wohl auch, weil im Gesundheitsbereich die Beschäftigung mit körperlichen Vorgängen unumgänglich ist und hier Grenzen von konstruktiven Sichtweisen eher sichtbar werden als in anderen Bereichen. Unterschiede – jeglicher Art – finde ich zudem sehr anregend und ich sehe in Geschlechtsunterschieden auch eine Möglichkeit, Geschlecht zu reflektieren und besser zu verstehen.

In diesem Beitrag wird daher – nach einer kurzen historischen Situierung des Kontextes von Gesundheit und Geschlecht – darauf eingegangen, wie

Geschlecht in *Public Health* und in der epidemiologischen Denkweise Eingang findet. Anschließend wird anhand ausgewählter epidemiologischer Analyse-Strategien der Umgang mit Geschlecht in Geschlechteranalysen illustriert. Von da wird die Frage des Umgangs mit Geschlechtsunterschieden wieder aufgegriffen und eine Positionierung vorgenommen.

Historischer Kontext

Der Blick auf die Gesundheit war von alters her mindestens zweidimensional (Van Spijk 1991). Erst im Zuge der Aufklärung und des Aufkommens der Naturwissenschaften entwickelte sich ein Gesundheitsverständnis, welches vorwiegend durch die körperliche Dimension geprägt war. Mit den zellularpathologischen Arbeiten von Virchow begann eine Systematik Einzug zu halten, welche im Gedanken wurzelt, dass jeder Erkrankung ein körperliches Korrelat, eine spezifische histologische Veränderung, zugeordnet werden kann. Krankheiten werden demnach durch den Nachweis erkrankter Zellen diagnostiziert. Damit nahm die Bedeutung biophysiologischer Modelle von Gesundheit an Bedeutung zu und die Wissensgrundlagen der Medizin wurden zunehmend in der körperlichen Dimension erworben. Die Medizin entwickelte sich zur Biomedizin. In einem großen Ausmaß gilt auch heute noch, dass die Klassifizierung von Krankheiten aufgrund von Phänomenen der körperlichen Dimension vorgenommen wird. Im Zuge dieser Entwicklung wurde auch Geschlecht verstärkt als eine Frage der biologischen Dimension aufgefasst (der Gene, der Anatomie, der Hormone, der Physiologie, des Stoffwechsels, der Immunologie). Diese Entwicklung ging mit Naturalisierungen von Geschlecht einher, die zur Herstellung der gesellschaftlichen Geschlechterordnung vorgenommen wurden, und leistete ihnen Vorschub.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte eine Re-Kontextualisierung von Gesundheit wie auch von Geschlecht ein. Verschiedene ‚Akteure' waren an dieser Entwicklung beteiligt: Die Weltgesundheitsorganisation richtete seit den 1950er Jahren den Blick nicht nur auf die Gesundheit einzelner Individuen, sondern auch darauf, wie auf Bevölkerungsebene auf eine Verbesserung der Gesundheit hin gearbeitet werden kann. Die zweite Frauenbewegung, welche seit den 1970er Jahren Sichtbarkeit und Rechte für Frauen forderte, war auch eine Frauengesundheitsbewegung (damit ist auch ein Bezug zum Tagungsthema „feminisms revisited" gegeben). Sie verknüpfte ihre Forderungen stark mit Gesundheitsthemen, so beispielsweise mit der Forderung nach Legalität der Abtreibung. Mit der Entwicklung der Sozialwissenschaften – und auch der Entstehung der Gender Studies – wurden seit den 1980er Jahren neue Wissensinhalte zur sozialen und kulturellen Beeinflussung von Gesundheit eingebracht. Dadurch wurden der biologischen Dimension von Gesundheit *und* von Geschlecht wieder soziokulturelle Dimensionen ‚beigesellt', und auf individueller, struktureller und symbolischer Ebene thematisiert, theoretisiert und beforscht (Doyal 2001). Gesundheit wird wieder als etwas Prozesshaftes gesehen, als Ergebnis kulturell geformter Reaktionen auf eine sozial geschaffene

Realität, welche durch unterschiedliche Belastungen und Ressourcen erschwert oder erleichtert werden können (Siegrist 1995). Analog stützt sich das heutige Verständnis von Geschlecht im Gesundheitsbereich denn auch auf die beiden Konzepte *sex* und *gender*, und differenziert diese weiter (*sex*: genetische, molekulare, zelluläre, physiologische Dimensionen; *gender*: psychologische, Umwelt-, soziale, kulturelle Dimensionen) (Krieger 2003, Klinge 2009).

Möglicherweise haben wir es aktuell – einhergehend mit dem Bedeutungszuwachs der Life Sciences – wieder mit einer parallel verlaufenden Re-Aktualisierung biologischer Zuschreibungen und einer erneuten Debatte der Bedeutung von Geschlecht für die Gesellschaftsordnung zu tun.

Gender in *Public Health* und in epidemiologischen Modellen

Wie arbeiten wir nun als Gender-Forschende in *Public Health*? Die *Public Health*-Forschung geht vom Phänomen aus, dass Gesundheit und Krankheit in der Bevölkerung nicht zufällig verteilt sind. Es gibt in jeder Gesellschaft Gruppen, die überzufällig häufig gesund sind, andere, die überzufällig häufig krank werden. Es ist diese über- bzw. unterzufällige Verteilung von Gesundheit, welche EpidemiologInnen umtreibt, – das heißt im Wesentlichen: ein Phänomen von Unterschiedlichkeiten. Epidemiologie ist die Wissenschaft der Verteilung von Gesundheit und Krankheit in der Bevölkerung (Epi-demio-logie, die Wissenschaft von dem, was auf das Volk kommt). Daher zählen wir Menschen in Gesundheit, Menschen mit Krankheiten, Todesfälle, Lebensjahre in Gesundheit und in Krankheit und berechnen Gesundheits-, Krankheits- und Sterblichkeits-Raten, Suizidraten, Suizidmethoden, die Lebenserwartung etc. Wir tun dies in verschiedenen Ländern, bei verschiedenen Bevölkerungsgruppen (bei Jungen, Alten, Angehörigen verschiedener Bildungsgrade, Frauen und Männern) und beschreiben allfällige Unterschiede. Und in der Tat finden wir reichliche Unterschiedlichkeiten. So weist zum Beispiel die Lebenserwartung in verschiedenen europäischen Ländern beträchtliche Unterschiede auf. Sie unterscheidet sich auch erheblich zwischen Ländern des Nordens und des Südens, zwischen Männern und Frauen, zwischen den Angehörigen sozialer Schichten. Auf solche Unterschiedlichkeiten stoßen wir nicht in einem Laborkontext, sondern durch Beobachtung von ‚gelebtem Leben', Leben in seiner ganzen Vielfalt, einschließlich biologischer, sozialer, kultureller und gesellschaftlicher Kontexte. Sie machen den eigentlichen Forschungsgegenstand der Epidemiologie aus. Nancy Krieger beschreibt die Art der Beobachtung, die der epidemiologischen Sichtweise zugrunde liegt, mit folgenden Worten:

> …it is by counting people – in varying states of health, disease, and disability, the alive and the dead – that we derive our estimates (…). But bodies count more than this, for, in their manifest form (…) they provide vivid evidence of how we literally embody the world in which we live. (Krieger 2004)

Das zweite Kernanliegen besteht dann darin, zu erklären, wie beobachtete Unterschiede zustande kommen. Die Epidemiologie nutzt dafür ein scheinbar einfaches, scheinbar lineares Denkmodell, das so genannte epidemiologische Grundmodell (Abb. 1).

Abb. 1: Epidemiologisches Grundmodell.

In diesem Modell kann die Exposition aus einem unterschiedlich gearteten Faktor bestehen, einem für die Gesundheit schädlichen Faktor, einem Schutzfaktor, einem Verhalten, einer sozialen Zugehörigkeit. Zusammenhänge zwischen einer solchen Exposition und einem Gesundheitsmaß (*outcome*) werden mit sogenannten Assoziationsmaßen beziffert (relative Risiken oder *Odds Ratios*). Diese drücken im Wesentlichen eine Wahrscheinlichkeit aus: Das Vorhandensein eines bestimmten Merkmals geht mit einer höheren (oder tieferen) Wahrscheinlichkeit von Gesundheit oder von einer bestimmten Krankheit einher. Nicht mehr und nicht weniger. Wir versuchen, diese Wahrscheinlichkeit zu beziffern und charakterisieren sie mit einer statistischen Signifikanz, die wiederum nichts anderes ausdrückt als die Wahrscheinlichkeit, mit welcher wir denken, dass Ergebnisse durch Zufall oder nicht durch Zufall bedingt seien. Ob beobachtete Zusammenhänge als kausal erachtet werden, wird in weiteren Schritten eingestuft, in welchen methodische Aspekte der jeweiligen Studie reflektiert werden, wie auch Studien-externes Wissen einbezogen wird (Hill 1965).

Angesichts der Komplexität des Konzeptes Geschlecht mag das epidemiologische Modell zu vereinfachend und zu linear erscheinen. Mit der Entwicklung statistischer Methoden, insbesondere der multivariablen Analysemethoden, leistet es jedoch Einiges für das Verständnis komplexer Zusammenhänge. Ich möchte auch vorausschicken, dass für epidemiologische Gender-Analysen nicht nur *ein* Verfahren eingesetzt werden kann, sondern dass eine Vielfalt von Auswertungsstrategien besteht, und dass dies auch ein Feld ist, welches noch viel innovatives Potenzial für Gender-Analysen bietet. Geschlecht braucht dabei nicht auf eine „vereinheitlichende Großkategorie“ (Buchen 2004) reduziert zu werden. Epidemiologische Analysen beruhen im Wesentlichen auf einer Analyse von Variabilität (dem statistischen Korrelat von Unterschiedlichkeit). Dies ermöglicht zwar unter statistischer Standardisierung für die Variabilität anderer Faktoren Aussagen zu einzelnen Faktoren zu machen (so auch für Geschlecht als Einzelkategorie). Es gibt jedoch weitere Analysemöglichkeiten, mit welchen die Bedeutung von Geschlecht unter verschiedenen Gesichtspunkten untersucht werden kann. Nachfolgend wird eine Auswahl solcher Verfahren vorgestellt. Es ist auch möglich, den Blick auf verschiedene Ebenen zu richten, sowohl auf eine individuelle wie auch auf eine Meso- und Makroebene. Vergleiche von Ergebnissen in verschiedenen Bevölkerungen ermöglichen zusätzlich eine Einschätzung,

welche Bedeutung Geschlecht in unterschiedlichen sozialen, gesellschaftlichen Realitäten haben kann. So zeigten Arbeiten in Osteuropa, dass unter den Gründen für die verheerenden Auswirkungen der gesellschaftlichen Umwälzungen nach 1989 bei der Sterblichkeit von Männern arbeitsbezogene Unsicherheiten und der Verlust von an Arbeit gebundenem Prestige eine große Rolle spielten. Dies war für Männer wichtiger als für Frauen, welche durch den Wegfall dieser Ressourcen denn auch weniger betroffen waren (Kopp 2005).

Auch für epidemiologische Gender-Analysen gilt, dass theoretische Überlegungen den konzeptionellen Rahmen liefern müssen („theory is shaping what we see – or do not see", Krieger 2001). Diese Theoriemodelle haben oft einen beträchtlichen Komplexitätsgrad (Krieger 2001, Sen 2007, WHO 2007, Ordovas 2007). Eine Voraussetzung besteht darin, Gender im epidemiologischen Modell zu konzeptualisieren. Eine solche Konzeptualisierung wurde von der Sozialepidemiologin Nancy Krieger vorgeschlagen (Krieger 2001, 2003). Sie unterscheidet Ausdrucksformen von *sex-linked biology* (beispielsweise das chromosomale Geschlecht, die Menstruation oder die Schwangerschaft) von Ausdrucksformen von *gender relations* (beispielsweise die Geschlechtersegregation im Arbeitsmarkt, Gender-Normen bei der Körperhygiene oder geschlechterbezogenen Gewalt), und postuliert, dass diese im epidemiologischen Modell bei der Exposition, beim Gesundheits-Outcome oder auch beim Zusammenhang relevant sein können, einzeln oder synergistisch. In Abbildung 2 finden sich schematisch dargestellt vier solcher Spezifizierungen (sie konzipierte noch weitere) (Krieger 2003).

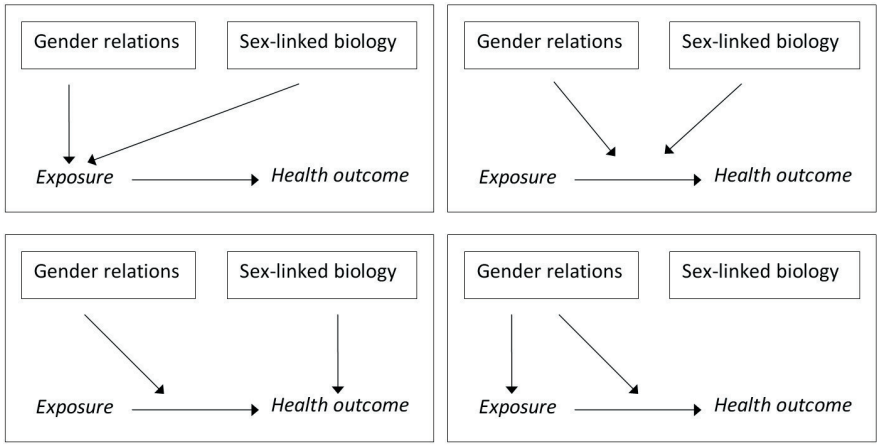


Abb 2: *„gender relations"* und *„sex-linked biology"* im epidemiologischen Modell nach Krieger (Krieger 2003).

Die Relevanz von *sex-linked biology* und *gender relations* hat Krieger an zwölf epidemiologischen Studien exemplifiziert. Daraus soll ein Beispiel herausgegriffen werden: Woran liegt es, dass das Tragen von Kontaktlinsen (entspricht der

Exposition) bei Männern häufiger als bei Frauen mit Hornhautentzündungen (entspricht dem Outcome) einhergeht (Abb. 3)?

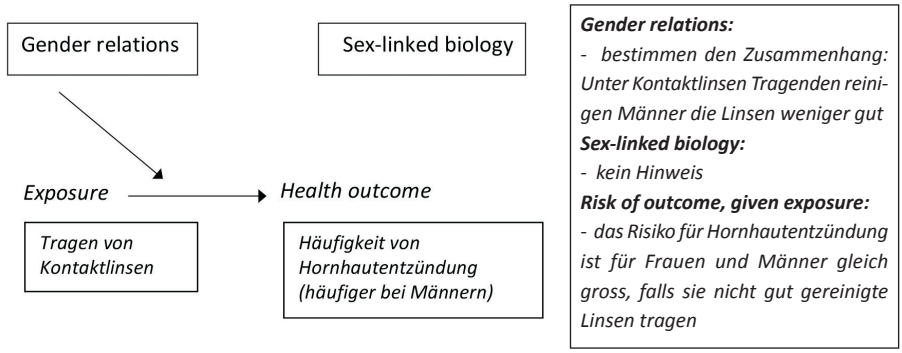


Abb 3: Beispiel „Kontaktlinsen und Hornhautentzündung" im epidemiologischen Modell nach Krieger (Aus Liesegang 1997).

In der Studie von Liesegang (1997) hat sich gezeigt, dass unter Kontaktlinsen tragenden Personen Männer die Linsen weniger gut reinigen als Frauen. Bei vergleichbarer Exposition (Tragen nicht gut gereinigter Linsen) besteht bei Männern und Frauen ein gleich großes Risiko für Hornhautentzündungen. Für biologische Unterschiede wurden in dieser Studie keine Hinweise gefunden. Der Geschlechtsunterschied wird somit durch eine Ausdrucksform der *gender relations*, dem Reinigungsverhalten, erklärt, und zwar auf Ebene des Zusammenhangs.

Auswertungsstrategien in epidemiologischen Gender-Analysen

Im Folgenden werden einzelne epidemiologische Analysestrategien beschrieben, an Beispielen erläutert und zur Diskussion gestellt.

Ein häufig eingesetztes Verfahren einer epidemiologischen Gender-Analyse besteht in statistischen Adjustierungen. Wenn ein Zusammenhang zwischen Geschlecht und einem Gesundheitsparameter für andere Faktoren wie Alter oder Bildungsgrad adjustiert wird, kann der Zusammenhang nicht dadurch verzerrt sein und es gilt die Aussage, dass unter sonst gleichen Bedingungen männliches oder weibliches Geschlecht mit dem untersuchten Gesundheitsparameter assoziiert ist. Es ist aber gerade dadurch ein Verfahren, welches aus Gender-Perspektive auch kritisiert werden kann: Was sagt ein ‚Geschlechter-Maß', bei welchem für soziale Faktoren wie Alter, soziale Schicht oder Ethnie kontrolliert wurde, bezüglich Gender eigentlich noch aus? In gewissem Sinne ist es eine Annäherung an ein Maß für *sex*, weil mit der Standardisierung für Alter, Schicht oder Ethnie die in sozialen und kulturellen Dimensionen liegenden Geschlechtsphänomene wegstandardisiert werden.

Eine weitere epidemiologische Strategie besteht in der sogenannten Stratifizierung, der Durchführung separater Analysemodelle für Männer und Frauen

(den *strata* für Geschlecht) oder für unterschiedliche Altersgruppen (den *strata* für Alter). Damit lässt sich untersuchen, ob für Männer und Frauen oder für einzelne Altersgruppen ein ähnliches oder ein unterschiedliches Muster von Einflussfaktoren besteht. Ist der Einfluss beispielsweise des Zivilstandes für die psychische Gesundheit von Männern wie Frauen derselbe oder nicht? Sagt die Bildung die Sterblichkeit von Männern und Frauen vergleichbar gut voraus oder nicht? Ist Depression für Frauen wie für Männer ein Risikofaktor für Herzinfarkte oder nicht? Dies ist ein Verfahren, welches wir in der SAPALDIA-Studie einsetzen, einer bevölkerungsbezogenen Längsschnitt-Studie zum Einfluss von Umweltfaktoren auf Atemwegs- und Herz-Kreislauf-Erkrankungen (Ackermann 2005). In dieser Studie wird eine breite Palette von Umwelt- und persönlichen Faktoren erhoben. Wir untersuchen nun in dieser Studie auch den Einfluss von Geschlecht für die Entstehung von Atemwegserkrankungen. Dabei analysieren wir, ob eine Reihe von Faktoren, von welchen wir wissen, dass sie mit Geschlecht assoziiert sind, bei Frauen und Männern einen Zusammenhang mit Atemwegserkrankungen aufweisen (Abb. 4). Wir setzen dies als ein differenzierendes Verfahren ein, um zu untersuchen welches die Wirkungspfade sind, durch die Geschlecht auf Atemwegserkrankungen einen Einfluss ausübt, ob dies in der biologischen und/oder soziokulturellen Dimension der Fall ist.

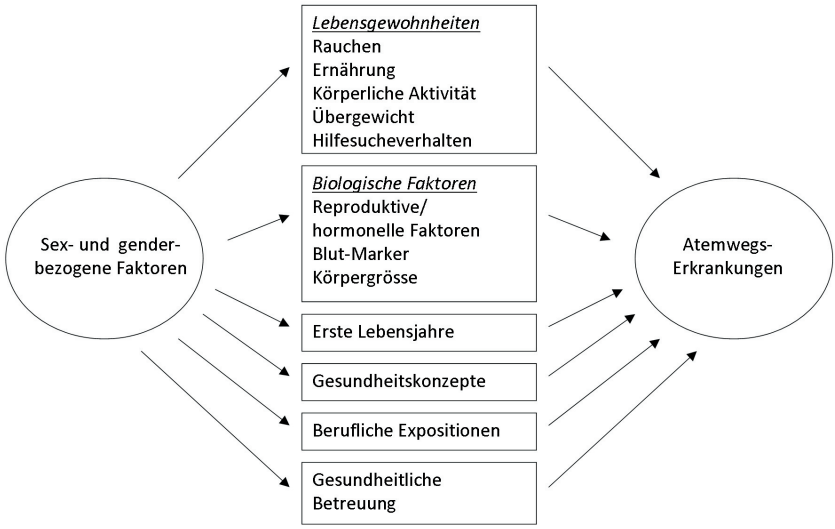


Abb. 4: Sex- und gender-bezogene Faktoren bei der Entstehung von Atemwegserkrankungen.

Eine weitere Strategie, der Bedeutung von Geschlecht auf die Spur zu kommen, liegt in einem Verfahren, das von Sara Arber vorgeschlagen wurde (Arber 1999): Bei schrittweisem Einführen von Einflussfaktoren in multivariablen Modellen wird darauf geachtet, ob beziehungsweise wie sich mit jedem neuen Faktor der

Zusammenhang zwischen Geschlecht und dem Gesundheitsmaß verändert. Die Bedeutung dieses Verfahrens liegt nicht darin, dass man auf Geschlecht als ein ursächliches Maß abzielt, das für möglichst alle Störfaktoren korrigiert ist. Der Fokus liegt vielmehr auf der Dynamik des Zusammenhangs zwischen Geschlecht und Gesundheit, wenn weitere Einflussfaktoren berücksichtigt werden. Aus der Dynamik des Zusammenhangs zwischen Geschlecht und einem Gesundheitsparameter lässt sich ablesen, welche Faktoren mit Geschlecht mitgemessen werden. Diese üblicherweise als ‚Störfaktoren' bezeichneten und möglichst wegstandardisierten Faktoren enthalten eine Information zur Bedeutung von Geschlecht: Sie geben Einblick, mit welchen anderen Faktoren Geschlecht so verknüpft ist, dass sich der Zusammenhang zwischen Geschlecht und Gesundheit ändert.

In Tabelle 1 ist ein solches Vorgehen aus dem *Fokusbericht Gender und Gesundheit* für die über 65jährige Schweizer Bevölkerung dargestellt (Zemp 2008). Bei dieser Analyse wurde der Frage nachgegangen, wie sich der Zusammenhang zwischen Geschlecht und einer subjektiv schlecht eingestuften Gesundheit ändert, wenn schrittweise die Prädiktoren Alter, Zivilstand, Bildung, Einkommen, Nationalität und Sprachregion sowie eine Reihe weiterer Faktoren in ein Regressionsmodell eingeführt werden.

Tabelle 1: Zusammenhang von Geschlecht und mittelmäßiger bis schlechter subjektiver Gesundheit bei über 65-Jährigen: Veränderung des Zusammenhangs bei schrittweiser Berücksichtigung von sozioökonomischen, demografischen und gesundheitlichen Faktoren.

Modell	Eingeschlossene Variablen	Odds Ratio für weibliches Geschlecht* (95% Konfidenzintervall)
Modell 1	Geschlecht (rohe Odds Ratio)	1.35 (1.17-1.55)
Modell 2	Geschlecht + Alter	1.33 (1.16-1.54)
Modell 3	Geschlecht + Alter + Zivilstand	1.29 (1.10-1.50)
Modell 4	Geschlecht + Alter + Zivilstand + Bildung	1.07 (0.91-1.25)
Modell 5	Modell 4 + Einkommen	1.00 (0.84-1.18)
Modell 6	Modell 5 + Nationalität	1.00 (0.84-1.18)
Modell 7	Modell 6 + Sprachregion	1.00 (0.85-1.19)
Modell 8	Modell 7 + Klasse der Spitalversicherung	0.99 (0.84-1.18)
Modell 9	Modell 8 + Bezug von Ergänzungsleistungen	0.98 (0.83-1.17)
Modell 10	Modell 9 + Wohnen in Einpersonenhaushalt	0.99 (0.83-1.18)
Modell 11	Modell 10 + Vorhandensein von Vertrauensperson	1.06 (0.88-1.29)

Modell 12	Modell 11 + Einsamkeit	1.05 (0.87-1.27)
Modell 13	Modell 12 + gesundheitsbewusste Lebensweise	0.99 (0.80-1.23)
Modell 14	Modell 13 + Grippeimpfung	0.95 (0.77-1.18)
Modell 15	Modell 14 + Krebsvorsorge	0.99 (0.77-1.26)
Modell 16	Modell 15 + psychisches Wohlbefinden	1.02 (0.78-1.33)
Modell 17	Modell 16 + chronisches psychisches/ physisches Problem	0.98 (0.74-1.30)
Modell 18	Modell 17 + Beschwerden	0.71 (0.52-0.97)
* Im Vergleich zum männlichen Geschlecht (Odds Ratio=1)		
** Statistisch signifikante Resultate		

Das ‚rohe Maß' für den Zusammenhang zwischen weiblichem Geschlecht (die ‚rohe *Odds Ratio*') und einer mäßigen bis schlechten Gesundheit beträgt 1,35. Dies bedeutet, dass – ohne statistische Kontrolle für andere Faktoren – Frauen eine 1,35 mal so große Wahrscheinlichkeit wie Männer haben, dass sie ihre Gesundheit als mäßig oder schlecht einstufen. Rechnet man nun ein Modell, in welchem zusätzlich der Faktor „Alter" eingeführt wird, verändert sich dieser Zusammenhang nur wenig (die *Odds Ratio* für weibliches Geschlecht beträgt nun 1,33). Er wird wiederum ein wenig kleiner in einem Modell, in welches zusätzlich der Faktor „Zivilstand" eingeführt wird (*Odds Ratio* 1,29). Eine relevante Änderung ergibt sich nun im Modell, in welches man zusätzlich den Faktor „Bildung" einführt: Die *Odds Ratio* für weibliches Geschlecht beträgt nun nur noch 1,07, der Zusammenhang ist statistisch nicht mehr signifikant. Bei Einführung einer ganzen Reihe weiterer Faktoren verändert sich der Zusammenhang nicht wesentlich – bis zur Einführung des Faktors „Vorhandensein von Beschwerden" (aus einer Liste von 10 Beschwerden mindestens eine der Beschwerden stark oder mindestens zwei in nicht ausgeprägtem Ausmaß bejaht). Hier nun beträgt die *Odds Ratio* für weibliches Geschlecht noch 0,71, der Zusammenhang ist wieder signifikant. Dies bedeutet, dass Frauen im Vergleich zu Männern seltener (0,71 mal so oft) eine mäßige oder schlechte Gesundheit angeben, wenn man das Vorliegen gesundheitlicher Beschwerden statistisch kontrolliert. Aus dieser Analyse scheinen mir zwei Ergebnisse relevant: Einerseits zeigt sich, dass man in dieser Studie mit ‚Geschlecht' bei Frauen im Alter über 65 Jahren eigentlich ‚Bildung' misst. Der Geschlechtsunterschied ist an die Bildung geknüpft. Man kann hier wohl von einer Dekonstruktion von Geschlecht sprechen. Das zweite relevante Ergebnis betrifft das Absinken der *Odds Ratio* auf 0,71 bei Einführung gesundheitlicher Beschwerden. Dieses Ergebnis konfrontiert uns mit einer anderen Ebene: Das Vorliegen gesundheitlicher Beschwerden, wie sie in dieser Studie erfasst wurden, verändert für Frauen, nicht aber für Männer die Wahrscheinlichkeit, wie sie ihre Gesundheit einstufen. Ob wir es bei dieser Dynamik der *Odds Ratio* mit unterschiedlichen Interpretationen körperlicher Phänomene oder mit unterschiedlichen Konzepten von Gesundheit zu tun haben oder ob das Ergebnis ein Hinweis auf Unterschiede im körperlichen Geschehen ist, lässt sich

mit den vorliegenden Daten nicht entscheiden. Um dies vertiefter zu verstehen, bräuchte es nun weitere Untersuchungen, vorzugsweise in Kombination mit einer qualitativen Methode.

Geschlechtsunterschiede: eine Positionierung

Die Beschäftigung mit Geschlechtsunterschieden geriet in den letzten Dekaden zunehmend unter den Verdacht, dass mit der Analyse und Darstellung von Geschlechtsunterschieden solche erst hergestellt und normiert werden und dass sie Teil der iterativen Verfestigung der Geschlechterbinarität sind. Mir scheint, dass mit der Fokussierung auf die gesellschaftliche Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit der Blick auf mit Geschlechtsunterschieden verknüpfte Prozesse auch etwas verstellt wurde, die ebenfalls zu einem besseren Verständnis von Geschlecht beitragen beziehungsweise von Relevanz sein können.

Die Auseinandersetzung mit Geschlechtsunterschieden kann auch zu deren Dekonstruktion führen. Dies hat Hagemann-White bereits in den 1990er Jahren für qualitative Verfahren ausgeführt (Hagemann-White 1994). Dies muss nicht auf qualitative Methodik beschränkt bleiben. Auch in epidemiologischen Analysen lässt sich eine Art doppelte Strategie einsetzen: zunächst die Differenzperspektive einzunehmen und sie dann in weiteren Analyseschritten (mit der Fokussierung auf die Dynamik von Geschlechtsunterschieden bei Berücksichtigung weiterer Faktoren) außer Kraft zu setzen. Wir wissen zwar nie wirklich, was wir mit Geschlecht messen. Wir können jedoch einen Einblick gewinnen, mit welchen anderen sozialen Faktoren Geschlecht verknüpft ist, sodass der Zusammenhang mit Gesundheit unterschiedlich wird. Diese Nutzung von Geschlechtsunterschieden kann über eine Rückbindung an die Geschlechterbinarität hinausgehen.

Auch ‚gemachte' Unterschiede sind wirksam, wenn auch vielleicht veränderbar. Die Beforschung von Geschlechtsunterschieden beinhaltet daher Veränderungspotenzial und – wie ich für den Gesundheitsbereich doch postulieren möchte – Verbesserungspozential. Dies gilt in besonderem Maße, da gewonnenes Wissen in die gesundheitliche Betreuung einfließt, in Form von Handlungsanleitungen, Interventionen, Programmen (darin liegt für mich auch die Motivation, mich in *Public Health* mit Geschlecht zu beschäftigen). Daher sehe ich diesen Beitrag auch als Plädoyer, vermehrt das Potenzial epidemiologischer Analysen zu nutzen.

Die Überprüfung, worin eine ‚gewordene' Realität besteht, ist eine konstante Notwendigkeit. Durch den Wandel sozialer Realitäten ergibt sich auch ein Wandel der Bedeutung von Geschlecht, die immer wieder zu überprüfen ist. Zu einer solchen Überprüfung gehört meines Erachtens auch, wie gut die Theorien und Konzepte sind, auf die wir uns stützen. Gerade wegen der Komplexität und Multidimensionalität von Geschlecht muss diese Überprüfung an der ‚Realität' geschehen, durch Beobachtung. Lassen sich unsere Theorien stützen? Wirken Interventionen? Wie wirken sie? Und hier schließt sich für mich auch ein Kreis, eine Art iteratives Verfahren der Reflexion: „...it is by counting people – in vary-

ing states of health, disease, and disability, the alive and the dead – that we derive our estimates...“ (Krieger 2003). Nicht als Festlegung, sondern als erneuter Ausgangspunkt von Beobachtung und Beschäftigung mit Zusammenhängen zwischen Geschlecht und Gesundheit.

Literatur

Ackermann-Liebrich, Ursula/ Birgit Kuna-Dibbert/ Nicole M. Probst-Hensch, Christian Schindler/ Denise F. Dietrich/ Elisabeth Zemp Stutz/ Lucy Bayer-Oglesby/ Franco Baum/ Otto Brändli/ Martin Brutsche/ Sara H. Downs/ Dirk Keidel/ Margaret W. Gerbase/ Medea Imboden/ Roland Keller/ Beat Knöpfli/ Nino Künzli/ Laurent Nicod/ Marco Pons/ Patricia Städele/ Jean-Marie Tschopp/ Jean P. Zellweger/ Philippe Leuenberger (2005) „Follow-up of the swiss cohort study on air pollution and lung diseases in adults (SAPALDIA) 1991-2003: methods and caracterisation of participants." *Sozial- und Präventivmedizin* 50: 245-63.

Arber, Sara/ Helen Cooper (1999) „Gender differences in health in later life: the new paradox?" *Social Sciences and Medicine* 48 (1999): 61-76.

Beautrais Annette L (2006) „Women and suicidal behaviour." *Crisis* 27/2006: 153-156.

Buchen, Sylvia (2004) „Standortbestimmung und Selbstvergewisserung der Geschlechterforschung als Einführung." *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen.* Hg. Sylvia Buchen/ Claudia Helfferich/ Maja S. Maier. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 11.

Doyal, Leslie (2001) „Sex, gender, and health: the need for a new approach." *British Medical Journal* 323 (7320)/ 2001: 1061-63.

Hagemann-White, Carol (1994). „Der Umgang mit Zweigeschlechtlichkeit als Forschungsaufgabe". *Erfahrung mit der Moderne.* Hg. Angelika Diezinger/ Hedwig Kitzer/ Ingrid Anker/ Simone Odierna/ Erika Haas/ Irma Bingel. Freiburg i. Br.: Kore, 301-318.

Hill, Austin Bradford (1965). „The environment and disease. Association or causation?" *Proc R Soc Med* 58/1965: 295-300.

Klinge, Ineke (2010). „Sex and gender in biomedicine: promises for women and men. How incorporation of sex and gender in research will lead to a better health care". *Sex and Gender in Biomedicine. Theories, Methodologies, Results.* Hg. Ineke Klinge/ Claudia Wiesemann C. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 16-32.

Kopp, Maria/ Arpad Skrabski/ Zsuzsa Szànto/ Johannes Siegrist (2006). „Psychosocial determinants of premature cardiovascular mortality differences within Hungary." *Journal of Epidemiology and Community Health* 60/2001: 782-788.

Krieger, Nancy (2001). „Theories for social epidemiology in the 21st century: an ecosocial perspective." *International Journal of Epidemiology* 30: 668-677.

Krieger, Nancy (2003). „Genders, sexes, and health: what are the connections and why does it matter?" *International Journal of Epidemiology* 32: 652-657.

Krieger, Nancy/ George D. Smith (2004). „‚Bodies count' and Body Counts: Social Epidemiology and Embodying Inequality." *Epidemiologic Reviews* 26: 92-103.

Liesegang, Thomas J. (1997) „Contact lens-related microbial keratitis: part I: Epidemiology." *Cornea* 16: 125-131.

Ordovas, José M. (2007) „Gender, a significant factor in the cross talk between genes, environment, and health". *Gender Medicine* 4 (Supplement B): 111-122.

Sen, Gita/ Piroska Östlin/ George Asha (2007). *Unequal, unfair, ineffective and inefficient. Gender inequity in health: Why it exists and how we can change it.* Report to the WHO Commission on Social Determinants of Health. Women and Gender equity Knowledge Network. Stockholm: Karolinska Institutet.

Siegrist, Johannes (1995). *Medizinische Soziologie*. Wien: Urban und Schwarzenberg.

Van Spijk, Piet (1991). *Definitionen und Beschreibung der Gesundheit – ein medizinhistorischer Überblick*. Schriftenreihe SGGP.

World Health Organisation (2010) *A Conceptual Framework for Action on the Social Determinants of Health. Discussion paper for the Commission on Social Determinants of Health*. 5. Juni 2010 <http://www.who.int/social_determinants/resources/csdh_framework_action_05_07.pdf>.

Zemp Stutz, Elisabeth/ Julia Dratva/ Paola Coda Bertea/ Katharina Staehelin/ Carine Weiss (2008) *Fokusbericht Gender und Gesundheit*. Bundesamt für Gesundheit Nr. 7.08 1‘000d 500f GP 20EXT0806. Bern: Bundesamt für Gesundheit.

Melanie Caroline Steffens/ Irena Dorothee Ebert

Sozialpsychologische Geschlechterforschung: Bereicherung der Gender Studies?

Wenn man sich mit *diversity* in Unternehmen beschäftigt, stößt man auf das „Stufenmodell interkultureller Kommunikation" (z.B. Tung 2009). Stufe 1 ist gekennzeichnet von ‚unbewusster Inkompetenz': Personen unterschiedlicher Kulturen können nicht miteinander kommunizieren, wissen aber nicht, dass ihnen die entsprechenden Wissensgrundlagen fehlen. Stufe 2 ist die der ‚bewussten Inkompetenz': In Ermangelung interkulturellen Wissens schweigen wir lieber. Stufe 3, ‚bewusste Kompetenz', zeichnet sich durch einen mühevollen und angestrengten Umgang miteinander aus – wir brauchen viel Zeit, einander zu verstehen und Äußerungen zu produzieren, die den Erfahrungshintergrund der anderen Kultur einbeziehen. Stufe 4 schließlich, ‚unbewusste Kompetenz', zeichnet sich durch mühelose und selbstverständliche interkulturelle Kommunikation aus.

Dieses Modell wenden wir im Folgenden auf die Kommunikation zwischen verschiedenen Fachdisziplinen an: Gender Studies und Psychologie. Wenn wir als Psychologinnen sagen, wir beschäftigen uns mit Genderforschung, missverstehen wir uns auf Stufe 1, denn Sie verbinden damit ganz andere Implikationen als wir. Als ich [M.C.S.] als ‚wissenschaftlicher Nachwuchs' von den Forschungsfeldern Women's Studies, Lesbian Studies, Gender Studies und Queer Studies erfuhr, war ich zunächst begeistert in der Annahme, dass das die wissenschaftliche Heimat für die Forschungsfragen ist, die mich am meisten interessieren, und ich schrieb an eine entsprechende Diskussionsliste eine E-Mail mit meinen Fragen zu Geschlechterrollensozialisation, Geschlechterstereotypen und ihren Auswirkungen auf individuelles Verhalten. Über Nacht erhielt ich eloquente Antworten von amerikanischen Forscherinnen, die mich belehrten, das seien keine wissenschaftlichen Fragen im Rahmen der Gender Studies. Unmittelbar wurde ich damit auf die Stufe der ‚bewussten Inkompetenz' befördert: Ich merkte, dass sich unsere Vorstellungen darüber, was unter wissenschaftlichen Fragestellungen zu verstehen sei und wie sie zu untersuchen seien, dramatisch unterschieden. Daher ist es mir eine große Freude, hier nun endlich in die Kommunikation mit den Gender Studies eintreten zu können. Mit solchen Dialogen wie im vorliegenden Band leisten wir einen wichtigen Beitrag

beim Erzielen ‚bewusster Kompetenz' und begeben uns auf den Weg zu einer fruchtbaren Integration theoretisch und empirisch orientierter Ansätze in der Genderforschung.

Zwischen dem internationalen Establishment in der heutigen akademischen Psychologie und den Gender Studies, die von Soziologie und Geisteswissenschaften geprägt sind, sehen wir einen tiefen Graben, den es zu überwinden gilt. Die Gender Studies sind theoretisch orientiert und dominiert vom Konstruktivismus; Psycholog_innen[1] spielen aktuell keine Rolle – bis auf Freud sowie französische Psychoanalytiker_innen wie Irigaray, die wiederum innerhalb der Psychologie unbekannt sind. In der real existierenden akademischen Psychologie gilt eine Theorie nichts ohne quantitative empirische Belege, die aus Sicht der Gender Studies vermutlich empiristisch, essentialistisch und materialistisch sind. Die Psychologiegeschichte lässt sich als Versuch der Überwindung eines Minderwertigkeitskomplexes gegenüber den Naturwissenschaften lesen, indem von diesen nicht anerkannte Methoden (wie Introspektion)[2] verbannt wurden und selbst zentrale Konstrukte (wie Emotionen) lange als Gegenstände wissenschaftlicher Psychologie beiseite gelassen wurden, bis innovative Methoden es erlaubten, diese objektiv und replizierbar zu erforschen. Das Experiment gilt als Königsweg zum Erkenntnisfortschritt, da es Kausalschlüsse zulässt. Ohne überzeugende empirische Belege aus kontrollierten quantitativen Studien wird keine Theorie in den anerkannten internationalen Zeitschriften publiziert.

Entsprechend zählt Freuds Theorie, die sich empirisch in zahlreichen Punkten nicht erhärten ließ (wenn überhaupt jemand die Mühe auf sich nahm, sie zu testen), wenig und wird vor allem im Rahmen der Geschichte der Psychologie betrachtet – als etwas, das wir weit hinter uns gelassen haben. Da die Psychoanalyse viel frauenfeindliches und heterosexistisches Gedankengut beinhaltet, ist es höchst erstaunlich, dass ausgerechnet diese Theorie in den Gender Studies eine Rolle spielt. Neben den unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Grundfesten gibt es außerdem handfeste Verständnisschwierigkeiten, wenn man als Psychologin in den Gender Studies von Konstrukten wie ‚transversale polymorphe verkörperte Subjekte' liest.

Kritik an einer begrenzten Perspektive der real existierenden Gender Studies ist inzwischen in die Literatur eingegangen: „It has climbed out on a limb of academic theory that is all but inaccessible to the uninitiated" – „sie ist auf einen Ast akademischer Theoriebildung hinausgeklettert, der für Uninitiierte völlig unerreichbar ist" (Denfeld 1995, zit. n. Pilcher/ Whelahan 2008, 107). Oder: „… increasingly navel-gazing and obfuscatory in its use of ‚high' theory ‚jargon'" – „zunehmende Nabelschau und Verdunkelung durch die Benutzung ‚hoch theoretischer Fachsprache'" (Pilcher/ Whelahan 2008, 178). Und es ist unklug, das Feld der Empirie anderen zu überlassen:

> Indem zum Beispiel für die feministische Genderforschung zentrale Fragen der sexuellen Differenz in Relation zu Hirnunterschieden zwischen Frauen und Männern der Neurologie überlassen und damit eher einseitig mit in diesem Feld gän-

> gigen Deutungsmustern beantwortet werden, läuft ein sich nur auf erzieherische oder kulturelle Beeinflussung beschränkender Feminismus Gefahr, einer regressiven Politik in die Hände zu spielen. (Rossini 2008, 42; vgl. auch der Beitrag von Schmidt in diesem Band)

In der Tat gibt es in den Medien einen *Backlash* gegenüber den Gender Studies, als wäre längst erwiesen, dass *Gender* keine soziale Konstruktion ist, sondern Geschlechtsunterschiede angeboren sind, so im *Handelsblatt* oder der *Zeit* zu lesen:

> Was Eltern seit eh und je erfahren, ist auch nach Jahrzehnten geschlechtsverleugnender Pädagogik noch evident: Jungen und Mädchen, Männer und Frauen trennt nicht nur der ‚kleine Unterschied'. Sie sind im Wesen verschieden. (Knauss 2007)

> Ich finde, dass die Theologie, verglichen mit den ‚Gender Studies', eine exakte Wissenschaft darstellt, denn die Existenz Gottes ist immerhin möglich, während jeder Mensch, der Kinder hat …, schnell merkt, dass die Gender-Theorie unmöglich stimmen kann. (Martenstein 2008)

Diese Darstellung ist natürlich nicht haltbar. Und die Psychologie kann an dieser Stelle relevante Beiträge zu den Gender Studies leisten, wenn wir uns bemühen, die methodischen Gräben, die uns trennen, zu überbrücken. Hierzu muss man die Definition hinsichtlich dessen erweitern, was unter relevanten Beiträgen zu den Gender Studies zu verstehen ist. Dazu zählen unseres Erachtens nicht nur radikale theoretische Innovationen, sondern auch empirische Untersuchungen darüber, welche Rolle die Kategorie Geschlecht unter welchen Umständen für wen spielt. Die kognitive Wende, die in den 1970er Jahren zu einem Paradigmenwechsel (weg vom Behaviorismus) in der psychologischen Forschung führte, hat Kognition zu einer zentralen Variablen gemacht: Ohne kognitive Konstrukte – Erwartungen, Interpretationen, Einstellungen usw. – zu berücksichtigen, kann menschliches Erleben und Verhalten nicht verstanden werden. Hier steht zwar das Individuum im Fokus und nicht das Soziale, dennoch ist diese Perspektive leicht mit der Sicht des sozialen Konstruktivismus zu verknüpfen, denn dass auch Sozialisationsprozesse Kognitionen determinieren, ist unumstritten.

Im Folgenden möchten wir drei Beispiele aus unserer Forschung vorstellen, die illustrieren, wie Beiträge aus der Psychologie zu den Gender Studies heute aussehen können: zu Geschlecht und Performanz in Leistungssituationen, zur Rolle von Geschlechterstereotypen für Karriereentscheidungen von Mädchen und zu Einstellungen gegenüber Männern und Frauen.

Geschlecht und Performanz in kritischen Situationen

In Bezug auf den Bildungsstand haben Frauen in Deutschland die Männer eingeholt: Bildungsabschlüsse von Frauen sind mindestens so hoch wie die von Männern (World Economic Forum 2009). Eklatante Unterschiede bleiben jedoch bei der Partizipation in Politik und Wirtschaft bestehen, insbesondere fehlen Frauen in der Führungsspitze von Unternehmen. Dafür gibt es sicherlich viele Gründe – gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die die Vereinbarkeit von Kindern und Karriere erschweren, soziale Konstruktionen von Familie, in denen Haushaltsführung und Kindererziehung noch immer Frauensache sind usw. Uns hat ein weiterer Faktor der ‚gläsernen Decke' interessiert, der den psychologischen Mechanismen zuzuordnen ist: Gibt es Verhaltensunterschiede zwischen den Geschlechtern, die sich als Barrieren für den Aufstieg von Frauen erweisen? Ein gut etablierter Geschlechtsunterschied ist der, dass Frauen durchschnittlich sozialer orientiert sind als Männer (*communion*), während Männer sachorientierter sind als Frauen (*agency*) (Bakan 1966). Aspekte dieser sozialen Orientierung sind, dass Frauen sich in Kommunikationsprozessen mehr an ihr Gegenüber anpassen als Männer (Willemyns/ Gallois/ Callan/ Pittam 1997) und höhere Fähigkeiten in nonverbaler Kommunikation haben, beispielsweise bei der Dekodierung dessen, was gerade in anderen vorgeht (Hall 1978).

Unsere konkrete Forschungsfrage war nun, ob es in Arbeitskontexten, deren Kultur und Regeln von machtvollen Männern geschaffen wurden, karrierekritische Situationen gibt, in denen Frauen aufgrund ihrer höheren sozialen Fähigkeiten schlechter abschneiden. Dies wäre ein subtiler Mechanismus, gesellschaftliche Hierarchien aufrecht zu erhalten (Sidanius/ Pratto 1999). Kritische Performanzsituationen, in denen soziale Orientierung schaden kann, könnten solche sein, in denen wichtige Projekte einem nicht-responsiven Publikum vorgestellt werden. Nach einer Pilotbefragung gehören solche Situationen zum Erfahrungsschatz zahlreicher Frauen in Wissenschaft und Wirtschaft; beispielsweise die Vorstellung eines Projektantrags vor einem kritischen Gremium, das seine Einschätzung zunächst nicht preisgeben möchte. Unsere zentralen Hypothesen lauteten: Ein nicht responsives Publikum irritiert Frauen mehr als Männer, so dass sie weniger überzeugend auftreten. Dieser Geschlechtsunterschied lässt sich auf Unterschiede in sozialen Fähigkeiten zurückführen. Eine solche Hypothese lässt sich nach unserem Dafürhalten nur experimentell kausal belegen, denn in Alltagssituationen kann es immer Interaktionen zwischen der Überzeugungskraft einer Projektvorstellung und der Reaktion des Publikums geben, so dass die Rolle der Publikumsreaktion nicht isoliert werden kann.

In einem ersten Experiment haben wir Studentinnen und Studenten gebeten, einen Kurzvortrag von drei Minuten über ihre eigenen Stärken zu halten. Das Publikum bestand aus sorgfältig geschulten Männern, die entweder auf nonverbaler Ebene Interesse und Unterstützung signalisierten oder keinerlei Regung zeigten. Den Bedingungen ‚responsives Publikum' und ‚nicht-responsives Publikum' wurden die Teilnehmenden zufällig zugewiesen. Die Kurzvorträge wurden auf Video aufgezeichnet und nachher von Urteilenden, die ‚blind' gegenüber den Bedingungen waren, hinsichtlich vorab festgelegter Zeichen von

Unsicherheit sowie hinsichtlich des Kompetenzeindrucks jeweils auf mehrstufigen Skalen bewertet und zu Faktoren zusammengefasst (z.B. ‚paraverbale Sprache', ‚nonverbale Nervositätszeichen', ‚Kompetenzeindruck').

Das Ergebnismuster lässt sich wie folgt zusammenfassen. Ob das Publikum responsiv war oder nicht, hat sich auf die beobachtete Nervosität der Männer nicht ausgewirkt: Männer haben ihren Vortrag unbeeindruckt durchgeführt. Auf die durch unabhängige Beobachtende eingeschätzte Nervosität der Frauen hatte die Publikumsreaktion jedoch einen Effekt: Frauen wirkten bei nicht-responsivem Publikum durchschnittlich signifikant nervöser als bei responsivem Publikum.

In der nicht-responsiven Bedingung gab es darüber hinaus einen Geschlechtsunterschied im Kompetenzeindruck: Frauen erschienen durchschnittlich weniger kompetent als Männer. Um aufzuklären, worauf dieser Geschlechtsunterschied im Kompetenzeindruck zurückgeht, wurden in eine Regressionsanalyse zusätzlich zum Geschlecht zwei Aspekte sozialer Fähigkeiten einbezogen, die wir vorab per Fragebogen erfasst hatten: selbst eingeschätzte Fähigkeit zur Dekodierung der emotionalen Zustände anderer (z.B.: „Es ist anderen Menschen fast unmöglich, ihre wahren Gefühle vor mir zu verbergen") sowie Selbstdarstellung (z.B. „Ich kann mein Auftreten schnell verändern"). Beide Faktoren hatten einen signifikanten Einfluss auf den Kompetenzeindruck – am kompetentesten erschienen bei nicht-responsivem Publikum die Personen, die, wie von uns erwartet, die geringsten Fähigkeiten zur Dekodierung der emotionalen Zustände anderer aufwiesen sowie darüber hinaus die Personen, die angaben, sich besonders gut selbst darstellen zu können. Bei Einbezug dieser beiden Faktoren war der Einfluss von Geschlecht auf den Kompetenzeindruck nicht mehr signifikant. Mit anderen Worten: Die Tatsache, dass Frauen vor nicht-responsivem Publikum weniger kompetent erschienen als Männer, ließ sich vollständig erklären durch ihre höhere Fähigkeit, sich in andere hineinzuversetzen, und ihre geringere Fähigkeit zur Selbstdarstellung.

Dieses Ergebnismuster muss nun in weiteren Experimenten repliziert werden. Dabei werden wir objektive Maße statt Selbstauskünfte zu sozialen Fähigkeiten einbeziehen, über andere Themen als die eigenen Fähigkeiten referieren lassen und zusätzlich zu Studierenden (künftigen Führungskräften) auch Führungsnachwuchskräfte einbeziehen. Drei Dinge sind bei der Interpretation der Ergebnisse zu beachten. Zum einen kann keine Aussage über das Verhalten jeder einzelnen Frau gemacht werden, da jede Frau nur entweder in der nicht-responsiven oder in der responsiven Bedingung beobachtet wurde. Der Effekt zeigt lediglich, dass durchschnittlich die Performanz der Frauen in der nicht-responsiven Bedingung schlechter war als in der responsiven. Auf welchen Anteil der Frauen dieser Unterschied zurückgeht, ist nicht bekannt. Zum zweiten ist das Ergebnismuster ein Beispiel dafür, dass Effekte, die zunächst nach Geschlechtsunterschieden aussehen, auf Unterschiede in ganz anderen Faktoren zurückgehen können – nämlich psychologische Variablen wie soziale Fähigkeiten und Selbstdarstellung, die einen viel höheren Erklärungswert haben. Bei gleichen sozialen Fähigkeiten und gleicher Selbstdarstellung ist

kein Geschlechtsunterschied mehr auszumachen. Drittens erlauben unsere Befunde keine Aussage darüber, inwiefern Unterschiede zwischen Frauen und Männern in sozialen Fähigkeiten auf angeborene Geschlechtsunterschiede oder auf geschlechtsabhängige Sozialisationsprozesse und Belohnungs- und Bestrafungskontingenzen zurückgehen (z.B. indem bei Mädchen mehr Wert darauf gelegt wird, dass sie lieb und kooperativ sind, sich um andere kümmern, und indem sie harscher für Egoismus und Dominanz bestraft werden). Es ging uns vielmehr darum aufzuzeigen, dass höhere soziale Fähigkeiten für die Trägerin von Nachteil sein können.

Karriereentscheidungen von Mädchen

Unser zweites Forschungsbeispiel behandelt eine weitere bedeutende Erscheinungsform der nach wie vor bestehenden Ungleichverteilung der Geschlechter in zentralen Gesellschaftsbereichen: Immer noch wählen Frauen in der Bundesrepublik Deutschland und in vielen anderen Ländern selten Berufe in den Fachgebieten der Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (MINT). In Anbetracht dessen, dass Absolventinnen und Absolventen von MINT-Studiengängen Erwerbsquoten von 90 bis 97% erzielen (Kerst/ Schramm 2008), ist eine praktische Heranführung von Schülerinnen an die entsprechenden Berufsbilder, wie sie zum Beispiel von der *Bundesweiten Koordinierungsstelle Girls' Day – Mädchen-Zukunftstag* umgesetzt wird, besonders begrüßenswert.

Gleichzeitig ist es nötig, besser zu verstehen, welche Prozesse im Einzelnen dafür verantwortlich sind, dass Schulabgängerinnen nach wie vor ‚typisch männlichen' Berufen den Rücken kehren. Mit welchen Überzeugungen geht dieses Verhalten einher? Könnte es eine Rolle spielen, dass Mädchen sich selbst in mathematisch-technischen Gebieten wenig zutrauen? Und falls ja, ab welchem Alter lassen sich solche für die spätere Berufswahl relevanten Denkinhalte feststellen? Wenn wir diese Fragen anhand geeigneter empirischer Untersuchungen beantworten können, schafft dies die Voraussetzung, noch wirkungsvoller geeignete Interventionen zu platzieren.

Bisherige Forschung hat gezeigt, dass Mädchen im Grundschulalter das Fach Mathematik mögen, gut in Mathematik sind und ein hohes fachspezifisches Leistungsselbstkonzept haben (d.h., sie sind überzeugt, dass sie gut rechnen können). Erst im Laufe ihrer Bildungskarrieren verschwinden sie aus den MINT-Fächern (‚the leaky math pipeline'). Zu Beginn der Pubertät gibt es immer noch keine Leistungsunterschiede in Mathematik zwischen Jungen und Mädchen, aber das fachspezifische Leistungsselbstkonzept der Mädchen ist bereits schlechter als das der Jungen: Bei objektiv gleichen Noten halten Jungen sich für talentierter. Schließlich fallen auch die Leistungen der meisten Mädchen ab und sie verlassen mathematikintensive Fächer.

In einer Serie von Studien gingen wir der Frage nach, wie sehr Frauen und Mädchen Geschlechterstereotype in Bezug auf Mathematik verinnerlicht haben und sie spontan zeigen (Jelenec 2008). Den Schwerpunkt unserer Untersuchungen bildeten Geschlechterstereotype bei Kindern und Jugendlichen,

da in dieser Zeit wichtige Bildungsentscheidungen vorbereitet und getroffen werden. Weiterhin untersuchten wir hierbei sogenannte implizite Geschlechterstereotype. Da wir implizite Kognitionen für die Geschlechterforschung als besonders relevant erachten, weshalb wir bevorzugt mit sogeannten impliziten Messverfahren arbeiten, folgen hierzu zum besseren Verständnis zunächst einige Ausführungen.

Seit etwa zwei Jahrzehnten wird in der psychologischen Forschung zunehmend eine Unterscheidung zwischen impliziten und expliziten Prozessen betont. Letztere kommen zum Beispiel dann zum Tragen, wenn Menschen direkt nach ihren Einstellungen gefragt werden. Die Befragten antworten dann bewusst und steuern kontrolliert die von ihnen gemachten Angaben. Anders verhält es sich bei impliziten Prozessen. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass sie zum einen häufig unbewusst vorliegen (es ist Menschen manchmal gar nicht klar, dass sie bestimmte Vorurteile haben), zum anderen können sie, selbst wenn ein Bewusstsein gegeben ist, ihr Antwortverhalten beim Einsatz impliziter Maße weniger gut kontrollieren. Ein wichtiger Vorteil bei der Erfassung impliziter Denkinhalte besteht also darin, dass diese kaum durch soziale Erwünschtheitsprozesse verzerrt werden können, welche im Zusammenhang mit Geschlechterthemen eine besondere Rolle spielen. Aus diesem Grund arbeiten wir in unserer Forschung zusätzlich zu expliziten Maßen (z.B. Fragebögen) verstärkt mit impliziten Messmethoden. Ein weit verbreitetes Maß ist der Implizite Assoziationstest (IAT, Greenwald/ McGhee/ Schwartz 1998). Hierbei handelt es sich um ein computerbasiertes Verfahren, bei dem Reaktionszeiten erfasst werden, wenn auf bestimmte Stimuluskombinationen (häufig Wortpaare) reagiert wird. Beispielsweise werden links oben auf dem Computerbildschirm die Wörter ‚Frauen oder positiv' präsentiert und rechts oben ‚Männer oder negativ'. In der Bildschirmmitte erscheint dann jeweils ein Wort, das mit einem linken oder rechten Tastendruck klassifiziert werden soll (z.B. ‚weiblich', ‚männlich', ‚gut', ‚schlecht'). Ist eine Probandin schneller darin, in dieser Aufgabe zu reagieren, als in einer, in der ‚Männer oder positiv' sowie ‚Frauen oder negativ' gepaart sind, wird geschlussfolgert, dass diese Probandin eine positivere implizite Einstellung zu Frauen hat als zu Männern (vgl. Steffens et al. 2004). Es können auf diese Weise nicht nur implizite Einstellungen erfasst werden, sondern auch implizite Geschlechterstereotype (hier wären mögliche Wortpaare ‚Frauen oder warmherzig' und ‚Männer oder kühl') oder Aspekte des impliziten Selbstkonzepts (z.B. ‚Ich oder Mathe' und ‚Andere oder Deutsch').

In den nun vorgestellten Untersuchungen überprüften wir mit Hilfe von IATs, wie sehr Kinder und Jugendliche Mathematik mit Jungen und Sprache mit Mädchen assoziieren. In einer Stichprobe mit über 500 Schülerinnen und Schülern zeigte sich, dass die automatischen Geschlechterstereotype bei Mädchen ausgeprägter waren als bei Jungen. So zeigten bereits Mädchen in der 4. Klasse automatische Assoziationen Mathe-Jungen und Sprache-Mädchen, und auch bei Mädchen in der 7. und 9. Klasse ließen sich diese spontanen Assoziationen nachweisen. Jungen zeigten hingegen durchschnittlich in keiner

Altersstufe automatische Geschlechterstereotype. Die automatischen Geschlechterstereotype der Mädchen, nicht aber der Jungen, hingen mit ihren Selbsteinschätzungen, ihren Schulnoten und ihren Fächerwahlabsichten in Mathematik und Deutsch zusammen. Stärkere automatische Geschlechterstereotype gingen bei Mädchen einher mit einer schlechteren Selbsteinschätzung, schlechteren Schulnoten und einer geringeren Fächerwahlabsicht in Mathematik im Vergleich zu Deutsch. Da automatische Mathematik-Geschlechterstereotype bei Mädchen bereits in der Grundschule beobachtet werden können, ist es denkbar, dass sich diese automatischen Stereotype schon früh auf Selbsteinschätzungen und Wahlabsichten auswirken und entsprechend mit dazu beitragen, dass sich Mädchen von mathematisch-technischen Bereichen abwenden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir automatische Mathematik-Geschlechterstereotype nur bei Mädchen und Frauen beobachten konnten. Diese Stereotype hingen mit Selbsteinschätzungen, Leistungen und Fächerwahlabsichten zusammen. Wir interpretieren diese Befunde dahingehend, dass sich Jungen, soweit ihnen diese Geschlechterstereotype bekannt sind, von ihnen nicht in der freien Entfaltung ihrer Interessen einschränken lassen: Auch wenn ein einzelner Junge verinnerlicht hat, dass Sprachen Mädchenfächer sind, wird er in ihnen reüssieren, wenn das seinen individuellen Talenten entspricht. Mädchen hingegen ziehen sich im Einklang mit den von ihnen verinnerlichten Stereotypen und mit ihrer Geschlechterrolle aus MINT-Fächern zurück. Um diese automatischen Geschlechterstereotype zu bekämpfen, bietet sich als eine Methode der Wahl an, Mädchen mit weiblichen Rollenvorbildern in Mathematik und Technik in Kontakt zu bringen, beispielsweise als Mentorinnen – einschlägige Untersuchungen haben nachgewiesen, dass sich auf diese Weise automatische Geschlechterstereotype reduzieren lassen (Dasgupta/ Asgari 2004).

Einstellungen gegenüber Männern und Frauen

Die vorangegangenen Forschungsbeispiele behandelten psychologische Wirkfaktoren, die dazu beitragen, dass Frauen auch heute noch in zentralen Gesellschaftsbereichen Männern nachstehen. In statushohen Positionen und zukunftsträchtigen Berufsfeldern sind nach wie vor wesentlich häufiger Männer als Frauen anzutreffen. Betrachtet man diesen Sachverhalt aus sozialpsychologischer Sicht, würde man, ausgehend von einschlägigen Theorien, vermuten, dass durchschnittlich positivere implizite Einstellungen gegenüber Männern vorherrschen als gegenüber Frauen. So zeigten zahlreiche empirische Studien, dass statushöhere Gruppen im Allgemeinen positiver bewertet werden als statusniedrigere. Dieses Muster konnte unter Berücksichtigung unterschiedlicher Gruppenkategorien, wie zum Beispiel Arme versus Reiche (für einen Überblick siehe Rudman/ Goodwin 2004) empirisch nachgewiesen werden. Eine Erklärung hierfür liefert die *system justification theory* (Jost/ Hunyady 2005), die argumentiert, dass Mitglieder statusniedriger Gruppen unbewusst die eigene Gruppe ab- bzw. die statushöhere Gruppe aufwerten, um bestehende Statusunterschiede

zu rechtfertigen. Für Mitglieder statushöherer Gruppen hingegen rechtfertigt eine positivere Einstellung zur Eigengruppe den Status quo.

Vor dem Hintergrund dieses vielfach gezeigten Zusammenhangs zwischen Gruppeneinstellungen und Status überrascht es, dass Forschungsarbeiten im Bereich der Geschlechtereinstellungen ein entgegengesetztes Ergebnis erbrachten: Frauen, also Mitglieder der statusniedrigeren Gruppe, werden im Durchschnitt auf impliziter und expliziter Ebene positiver gesehen als Männer, weshalb in diesem Zusammenhang auch vom *women-are-wonderful*-Effekt (Eagly/ Mladinic 1989) die Rede ist. Dieser Befund wurde vielfach gezeigt und auf mögliche Determinanten hin untersucht. Ursprüngliche Erklärungsansätze setzten an stereotypen Denkinhalten an, die dahin gehen, dass die typische Frau als nett und warmherzig, im Gegenzug aber auch als weniger kompetent wahrgenommen wird (*stereotype content model*, Fiske/ Cuddy/ Glick/ Xu 2002). Eine diesem Ansatz nahe Theorie in der Sozialpsychologie ist die des Ambivalenten Sexismus (Glick/ Fiske 1997). Hierbei wird unterschieden zwischen einem subjektiv als wohlwollend empfundenen *benevolenten Sexismus* („Frauen sollten von Männern umsorgt und beschützt werden", „Eine Frau sollte von ihrem Mann auf Händen getragen werden") gegenüber solchen Frauen, die sich traditionellen Rollenstrukturen unterordnen und einem *hostilen Sexismus* gegenüber solchen Frauen, die aus einem eingeschränkten Wirkungsbereich ausbrechen und gleichberechtigte Situationen einfordern („Was Feministinnen wirklich wollen, ist, dass Frauen mehr Macht bekommen als Männer", „Wenn Frauen in einem fairen Wettbewerb gegenüber Männern den Kürzeren ziehen, behaupten sie gerne, sie seien diskriminiert worden").

In einer Reihe von Untersuchungen prüften wir, inwiefern benevolent sexistische Einstellungen, Geschlechterstereotype und Geschlechterrollen mit der allgemeinen Positivbewertung der Frauen zusammenhängen. Die entscheidende Frage hierbei war: Verbirgt sich hinter dem Befund besonders positiver Einstellungen gegenüber Frauen möglicherweise eine Frauen diskriminierende Grundhaltung?

Erfreulicherweise sprechen unsere Ergebnisse konsistent gegen diese Argumentation. So fanden wir keinen positiven Zusammenhang zwischen benevolentem Sexismus und der impliziten Präferenz für Frauen. Weiterhin hing letztere sowohl mit der impliziten Wahrnehmung von Frauen als warm als auch mit der impliziten Wahrnehmung von Frauen als kompetent zusammen. Und schließlich zeigte eine weitere Untersuchung, dass die implizite Präferenz für Frauen sowohl nach Vorabaktivierung eines traditionellen Frauenbildes als auch nach Aktivierung eines Karrierefrauenbildes zu finden ist.

In der Gesamtschau korrespondieren diese Ergebnisse mit einer zunehmenden Akzeptanz von Frauen in nicht-traditionellen Rollen. In anderen Worten bedeutet das, dass Frauen heutzutage weitaus weniger mit Sanktionen in Form von Vorurteilen zu rechnen haben, wenn sie sich dafür entscheiden, berufliche Herausforderungen anzunehmen. Die Tatsache, dass unsere Daten auf impliziten Verfahren basieren, verleiht den daraus gezogenen Schlussfolgerungen besonderes Gewicht, da auf diese Weise, wie oben erläutert, Verfälschungen durch sozial erwünschtes Antworten unwahrscheinlich sind.

Ein letzter, überraschender, Befund aus unserer Geschlechtereinstellungsforschung soll hier abschließend aufgeführt werden. Von Simone de Beauvoir wird vielfach zitiert – so auch im vorliegenden Band –, die Frau werde immer nur in Relation zum Mann gedacht. Erste Befunde einer neuen Studienserie deuten in eine andere Richtung. Wir fanden, dass Männer, die sich sehr stark mit der Gruppe der Männer identifizieren, eine besonders ausgeprägte implizite Präferenz für Frauen haben. Bei den Probandinnen hingegen fanden wir keinen positiven Zusammenhang zwischen dem Ausmaß an Identifikation mit der eigenen Geschlechtergruppe und einer Bevorzugung der männlichen Fremdgruppe. Es zeichnete sich sogar ein nicht signifikanter Zusammenhang in entgegen gesetzter Richtung ab. Dieses Datenmuster legt nahe, dass es für Männer zu einer hohen Identifikation mit der eigenen Geschlechtergruppe, also zum ‚Mannsein', dazugehört, Frauen zu mögen. In einem weiteren Schritt ließe sich spekulieren, dass es möglicherweise relevanter Bestandteil des männlichen Selbstkonzeptes ist, sich in Beziehung zu Frauen wahrzunehmen oder sogar sich über die Gruppe der Frauen zu definieren. Ferner wäre es nun interessant, das Selbstbild dieser Männer differenziert zu betrachten. Was für Männer sind es, die sich besonders stark mit ihrer eigenen Geschlechtergruppe identifizieren und was bedeutet das für die konkrete Geschlechterbeziehung? Wozu setzen Männer sich mit Frauen in Beziehung: um ihre Heterosexualität und damit auch ihr Mannsein zu bestätigen? Wir planen weitere Studien, um diese Überlegungen zu prüfen.

Konklusionen

Die vorangegangenen Ausführungen sollten gezeigt haben, dass es sich lohnt, Befunde aus der aktuellen psychologischen Forschung in den Gender Studies zu berücksichtigen. Wir haben drei Beispiele angeführt zur Verdeutlichung der „importance of empirical investigations into gender relations: … establishing how peoples' material resources, life chances, and experiences are affected by their gender" – „zur Bedeutung der empirischen Erforschung von Geschlechterbeziehungen: … um festzustellen, wie materielle Ressourcen, Lebenschancen und Erfahrungen vom Geschlecht beeinflusst werden" (Oakley 1998). Zunächst haben wir Belege für einen subtilen Diskriminierungsmechanismus aufgezeigt, der Frauen auf dem Weg an die Spitze behindert: Die soziale Orientierung von Frauen kann hier schaden. Zweitens haben wir Studien erläutert, die zeigen, dass explizite und implizite Geschlechterstereotype mit Karriereentscheidungen von Mädchen einhergehen, wenn sie MINT-Fächern den Rücken kehren. Und drittens wurde ein Beispiel dafür angeführt, dass empirische Befunde zu Einstellungen gegenüber Frauen und Männern feministischer Theoriebildung widersprechen können – nur für die Identität von Männern, nicht von Frauen, war der Bezug zum anderen Geschlecht bedeutsam.

Abschließend ist festzuhalten: Marginalisierte Subjekte wie Psychologinnen mit Schwerpunkt in der Geschlechterforschung können durch Expansion der Grenzen der Kategorie Gender Studies inkludiert werden. So kann mehr

diversity in den Gender Studies entstehen, indem nicht nur Theoretiker_innen, die radikal Konstrukte in Frage stellen, Beiträge leisten, sondern auch die empirische Erforschung der Kategorie Geschlecht als bedeutsam angesehen wird. Dabei schärfen idealerweise beide Seiten den Blick für die Begrenztheit der eigenen Herangehensweisen. Es ist jedoch zu beachten, dass eine gemeinsame Basis noch zu schaffen ist: Welche Methoden gelten als anerkannt, um Erkenntnisfortschritte zu erzielen? Welche Konzepte werden wie verwendet und haben welche Implikationen? Wenn Psycholog_innen von Geschlechterrollen und geschlechtsspezifischer Sozialisation sprechen, hat das für Soziolog_innen möglicherweise Konnotationen, die Psycholog_innen nicht bewusst sind. Auf welcher Abstraktionsebene forschen wir? Um die Kommunikationsstufe 4 der ‚unbewussten Kompetenz' zu erreichen, sind noch Lernprozesse erforderlich – die zweifelsohne mit einem stimulierenden und fruchtbaren Austausch belohnt werden.

Anmerkungen

1 Die Schreibweise mit Unterstrich lässt zwischen gesellschaftlich als männlich und weiblich konstruierten Individuen Raum für die Menschen, die sich dazwischen oder jenseits von Geschlechtskategorien verorten (S_HE 2003).

2 Selbstbeobachtung: Analyse des eigenen Erlebens durch nach innen gerichtete Beobachtung.

Literatur

Bakan, David (1966) *The duality of human existence. An essay on psychology and religion*. Oxford: Rand McNally.

Dasgupta, Nilanjana/ Shaki Asgari (2004) „Seeing is believing: Exposure to counterstereotypic women leaders and its effect on the malleability of automatic gender stereotyping". *Journal of Experimental Social Psychology,* 40/2004: 642-658.

Eagly, Alice H./ Antonio Mladinic (1989) „Gender stereotypes and attitudes toward women and men". *Personality and Social Psychology Bulletin,* 15/ 1989: 543-558.

Fiske, Susan T./ Amy J. C. Cuddy/ Peter Glick/ Jun Xu (2002) „A model of (often mixed) stereotype content: Competence and warmth respectively follow from perceived status and competition". *Journal of Personality and Social Psychology,* 82/2002: 878-902.

Glick, Peter/ Susan T. Fiske (1997) „Hostile and benevolent sexism: Measuring ambivalent sexist attitudes toward women". *Psychology of Women Quarterly,* 21/1997: 119-135.

Greenwald, Anthony G./ Debbie E. McGhee/ Jordan L. K. Schwartz (1998) „Measuring individual differences in implicit cognition: The Implicit Association Test". *Journal of Personality and Social Psychology,* 74/1998: 1464-1480.

Hall, Judith A. (1978) „Gender effects in decoding nonverbal cues". *Psychological Bulletin,* 85/1978: 845-857.

Jelenec, Petra (2008) *Girls and the leaky math pipeline.* Unveröffentlichte Doktorarbeit, Friedrich-Schiller-Universität, Jena.

Jost, John T./ Orsolya Hunyady (2005) „Antecedents and consequences of system-justifying ideologies". *Current Directions in Psychological Science,* 14/ 2005: 260-265.

Knauss, Ferdinand (2007) „Gender-Studies: Feministinnen erforschen sich selbst. *Handelsblatt.* 19. Sept. 2007. 07. Juli 2010. <http://www.handelsblatt.com/technologie/forschung/feministinnen-erforschen-sich-selbst;1325097>.

Kerst, Christian/ Michael Schramm (2008) „Der Absolventenjahrgang 2000/2001 fünf Jahre nach dem Hochschulabschluss, Berufsverlauf und aktuelle Situation". *HIS Forum Hochschule* 10/2008.

Martenstein, Harald (2008) „Das soziale Geschlecht". *ZEIT ONLINE.* 21. Feb. 2008. 07. Juli. 2010. <http://www.zeit.de/2008/09/Martenstein-09?page=all>.

Oakley, Ann (1998) „Science, gender, and women's liberation: an argument against postmodernism". *Women's Studies International Forum,* 21/1998: 133-146.

Pilcher, Jane/ Imelda Whelahan (2008) *50 key concepts in gender studies*. Los Angeles: Sage.

Rossini, Manuela (2008) „Zoontologien: Companion species und Ribofunk als theoretische und literarische Beiträge zu einem kritisch-posthumanistischen Feminismus". *Gender goes life. Die Lebenswissenschaften als Herausforderung für die Gender Studies.* Hg. Marie-Luise Angerer/ Christiane König. Bielefeld: transcript, 41-62.

Rudman, Laurie A./ Stephanie A. Goodwin (2004) „Gender differences in automatic in-group bias: Why do women like women more than men like men?" *Journal of Personality and Social Psychology* 87/2004: 494-509.

S_HE (2003) „Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung". *arranca* Vol. 28. 08. März 2010. 07. Juli 2010 <http://arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap Seitenangabe>.

Sidanius, Jim/ Felicia Pratto (1999) *Social dominance: An intergroup theory of social hierarchy and oppression*. New York: Cambridge University Press.

Steffens, Melanie C./ Julia Lichau/ Yvonne Still/ Petra Jelenec/ Julia Anheuser/ N. Kristine Goergens, et al. (2004) „Individuum oder Gruppe, Exemplar oder Kategorie? Ein Zweifaktorenmodell zur Erklärung der Reaktionszeitunterschiede im *Implicit Association Test* (IAT) [Individual or group, exemplar or category? A two-factor model for explaining reaction-time differences in the Implicit Association Test (IAT)]". *Zeitschrift für Psychologie* 212/2004: 57-65.

Tung, Rosalie (2009) „Managing cross-national and intra-national diversity". *International human resource management. Vol. III: Cross-cultural human resource management*. Hg. Pawan Budhwar/ Randall Schuler/ Paul Sparrow. Los Angeles: Sage, 41-55.

Willemyns, Michael/ Cynthia Gallois/ Victor J Callan/ Jefferey Pittam (1997) „Accent accommodation in the job interview: Impact of interviewer accent and gender". *Journal of Language and Social Psychology,* 16/1997: 3-22.

World Economic Forum (2009) „Global gender gap report". 27. Okt. 2009. 28. Feb. 2010. <http://www.weforum.org/en/Communities/Women%20Leaders%20and%20Gender%20Parity/GenderGapNetwork/index.htm>.

Lotte Rose

‚Natürliche' und ‚sanfte Geburt'. Paradoxien der modernen Entbindungsreformen

1 Medikalisierung der Geburt

Wie, wann, wo und mit wem Frauen Kinder auf die Welt bringen, ist keineswegs eine natürliche Sache, sondern Gegenstand von umfassenden normativen Regulierungen. Für unseren westlich-zivilisierten Kulturkreis lassen sich für die letzten Jahrhunderte zwei tief greifende Wendepunkte bei diesen Regulierungen ausmachen: die Medikalisierung des Geburtsvorganges sowie die Einführung der ‚natürlichen' und ‚sanften' Geburt.

Während Schwangerschaft und Geburt lange Zeit in den Zuständigkeitsbereich geburtserfahrener Frauen und heilkundiger Hebammen gehörten, werden diese Vorgänge ab dem 18. Jahrhundert sukzessive von der Medizin übernommen. Die rational-naturwissenschaftliche Wissensproduktion zur Steuerung von Fertilität und Natalität setzt ein, und männliche, akademische Geburtshelfer übernehmen in den Entbindungssituationen die zentralen Funktionen. Geburten finden immer häufiger in den öffentlichen Entbindungsanstalten statt. Im 20. Jahrhundert setzt sich diese Praxis endgültig als Normalität durch.

Die Geburt ist ein klinisches Ereignis geworden, das ärztlicher Sicherung wie auch medizintechnischer, operativer und pharmazeutischer Eingriffe bedarf (vgl. Duden 1994). Dies scheint nun völlig selbstverständlich und ist gar nicht mehr anders vorstellbar. Ähnliches vollzieht sich zeitversetzt auch mit der Schwangerschaft. Sie wird ebenfalls verstärkt zu einer körperlichen Etappe, die konstanter ärztlicher Überwachung und Fürsorge bedarf.

Diese Medikalisierungsvorgänge sind bis heute nicht abgeschlossen, vielmehr verfeinern sie sich immer weiter. Die diagnostischen und therapeutischen Instrumente zur Geburtshilfe unterliegen ständigen Perfektionierungsprozessen und dehnen ihre Aufmerksamkeit und Regulierungsmöglichkeiten immer weiter aus – hierbei wird der Fokus zunehmend auf die vorgeburtliche Phase gelegt, wie beispielsweise das expandierende Feld der Reproduktionstechnologien und der pränatalen Diagnostik zeigt.

2 Protestbewegung: De-Medikalisierung und (Wieder-)Ermächtigung der Gebärenden

In den 1970er Jahren formiert sich mit Nachdruck Protest gegen diese Medikalisierungen der Geburt. Eine zentrale Akteurin ist die feministische Frauengesundheitsbewegung.[1] Sie wendet sich *erstens* gegen die mit der Medikalisierung einhergehende Pathologisierung des schwangeren und gebärenden Körpers. Weil damit die Potenz des Gebärens zur Krankheit erklärt wird, erscheint sie als sinnfälliger Ausdruck weiblicher Unterdrückung, mit der eine exklusiv weibliche Macht demontiert und männliche Herrschaft gesichert wird. Diese Deutung ist eingebettet in einen allgemeinen, in dieser Zeit intensiv geführten, geschlechterkritischen Medizindiskurs, der differenziert rekonstruiert, wie Frauenkörper von der männlichen Medizin zum besonders gefährdeten Risikokörper gemacht werden (vgl. u.a. Fischer-Homberger 1988).

Die Kritik richtet sich *zweitens* gegen die Entwertung der weiblichen Hebammenkunst. Auch dies wird als Spiegel allgemeiner männlicher Bemächtigungen des Frauenkörpers gelesen. Die Hebamme als ehemals zentrale Helferin der Gebärenden ist im Geburtsgeschehen von der klinischen Expertenmacht, die durch männliche Ärzte verkörpert wird, verdrängt worden. Ihre besondere Expertise, handwerkliche Geschicklichkeit wie auch ihre potentielle emotionale Beziehung zur Gebärenden werden damit als geburtserleichternde Faktoren missachtet. Die Schwangere ist nun umso mehr schutzlos der medikalisierten, männlichen Geburtshilfe ausgeliefert.

Drittens werden die Peinigungen der Gebärenden in den Kreißsälen der Krankenhäuser skandalisiert. Ärztliche Routinen, Eingriffe und Instrumente, die Absonderung der Schwangeren in hygienischen, unfreundlichen Räumen, fehlende vertraute Menschen und mangelnde Zuwendung während des Geburtsvorgangs vergrößern die Angst und die Schmerzen der Schwangeren und verlängern und verkomplizieren möglicherweise den Geburtsverlauf. Die Medikalisierungen haben von daher nicht zu Erleichterungen für die Gebärenden geführt, sondern ganz im Gegenteil zu erhöhten Belastungen und vergrößerten Gefährdungen – so die Kritik (vgl. u.a. Kitzinger 1988, 13 ff).

Die Grausamkeiten haben sich auch für das Neugeborene erhöht. So geben *viertens* die in den Geburtshilfestationen üblichen Routinen der abrupten körperlichen Trennung des Neugeborenen von der Mutter Anlass zu ausgiebigen Problematisierungen. Nicht nur die eilige Durchtrennung der Nabelschnur nach der Geburt, sondern auch die schnelle Entfernung des Säuglings von der Mutter für Reinigungs- und Untersuchungstätigkeiten sowie seine spätere Absonderung im Säuglingszimmer der Wöchnerinnenstationen gelten als höchst fragwürdige Maßnahmen, die das Neugeborene traumatisieren und den mütterlichen Beziehungsaufbau zum Kind nachhaltig stören könnten.

Fünftens erscheint auch der bis in die 1970er Jahre noch selbstverständliche väterliche Ausschluss vom Geburtsgeschehen als fragwürdig. Die Argumentationsfigur kreist darum, dass die Angst der Gebärenden in der Geburtskrise erheblich vergrößert ist, wenn der Kindsvater ihr nicht beistehen kann, und

dass dem Vater die emotionale Annäherung an sein Kind erschwert wird, weil er an dessen Entbindung nicht beteiligt ist.

Vor dem Hintergrund dieser Kritik vollziehen sich seit den 1970er Jahren tiefgreifende Umbruchprozesse in der Geburtshilfe, die im Folgenden erläutert werden.

Die Einführung der ‚natürlichen' Geburt

Gefordert wird ein so genannter ‚natürlicher' Entbindungsrahmen, der möglichst frei von klinischen Technologien und Eingriffen ist. Vor allem die üblichen Schmerzmittelgaben, die Wehenmittel, der Dammschnitt, weitere mechanische Hilfen bei der Austreibung des Säuglings sowie die Prozeduren der Geburtsüberwachung sind verpönt. Wenn überhaupt, sollen nur natürliche Mittel zur Geburtsunterstützung eingesetzt werden: Behandlungsformen der homöopathisch-alternativen Medizin, Akupunktur, Massagen, Entspannungstechniken oder Wannenbad kommen hierbei in den Blick.

Der Wunsch nach einer ‚natürlichen' Geburt geht zudem mit der Forderung nach einem nicht-klinischen Entbindungsort einher. Vor diesem Hintergrund wird die private Hausgeburt propagiert. Hiermit verbindet sich die Vorstellung, dass der Gebärenden zu Hause ein Höchstmaß an Vertrautheit, Privatheit und Entspanntheit geboten wird, was den Geburtsverlauf erleichtert. Dennoch setzt sich die Hausgeburt nie wirklich durch. Bis heute finden 98 % der Geburten in Kliniken statt (vgl. Braun 2006).

Aufwertung der Hebammenhilfe

So wie die schulmedizinische Geburtshilfe zum Inbegriff einer frauenfeindlichen Geburtspraxis wird, erscheinen der Berufsstand der Hebamme als frauenfreundlich und die Zeit, in der die Gebärende nur von der Hebamme und anderen weiblichen Helferinnen betreut wurde, als geradezu ideal:

> Der geschichtliche Umbruch in der Geburtshilfe läßt jahrtausendealte Traditionen von Frauen verschwinden. Die Frauen bestimmten selbst, unter welchen äußeren Umständen Geburten stattfinden sollten. Sie machten dies unter sich aus. Jetzt sind die Frauen und die Hebammen eingegliedert in den männlich orientierten Klinikbetrieb, sind abhängig von den Anordnungen des Arztes (...), von den Apparaturen und sind der in vielerlei Hinsicht sterilen Krankenhausatmosphäre ausgeliefert. Das Wissen darum, daß im Normalfall ein Kind nur unter Frauen – ohne Hinzuziehung eines Arztes geboren werden kann, ist fast gänzlich verloren gegangen. (Grabrucker 1989, 7)

Gefordert wird, die Geburtsvorgänge wieder der Hebamme anzuvertrauen. Aufgrund ihrer Weiblichkeit und ihres nicht-akademischen Berufsstandes mit traditionellem Nimbus verkörpert sie das ‚Gute', mit dem eine frauenfreundli-

chere Geburtsatmosphäre geschaffen wird, in der die Gebärende vor den Zumutungen des Klinikbetriebs erfolgreich geschützt ist und auf eine ihr angenehme, weil private Weise entbinden kann.

Selbstbestimmung der Gebärenden

Nicht mehr medizinische Autoritäten und Klinikroutine sollen das Geburtsgeschehen bestimmen, sondern die Gebärende selbst. So heißt es in einem feministischen Gesundheitsratgeber:

> Tu während der Geburtsarbeit, wonach dir zumute ist. Leg oder setz dich so, wie es dir am angenehmsten ist, lauf umher, wenn du dich danach fühlst, wechsel oft deine Stellung (...) dies hält dich in guter Stimmung und erhöht deine Chance, eine angenehme Geburt zu haben. (*Unser Körper – unser Leben* 1981, 114)

Die Gebärende soll selbstständig entscheiden, was sie während des Entbindungsprozesses tut. Sie soll ihre Wünsche ernst nehmen und sich nach ihnen richten. Während sie in der medikalisierten Geburtshilfe ein Objekt fremder, über sie verfügender, feindseliger Instanzen war, wird sie jetzt mit Nachdruck als zentrales Subjekt der Geburt eingesetzt und angerufen.

Besänftigung der Gebärkrise

Die Idee der ‚natürlichen' Geburt fällt zusammen mit der Idee der ‚sanften' Geburt. Beide Bezeichnungen werden in der Reformdebatte synonym verwendet. In dem Begriff des ‚Sanften' gerinnt die Vorstellung eines harmonischen Geburtsablaufes, in dem Mutter und Kind möglichst wenig Stress erleben. Nicht zufällig trägt ein Bestseller der Reformbewegung den Titel *Geburt ohne Gewalt* (Leboyer 1981/1974). Es geht darum, dem Geburtsgeschehen alles Gewaltförmige zu nehmen: Die Mutter soll nicht durch Schmerzen und Angst gequält sein, das Baby behutsam den Übergang vom vermeintlich wohligen intra-uterinen zum weniger wohligen extra-uterinen Leben vollziehen, die massive Krise der ‚Entbindung' von Kind und Mutter soll entschärft, entradikalisiert und befriedet werden, d.h. letztlich: Ihr soll das Krisenhafte und Dramatische genommen werden.

Re-Mystifizierungen

Rituell-magische Vorstellungen und Praktiken zu Schwangerschaft und Geburt finden verstärkt Aufmerksamkeit und Anwendung. Hierzu gehören beispielsweise astrologische Bestimmungen der Zeugungstermine, magische Segensrituale, Plazenta-Rituale und Plazenta-Medizin[2], Lotus-Geburt[3] oder das Aufkommen der Doula-Frauen, die spirituelle Geburtsbegleitungen anbieten. Schmied-

Knittel/ Schetsche (2009, 8) vermuten, dass sich hier eine Traditionslinie von Fruchtbarkeits- und Geburtsritualen fortsetzt, die angesichts der zeitweiligen Vorherrschaft der aufklärerisch-rationalen Medizin marginalisiert war, nun aber wieder revitalisiert werde.

Verlängerung der Mutter-Kind-Einheit

Die Bestrebungen gehen dahin, die physische Entbindung des Säuglings vom mütterlichen Körper nach der erfolgreichen Austreibung zu verlangsamen. Das Neugeborene wird der Mutter zunächst auf den Bauch gelegt, die Nabelschnur erst nach einiger Zeit durchtrennt, die Käseschmiere[4] zunächst noch belassen. Zudem verbleibt der Säugling während der Wöchnerinnenphase nun in der direkten Nähe der Mutter statt ihn getrennt von ihr in einem Säuglingszimmer zu versorgen und höchstens zum Stillen der Wöchnerin zu bringen. Beim Rooming-in-Konzept, das sich in den Kliniken zügig als Standard durchsetzt, bleibt der Säugling im Zimmer der Mutter und wird überwiegend von ihr selbst und weniger von fremdem Pflegepersonal versorgt.

Einbindung des Vaters

Forciert wird auch die Beteiligung der Väter am Geburtsgeschehen. Dies beginnt bereits bei den Arztterminen während der Schwangerschaft und schließt die Geburtsvorbereitungskurse sowie die Vorgänge im Kreißsaal ein. Während den Vätern bei den traditionellen vor-klinischen Geburtspraktiken noch diverse unterstützende praktische Aufgaben im weiteren Umfeld der Geburt zugewiesen waren – sie holten z.B. die Hebamme, sorgten für Holz, Wasser und Wein –, machte sie die Medikalisierung relativ funktions- und arbeitslos. Sie überbrachten mit den ersten Wehen die werdende Mutter der Geburtsmedizin, um nachfolgend nur noch untätig warten zu können. Dies ändert sich nun: Es wird zur Normalitätserwartung an Väter, der Mutter im Geburtsgeschehen möglichst aktiv und nah beizustehen.

3 Re-Traditionalisierung versus Individualisierung

Die Reformbewegung beruft sich vor allem auf die Vergangenheit oder vorindustrielle Kulturen (vgl. Schmied-Knittel/ Schetsche 2009, 6). Zahlreich sind die historischen und ethnografischen Berichte zu vorklinischen Geburtspraktiken, die als Zeugnisse einer besseren, weil humaneren Geburtskultur gehandelt werden. In ihnen findet sich das, was wieder hergestellt werden soll: Eine Einheit mit dem ‚Natürlichen' und Einfachen, die Bindung und Stärke des weiblichen Kollektivs, die Beruhigung durch das Vertraute, die Fürsorglichkeit und Wertschätzung gegenüber der Gebärenden, dem Säugling und dem Vater

– mithin der Familie. So besehen trägt die Reformbewegung in gewisser Weise anti-moderne, restaurative Züge.

Gleichwohl setzt die Reformbewegung die Gebärende nachdrücklich als autonomes Subjekt ein, das das Geburtsgeschehen selbst individuell bestimmen soll (vgl. Rose 1993, Ullrich 2009). Während einerseits vergangene traditionelle Verhältnisse idealisiert werden, die dem Individuum gerade keinen Entscheidungsspielraum ließen, wird andererseits – ganz im Sinne der Modernisierungen – die Individualisierung der Gebärenden forciert. Re-Traditionalisierungen und Ent-Traditionalisierungen greifen auf eine paradoxe Weise ineinander.

Bezeichnenderweise trägt der Ratgeber der Bestsellerautorin Sheila Kitzinger denn auch den Titel *Wie soll mein Kind geboren werden?* (1986). Dass diese Frage überhaupt gestellt wird und gestellt werden kann, ist neu und verweist auf die weit reichenden kulturellen Freisetzungsprozesse des Gebärens. Es ist individuell entscheidbar geworden, wie, wo, mit welchen HelferInnen und welchen Hilfen ein Kind auf die Welt kommt und wie nach der Entbindung mit dem Säugling umgegangen wird. Das Geburtsgeschehen ist zu einer offenen Frage geworden, für die das Individuum selbst Antworten finden muss.

Die gewonnene Verfügungsgewalt bildet aber gleichzeitig auch eine Verfügungsverpflichtung. Seit den 1970er Jahren sprechen die Ratgeber hierzu einen immer deutlicheren Ton. Aus dem *Angebot* der Selbstbestimmung ist eine Zuweisung geworden. In einem Mütter-Ratgeber heißt es:

> Die Geburt unseres Kindes ist für uns eine Erfahrung, die unser Leben stark verändert. Wir haben die Wahl, ob wir dieses Erleben passiv über uns ergehen und uns durch die Krankenhausroutine entmündigen lassen wollen, oder ob wir bereit sind, selbst Verantwortung zu übernehmen, uns bewußt auf diese Erfahrung vorzubereiten und sie mitzugestalten. (Lothrop 1985, 67)

Die Botschaft lautet: Es gibt nicht nur Wahlmöglichkeiten, sondern auch eine Verantwortung, diese aktiv wahrzunehmen und sich nicht tatenlos den vorgegebenen klinischen Prozeduren zu überlassen. Vielmehr gilt es, die eigenen Gestaltungschancen erfolgreich zu nutzen, um die „Erfahrung, die unser Leben stark verändert" (ebd.), positiv wahrnehmen zu können. Möglich wird dies laut Ratgeber nur durch eine sorgfältige und bewusste Vorbereitung. In einem anderen Ratgeber klingt es ähnlich:

> Nicht gedimmertes Licht oder extra weiche Matratzen, keine Blümchentapete und kein Blumentopf machen aus einer Geburt einen Geburtstag. Sondern letzten Endes ganz alleine Sie: die Mutter, die Eltern. So sorgfältig, wie Sie diesen Tag vorbereitet haben, so gut wird er auch gelingen. (*Vorsorge-Initiative* o.J., 48)

Die Gebärende – und der Kindsvater – werden als zentrale Akteure des Geburtsgeschehens exponiert. Diese Konstruktion enthält einerseits eine faszinierende Verheißung, nämlich die, mit eigener Kraft die bevorstehende Krise meistern zu können. Zum anderen lädt sie den Individuen aber auch ein enormes Maß an Verantwortung auf, denn zu meistern ist das Ereignis nur mit

aufwändigem Einsatz im Vorfeld. Wie schnell die propagierte Selbstbestimmung in der realen Entbindungssituation zerfallen kann, wird in den Berichten von jungen Müttern zu ihren Geburtserlebnissen deutlich. Eine junge Mutter erinnert sich:

> Wir gingen wieder auf das Bett. Ich wollte einen Apfel essen. Eckart gab mir kleine Stücke. Ich lutschte sie nur aus. Ich brauchte die süße Flüssigkeit. Eckart holte einen nassen Waschlappen. Meine Stirn glühte. Ich kühlte meinen Kopf und lutschte den Lappen aus. Ich wußte selbst nicht mehr, was mir sonst noch gut tun konnte. (Reim 1984, 125)

Die Gebärende kann und soll tun, was ihr gut tut, doch sie weiß am Ende gar nicht mehr, was ihr gut tun könnte. Die mögliche Selbstbestimmung entpuppt sich in der Geburtskrise letztlich als Überforderung und als Zumutung. So erzeugen die Individualisierungen des Gebärens eigene neue Nöte.

4 Glücksversprechen und Enttäuschungen

Die Individualisierungen des Gebärens gehen einher mit gesteigerten Glückserwartungen an das Geburtsereignis. In einem Ratgeber heißt es exemplarisch:

> Der Triumph und die Freude des ‚Ich habe dich aus eigener Kraft geboren' lässt sich durch nichts ersetzen. (...) Ein Kind zur Welt zu bringen ist ein totales Körpererlebnis, in einer Intensität, wie sie eine Frau bis dahin vielleicht nie erlebt hat. (Lothrop 1985, 67 f)

Die Entbindung wird narzisstisch aufgeladen und als biografische Klimax mit orgiastischen Anklängen stilisiert. Ihre Bedeutung weist damit weit über den profanen reproduktiven Akt der Natalität hinaus. Es geht um ein exklusives Grandiositätserlebnis und eine berauschende Körpersensation für die Mutter.

Angesichts dieser Versprechungen erstaunt es nicht, dass von einer positiv aufgeregten Atmosphäre – ähnlich einer ‚Weihnachtsstimmung' – vor der bevorstehenden Geburt berichtet wird: „Wir sind beide sehr aufgeregt und laufen in der Wohnung umher – wie Kinder, die auf das Christkind warten" (Reim 1984, 27). Oder: „Wir sind wahnsinnig gespannt. Wann kommt es, wie wird es sein, Kindheitserinnerungen an Heilig Abend kommen mir hoch" (Reim 1984, 165). Viele Geburtsberichte schildern zudem ein überwältigendes Glücksgefühl kurz nach der Entbindung. „Trotz intensivster Kontraktionen verbrachten wir die schönste Nacht unseres Lebens" (*Unser Körper – unser Leben* 1981, 115), erinnert sich eine andere Mutter enthusiastisch: Das Geburtsereignis wird so als Höhepunkt des Lebens konstruiert.

Wenn die Individualisierungstheorie den Kinderwunsch in der Moderne als eine „private Art der ‚Wiederverzauberung'" in einer zunehmend mehr entzauberten zivilisierten Welt (Beck/ Beck-Gernsheim 1990, 55) deutete, lässt sich dies zweifellos auch auf die Geburt übertragen. Die Geburt wird als ein Ereignis

konstruiert, das eine extrem gesteigerte Emotionalität von gespannter Aufregung und überwältigender Glückseligkeit ermöglicht, die ansonsten in dieser Intensität kaum erlebbar ist. Je mehr die Geburt jedoch mit diesen Glücksverheißungen verbunden wird, desto größer werden damit der Erfolgsdruck und Versagensängste. Das Risiko zu scheitern ist allgegenwärtig, und es steigert die Angst für die werdende Mutter zum Teil ins Unerträgliche, wie folgende Textpassage zeigt:

> Angst vor dem Versagen vor meinem Mann während der Geburt, Furcht vor den medizinischen Apparaten. Ich werde nur ruhig, wenn ich zur Vorsorge zu M., einer Ärztin, gehe, die mich entbinden wird und die eine gute Bekannte ist. Aber würde sie es nicht weitererzählen, falls ich mich nicht ‚zusammenreißen' könnte? Und wie würde es Uli verkraften, mich völlig enthemmt zu sehen, vielleicht vor Schmerz aufschreiend? (Reim 1984, 146)

Beim Gebären steht offenbar mehr auf dem Spiel als nur die Geburt eines Kindes. Es geht vielmehr darum, wie sich die Gebärende selbst mit ihren auf die Geburt bezogenen Selbst-Idealen bewährt. Die Geburt mutiert damit zu einem existentiellen Prüfungsereignis für die werdende Mutter. Sie erzählt weiter:

> Auf dem Entbindungsstuhl brüllte ich und klammerte mich mit aller Gewalt an Uli. In diesem Augenblick wollte ich die Spritzen und all die Medikamente, die ich vorher in Gedanken abgelehnt hatte. Ich wollte doch so tapfer sein, und nun ertrank ich in einem Meer von Schmerz, Gefühl und Angst. (Reim 1984, 149)

Das reale Geburtsgeschehen überwältigt die Gebärende und lässt alle Selbstansprüche, die vorher entwickelt wurden, zerfallen. Sie beherrscht keineswegs souverän die Situation, sondern erlebt sich unerwarteten, unkontrollierbaren, peinigenden Kräften ausgeliefert. Das Gegenteil von dem ist eingetreten, was in Büchern und Kursen zur Leitfigur erhoben und verinnerlicht wurde. Dieser Ich-Kollaps bedeutet eine schmerzhafte Enttäuschung, mehr noch: Er zieht anhaltende Selbstvorwürfe nach sich. Es ist die innere Logik der individualisierenden Geburtsreformen, dass ein dramatischer Geburtsverlauf von der Gebärenden kaum anders als selbstverschuldet gedeutet werden kann: Ihre Vorbereitung war eben doch unzureichend, ihr Wille zu schwach. Die nicht-ideale Entbindung hinterlässt Scham. So berichtet die Erzählerin von den enttäuschten Versprechungen:

> (…) wir sollten uns darauf verlassen, daß man nur die erlernten Atemübungen richtig durchzuführen brauche, um geradezu vorbildlich entbinden zu können. Dieses wurde für mich während der Geburt zum Trauma, denn mir gelang es eben nicht, das Schreien zu unterdrücken. Im Gegenteil, es war wie eine Befreiung. Ich hatte aber starke Minderwertigkeitskomplexe, denn nun war ja auch ich so eine Frau, die sich nicht zusammenreißen konnte. Dadurch wurde die Geburt nicht zum schönsten Erlebnis meines Lebens. (Reim 1984, 148)

5 Mütterliche Arbeitserhöhungen

Wie sich schon oben andeutete, transportieren die neuen Selbstbestimmungs- und Glücksverheißungen unter der Hand auch Arbeit für die werdende Mutter. *Erstens* muss sie sich umfangreich informieren, nicht nur zu den medizinischen Vorgängen von Schwangerschaft und Geburt, sondern ebenso zu den Dienstleistungsangeboten von Beratungsstellen, Geburtsvorbereitungskursen, Kliniken und Hebammen. Der Markt an Ratgebern zu Schwangerschaft und Geburt ist unüberschaubar geworden, ebenso expandieren entsprechende Online-Foren, in denen Rat zu unzähligen Fragen um Schwangerschaft und Geburt gesucht wird. Dies spiegelt den immensen Informationsbedarf wie auch die gleichzeitigen Überforderungen durch die Informationsmengen wider. *Zweitens* muss die Schwangere für ihre allgemeine Fitness trainieren wie auch konkrete Geburtstechniken erlernen, damit sie souverän entbinden kann. In Geburtsvorbereitungskursen werden hierzu Wissen vermittelt sowie schmerzlindernde Atemtechniken und geburtsförderliche Körperhaltungen geübt – oft auch gemeinsam mit dem werdenden Vater. Das Erlernte muss zudem zu Hause stetig trainiert werden, um es so zu festigen, dass es in der Extremsituation der Entbindung abrufbar ist. Schließlich sind *drittens* eine Menge Entscheidungen zu treffen, nicht nur zur Wahl der ÄrztInnen und zu Vorsorge-, Diagnose- und Behandlungsmaßnahmen während der Schwangerschaft, auch zum Geburtsort, zu Hebamme und Klinik, zur Aufenthaltsdauer in der Klinik, zu Gebärmethoden und medizinischen Eingriffen.

So erfordern Schwangerschaft und Geburt ein hohes Maß an zeitlicher Investition, Lernbereitschaft und -anstrengung, Kraftaufwand, Abwägungen und Abstimmungsprozessen zwischen den Eltern. „Vielleicht sollte man, bevor man an Kinder zu denken wagt, heute besser ein Studium der Medizin absolvieren?“, merken Beck/ Beck-Gernsheim (1990, 152) in diesem Kontext zynisch an. „Was einst die natürlichste Sache der Welt war, ist nun (…) zu einer sehr komplizierten geworden. Nichts geht mehr spontan, alles läuft über den Kopf“ (ebd. 146).

Die Paradoxie der Geburtsreformen besteht somit darin, dass Arbeit, Ausbildung und Professionalisierung erforderlich sind, um ‚natürlich‘ gebären zu können. Die Überwindung der kritisierten Entfremdung wird nur durch neue Disziplinierungen und großen persönlichen Ressourceneinsatz möglich.

6 Präsenz des Vaters – warum?

Auffallend ist die erfolgreiche Einbindung der Väter ins Geburtsgeschehen im Zuge der Geburtshilfereformen. Dies geschieht so rasant wie widerspruchslos. Während viele Reformimpulse durchaus umstritten sind (z.B. der Verzicht auf Betäubungsmittel und Dammschnitt oder die Hausgeburt), stellte sich bei der Propagierung der väterlichen Beteiligung schnell ein allgemeiner öffentlicher Konsens her. Dies ist umso erstaunlicher, als hier sehr radikal mit einem epochen- und kulturübergreifenden geburtsrituellen Gesetz gebrochen wurde

– nämlich dem Ausschluss des Vaters vom *unmittelbaren* Geburtsgeschehen. Der Vater hatte zwar immer diverse unterstützende Aufgaben im Umfeld der Geburt, das Geburtsgeschehen selbst war aber eine exklusive Angelegenheit der Frauen. Auch das als Couvade bekannte Männerkindbett, das in vielen Gesellschaften praktiziert wurde und für die Väter besondere Verhaltensweisen und Verbote nach der Geburt eines Kindes vorsah, fand gerade nicht gemeinsam mit der Mutter statt (vgl. Kunz 2003). In kürzester Zeit wurde also aus einem lang andauernden Tabu eine selbstverständliche Anforderungsnorm. 90 % der Männer begleiten heutzutage ihre Frauen in den Kreißsaal (vgl. Otto 2008). Doch warum sollen und wollen Väter heute ihre Frauen bei der Geburt ihrer Kinder unterstützen?

Die geteilte Elternschaft, bei der sich Mutter wie Vater verantwortungsvoll um den Nachwuchs kümmern, ist zum allgemeinen Ideal junger Paare geworden (vgl. *BMFSFJ* 2001, 8). Daher kommt der Inszenierung von elterlicher Gemeinsamkeit bereits bei der Geburt eine besondere symbolische Bedeutung zu, denn hier beginnt die sichtbare Bewältigung der Statuspassage vom *Liebespaar* zum *Elternpaar*. Die gemeinschaftliche Geburtsarbeit wäre in einem solchen Kontext quasi als Initiationsritual zu verstehen, mit dem die paritätischen Elternschaftsideale performativ hervorgebracht und ideell bekräftigt werden. Und vielleicht wächst die Bedeutung dieser Ritualisierung gerade deshalb so sehr, weil die Risiken des Scheiterns für die Paar- und Elternbeziehungen in der Moderne insgesamt stark angestiegen sind (vgl. Beck/ Beck-Gernsheim 1990). So kommt es bekanntlich für immer mehr Elternpaare zu Trennungen und damit zu einem vorzeitigen Ende des gemeinsamen Elternschaftsprojektes. Die erhöhte Präsenz der Väter in den Kreißsälen korrespondiert also nicht unbedingt mit der realen Erhöhung geteilter Elternschaft. Vielmehr folgt nach der gemeinsamen Entbindung für viele Paare dann doch eine von der Mutter zentral, manchmal auch allein getragene Kinderfürsorge.

Der Aufschwung des Vaters als Geburtshelfer kann aber auch als Ausdruck der Bedeutungserhöhung der intimen Paarbeziehung gelesen werden. Mit dem Zerfall traditioneller und geschlossener Sozialgefüge in der individualisierten Gesellschaft wird das Liebespaar vermehrt zum Ort der Erfüllung der Wünsche nach Sinnhaftigkeit, Sicherheit, Geborgenheit, Anerkennung und privatem Glück (vgl. Beck/ Beck-Gernsheim 1990, 65 ff). Der Beistand des Kindsvaters bei der Geburt wäre dann als Ausdruck dieser sozialen Verengungen zu deuten. Der laute Ruf nach dem Vater, seine Idealisierung als wertvoller Helfer in der Geburtskrise teilt nicht nur mit, dass ihm eine zentrale Aufgabe für das Wohlergehen seiner Frau aufgebürdet wird, sondern auch, dass andere nahe stehende Akteure offenbar von der Frau nicht mehr gerufen werden können oder gewollt werden.

7 ‚Natürlichkeit' bei der Geburt – aber ohne Risiken

Der Wunsch nach der ‚natürlichen' Geburt ist letztlich ein Doublebind-Text, denn so sehr einerseits das einfache, spontan-archaische Gebären ohne medizinische Kontrolle und Eingriffe idealisiert wird, so wenig mag man die damit verbundenen spezifischen Risiken in Kauf nehmen. Der medizinkritische Diskurs, der vorklinische Zustände in der Geburtshilfe propagiert, ist gleichzeitig von Sicherheitsansprüchen unterlegt, die erst die moderne Medizin hervorgebracht hat (vgl. Schmied-Knittel/ Schetsche 2009, 2). Im Zuge dessen ist es normal geworden, ein störungsfreies und gefahrloses Gebären ohne unerwünschte Ausgänge für Mutter und Kind zu erwarten. In der Folge verfeinern sich diagnostische und therapeutische Technologien immer weiter und werden auch von den angehenden Eltern selbstverständlich beansprucht.

Dies kann vermutlich erklären, warum sich die Hausgeburt als Inbegriff ‚natürlichen' Gebärens als Normalität letztlich nie recht durchsetzte. Die Zweifel, ob dieser Geburtsort tatsächlich ausreichend Sicherheit bietet, sind offenbar zu stark. Befragungen zeigen, dass mit der Forderung nach einem ‚natürlichen' Geburtserlebnis zugleich immer ein ausgesprochenes Sicherheitsbedürfnis bei den Frauen einhergeht. So wird denn häufig die Präsenz einer Hebamme *und* eines Arztes/ einer Ärztin gefordert (vgl. Schmied-Knittel/ Schetsche 2009, 3): die Hebamme für die emotionale Wärme und der Arzt/ die Ärztin für die medizinisch-rationale Sicherung des Geburtsvorgangs.

Auch die steigenden Zahlen der Kaiserschnittentbindungen (jedes vierte Kind in Deutschland, vgl. Lutz/ Kolip 2006) deuten darauf hin, dass Sicherheitsüberlegungen schwer wiegen – sowohl bei den Eltern wie auch bei den professionellen Helfern, denen bei Schäden dann selbstverständlich Entschädigungsklagen drohen. Dies geht schließlich immer mit dem modernen Sicherheitsdispositiv einher, dass Schuldige für das Scheitern gesucht werden.

8 (Re-)Naturalisierung und Bedeutungsaufladung von Mutterschaft

Die Texte zur ‚natürlichen' Geburt sind unterlegt mit Mitteilungen zur Bedeutsamkeit einer möglichst langen und engen physischen Mutter-Kind-Verbindung. Angehende Mütter werden ermuntert, schon während der Schwangerschaft offensiv Kontakt zum Kind im Leib herzustellen. Nach der Entbindung soll eine abrupte Abnabelung vermieden werden. Für das Neugeborene mildert sich damit – so die gängige Argumentation – der Geburtsschock, weil die Mutter ihm aus der vorgeburtlichen Phase schon vertraut ist. Außerdem führe die Mutter auf diese Weise die Bindung zu ihrem Kind optimal herbei. Eine prominente Rolle spielt in diesem Kontext auch das Stillen, das als wünschenswerte Säuglingsernährung intensiv propagiert wird. Aufschlussreich ist dabei die ideologische Einbettung des Stillens. Es wird nicht nur als praktische und verträgliche Säuglingsernährung, sondern überwiegend als bedeutsamer Bindungsakt zwischen Mutter und Kind gehandelt.

In dieser Hinsicht findet hier eine Re-Naturalisierung statt, womit sich wiederum eine Re-Traditionalisierungsfalle für Mütter verbindet. Rüling (2007) weist in ihrer Studie zu Paaren, die Familienarbeit und Erwerbstätigkeit teilen wollen, nach, wie die Emotionalisierung und Naturalisierung des Stillens dazu führt, dass junge Mütter auf Mutterschaft zentral verwiesen bleiben – und dies, obwohl sie es bei ihren Familienplanungen überhaupt nicht so vorgesehen haben. Jene Frauen, die ihr Stillen pragmatisch-sachlich, also nicht-emotional deuten, kehren als Mütter leichter zu außerhäuslichen Tätigkeiten zurück und überantworten das Kind unkomplizierter anderen Personen (vgl. Rüling 2007, 4781 ff). Ähnliches entdeckt Flaake (2009) in ihrer Fallstudie zur geteilten Elternschaft. Auch hier erweist sich das Stillen als kritisches Schlüsselmoment der beginnenden gemeinsamen Elternschaft. Seine Deutung als quasi naturgegebener symbiotischer Beziehungsakt schafft für die Mutter zwangsläufig erhebliche Beziehungsvorteile und Beziehungsverantwortung gegenüber dem Kind und drängt den Vater in eine randständige Position. Zumindest berichten die betroffenen Eltern von aufwändigen Strategien, um den väterlichen Nachteil zu kompensieren.

Damit offenbaren sich die Geburtshilfereformen als unbemerkte, weibliche Individualisierungshemmer, die die weiblichen Freisetzungsprozesse der Moderne wieder einfangen. Die Kritik an der medikalisierten Geburt propagiert letztlich einen „neuen ‚Weiblichkeitsmythos', der die Bedeutung von Mutterschaft, Schwangerschaft, Geburt, Stillen usw. als zentralen Teil des Frauseins betont" (Schmied-Knittel/ Schetsche 2009, 7). Sie sorgt dafür, dass Gebären sowie die Kinderfürsorge nicht nur zu einer arbeitsintensiven und anspruchsvollen Aufgabe werden, sondern auch zu einer Aufgabe für *Mütter*. Frauen werden damit genauso eng an den Mutterstatus gebunden wie ein Programm aufwändiger „Mutterarbeit" (Pasquale 1998) befestigt wird. Wenn schon die Schwangerschaft eine Phase ist, die besonderer Sorgsamkeit bedarf, das ‚gute' Gebären umfassende Qualifizierungen und Vorbereitungen erfordert, das Geburtstrauma des Neugeborenen am besten durch mütterliche Körpernähe gemildert wird und das Stillen vor allem ein symbiotischer Beziehungsakt ist, dann manövriert dies die Mütter in eine besonders bedeutsame, verantwortungsvolle und exklusive Position im Kontext der Natalität. Und wenn dies alles noch dazu durch naturalisierte Deutungen unterlegt ist, ist es umso schwerer, es überhaupt als Konstruktion zu erkennen und kritisch zu dekonstruieren. Naturgesetzlichkeiten sind schließlich nicht mehr hinterfragbar.

Damit entsteht eine paradoxe Situation. Einerseits wird gegenwärtig Gebären zunehmend sozial und biografisch marginalisiert, wie sinkende Geburtenraten, Kinderlosigkeit oder auch die „Entmütterlichung" der weiblichen Schönheitsideale (Rose 1997) belegen. Andererseits wird es restaurativ und weiblichkeitsexklusiv aufgeladen. In der Folge bleibt die weibliche Individualisierung prekär wie auch die Bemühungen um die Integration der Väter in die Kinderfürsorge erschwert werden. Bezeichnenderweise können Familienforschungen immer wieder nachweisen, dass sich die Arbeitsteilung in heterosexuellen Paarbeziehungen in der Regel nach der Geburt des ersten Kindes

re-traditionalisiert (vgl. z.B. Fthenakis u.a. 2002). Dazu tragen die Diskurse und Praktiken zum Gebären sicherlich ihren Teil bei.

9 Privatisierung und Vergesellschaftung

Das Plädoyer der Geburtshilfereform für die Autonomie der Gebärenden bedeutet keineswegs die totale normative Freisetzung der Gebärenden. Die Geburt wird damit *nicht* zur Privatsache – wie das Autonomieideal vielleicht suggerieren mag. Vielmehr sind die Reformen des Gebärens von massiven Entprivatisierungsvorgängen begleitet.

Das Geburtsereignis wird exzessiv ans Licht der Öffentlichkeit gehoben und ausgestellt. Die Flut an Ratgebern, Erlebnisberichten, Kursen, Selbsterfahrungsgruppen, Fotobänden, Filmberichten, Doku-Soaps und Internet-Foren – all dies sind Formen der öffentlichen Thematisierung des Gebärens, und mehr noch: Es sind Formen der kollektiven Verhandlung von normativen Regulierungen des Gebärens, Orte des Diskurses zur Verständigung über eine ‚gute' Geburtspraxis. Die Geburtshilfereformen wollen die Fremdbestimmungen der Gebärenden überwinden, doch im selben Moment vergesellschaften sie sie auf neue Weise.

Der Aufschwung der Medizin im 19. Jahrhundert sorgte dafür, dass die weiblichen Körpergeheimnisse gelüftet und somit öffentlich kontrollierbar und reglementierbar wurden (vgl. Duden 1994). Was aktuell passiert, ist eine Erweiterung des Feldes der Diskursakteure. War die Geburtshilfe ehemals von den medizinischen Wissenschaften monopolisiert, wird sie nun auch von anderen mit beansprucht: von Hebammen, Heilerinnen, Feministinnen und Frauenforscherinnen, von Institutionen der Sexual-, Gesundheits- und Lebensberatung, Familienbildung, von JournalistInnen und Medienschaffenden, wie schließlich von den betroffenen Müttern und Vätern selbst. *Geburt* ist sowohl ein höchst intimes wie auch ein öffentliches Thema geworden. Indem die Mütter – und ebenso die Väter – die Geburt ihres Kindes als ihre eigene, subjektiv hochbedeutsame Aufgabe verantwortungsvoll annehmen, sichern sie zugleich ihre Vergesellschaftung ab. Die Einarbeitung in die Wissens- und Bildbestände zum Gebären, die Suche nach Expertise, die aktive Beteiligung an den Diskursproduktionen, die eigene engagierte Arbeit an der ‚beglückenden' und ‚gelungenen' Geburt; dies alles transportiert – sozusagen hinter dem Rücken der Akteure – weit reichende Normalisierungs- und Vergesellschaftungsvorgänge.

Sie reihen sich passgenau in die allgemeinen gesellschaftlichen Prozesse der „Healthicization" (Ullrich 2009) ein, mit denen das Individuum in wachsendem Ausmaß moralisch in die Pflicht genommen wird, die eigene Gesundheit selbstverantwortlich zu sichern. Indem Schwangerschaft und Geburt „weitgehend ein rationales, geplantes privates Unternehmen" (Hardach-Pinke 1982, 204) werden, das das Individuum selbst zu organisieren hat, folgt das Konzept der ‚natürlichen' und ‚sanften' Geburt dem gesundheitspolitischen Paradigmenwechsel, der auf *mündige* PatientInnen setzt, die mitverantwortlich für Behandlungsentscheidungen und -erfolge sind (Ullrich 2009, 5 f).

Anmerkungen

1 Auch wenn die Protestbewegung stark von der Frauengesundheitsbewegung getragen war, darf nicht übersehen werden, dass auch aus den ärztlichen Reihen Kritik an der medikalisierten Geburtshilfe kam. Zum Teil artikulierte sich diese sogar deutlich früher als die feministische (vgl. u.a. Dick-Read 1971, Ewy/ Ewy 1979, Leboyer 1981/1974). Die Frauengesundheitsbewegung bezog sich positiv auf diese ärztlichen Reformanstöße und nutzte sie für ihre eigenen Anliegen.

2 Bei den Plazenta-Ritualen und der Plazenta-Medizin wird die Plazenta nach der Entbindung aufbewahrt und für magische segensbringende Praktiken wie z.B. Vergrabungen im Garten, die Herstellung von Erinnerungsgegenständen wie z.B. Plazenta-Abdrücke oder Amulette oder auch für homöopathische Weiterverarbeitungen benutzt.

3 Bei der Lotusgeburt wird die Nabelschnur mit der Plazenta am Neugeborenen belassen bis sich die Nabelschnur selbst ablöst.

4 Die Käseschmiere (oder Fruchtschmiere) ist ein weißlich-cremiger Belag auf der Haut, mit dem das Neugeborene auf die Welt kommt.

Literatur

Beck-Gernsheim, Elisabeth/ Ulrich Beck (1990) *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Braun, Bernhard (2006) *Geburten und Geburtshilfe in Deutschland*. Sankt Augustin: Ansgard.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2001) Hg. *Die Rolle des Vaters in der Familie (Zusammenfassung des Forschungsberichtes)*. Berlin.

Dick-Read, Grantley (1971) *Mutterwerden ohne Schmerz*. Hamburg: Hoffman und Campe.

Duden, Barbara (1994) *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*. München: dtv.

Ewy, Donna / Rodger Ewy (1979) *Die Lamaze Methode. Der Weg zu einem positiven Geburtserlebnis*. München: Wilhelm Goldmann.

Fischer-Homberger, Esther (1988) *Krankheit Frau*. Darmstadt/ Neuwied: Luchterhand.

Flaake, Karin (2009) „Wandel im familialen Geschlechterverhältnis: Paritätische Elternschaft." Vortrag auf der Tagung „Geschlechterverhältnisse im demografischen Wandel" 7.11.2009 an der Fachhochschule Frankfurt/M. (unveröffentlicht).

Fthenakis, Wassilos/ Bernhard Kalicki/ Gabriele Peitz (2002) *Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Studie*. Opladen: Leske und Budrich.

Grabrucker, Marianne (1989) *Vom Abenteuer der Geburt. Die letzten Landhebammen erzählen*. Frankfurt/M.: Fischer.

Hardach-Pinke, Irene (1982) „Schwangerschaft und Identität." *Die Wiederkehr des Körpers*. Hg. Dietmar Kamper/ Christoph Wulf. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 193-208.

Kitzinger, Sheila (1986) *Wie soll mein Kind geboren werden*. München: Kösel.

Kunz, Jürgen (2003*) Die Verhaltensökologie der Couvade. Perinatale Tabus und Einschränkungen für werdende Väter an der Schnittstelle von Biologie und Kultur*. Trier: Fokus Kultur c/o Universität Trier FB IV.

Leboyer, Frédérik (1981) *Geburt ohne Gewalt* [1974]. München: Kösel.

Lothrop, Hanny (1985) *Das Stillbuch*. München: Kösel.

Lutz, Ulrike/ Petra Kolip (2006) *Die GEK-Kaiserschnittstudie*. Sankt Augustin: Asgard-Verlag.

Pasquale, Judith (1998) *Die Arbeit der Mütter. Verberuflichung und Professionalisierung moderner Mutterarbeit*. Weinheim/ München: Juventa.

Otto, Petra (2008) „Väter bei der Geburt – kulturelle Errungenschaft oder Irrweg? Eine Zwischenbilanz." *Forum Sexualaufklärung und Familienplanung* 2/2008 (Forum Online).

Reim, Doris (1984) *Frauen berichten vom Kinderkriegen*. München: dtv.

Rose, Lotte (1993) „Kinderkriegen heute. Riskante Chancen zwischen Apparatemedizin und ‚sanfter' Geburtskultur." *Was für Kinder. Aufwachsen in Deutschland. Ein Handbuch*. Hg. Deutsches Jugendinstitut (Donata Elschenbroich/ Lising Pagenstecher). München: Kösel, 95-100.

Rose, Lotte (1997) „Körperästhetik im Wandel. Versportung und Entmütterlichung des Körpers in den Weiblichkeitsidealen der Risikogesellschaft." *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Hg. Irene Dölling/ Beate Krais. Frankfurt/ M.: Suhrkamp, 125-149.

Rüling, Anneli (2007) „Das Stillen – Traditionalisierung der Arbeitsteilung durch naturalisierende Deutungen von Geschlecht." *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Hg. Karl-Siegbert Rehberg

(CD-Rom). Frankfurt/M./ New York: Campus, 4774-4786.

Schmied-Knittel, Ina/ Michael Schetsche (2009) „Wochensuppe, Sonntagskinder und Nosoden: Magische Praktiken und spirituelle Rituale um Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt." Vortrag auf der Tagung „Zwischen guter Hoffnung, Risiko und instrumentellem Projekt: Zur Soziologie der Geburt", 10./11.7.2009 an der Ludwig-Maximilian-Universität München (unveröffentlicht).

Vorsorge-Initiative (Hg.) (o.J.) *Schwangerschaft 1983/84 …ein paar offene Worte mehr als üblich.* (Auftraggeber: Aktion Sorgendkind e.V. Frankfurt/M.).

Ullrich, Charlotte (2009) „Alles ganz natürlich? Geburtsvorbereitung und Geburt zwischen Biomedikalisierung und Demedikalisierung." Vortrag auf der Tagung „Zwischen guter Hoffnung, Risiko und instrumentellem Projekt: Zur Soziologie der Geburt", 10./11.7.2009 an der Ludwig-Maximilian-Universität München (unveröffentlicht).

Unser Körper – unser Leben (1981). Ein Handbuch von Frauen für Frauen, Band 2. Reinbek beim Hamburg: Rowohlt.

Stephanie Bethmann

Liebe Revisited – Romantisierte Ungleichheit oder egalitäre Partnerschaft?

In den 1970er und 1980er Jahren brandmarkte die feministische Bewegung romantische Liebe – sie sei ein besonders perfides Instrument patriarchaler Unterdrückung, da sich die liebende Frau dem Manne freiwillig unterwerfe. Das hierarchische Geschlechterverhältnis werde durch romantische Liebe zur individuellen Hingabe verklärt. Heute gehört für viele diese Romantisierung von Ungleichheit der Vergangenheit an. Die Emanzipation scheint gelungen – wenn auch noch nicht auf dem Arbeitsmarkt so doch zumindest im Privatleben. Jedenfalls ist es in weiten Teilen der Gesellschaft nicht mehr legitim, an den Partner bzw. die Partnerin spezielle Erwartungen zu richten mit der Begründung, dass er ein Mann bzw. dass sie eine Frau ist. Auch in der Soziologie wird vielfach eine Wende hin zu Partnerschaft und Egalität konstatiert, eine demokratische Neuordnung der liebenden Geschlechter. Ich möchte vor diesem Hintergrund die feministische Kritik an romantischer Liebe einer Revision unterziehen. Ist Liebe immer noch ein Instrument der Perpetuierung von Ungleichheit zwischen den Geschlechtern? Oder war die Kritik so wirksam, dass sie sich mittlerweile selbst abgeschafft hat?

Zunächst werde ich zur Einleitung eine soziologische Perspektive auf Liebe skizzieren. Im zweiten Teil werde ich die genannte Kritik der Frauenbewegung darstellen und im dritten Teil die Demokratisierungsthese anhand von Anthony Giddens' (1992) Studie zum *Wandel der Intimität*, um anschließend im vierten Teil mit Bezug auf neuere empirische Studien zu einer Einschätzung der Egalität in Liebesbeziehungen zu kommen. Abschließend werde ich einen Vorschlag formulieren, wie eine kritische Analyse von Liebe heute aussehen kann, und dabei Einblicke in ein laufendes Forschungsprojekt geben.

Liebe als soziologischer Untersuchungsgegenstand

„Even sociologists fall in love", überschreibt Stevi Jackson (1993) ihren Artikel über Liebe. Man könnte nun einen Ausflug ins Persönliche erwarten, denn in der Tat scheint das Thema Liebe besonders dazu aufzufordern, den analytischen wissenschaftlichen Blick durch persönliche Worte abzumildern. Was ich mit dem Zitat hingegen sagen möchte, ist etwas anderes: Liebe, selbst wenn wir noch so sehr ihre Mechanismen durchschauen, verliert dadurch nicht an Macht über uns. Es ist gerade charakteristisch für Liebe, dass sie jenseits der eigenen Kontrolle erlebt wird. Eine kognitive Reflexion ist daher kein ausreichendes Mittel, um einer möglichen Verblendung durch Liebe zu entgehen.

Wenn Liebe aber ein unkontrollierbares Gefühl ist, das uns im Griff hat, dann scheint die Annahme absurd, man könne in der Liebe sozialen Regeln folgen. Die Gesellschaft hat da anscheinend nichts mitzureden. Dass Liebe dennoch ein durch und durch gesellschaftliches Phänomen ist, wird im Folgenden deutlich werden (vgl. hierzu auch Degele/ Bethmann 2009). Bourdieu nennt die Liebe aufgrund dieses Spagats zwischen gefühlter Individualität und Sozialität „einen Bereich der Verleugnung der sozialen Welt schlechthin" (Bourdieu 1987, 796). In seinem Spätwerk *Die männliche Herrschaft* aber lobt er die befreiende Macht der unvernünftigen Liebe, die uns sozialen Zwängen entheben kann (Bourdieu 2005, 186 ff). Man findet also bei einem Autor zwei sehr gegensätzliche Einschätzungen zur Liebe, und diese bilden die Dreh- und Angelpunkte meiner Überlegungen: Liebe als Befreiung des Individuums und Liebe als Verklärung der Unfreiheit.

Die hier diskutierten Positionen beziehen sich auf zwei rezente Liebeskonzepte: die romantische und die später daraus hervorgehende partnerschaftliche Liebe (vgl. Giddens 1992, 2). Ab dem 18. Jahrhundert setzt sich romantische Liebe allmählich als kulturelles Leitmotiv in westeuropäischen Gesellschaften durch (vgl. Burkart 1998; Lenz 2006, 222 ff). In ihrer Entstehung ist sie unauflöslich mit Individualisierungsdiskursen verwoben (vgl. Burkart 1998; Burkart/Hahn 1998; Beck/ Beck-Gernsheim 1990; Jackson 1993; Simmel 1985). Romantische Liebe ist eine Liebe zwischen Menschen, die sich selbst als einzigartige Individuen zu begreifen gelernt haben. Mit ihr wird die Partnerwahl zur reinen Privatsache. Sie beansprucht, der einzig gültige Grund zu sein, eine Bindung einzugehen. Soziale Verbünde wie Familie, Kirche und Dorfgemeinschaft haben ihren Einfluss auf die Paarbildung anscheinend verloren. Liebe formuliert eine Vorrangstellung des Individuums und seines Anspruchs auf Glück vor der Gesellschaft. Das liebende Paar ist eine Dyade von Zweien, die einander wichtiger nehmen als alles und alle anderen.

Die romantische Liebe erscheint zuallererst als etwas Individuelles, das sich in unserem Innern abspielt, und an zweiter Stelle als eine Privatsache zwischen den Liebenden. Diese Privatheit von Liebe ist auch heute noch hochgradig ideologisch besetzt. So genannte arrangierte Ehen und Zwangsheirat dienen als Kontrast zum Ideal der freien Partnerwahl. Die freie Partnerwahl ist die Fiktion einer selbstbestimmten, vom Gefühl der Liebenden gelenkten

Entscheidung autonomer Individuen. Zum Konzept romantischer wie partnerschaftlicher Liebe gehört diese Ideologie der Freiheit, der Autonomie und der Selbstbestimmtheit.

Im Prinzip hat romantische Liebe mit ihrer Betonung eines individuellen Glücksanspruchs das Potential, die soziale Ordnung durcheinander zu bringen. Tatsächlich aber wirkt sie weitgehend stabilisierend auf soziale Strukturen (vgl. Klein 2001; Illouz 2003). So reproduziert sich auch im Zeitalter der Liebesheirat zuverlässig die soziale Schicht in der Ehe (vgl. Blossfeld/ Timm 2003; Klein 2001; Illouz 2003). Angesichts dieser Prozesse stellt sich die Frage, wie und ob sich durch Liebe trotz einer Ideologie der Selbstbestimmung auch Strukturen des Geschlechterverhältnisses reproduzieren, oder ob wir von einer Demokratisierung der Geschlechterbeziehungen in der Liebe sprechen können. Um diese Frage zu klären, werfe ich zunächst einen Blick zurück und rekapituliere die feministische Kritik an romantischer Liebe.[1]

Romantische Liebe als Instrument der Unterdrückung?

Es gibt einen feministischen Slogan, der romantische Liebe pointiert entlarvt: „It starts when you sink into his arms and ends with your arms in his sink“ (zit. n. Jackson 1993, 204). Zuerst kommt die liebende Hingabe. Diese Hingabe ist fundamental asymmetrisch angelegt: *Sie* sinkt in seine Arme, nicht *er* in ihre. Obwohl romantische Liebe in ihrem literarischen Ursprung die Gleichheit der Liebenden betont (vgl. Lenz 2006, 221 f), wird Geschlechterdifferenz in Darstellungen von Liebe deutlich inszeniert (vgl. Hirschauer 1992, 338; Burkart/ Koppetsch 2001, 449). Und entsprechend der Betonung von vergeschlechtlichter Differenz ist auch die Gabe, die semantisch in der liebenden *Hin-Gabe* steckt, für Männer und Frauen mit unterschiedlichen Erwartungen verbunden. Für romantisches Lieben ist konstitutiv, dass man gibt und nichts zurückverlangt, nicht aufrechnet, bis hin zum persönlichen Opfer als Liebesbeweis (vgl. Koppetsch 1998).

Mit der selbstlosen Gabe wird die Höchstrelevanz des geliebten Partners markiert und manifestiert: Für Dich tue ich alles! Die Liebenden beteuern einander, dass der/die Partner/in unter allen Menschen einen exklusiven Status in der eigenen Welt und Lebensplanung einnimmt (vgl. Luhmann 1982). Will man die normativen Erwartungen an echte Liebe erfüllen, dann muss man das eigene Handeln ganz und gar auf die Bedürfnisse des/r Anderen ausrichten. Das größte persönliche Glück ist es dann, die geliebte Person glücklich zu machen. Im romantischen Modell, das in der bürgerlichen Familie seine Blüte hatte, werden von Männern und Frauen je unterschiedliche Gaben dieser Art erwartet (vgl. Giddens 1992, 43 ff).

Im zweiten Satzteil wird erklärt, worin die weibliche Liebesgabe im weiteren Verlauf der Liebesbeziehung besteht: „...es endet mit deinen Armen in seinem Spülbecken“! Es geht also im Wesentlichen um eine Kritik der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung in Liebesbeziehungen. „Mutti spült, Papa arbeitet“ so

zitiert Nina Degele (2003) im gleichnamigen Artikel ein Kinderbuch zu diesem Rollenbild. Mutti macht unentgeltliche Hausarbeit, die weder als Arbeit anerkannt noch bezahlt wird. Im Gegensatz zu Papa, der arbeitet, spült sie. Der Lohn für weibliche Arbeit ist Liebe – während der Lohn für männliche Erwerbsarbeit in barer Münze und gesellschaftlicher Anerkennung ausgezahlt wird (vgl. Schwarzer 1973). Dieser Topos wird in der Frauenforschung (Bock/ Duden 1977; Bischoff 1992) unter dem Stichwort ‚Liebesarbeit' diskutiert: Aus Liebe geleistete und durch Liebe entlohnte Haus- und Familien-Arbeit ist unsichtbare Arbeit. Die ungerechte Arbeitsteilung der Geschlechter, so die Kernkritik, wird durch Liebe ideologisch stabilisiert. Die Geschlechterhierarchie ist zudem affektiv besetzt und erotisiert: „Hinter der Liebesromantik verbirgt sich eine falsche, verbogene Erotik, und ‚romantische Liebe' ist heute der Name für das Spiel, das Unterdrückung der Frau heißt" (Mitchell 1985, zit.n. Burkart 1998, 28).

Simone de Beauvoir stellt fest, dass die weibliche Sozialisation sowie die weiblichen Lebensbedingungen ihrer Zeit dazu beitragen, dass Frauen stärker als Männer Erfüllung in romantischer Liebe suchen (Jackson 1993, 205). Die soziale Position der Frauen hing lange Zeit ausschließlich von ihrem Ehemann bzw. ihren Heiratschancen ab. Liebe wurde mit der Sphärentrennung des bürgerlichen Familienmodells zum weiblichen Ressort, zur feminisierten Liebe (vgl. Giddens 1992, 43). Zugleich wurde die Aufopferung aus Liebe zu einem der wenigen weiblichen Machtmittel – denn sich opfern verschafft zumindest ein Anrecht auf Dankbarkeit (vgl. Koppetsch 1998; Bourdieu 2005, 61). De Beauvoir spricht von einer weiblichen Subjektivität, für die liebende Hingabe und Opfer Selbstverwirklichung bedeuten. Die liebende Unterwerfung erscheint demnach für Frauen als Akt der Befreiung, weil Weiblichkeit ein Verlangen nach der eigenen Versklavung mit sich bringt (vgl. Jackson 1993, 205). Das weibliche Selbstopfer ist gewissermaßen eine pervertierte Form der Selbstverwirklichung.

Die feministische Kritik hat zur Folge, dass Liebe in den 1970er und 1980er Jahren stark politisiert wird (Meuser 1998) – bis hin zur Forderung, sich aus privaten Beziehungen mit dem Klassenfeind Mann ganz zurückzuziehen und „zum militanten Lesbianismus über[zu]treten" (Sontag 1973, 209). Die Partnerwahl ist damit ein politisches Statement – die Privatheitsideologie mit ihrem scheinheiligen *Wo die Liebe hinfällt...* wird radikal in Frage gestellt.

Aber auch innerhalb der heterosexuellen Beziehungen wird es politisch. In Svende Merians autobiografischem Kultroman von 1980 *Der Tod des Märchenprinzen*[2] inseriert die Protagonistin auf Partnersuche feministisch-reflektiert: „Linke Frau, 24, möchte gerne unmännliche Männer, gerne jünger, kennenlernen" (Merian 1984, 10). Mit ihrem Partner Arne bemüht sie sich, eine politisch korrekte Beziehung zu führen. Reflexiv wird das romantische Beziehungsideal von ihr ironisch untergraben und verworfen; dennoch prägt die Sehnsucht danach ihr Beziehungshandeln. Weil man in Liebesdingen offenbar Schutz vor den eigenen Gefühlen braucht, ist eine radikale Öffnung der Beziehung nach außen Programm: Das Private ist politisch. Es muss in der Semantik des Buches auch gar nicht ‚politisiert' werden, sondern *ist* politisch und darf umgekehrt nicht ‚privatisiert' werden.

> Als ich ihn mal gefragt habe, wie er das sieht, mit Beziehungsauseinandersetzungen und so zu privatisieren, da hat er ganz selbstverständlich gesagt: das sollte man nicht tun. Und mit Sabine hat er all diese Auseinandersetzungen alleine geführt. *Hat privatisiert*. (Merian 1984, 147)

Der Norm der Privatheit wird in einer sich als emanzipiert verstehenden Subkultur eine Norm der Öffentlichkeit von Beziehung entgegengesetzt. Svende bindet immer wieder Freunde und Freundinnen in die Beziehungsgespräche ein.

> Ich muss ihm noch beipuhlen, daß wir heute abend zum Beziehungsgespräch mit Brigitte verabredet sind. Ich habe Angst, das Thema anzuschneiden. Nachher fragt er nach und ich muss ihm erklären, was ich da diskutieren will, warum ich das zu dritt will und so. (ebd., 131)

Arne entspricht ihren Hoffnungen auf einen emanzipierten Mann, indem er einverstanden ist und mitmacht. „Andere Männer würden aufschreien: Wie kannst du unsere privaten Probleme so in der Öffentlichkeit ‚rumtratschen'? Das geht keinen außer uns was an" (ebd.). Wie sich herausstellt, ‚privatisiert' er selbst, wenngleich mit anderen Mitteln: Indem er sich zurückzieht, den Gesprächen zwar zustimmt, sich aber nicht persönlich einbringt, nichts von sich preisgibt. Ihr Projekt der politisch korrekten Beziehung scheitert schließlich.

Der Versuch der radikal öffentlichen Beziehung ist eine praktische Antwort auf die feministische Kritik an Liebesbeziehungen: Vor den Schwächen der liebenden Hingabe versucht man sich durch den Bruch mit der Dyade zu schützen. Die Hinzuziehung dritter Instanzen bei persönlichen Konflikten soll garantieren, dass auch im Privaten die Ansprüche an Gleichheit und Gerechtigkeit gelten.

Die Kritik und auch die Experimente mit alternativen Beziehungsnormen sind inzwischen leiser geworden.[3] Das wird schon daran deutlich, dass die Zitate aus Merians Roman heute eher befremdlich klingen. Man kann nun spekulieren, ob Demokratie und Egalität in der Liebe hinreichend verwirklicht wurden, oder ob die Alternativen gescheitert sind. Vielleicht ging die feministische Kritik auch nicht weit genug. Die Illusion der Frauenbewegung scheint rückwirkend betrachtet folgende zu sein: Problem erkannt – Problem gebannt (vgl. Jackson 1993, 206). Die Politisierung des Privaten zielte auf eine bewusste, selbstreflexive Emanzipation von Frauen und Männern aus unterdrückenden Beziehungen (vgl. Meuser 1998). Doch nehmen wir die Annahme ernst, dass die Unterwerfung unter die eigenen romantischen Leidenschaften eine Form der Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung ist – dass Menschen lernen, eben dies zu wollen und zu ersehnen und dass wir den eigenen „Wunschstrukturen" (Reckwitz 2008, 10) leidenschaftlich verhaftet sind. Dann kann man sich der ungeliebten Liebe nicht einfach durch bewusste Auseinandersetzung entledigen.

Die Frauenbewegung war ein wichtiger Motor für die Entwicklung eines egalitäreren Liebesideals, das heute mit Elementen romantischer Liebe koexistiert: dem Ideal partnerschaftlicher Liebe (vgl. Leupold 1983). Dieses Ideal möchte ich im Folgenden skizzenhaft anhand von Anthony Giddens' (1992) Idealtypus der *reinen Beziehung* diskutieren.

Demokratie der liebenden Geschlechter?

Anthony Giddens (1992) untersucht Transformationen von Liebe und Sexualität und stellt in diesem Zusammenhang einen Trend zur Demokratisierung in persönlichen Beziehungen fest. Nach der romantischen Liebe mit den Motiven der Hingabe und Idealisierung setzen sich demnach partnerschaftliche Liebe (*confluent love*) und reine Beziehung (*pure relationship*) als neue Modelle durch.

Teilweise teilt Giddens die Kritik der Frauenbewegung, romantische Liebe sei hierarchisch und asymmetrisch.[4] Die Feminisierung von Liebe führt für ihn beide Geschlechter in eine Falle: Männer werden emotional abhängig von Frauen, weil sie wichtige Techniken der Herstellung von Intimität nicht erlernen, Intimität aber für eine selbstreflexive Identitätsentwicklung in der „reflexiven Modernisierung" (Giddens 1996, 175) zentral ist. Frauen werden durch die romantische Fixierung auf „Mr. Right" (Giddens 1992, 46) in eine häusliche Unterordnung und Abhängigkeit getrieben. Nach Giddens' Einschätzung war die feministische Kritik jedoch erfolgreich: Weibliche Emanzipation und Egalitätsforderung haben demnach die romantische Liebe zum Auslaufmodell gemacht (ebd., 43 ff, 61 ff). Für die Gegenwart sieht er Männer und Frauen auf dem Weg zu mehr Freiheit und Demokratie.

Der Schlüssel zur neuen Lebensführung heißt bei Giddens *Selbstreflexion*. Beziehungsnormen, die auf Traditionen beruhen oder unreflektiert zur Anwendung kommen, würden durch selbstreflexive Entscheidungen abgelöst. Die private Lebensführung sei nicht mehr normbestimmt, sondern selbstbestimmt – wobei noch die Autonomie der anderen als normative Grenze gilt (194). Beziehungsnormen wie Monogamie, Zusammenwohnen und Ehe haben ihre Verbindlichkeit verloren. Liebesbeziehungen seien damit zu Lebensstiloptionen geworden, die man wählen, wandeln, individuell gestalten – und vor allem mit dem Partner oder der Partnerin demokratisch aushandeln kann: „a transactional negotiation of personal ties by equals (…) a wholesale democratising of the interpersonal domain" (3; vgl. auch Beck/ Beck-Gernsheim 1990).

Im Idealtyp der reinen Beziehung ist es nur die Qualität der Beziehung selbst, die die Partner/innen aneinander bindet. Sie ist also rein im Sinne von frei von Zwängen (Giddens 1992, 94 f). Es gibt keine äußeren Zwänge wie finanzielle Abhängigkeit und soziale Normen, aber auch keine inneren Zwänge. Der Bestand einer Beziehung hängt voll und ganz davon ab, ob beide Partner/innen ihre jeweiligen Bedürfnisse und Wünsche befriedigt sehen (ebd., 58, 137). „Wenn solch eine Liebe nicht erreicht wird," so Giddens, „kann das Individuum jederzeit gehen" (Giddens 1993, 97). Das unterscheidet die reine Beziehung von der romantischen (Giddens 1992, 61 ff). In der romantischen Liebe steht die Beson-

derheit der geliebten Person im Mittelpunkt. Deswegen gehört es zur Liebe, um dieser Person willen auch Opfer zu bringen oder an einer unglücklichen Beziehung um der Liebe willen festzuhalten. In der partnerschaftlichen Liebe steht dagegen die Besonderheit der Beziehung im Mittelpunkt. Dabei ist auch individuelles Nutzen-Kalkül erlaubt, sogar erwünscht. Das Geben in der romantischen Liebe war noch an eine Ideologie der selbstlosen Hingabe gebunden. Das partnerschaftliche Modell erfordert ein symmetrisches „give and take" (Giddens 1992, 62). Ein Einstehen für die eigenen Bedürfnisse ist hierfür Bedingung, sogar normative Forderung (vgl. auch Koppetsch 1998).

Auch für Giddens ist das Private politisch – jedoch im Sinne einer Durchdringung der privaten Sphäre mit einer politischen Logik. Beziehungen sind zunehmend demokratisch organisiert (vgl. Giddens 1996, 193). Die Aushandlung ist aber allein Sache eines Dialogs zwischen den Liebenden. Traditionen und Ungleichheit haben dabei den Rang von Altlasten der romantischen Liebe, von „Ungleichheitshypotheken" (Kahlert 2008, 189), die durch das Autonomieversprechen der reinen Beziehung zunehmend „getilgt" (ebd.) werden (vgl. auch Giddens 1992, 156).

Giddens präsentiert einige Erklärungsansätze für asymmetrische Strukturen in Liebesbeziehungen: Erstens ist die ‚reine Beziehung' *noch* nicht das einzige Beziehungsmodell in unserer Gesellschaft. Sie koexistiert mit der undemokratischen romantischen Liebe als eine mögliche Lebensstiloption (Giddens 1992, 154). Ungleichheit ist zweitens ein Kennzeichen pathologischer Beziehungen, die von zu großen Abhängigkeiten geprägt sind (ebd., 94 ff). Personen, die sich den Umwälzungen der Geschlechterverhältnisse und dem Wandel von Intimität nicht gewachsen fühlen, versuchen drittens mithilfe von Traditionen oder Gewalt ein hierarchisches Geschlechterverhältnis aufrechtzuerhalten (122 f; vgl. auch Giddens 1996, 192).

Giddens kann Ungleichheit so aber nur als Relikt und nicht als *konstitutiven* Bestandteil von Liebesbeziehungen analysieren. Daher bleibt er mit seinem Ansatz blind für die Mechanismen der Herstellung von Ungleichheit unter den Vorzeichen einer Egalitätsrhetorik. Auch lokalisiert er die Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses genau dort, wo schon die romantische Liebe sie hinverbannt hatte: in der Privatheit der Paardyade. Damit wird den Individuen die Verantwortung aufgebürdet, ein eigentlich strukturelles Problem zu lösen – denn Indikatoren der Ungleichheit in Partnerschaften lassen sich durchaus in Statistiken abbilden und können schwerlich als individuelle Probleme betrachtet werden.[5]

Giddens' Modell der Demokratisierung von Liebesbeziehungen fußt auf dem Begriff eines Individuums, das sich selbst und seine Beziehungen reflexiv durchdringen und sich frei entscheiden kann. Es setzt voraus, dass beide Partner/innen willens und in der Lage sind, ihre Bedürfnisse zu formulieren und einzufordern. Mehr noch: dass diese Bedürfnisse fundamental autonome, eigene Bedürfnisse *sind*. Er steht damit exemplarisch für viele Arbeiten, vor allem für solche, die individualisierungstheoretisch argumentieren (z.B. Beck/Beck-Gernsheim 1990). Das kritische Potential der Analyse von Liebesbezie-

hungen schöpfen solche Ansätze meines Erachtens nicht aus, weil sie erstens die konstitutive Funktion von Egalitäts-Diskursen für die Perpetuierung von Ungleichheit nicht sehen und zweitens zentrale Fragen gar nicht erst stellen, nämlich: Wie kommen typische Partner/innen/wahlen und typische Beziehungsweisen unter den Bedingungen von ‚Freiheit' zustande? Und wie wirken ungleiche Rollenzuschreibungen in Beziehungen, die rhetorisch der Beziehungsnorm Egalität verpflichtet sind?

Kritische Liebesforschung heute

Es gibt aus den letzten zehn Jahren einige Beispiele soziologischer Liebesforschung, die die von mir genannten Fragen berücksichtigen. In den Mittelpunkt meiner Ausführungen möchte ich exemplarisch eine Studie von Günter Burkart und Cornelia Koppetsch (1999) stellen.[6]

Burkart und Koppetsch untersuchen in ihrer Studie *Die Illusion der Emanzipation* (1999) die Wirksamkeit von Geschlechtsnormen in Partnerschaften. Dabei kommen sie zunächst zu dem interessanten Schluss, dass die Illusion einer Emanzipation überhaupt nur für ein „individualisiertes Milieu" besteht (Burkhart/ Koppetsch 1999, 9 f). Die Milieus, die sie als „traditionell" und „familistisch" bezeichnen, fühlen sich dem Gleichheitsdiskurs nicht verpflichtet – auch nicht auf einer rhetorischen Ebene. Paarbeziehung bedeutet in beiden Milieus ganz explizit: vergeschlechtlichte Arbeitsteilung. Im traditionellen Milieu geht dies mit einer Abwertung von weiblicher Hausarbeit durch *beide* Partner/innen einher. Die Gabe der Frau ist insofern auch nicht romantisch überhöht. Eher handelt es sich um eine pragmatische Sicht auf Arbeitsteilung – sie ist selbstverständlich und unhinterfragbar und stellt eine beiderseits akzeptierte Geschlechterhierarchie her (ebd., 29 ff). Im familistischen Milieu finden wir am ehesten eine Romantisierung der weiblichen Hausarbeit und ein feminisiertes Ressort Liebe. Dort geht es um eine klare Aufgabenteilung für die gemeinsame Arbeit am gemeinsamen Ziel ‚Familie' (ebd., 95 ff). Die Formen der Anerkennung weiblicher Hausarbeit sind in diesen beiden Milieus konträr: Im traditionellen Milieu gibt es eine klare Hierarchie. Männer grenzen sich demonstrativ von jeglicher Hausarbeit ab. Die Inszenierung von Ungeschick im Haushalt dient der Konstruktion einer männlichen Überlegenheit. Frauensachen sind eben klein, kleinlich und unwichtig (vgl. auch Bourdieu 2001/2005). Im familistischen Milieu ist die Teilung weniger abwertend. Es gibt das Motiv der männlichen Mithilfe. Mithelfen kann man nur im Ressort eines/einer anderen, die Familien- und Hausarbeit bleibt also weiblich. Durch die Mithilfe demonstrieren Männer aber ihre Anerkennung für weibliche Arbeit. Beide Partner/innen ziehen am gleichen Strang für die Familie.

Nur im individualisierten Milieu begegnen wir den Egalitätsdiskursen, die Giddens in seiner Analyse fokussiert (Burkart/Koppetsch 1999, 145 ff). In Bezug auf dieses Milieu zeigen Burkart und Koppetsch auf, welche Welten zwischen Diskurs und Praxis liegen. Und mehr als das: Sie zeigen, wie der Gleichheits-

diskurs sogar der Aufrechterhaltung ungleich verteilter Arbeitsteilung und Anerkennungschancen *dient*.

Eines der untersuchten Paare zeigt alle Voraussetzungen für eine gleichberechtigte Beziehung (ebd., 145-160): Heiko nimmt zwei Jahre Elternzeit und versorgt die Kinder, Brigitte geht arbeiten und ist Familienernährerin. Man könnte das tradierte Modell also umdrehen: Vati spült und Mama arbeitet! Die rekonstruierende Analyse des Falls zeigt jedoch hinter der Fassade ein anderes Bild: Während Brigitte bei der Arbeit ist, sind die Kinder die meiste Zeit in der Kita und im Kindergarten untergebracht. Der von Heiko locker geführte Haushalt ist nicht allzu arbeitsintensiv. Eine Putzfrau erledigt das Nötigste. Dass Heiko seiner Partnerin Brigitte vieles im Haushalt abnimmt, wird von ihr nicht als selbstverständlich, sondern als Großzügigkeit und Privileg aufgefasst. Zum Ausgleich übernimmt sie die Verantwortung für Kinder und Haushalt immer dann, wenn sie zuhause ist. Am frühen Morgen, am Abend und am Wochenende macht Brigitte daher all das, was anfällt bzw. was unter der Woche liegen geblieben ist. Wäsche und Abwasch werden unterm Strich „halbe, halbe" aufgeteilt – wobei Brigitte ja Vollzeit aus dem Haus ist (151). Heikos Hausarbeit beginnt also erst dort, wo Brigitte nicht anwesend sein kann. Brigittes Anspruch an saubere Wäsche bezeichnet Heiko als „Spleen" (153). Wenn sie so viel Wert darauf legt, muss sie sich selbst darum kümmern – und hat die eigene Mehrarbeit auch selbst zu verantworten. Vergeschlechtlichte Zuständigkeiten erweisen sich, so zeigt dieser Fall, selbst beim scheinbar vollständig vollzogenen Rollentausch als recht persistent.

Nun ist es schon fast ein gängiger Topos, dass die Geburt eines Kindes moderne Paare um Jahrzehnte der Emanzipation zurückwirft (vgl. Wetterer 2003, 305 ff; Hill/ Kopp 2006, 244).[7] Ein kinderloses Paar in der Untersuchung sind Paul und Beate (Burkart/ Koppetsch 1999, 160-177). Beide studieren, leben gemeinsam in einer Wohnung mit je eigenem Zimmer und führen getrennte Kassen. Paul und Beate haben die besten Voraussetzungen für eine egalitäre, partnerschaftliche Beziehung. Die ungleiche Arbeitsteilung im Haushalt schleicht sich mehr oder weniger subtil in ihren Alltag ein: Nachdem Paul einmal Beates Jeansjacke in die Rotwäsche gesteckt hat, macht sie von nun an die Wäsche (von beiden) freiwillig allein. Sie betont, dass dies ihre eigene Entscheidung ist und verbietet Paul sogar, die Wäsche zu machen. Beate legt Wert auf Sauberkeit und Gestaltung der häuslichen Atmosphäre, womit Paul wenig anfangen kann. Da es nur ihre ganz persönlichen Bedürfnisse sind, fände sie es unfair, ihm die entsprechende Arbeit abzuverlangen. In einer romantischen Beziehung, in der gegenseitige Opfer zumindest mit symbolischer Anerkennung belohnt werden, hätte Beate für ihre Mehrarbeit Dankbarkeit erwarten dürfen. Paul dagegen inszeniert sich in Abgrenzung zu kleinlichen, irrelevanten Hausarbeiten: Er kann und macht es nicht, weil es ihm einfach nicht wichtig ist. Indem er den häuslichen Rahmen insgesamt abwertet, entschuldigt er nicht nur seine Nicht-Aktivitäten im Haushalt, sondern diskreditiert auch Beates so genannte individuelle Neigungen und positioniert sich so als überlegen. Das erinnert an die

systematische Abwertung von Hausarbeit im traditionellen Milieu. Im individualisierten Milieu, dem auch Paul und Beate zuzuordnen sind, ist die Rhetorik aber eine andere: Nicht Frauensachen sind kleinlich, sondern der individuelle Putzfimmel der Freundin ist übertrieben. Mit ihrem Geschlecht hat das nichts zu tun. Dieses Argumentationsmuster gestattet es beiden Partner/innen, sich als gleichwertig und selbstbestimmt zu erleben: Beate bringt keine Opfer für Paul und umgekehrt muss er weder Dankbarkeit noch Gewissensbisse zeigen. Die Verschleierung *ihrer Mehrarbeit* unter dem Vorzeichen *seiner Gleichgültigkeit* dient beiden Liebenden dazu, sich als autonome, emanzipierte Personen wahrzunehmen, die sich von Geschlechterrollen nichts diktieren lassen.

Der partnerschaftliche Liebescode schafft nicht unbedingt mehr Gerechtigkeit. Vielmehr verschwinden Ungleichheitsstrukturen hinter einer egalitären und individualisierenden Semantik (vgl. Koppetsch 1998). Eine strukturelle Ungleichheit wird so zum Ergebnis fairer Aushandlung zwischen gleichen Partner/innen verklärt. Auch gibt es eine eklatante Differenz zwischen der Logik des Diskurses und der Logik der Praxis – was Burkart und Kopptesch (1999) im Untertitel als „Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen" bezeichnen. Der Bärenanteil von Alltagsorganisation taucht in so genannten Aushandlungsprozessen gar nicht auf: weil es sich eben so ergibt und zu Routinen einschleift – und sich gar nicht nachvollziehen geschweige denn aufrechnen lässt. Das „Verhaltenskapital" von Frauen (im Haushalt oft kompetenter zu sein) entpuppt sich dann als „Negativkapital" (Kaufmann 2005, 257). Laut Individualitätsrhetorik lautet die Deutung dann: Frauen, die sich für den Haushalt zuständig fühlen, haben einen Ordnungsfimmel oder sie schaffen es nicht, sich zu emanzipieren – in jedem Fall sind sie selbst Schuld und handeln freiwillig. Die soziale Anerkennung ihrer Mehrarbeit, so Koppetsch, wird noch geringer als im Fall romantischer Liebe (Koppetsch 1998, 124; vgl. auch Kaufmann 2005, 257 f).

Je stärker der Anspruch ist, individualisiert und emanzipiert zu sein, desto höher ist für beide Partner/innen die Notwendigkeit, sich das Märchen von der Egalität zu erzählen. Die Verleugnung von Ungleichheiten liegt gerade auch im Interesse von Frauen, denn dieser unbewusste Pakt erlaubt ihnen ein positives Selbstbild als autonome Individuen. Individualisierung und Partnerschaft haben offenbar eine Kehrseite, die mehr Beachtung verdient hätte. In genau diese Wunde muss eine kritische Analyse von Liebe den Finger legen. Giddens (1992) und ähnlich ausgerichtete Liebesforscher/innen wie Beck und Beck-Gernsheim (1990) schreiben stattdessen mit am schönen Schein: Sie interpretieren Liebesbeziehungen mittels eines hoch normativen Vokabulars von Selbstbestimmung, Selbstreflexion, freier Wahl und Lebensstiloptionen. Zugespitzt formuliert: Diese Art individualisierungstheoretisch geprägter Analysen schreibt dem Selbstbild der Akteure nach dem Mund.

Schließlich bleibt die Frage, warum Menschen vor Ungleichheiten in Paarbeziehungen die Augen verschließen, statt sich einfach von einer solchen Beziehung zu verabschieden. Nach Giddens Modell „kann das Individuum jederzeit gehen" (Giddens 1993, 97). Natürlich kann es das – tut es aber oftmals nicht. Erstens, weil Liebe eine Bindungskraft hat, die nicht der bewussten Kontrolle

unterliegt. Zweitens, weil Bindungen sich je länger sie anhalten, umso mehr sozial verankern und an Stabilität gewinnen (vgl. Kaufmann 2004; Hondrich 2004, 104; Schnabel 2005, 203; Hill/ Kopp 2001). Nicht um zusammenzubleiben, sondern um einen Partner oder eine Partnerin zu verlassen, braucht es triftige Gründe. Und das von der ersten Nacht an, wie Jean-Claude Kaufmann in seiner Studie *Der Morgen danach* (2004) zeigt. In Bindungen stellen sich sehr schnell Routinen ein und im Zweifel halten die Liebenden eher am „Lauf der Dinge" fest (Kaufmann 2004, 236). Der Extremfall ist schließlich die Familiengründung – spätestens jetzt geht das Individuum Mutter (oder Vater) nicht mehr jederzeit einfach so.

Ausblick

Ich hatte eingangs die Kontrastierung zweier Perspektiven angekündigt: Haben wir es in der Liebe mit einer romantisierten Ungleichheit zu tun oder mit egalitären Partnerschaften zwischen freien Individuen? Abschließend möchte ich resümieren, was der Vergleich ergeben hat und daraus einige Schlüsse für soziologische Liebesforschung ziehen.

Im Übergang vom Paradigma der romantischen Liebe zum Paradigma der partnerschaftlichen Liebe kristallisiert sich meines Erachtens eine interessante Entwicklung heraus: Die Mechanismen der Ungleichheit haben sich verändert und liegen nun versteckt unter einer dicken Schicht Gleichheitsrhetorik. Die Chancen der Subjekte, Ungleichheit zu erkennen und anzuerkennen sind schlechter geworden. Individualität und Autonomie sind dominante gesellschaftliche Normen (vgl. Krähnke 2007; Meyer-Drawe 1990) und niemand möchte sich dem Vorwurf aussetzen, er oder sie verstecke sich hinter sozialen Strukturen.[8] Gleich geblieben aber ist eine Krux mit der Liebe: Was unsere Liebesbeziehungen strukturiert, ist weitgehend im Wollen und Fühlen festgeschrieben. Damit fühlt es sich nach wie vor privat und persönlich an. Und noch immer ist der Sache mit Selbstreflexion nicht beizukommen. Das Bewusst-Machen von Ungleichheiten führt offenbar noch nicht zu einem Wandel.

Giddens setzt in seinen Analysen bei einem selbstbestimmten Individuum an, das ganz alleine entscheidet, was es tun und was es lassen will. Bedürfnisse entstehen aber nicht in einem sozialen Vakuum. Die Menschen wählen keine ganz einzigartigen, nie da gewesenen Beziehungsmodelle. Wir stützen uns in der Liebe auf Normen, auf Vorbilder, auf unser gesellschaftlich konstruiertes Wissen davon, wie eine ‚richtige Liebesbeziehung' auszusehen hat. Aus diesen normativen Vorstellungen von der Liebe speisen sich auch Bedürfnisse und Wünsche (vgl. Degele/ Bethmann 2009). Ein Blick in die Empirie hat gezeigt, dass bei allen positiven Errungenschaften der Emanzipation eine wirklich egalitäre Partnerschaft heute nicht das vorherrschende Modell ist. Auch in der Individualitätsrhetorik des partnerschaftlichen Modells finden wir daher Spuren der Bourdieu'schen „Verleugnung der sozialen Welt" (Bourdieu 1987, 796).

Eine Kritik an Liebesbeziehungen muss heute im Unterschied zu den 1970er Jahren berücksichtigen, dass es tabuisierter geworden ist, Ungleichheiten auszusprechen. Es widerspricht dem Selbstbild der Menschen als autonome Individuen. Wenn das eigene Verhalten selbstreflexiv durchdrungen ist, dann kann man alles als eigene Entscheidung und freie Wahl bezeichnen. Eine Kritik an gesellschaftlichen Liebesnormen funktioniert unter diesen Vorzeichen nicht mehr so einfach. Gesellschaftliche Beziehungsnormen werden zumindest im individualisierten Milieu ja bereits heftig kritisiert. Das eigene Handeln und Fühlen scheinen sie aber kaum zu betreffen. Das ist, so die Wahrnehmung, ganz individuell.

Um der heutigen Individualisierungs- und Gleichheitsrhetorik zu begegnen, möchte ich eine neue Grundlage der Kritik vorschlagen. Ich will versuchen, diese in einem Slogan zu kondensieren: Statt „Das Private ist politisch! Man darf nicht privatisieren!" muss es jetzt heißen: *„Das Individuelle ist sozial! Man darf nicht individualisieren!"* In den 1970er Jahren war die Romantisierung von Ungleichheit Gegenstand der Kritik. Heute müsste man es so formulieren: Die Romantisierung ist einer *Verpartnerschaftlichung von Ungleichheit* gewichen: denn mithilfe der Partnerschaftssemantik arbeiten Paare gemeinsam an der Verschleierung anhaltender Ungleichheit. Das ist eine neue Form der Komplizenschaft in Liebesbeziehungen.

Diese Einsichten versuchen wir im Forschungsprojekt „Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Gefühls"[9] methodisch und theoretisch umzusetzen. Der Datensatz besteht im Kern aus 18 Gruppendiskussionen, anhand derer wir mit rekonstruktiven Auswertungsmethoden Normalisierungsprozesse herausarbeiten. Dabei geht es unter anderem darum, wie Internalisierungsprozesse die Wirksamkeit von Normen unsichtbar machen – verinnerlichte Normen wirken subtil, weil sie eigene Bedürfnisse geworden sind. Wir wählen eine subjektanalytische Einbettung (vgl. Reckwitz 2008): Das liebende Subjekt wird nicht als *Ausgangspunkt* seiner Handlungen und Gefühle gesetzt. Denn genau da sehen wir die Schwachstelle in den oben genannten individualisierungstheoretisch geprägten Modellen. Vielmehr geht es uns um die *soziale Genese von Subjektivität*, von liebenden Subjekten. Das Subjekt ist dabei nie Individuum, sondern es ist im Kern sozial (vgl. ebd.).

Das Prozedere der Reflexion und der bewussten Entscheidung, in dem Giddens den Schlüssel zur Befreiung aus traditionsverhaftetem Handeln sieht, verleiht zwar jeder ‚Lebensstiloption' einen individuellen Anschein – selbst einem standardisierten Kleinfamilienmodell samt Eigenheim und Golden Retriever, nach den Erkenntnissen, die ich hier dargelegt habe, können wir aber die bewusste Selbstreflexion der Befragten und ihre darauf aufbauenden Legitimierungsstrategien in der Analyse nicht wortwörtlich nehmen. Wir prüfen stattdessen diese Mélange aus Selbstverständnis, Selbstinszenierung und rhetorischer Strategie auf ihre Funktionen hin und gelangen so auf eine Ebene voller Widersprüchlichkeiten. Anders als Giddens sehen wir in diesen Widersprüchen nicht den Nachhall einer unvollständig überwundenen romantischen Liebe, die der Vergangenheit angehört. Wir analysieren sie als *konstitutive* Bestandteile

von Liebesgefühlen, die eine strukturierende Macht in Liebesbeziehungen darstellen.

Noch eine weitere Perspektive eröffnet sich durch diesen Forschungsansatz. Die Geschichte romantischer Liebe ist eng verbunden mit dem Entstehen einer historischen Subjektivität, die gemeinhin als Individualität bezeichnet wird. Individualität ist ein zentrales Motiv sowohl der romantischen als auch der partnerschaftlichen Liebe. Mit unserem Versuch einer subjektanalytischen Erforschung von Liebe verbindet sich daher die Chance, in grundlegender Weise Individualität als Effekt sozialer Normierung und Subjektivierung sichtbar zu machen.

Anmerkungen

1 Es liegt auf der Hand, dass romantische Liebe auch die Norm der Heterosexualität stützt. Im Rahmen dieses Artikels lege ich den Schwerpunkt auf als heterosexuell etikettierte Liebesbeziehungen. Eine Kritik solcher Beziehungen ist nach meiner Auffassung zugleich als Kritik an heteronormativen Verhältnissen zu lesen.

2 Auf dieses Beispiel zur Illustration der Politisierung des Privaten stieß ich bei Kornelia Hahn (2000).

3 Alternative Beziehungsnormen finden sich heute z.B. in der Polyamorie-Bewegung. Diese Monogamie-Kritik steht aber Giddens' im Folgenden näher erläuterter Demokratisierungsthese nahe, da sie von einem Aushandlungsprozess zwischen autonomen Individuen in Liebesbeziehungen ausgeht (vgl. Méritt/ Bührmann/ Schefzig 2005). Ich begreife Polyamorie daher in keiner Kontinuität mit der feministischen Liebeskritik der 1970er und 1980er Jahre.

4 Gleichzeitig betont Giddens den subversiven Charakter von romantischer Liebe, und zwar als Strategie weiblicher Ermächtigung und als positive Utopie (Giddens 1992, 44 ff).

5 Als Beispiele seien genannt: die ungleiche Verteilung von Elternzeit, Kinderbetreuung und Karrierechancen (vgl. *BMFSFJ* 2004) sowie von Arbeitsteilung im Haushalt mit und ohne Kinder (vgl. Gille/ Marbach 2004). Rollenmodelle sind für diese Aufgabenteilung nicht nur implizit, sondern auch explizit nach wie vor orientierungsstiftend (vgl. *BMFSFJ* 2004).

6 Zu nennen wäre auch Eva Illouz (2003), die vorwiegend die Reproduktion von Klassenunterschieden fokussiert.

7 Das Modell Erwerbsarbeit des Vaters und Elternzeit der Mutter ist bei weitem das üblichste (vgl. *BMFSFJ* 2004; Hill/ Kopp 2006, 237; *Familienmonitor 2008*, 22 ff). Neben finanziellen Vorteilen nennen Eltern als Hauptgrund für die Übernahme dieses Rollenmodells „eigene Vorstellungen und Wünsche" (*BMFSFJ* 2004). Und wer zuhause bleiben will, darf natürlich – auch in Giddens' Modell der reinen Beziehung. Wenn die eigenen Bedürfnisse zufällig ins statistische Mittel fallen, ändert das nichts. Individualität und Entscheidungsfreiheit können zu Totschlagargumenten werden in jeder Diskussion über Gleichberechtigung.

8 So manche postfeministische Publikation über „Alphamädchen" und „F-Klasse" spiegeln diesen Trend.

9 Das Forschungsprojekt wird von der DFG gefördert (Laufzeit: 2008-2011) und ist angesiedelt am Institut für Soziologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg unter der Leitung von Prof. Dr. Nina Degele.

Literatur

Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck- Gernsheim (1990) *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bischoff, Claudia (1992) *Frauen in der Krankenpflege. Zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit seit dem 19. Jahrhundert*. Frankfurt/M.: Campus.

Blossfeld, Hans-Peter/ Andreas Timm (2003) *Who marries whom? Educational systems as marriage markets in modern societies*. Dordrecht: Kluwer.

Bock, Gisela/ Barbara Duden (1977) „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus." *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen – Juli 1976*. Hg. Gruppe Berliner Dozentinnen. Berlin: Courage, 118–199.

Bourdieu, Pierre (2005) *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2001) „Teilen und Herrschen: Zur symbolischen Ökonomie des Geschlechterverhältnisses." *Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*. Hg. Claudia Rademacher/ Peter Wiechens. Opladen: Leske + Budrich, 11–30.

Bourdieu, Pierre (1987) *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2004) *Bericht über die Auswirkungen der §§ 15 und 16 Bundeserziehungsgeldgesetz. Gender Datenreport*. Berlin. 02.03.2010 <http://www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/literatur,seite=3.html>.

Burkart, Günter (1998) „Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe." *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hg. Kornelia Hahn/ Günter Burkart. Opladen: Leske + Budrich, 15–49.

Degele, Nina/ Stephanie Bethmann (2009) „Gewusst wie: Kompetent lieben und leiden." *Emotionen in Geschlechterverhältnissen. Affektregulierung und Gefühlsinszenierung im historischen Wandel*. Hg. Sabine Flick/ Annabelle Hornung. Bielefeld: transcript.

Degele, Nina (2003) „Mutti spült, Papa arbeitet. Zur Soziologie von Arbeit und Geschlecht." *Freiburger FrauenStudien* 13/2003: 175-194.

Giddens, Anthony (1996) „Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft." *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Hg. Ders./ Ulrich Beck/ Scott Lash. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 113-194.

Giddens, Anthony (1992) *The transformation of intimacy. Sexuality, love and eroticism in modern societies*. Cambridge: Polity Press.

Giddens, Anthony (1993) *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Fischer.

Gille, Martina/ Jan Marbach (2004) „Die Arbeitsteilung von Paaren und ihre Belastung mit Zeitstress." *Alltag in Deutschland – Analysen zur Zeitverwendung. Schriftreihe Forum der Bundesstatistik* 43/2004, 86-113. Hg. Statistisches Bundesamt.

Hahn, Kornelia/ Günter Burkart (1998) Hg. *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*. Opladen: Leske+ Budrich, 217-233.

Hahn, Kornelia (2000) „Liebe. ein Testfall für die fragile Grenzkonstruktion von Intimität und Öffentlichkeit." *Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe*. Hg. Konelia Hahn/ Günter Burkart. Opladen: Leske + Budrich, 249-278.

Hill, Paul B./ Johannes Kopp (2006) *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.

Hirschauer, Stefan (1992) „Konstruktivismus und Essentialismus. Zur Soziologie des Geschlechterunterschiedes und der

Homosexualität." *Zeitschrift für Sexualforschung* 5(4)/1992, 331-345.

Hondrich, Karl Otto (2004) *Liebe in den Zeiten der Weltgesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Koppetsch, Cornelia (1998) „Liebe und Partnerschaft. Gerechtigkeit in modernen Paarbeziehungen." *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hg. Kornelia Hahn/ Günter Burkart. Opladen: Leske + Budrich, 111-129.

Illouz, Eva (2003) „Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus". *Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie* 4/2003. Frankfurt/M.: Campus.

Jackson, Stevi (1993) „Even sociologists fall in love." *Sociology* 27/1993, 201–220.

Kaufmann, Jean-Claude (2004) *Der Morgen danach. Wie eine Liebesgeschichte beginnt*. Konstanz: UVK.

Kaufmann, Jean-Claude (2005) *Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen*. Konstanz: UVK.

Klein, Thomas (2001) Hg. *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. Opladen: Leske + Budrich.

Klein, Thomas (2005) *Sozialstrukturanalyse. Eine Einführung*. Reinbeck: Rowohlt.

Koppetsch, Cornelia/ Günter Burkart (1999): *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich*. Konstanz: UVK.

Krähnke, Uwe (2007) *Selbstbestimmung. Zur gesellschaftlichen Konstruktion einer normativen Leitidee*. Weilerswist: Velbrück.

Lenz, Karl (2006) *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlage GmbH.

Leupold, Andrea (1983) „Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen" *Zeitschrift für Soziologie* 12/ 1983: 297-327.

Luhmann, Niklas (1982) *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Merian, Svende (1984*) Der Tod des Märchenprinzen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Méritt, Laura/ Traude Bührmann/ Nadja Boris Schefzig (2005) Hg. *Mehr als eine Liebe. Polyamouröse Beziehungen*. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.

Meuser, Michael (1998) „Vergesellschaftete Intimität. Geschlechterpolitik und Liebe." *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hg. Kornelia Hahn/ Günter Burkart. Opladen: Leske + Budrich, 217-233.

Meyer-Drawe, Käte (1990) *Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich*. München: Kirchheim.

Reckwitz, Andreas (2008) *Subjekt*. Bielefeld: transcript.

Schnabel, Annette (2005) „Gefühlvolle Entscheidung und entscheidende Gefühle. Emotionen als Herausforderung für Rational Choice-Theorien." *KZfSS* 57/2005, 278–307.

Schwarzer, Alice (1973) Hg. *Lohn: Liebe. Zum Wert der Frauenarbeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Simmel, Georg (1985) „Fragment über die Liebe" *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*. Hg. Ders./ Heinz-Jürgen Dahme/ Klaus Christian Köhnke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Sontag, Susan (1973) „Reflexionen über die Befreiung der Frauen" *Lohn: Liebe. Zum Wert der Frauenarbeit*. Hg. Alice Schwarzer. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Wetterer, Angelika (2003): „Rhetorische Modernisierung: ‚Das Verschwinden der Ungleichheiten aus dem zeitgenössischen Differenzwissen.'" *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot, 286-319.

Institut für Demoskopie Allensbach (2008) *Familienmonitor (Repräsentative Befragung zum Familienleben und zur Familienpolitik*. Im Auftrag des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. 07.03.2010 <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationen,did=113006.html>.

Sabine Karoß/ Petra Plata

Habitus und *Habitussi* – Spielen mit dem kleinen, feinen Unterschied

Eine alltägliche Situation in der Straßenbahn: Eine Person steigt ein und geht vorbei. Blitzschnell streift mein Blick über ihre Gestalt: schulterlanges, lockiges Haar und geschminkte Augen. Das reicht mir, um die Person eindeutig als weiblich einzuordnen. Ein kurzer Blickkontakt, verbunden mit einem Lächeln.

Eine weitere Person geht den Gang entlang. Ich sehe sie nur von hinten, aber allein die Art, wie sie sich bewegt – breitbeinig, die Beine unachtsam auf den Boden fallen lassend – verrät mir, dass es sich eindeutig um einen Mann handelt.

Dann setzt sich eine Person mir gegenüber hin. Wieder scanne ich die Person in Windeseile, wende mich aber irritiert ab – lange Haare, weiches Gesicht und ein kantig wirkender Körper. Verlegen schaue ich ein zweites Mal hin, suche nach einem für mich eindeutigen Zeichen, endlich: die Person hat keine Brust. Demnach muss es eigentlich ein Mann sein, oder?

Die auftretende Irritation bei der Beobachtung der dritten Person ist spannend, weist sie doch darauf hin, dass eine rasche Zuordnung im System der binären Geschlechterordnungsformen, Mann *oder* Frau, einerseits selbstverständlich, dann aber doch nicht immer so einfach ist. Manchmal ist eben mehr als ein Blick erforderlich, wählen die Personen zur Darstellung ihrer Identität nur einige wenige eindeutige Merkmale (vgl. Kotthoff 2002).

Um solche Darstellungen einordnen zu können, können die Begriffe *sex* und *gender* hilfreich werden (vgl. Gildemeister 2004). *Sex*, verstanden als biologisches Geschlecht, erlaubt die eindeutige Kategorisierung, die Platzierung an die jeweiligen Endpunkte einer bipolaren Skala gemäß gesellschaftlich vereinbarten biologischen Kriterien bei der Geburt: Mann oder Frau. *Gender*, definiert als soziales Geschlecht, entsteht in der Interaktion mit Anderen durch situationsadäquates Verhalten und Handeln der beteiligten Personen – und in diesem Kontext können Personen die gesamte Grauzone der Skala nutzen: männlich bis weiblich und zurück. Um dieses Phänomen zu erklären, spricht die Theorie von Dispositionen, von inkorporierter Geschichte und Zeichen der Distinktion, von

Denk- und Sprechweisen, die sich spontan, also ohne Wissen und Bewusstsein im Handeln eines Menschen zeigen (vgl. Schwingel 1995).

Mit den vergessenen und verinnerlichten Vorlieben und Gewohnheiten in der Art sich auszudrücken und sich zu bewegen, lässt sich spielen im Sinne der *gender performance* von Judith Butler (vgl. Hartmann 2002): Habitus nimmt hierbei Züge von *Habitussi* an und umgekehrt.

Innere Haltung und beobachtbares Verhalten gehen mit der Zeit, die sie zu Vorlieben und Gewohnheiten haben werden lassen, eine nachdrückliche, kulturell geprägte Verbindung ein. Diese Verbindung macht die Haltung und das Verhalten zwar einerseits selbstverständlich und zugehörig, aber auch häufig widerständig gegenüber Variationen oder Veränderungen. Daher wird das Spielen mit diesen Verbindungen, mit diesen inkorporierten Merkmalen, die auf *sex* und *gender* verweisen, auch manchmal zur Herausforderung.

Das Spielen mit diesen inkorporierten Merkmalen wird aus der Perspektive der Spielenden zunächst zum *undoing gender*, insgesamt aber handelt es sich um Prozesse des *doing gender*. Die Zielperspektive des Spiels ist, Varianten von Geschlechterdarstellungen herzustellen. Das Spielen mit den inkorporierten Merkmalen:

- bietet Möglichkeiten, sich an diesen Widerständigkeiten zu reiben (was ist eigen, was ist fremd?),
- erlaubt, Muster zu erkennen und zu verstehen (welche Merkmale weisen die eigenen und fremden Bewegungen auf?)
- öffnet neue Perspektiven (fremde Bewegungen können zu eigenen werden),
- und erweitert das eigene Handlungsspektrum (das Eigene wird variantenreicher).

Ziel der bewegten Auseinandersetzung zu Aspekten des geschlechter(un)gerechten (Ver-)Haltens auf dem Symposium „Feminism Revisited“ war es, im doppelten Wortsinn (un)doing gender- bewegende Antworten zu suchen: *Was verändert sich in meinem Habitus und wie fühlt sich das fehlende bzw. ergänzte „Habitussi“ an? Wie eigen oder wie fremd ist Habitussi mir?*

Gender in Performance: Habitussi trifft Habitus

Neun Frauen und ein Mann treffen sich in einem Seminarraum. Zwei Kursleiterinnen erwarten sie. Die Stühle sind an den Rand geschoben. Die freie Fläche lädt ein. Die Taschen werden abgestellt und die Schuhe bereitwillig abgestreift.

Standort und Standpunkt

Die Teilnehmenden gehen im Raum, durcheinander, bleiben stehen und spüren nach

(wie stehe ich? Wie verteilt sich mein Gewicht auf den Füßen? Wohin richte ich meinen Blick?).

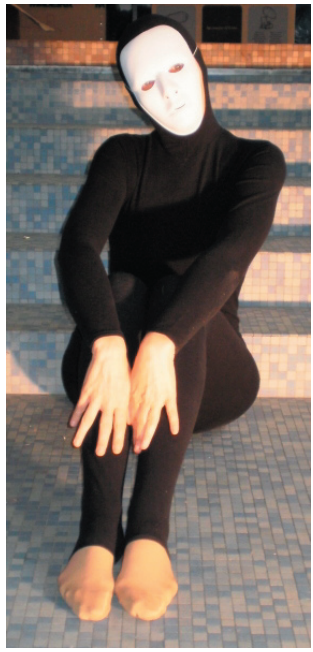
Sie nehmen Blickkontakt auf, vermeiden ihn, brechen ihn ab und – spüren nach

(was empfinde ich, wenn ich einer anderen Person in die Augen schaue? Was macht der Abbruch des Blickkontaktes mit mir?).

Sie beenden ihr Gehen, kommen in einem Kreis zur Ruhe und stellen sich vor: „Ich heiße *S*abine, komme aus *S*ingen und mag *S*oja." Es gilt ein Prinzip zu erkennen (der Anfangsbuchstabe des Vornamens) und es variantenreich zu nutzen (Stadt, Essen, Tätigkeit etc.). Nicht so einfach, weil nur der Name bleibt und die anderen Merkmale der Identität sich bei jedem Durchgang verändern dürfen.

Die Vorgabe für die nächste Runde lautet, sich entweder breitbeinig oder mit überkreuzten Beinen hinzustellen und sich erneut vorzustellen: „Ich bin *S*abine, wohne in *S*ingapur und liebe *S*hrimps." Die Gruppe übernimmt jedes Mal die gewählte Haltung, wiederholt die Aussage.

(Wie halte ich meine Arme, den Rumpf, den Kopf, wenn ich die Beine überkreuze? Wie ändert sich die Intonation? Spreche ich lauter oder leiser? Was passiert mit der Tonhöhe? Wohin schweift mein Blick?)



Der Kreis löst sich auf, die Teilnehmenden gehen herum, stellen untereinander Blickkontakt her, wählen eine der beiden Haltungen und stellen sich ihrem momentanen Gegenüber noch einmal vor: „*S*abine heiß' ich, lebe in *S*antiago de Chile und vermisse eine *S*auna." Jetzt darf die gegenseitige Vorstellung durch Körperkontakt ergänzt werden.

(Nehme ich aktiv Blickkontakt auf? Bevorzuge ich eine der beiden vorgegebenen Haltungen? Welche Form des Kontaktes wähle ich? Passen die Kontaktform, die Sprache und die Haltung zusammen? Wie ist es, wenn sie sich widersprechen?)

Gang-Spuren

Zwei grundlegende Formen des Gehens werden vorgestellt, demonstriert und beschrieben, mit dem Schwerpunkt auf der Einstellung der Beine in der Gangspur: zweispurig oder einspurig (siehe Abb. 1). Weitere Varianten des Gehens – wie zum Beispiel aus- oder eingerollte Beinführung – werden vernachlässigt (vgl. Lex/ Padilla 1996).

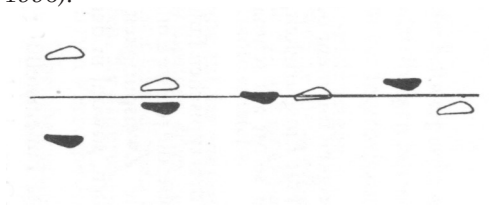


Abb. 1: Gangspur – von parallel zwei- über einspurig zu überkreuzt (Lex/ Padilla 1996, 26)

Die Aufmerksamkeit wird im Folgenden auf die Abwicklung der Füße beim zwei- und einspurigen Gehen gelegt. Grundsätzlich kann in beiden Formen der Fuß von hinten nach vorne und von vorne nach hinten abgewickelt werden, das heißt, entweder berühren die Fersen oder die Zehen den Boden zuerst.

Praktisch erprobt von den Teilnehmenden werden nur die Varianten

- zweispurig – Fuß abwickeln von hinten nach vorne (von der Ferse zu den Zehen) und
- einspurig – Fuß abwickeln von vorne nach hinten (von den Zehen zur Ferse).

Schnell finden sie heraus, dass sich das Gehtempo verändern lässt – von schnell zu langsam, dass Pausen eingelegt und Drehungen vollführt werden können; dass beim einspurigen Gehen eine interessante Variante entsteht, wenn die Fersen nicht abgesenkt werden. In zwei Gruppen abwechselnd aufeinander zu- und voneinander weggehend zeigen sich die Teilnehmenden ihre Varianten.

(Wie fremd ist mir das einspurige Gehen? Wie verändert sich mein Krafteinsatz, wenn ich zweispurig gehe? Wie verändert sich meine Stabilität, wenn die

Fersen keinen Bodenkontakt mehr haben? Passt dieser Gang zu dieser Person? Was vermittelt der Gang, den ich beobachte?)

Während des Tuns zeigt sich, dass die Form des Gehens einen Einfluss auf andere Körperteile hat, es folgt die Aufforderung, den jeweils gewählten Gang um eine Arm- und Handhaltung zu komplettieren. Fast unweigerlich verändern sich nun auch die Rumpf- und Kopfhaltung, der Blick erhält eine Intention – es entwickeln sich gefüllte Geh-Haltungen: die äußere Haltung hat einen emotionalen Anker in der inneren Haltung gefunden.

(Was passiert in meinem Inneren, wenn ich meinen Gang vervollständige? Wie erlebe ich meinen Gang jetzt? Warum überzeugt mich die gewählte Gangform der Einen und die der Anderen nicht, wenn ich sie beobachte?)

Die Mitglieder der einen Gruppe verteilen sich im Raum, sie wählen eine neutrale Haltung. Die der anderen Gruppe wählen eine Gang-Haltung (z. B. zweispurig) und bewegen sich um die Stehenden herum. Stellen sich die Gehenden dann jeweils vor eine andere Teilnehmerin, wählen sie eine Stand-Haltung, die formal das Gegenteil ihrer Gang-Haltung ist (hier einspurig bis überkreuzt). Die Stehenden übernehmen diese möglichst genau, machen aus der Stand- eine Geh-Haltung und bewegen sich nun ihrerseits durch den Raum. Beim Stopp vor einem der jetzt Stehenden müssen sie eine breitbeinige Stand-Haltung einnehmen.

(Wie ist es, sich in der Haltung eines oder einer Anderen zu bewegen? Was passiert beim Wechsel in eine gegenteilige Haltung?)

Menschen auf der Straße, die gehend telefonieren. Die Teilnehmenden bewegen sich entweder ein- oder zweispurig gehend durch den Raum, telefonieren mit ihrem imaginären Handy, dürfen aber zunächst nur Wörter mit dem Anfangsbuchstaben ihres Vornamens verwenden. Später wählen und wechseln die Teilnehmenden ihre Gangform eigenständig, das Spektrum der verwendeten Wörter erweitert sich zunehmend.

(Was passiert mit meiner Stimme, wenn ich mich auf eine bestimmte Art fortbewege? Wie verändert sich meine Stand- oder Geh-Haltung, wenn ich meine Wörter auf eine bestimmte Art intoniere und artikuliere? Ändert sich mein Gang, wenn ich die Person am Telefon beschimpfe oder tröste?)

Menschen, die eine Zeitung bei sich haben. Die Teilnehmenden erhalten ein Doppelblatt aus einer großformatigen Zeitung und suchen zunächst nach Möglichkeiten, wie diese Zeitung transportiert werden kann: gefaltet und unter die Achsel geklemmt, großformatig nachlässig hinter sich hergezogen, vor die Brust geheftet, etc. Mehr und mehr Körperteile werden zum Transport eingesetzt. Im Weiteren verbinden die Teilnehmenden dann die gefundenen Variationen mit einer eigenständig gewählten Gangspur.

(Wie wirkt sich die Art des Tragens der Zeitung auf meine gewählte Gangspur aus? Entstehen Widersprüche zwischen Trageart und Gangspur? Welche Trageart wähle ich, wenn ich mich erst für die Gangform entscheide?)

Sitz-Plätze

Die an den Rand geschobenen Stühle werden von den Teilnehmenden in einem Außenstirnkreis (Rückenlehne zeigt nach innen) aufgestellt. Sie nehmen Platz, schließen die Augen und spüren nach, mit welchen Körperteilen sie Kontakt zum Stuhl – Sitzfläche, Rückenlehne – haben. Diese Sitz-Haltungen werden auf Aufforderung verändert: Erst werden die eingenommen, in denen gerne gesessen wird, dann jene, in denen ungern gesessen wird.

(Welche Kontaktflächen oder -stellen habe ich zum Stuhl? Was ist besonders angenehm an dieser Sitz-Haltung? Wie verändert sich die Körperspannung von der einen zur anderen Sitz-Haltung? Warum ist diese Sitz-Haltung so unbequem für mich?)

Die Stühle werden in einem Innenstirnkreis ausgerichtet, die Teilnehmenden können sich nun sehen. Dennoch schließen sie die Augen und suchen sich eine angenehme Sitzhaltung. Alle öffnen die Augen, schauen sich die anderen Sitz-Haltungen detailliert an. Wieder schließen sie die Augen und übernehmen nun eine der Sitz-Haltungen, die ihnen besonders zugesagt hat. Sind die Augen nach einem Moment des Verweilens in dieser neuen Haltung wieder geöffnet, wird geschaut, ob die eigene Sitz-Haltung in der Runde zu sehen ist. Nach einigen Durchgängen wird die Aufgabe mit einer Variation durchgeführt: Die Teilnehmenden setzen sich in einer unangenehmen Haltung auf ihren Stuhl.

(Wie ist es, in dieser nicht eigenen Haltung zu sitzen? Ist die Sitzhaltung für die oder den Kopierenden auch angenehm bzw. unangenehm? Welche Haltungen werden zum Kopieren gewählt?)

Der Reihe nach nehmen nun alle eine Sitz-Haltung ein, angenehm oder unangenehm, die von den anderen möglichst genau kopiert wird.

(Kann ich beim Kopieren alle Details erfassen? Was an dieser Sitz-Haltung ist besonders? Wo spüre ich Kontakt zum Stuhl? Was sagt diese Sitz-Haltung?)

In einer weiteren Kopier-Runde wird nach anderen Möglichkeiten gesucht, Kontakt zum Stuhl herzustellen: Rückenlage vor dem Stuhl, die Unterschenkel ruhen auf der Sitzfläche, das Schädeldach berührt die Sitzfläche und die Hände die Stuhlbeine, der Rumpf hängt von hinten über der Stuhllehne, etc.

(Kann ich die angebotene Position einnehmen? Was löst diese Position in mir aus? Wie wirkt sie von außen?)

Abschließend nehmen alle ihre Stühle in die Hand und finden einen adäquaten Platz im Raum. Ein- oder zweispurig gehend setzen sich die Teilnehmenden immer wieder auf einen Stuhl und probieren auch dabei die Ein- oder Zweispurigkeit aus.

(Wie lässt sich Ein- oder Zweispurigkeit im Sitzen herstellen? Ist mir das Eine angenehmer als das Andere?)

Mit dem Augenmerk auf die gewählten Kopf-, Arm- und Rumpfhaltungen für die gewählte Sitz-Haltung, beobachtet jeweils die halbe Gruppe, wie sich diese Ergänzungen auswirken.

(Gibt es passende Arm-, Kopf- und Rumpfhaltungen? Wann entstehen Widersprüche? Empfinde ich bestimmte Armhaltungen als besonders angenehm? Was sagt diese Sitz-Haltung?)

Menschen sitzen an vielen Orten. In Dreier- oder Vierergruppen wird überlegt,

- an welchem Ort sich die Stühle befinden sollen (z. B. nach langer Wanderung die erste Bank, im Wartezimmer beim Zahnarzt, vor dem Fernseher, im Zugabteil) und
- verabredet, was passieren wird (mehr Wanderer als Bankplätze, eine/-r hat keine Angst, die anderen aber umso mehr, der Film ist überaus spannend, Langeweile und Einnicken greifen um sich) und
- wie sich die Situation auflöst (eine/-r bleibt sitzen (klebt an der Bank), die anderen gehen weiter; die Ängstlichen verlassen das Wartezimmer, der/die Aufrechte sackt zusammen; jemand schaltet um; alle rutschen von ihren Stühlen).

Die Gruppen probieren, verwerfen und finden Lösungen. Nacheinander zeigt jede Gruppe den anderen ihre Sitz-Haltungsgeschichte.

Gender nach Performance: *Habitussi* und Habitus gehen miteinander

Der jeweils fremde Habitus oder die fremde *Habitussi* wurden durch die Aufgabenangebote im Verlauf des Spielens von den Teilnehmenden angenommen und in beobachtbare Bewegungen umgesetzt. Die Reflexion zeigte, dass das Eigene so um das bisher Fremde bereichert werden konnte. Diese Veränderung bezog sich nicht nur auf die äußeren Anteile der Haltung. Eine Teilnehmerin berichtete erstaunt: „Interessant war, dass sich bei einer Veränderung in der Bewegung auch das Gefühl verändert." Das Spielen erlaubte demnach, innere Haltung und äußeres Verhalten zu synchronisieren, zu verinnerlichen, zu inkorporieren: „ich bin …!" – Nur dann überzeugt eine Darstellung.

> *Bewegung löst Gedanken, Erinnerungen, Assoziationen, spontane Einfälle aus, Gedanken und Denken lösen wiederum Bewegungen aus.*
>
> (Tiedt 1999, 312)

In diesem Sinne kann das Bewegungstheater viel bieten, um das Spiel mit (un)doing gender anzubahnen, und so auf einem theoretisch ausgerichteten Symposium Spuren ganz anderer Art hinterlassen.

Literatur

GILDEMEISTER, REGINE (2004) „Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung." *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie. Methoden, Empirie.* Hg. Ruth Becker/ Beate Kortendiek. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 132-141.

HARTMANN, ANNETTE (2002) „Doing Tango – Performing Gender. Zur (De-)Konstruktion von Geschlechtsidentitäten in Literatur und Tanz." *Tanz – Theorie – Text (Jahrbuch Tanzforschung, Bd. 12).* Hg. Gabriele Klein/ Christa Zipprich. Münster/ Hamburg/ London: Lit-Verlag, 367-381.

KOTTHOFF, HELGA (2002) „Was heißt eigentlich ‚doing gender'? Zu Interaktion und Geschlecht." 01. März 2010 <http://home.ph-freiburg.de/kotthofffr/texte/Doinggender2002.pdf>.

LEX, MAJA/ PADILLA, GRAZIELA (1988) *Elementarer Tanz. Der Gang (Bd. 1).* Wilhelmshaven: Florian Noetzel Verlag.

SCHWINGEL, MARKUS (1995) *Pierre Bourdieu zur Einführung.* Hamburg: Junius Verlag.

TIEDT, WOLFGANG (2002) „Bewegungstheater." *Neues Taschenbuch des Sportunterrichts – Didaktische Konzepte und Unterrichtspraxis (Bd. 2).* Hg. Werner Günzel/ Rolf Laging. Hohengehren: Schneider, 309-336.

Nadine Milde

Es spielt (k)eine Rolle: *Orlando* „revisited", vom Buch zum Film

Orlando und sein Weg vom Buch zum Film sind auf besonders vielschichtige Weise mit dem Ansatz des „Revisiting" verbunden – also der Rückkehr zu einem vorherigen Betrachtungsobjekt aus neuer Perspektive. Virginia Woolfs Roman *Orlando* ist seit seinem Erscheinen im Jahr 1928 immer wieder neu interpretiert und vollkommen gegensätzlich bewertet worden. Wie hier gezeigt werden soll, liegt diese Widersprüchlichkeit nicht nur an verschiedenen einander ablösenden Theoriepositionen z.B. aus feministischem und queerem Umfeld, sondern ist vielmehr schon in Woolfs Roman angelegt. Die Entwicklung der Hauptperson selbst kann als Erzählung einer Revisiting-Erfahrung verstanden werden: *Orlando* ist die Geschichte eines jungen Adligen, der vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart lebt (im Buch bis Anfang, im Film bis Ende des 20. Jahrhunderts). Er altert dabei kaum, wird aber plötzlich vom Mann zur Frau. Orlando erlebt also nicht nur die verschieden Jahrhunderte mit ihren verschiedenen Sitten und Gebräuchen, sondern erfährt auch am eigenen Leib, was es heißt, auf einmal dem anderen Geschlecht mit gänzlich anderen Rollenerwartungen anzugehören – oder zumindest zugerechnet zu werden. Dabei stellt sich nicht zuletzt die Frage, ob dieser Geschlechterwechsel nur einen neuen (weiblichen, gar feministischen) „revisiting" Blick auf die eigene Person ermöglicht, deren grundlegende Identität aber dieselbe bleibt und neutral über Differenzen steht, oder ob sich hier ein grundlegender Identitätswechsel vollzieht, durch den die Person zu einer anderen wird. Im Versuch einer Beantwortung dieser Frage oszilliert das Buch zwischen verschiedenen Definitionen von Androgynität, zwischen Essentialismen und ihrer Dekonstruktion, und verwirft so letztlich jegliche endgültigen Wahrheitsansprüche.

Sally Potters filmisches „Revisiting" aus dem Jahre 1992 dagegen scheint die Buchvorlage auf den ersten Blick inhaltlich stärker auf vereinfachte Interpretationsmuster festzulegen und ist daher oft als zu reduktionistische Umsetzung des Buches kritisiert worden. Dies liegt neben Entscheidungen der Regisseurin auch an medienspezifischen Sachzwängen wie Casting und filmischer Visualisierung. Wie hier ebenfalls gezeigt werden soll, sind es aber genau diese film-

spezifischen Besonderheiten, die Potters *Orlando*-Adaptation wieder eine ganz eigene Komplexität und Zweischneidigkeit verleihen.

Ziel des vorliegenden Artikels ist es, von der schon im Buch angelegten Vielheit an Deutungsmustern ausgehend beispielhaft einige dieser ineinander verzahnten Revisitings vom Buch zu seinen Interpretationen und schließlich zum Film nachzuverfolgen. Welche Rolle spielt Orlandos Geschlechterwechsel in Woolfs Buch, und für seine verschiedenen genderkritischen Interpretationen? Wie übersetzt Potter dieses vorherige Material ins Filmische – und welche Rolle spielt es dabei, wer Orlandos Rolle spielt?

Woolfs *Orlando* ist äußerst vielschichtig und behandelt neben dem Thema Geschlechterrollen u.a. auch Klassenfragen, den Aufstieg und Fall des britischen Empires und den Umgang mit anderen Kulturen. *Orlando* kann zudem als Biografie gelesen werden: „A biography" ist der Untertitel des Buches, das Virginia Woolfs Freundin Vita Sackville-West als Hommage gewidmet ist, und das trotz der fiktiven Verarbeitung eine Vielzahl an Fakten aus Vitas Familiengeschichte enthält.[1] Woolf selbst hat *Orlando* mit einigen Bildern illustriert: Orlando als Frau wird dabei durch Fotos von Vita Sackville-West verbildlicht (Woolf 2000, L, 87), während Orlando als Mann mit passenden Portraits anderer Personen aus der Sackville-West'schen Familiengemäldesammlung dargestellt wird (ebd., 111, 171, 221). Vita selbst war eine schillernde Persönlichkeit der damaligen Literaten- und Adelsszene; verheiratet, mit Kindern, aber ebenso wie ihr Mann und andere Mitglieder des Woolf'schen Freundeskreises berühmt-berüchtigt für ihre zahllosen gleichgeschlechtlichen Affairen, und mit Woolf in mehr als nur platonischem gegenseitigen Interesse verbunden. Vitas Sohn Nigel Nicolson hat das *Orlando*-Buch in Anspielung darauf als den „längsten und charmantesten Liebesbrief in der Literatur" bezeichnet (cf. Gilbert 2000, xv).

Der (auto)biografische Bezug zum Leben Vitas ist dabei als lesbischer Subtext relevant, der uns im Folgenden bezüglich der feministischen Interpretationsmöglichkeiten *Orlandos* noch interessieren wird. Vor allem aber bietet Woolf durch die genannten Illustrationen schon vor Potters filmischem „Revisiting" der Geschichte hier Visualisierungen der Hauptperson an, die die Zweischneidigkeit von Orlandos „Revisiting" seiner selbst durch den Geschlechterwechsel zur Frau aufzeigen: Die Visualisierung mit Portraits gänzlich verschiedener Personen verstärkt einerseits den Eindruck *identitärer Brüche* im Verlauf der Lebenserzählung Orlandos, insbesondere im Wechsel zwischen Mann (Bilder anderer Personen) und Frau (Vita-Fotografien). Der Bezug der Fotografien Vitas zu Bildern ihrer eigenen Vorfahren und die durchgängige Betitelung der Bilder mit „Orlando" („as a young boy", „upon her return to England", etc. – siehe z.B. Abb. 1) betonen dagegen gleichzeitig die Lesart einer *Kontinuität*, für die der Geschlechtswechsel keine Rolle im Sinne eines identitären Bruches spielt.

Abb. 1: „Orlando as Ambassador" (Woolf 2000, 87)[2]

Der bio- und foto-grafische Bezug zu Vita führt so zu identitäts- und geschlechtstheoretischen Fragestellungen. Tatsächlich kann und muss man das *Orlando*-Buch auch in Bezug zu Virginia Woolfs eigenen feministischen bzw. genderkritischen Theoriepositionen lesen. Im Publikationsjahr von *Orlando* hat Woolf zwei Vorträge zum Thema „Women and Fiction" gehalten, die erst ein Jahr später, also 1929, unter dem Titel *A Room of One's Own* erschienen sind. Woolf beschäftigt sich darin kritisch mit den eingeschränkten Rollenmustern, in denen Frauen allgemein und Schriftstellerinnen im Besonderen zu leben haben. Ganz ähnlich wie in *Orlando* lässt sie darin einen Mann zur Frau werden: Sie fragt nämlich hypothetisch, was wohl aus Shakespeare geworden wäre, wenn er mit demselben Talent, demselben literarischen Genie wie William Shakespeare, nur eben als Frau zur Welt gekommen wäre. Die imaginäre Judith Shakespeare wird hier missbraucht, als Schriftstellerin nicht ernst genommen und begeht am Ende Suizid (Woolf 1954, 70-73). Dies stellt eine Parallele zu dem symbolischen Tod dar, den Orlando in der literarischen Erzählung nach seinem Geschlechtswechsel zunächst erleidet, als seine neue Identität von Anwälten bewertet wird. Konfrontiert mit der Frage, ob der frühere Orlando gestorben oder zur Frau geworden sei, stellen diese fest, dass beides angesichts vergleichbarer Rechte von Frauen und Toten so ziemlich aufs Gleiche hinauslaufe (Woolf 2000, 119).

Aber Woolf klagt in *A Room of One's Own* nicht nur feministisch an, wie sehr Frauen materiell und psychisch benachteiligt werden und aus der Geschichtsschreibung herausfallen. Sie entwirft auch ein Gegenmodell, das die Kategorie des Weiblichen und mithin eines klar abzugrenzenden Feminismus überschreiten soll – nämlich die Theorie, dass jeder Mensch doch eigentlich jenseits rigider Rollenzuschreibungen sowohl männliche als auch weibliche Elemente in sich

trägt. KeinE SchriftstellerIn kann für sie große Werke schreiben, der oder die nicht aus männlichen und auch weiblichen inneren Anteilen Kreativität schöpft. Befreiung aus festgeschriebenen und benachteiligenden Geschlechterrollen heißt hier also vor allem, zu lernen, diese eigene Androgynität anzuerkennen (Woolf 1954, 145, 147-8, 156). Mit diesen Thesen stand Woolf nicht allein: Neben der Frauenrechtsbewegung, die Anfang des 20. Jahrhunderts vor allem noch an rechtlicher Gleichstellung (z.B. Erlangung des Wahlrechts) interessiert war, gliedert sie sich mit ihrer Androgynitätstheorie in eine Reihe vor allem männlicher Geschlechtertheoretiker der damaligen Zeit ein, die ähnliche Positionen gegen den klaren Binarismus von Männlichkeit und Weiblichkeit bezogen haben. So hat zum Beispiel Edward Carpenter schon 1896 von zukunftsweisenden androgynen ‚Drittwesen' namens „Urningen" geschrieben, die körperliche und psychische Geschlechtergrenzen überschreiten (dies und weitere Beispiele: Gilbert 2000, xvii f).

Man kann die Woolf'sche *Orlando*-Geschichte vor diesem Hintergrund als literarische Ausgestaltung ihrer essayistischen Androgynitätstheorie lesen. In dieser Lesart ist die Geschichte von Orlando, einfach gesagt, die einer Person, welche zunächst ein Leben als Mann führt, dann ein Leben als Frau kennen lernt (und dabei feststellen muss, auf einmal nicht nur andere, sondern sehr viel weniger Rechte zu haben), und schließlich, wenn auch biologisch eine Frau, diese beiden Pole in sich anerkennt und damit glücklich wird. Gemäß Woolfs These von Androgynität als echter Quelle von Kreativität wird Orlando (der/die fast die ganze Geschichte hindurch mehr oder weniger erfolgreich und unsicher zu schreiben versucht) in dieser Lesart am Ende auch über alle literarischen Konventionen hinweg zur selbstbestimmten Autorin.

Allerdings ist die schöne Vorstellung eines unkonventionellen androgynen Seins viel problematischer, als sie in dieser Darstellung zunächst erscheint. Nicht nur ist es schwierig, Androgynität in einer zweigeschlechtlich-heteronormativ geprägten Welt praktisch auszuleben. Vielmehr ist das Konzept der Androgynität schon als Theorie sehr problematisch und der Begriff schwankt zwischen zwei konzeptuellen Extrempolen, die beide Gefahr laufen, genau das nicht zu tun, was die Theorie eigentlich möchte – nämlich binäre Geschlechterrollenschemata aufzubrechen. *Orlando* oszilliert zwischen diesen Polen und lotet gewissermaßen ihre Untiefen aus; dies führt so nicht nur zur Ambivalenz des Buches, sondern auch zu seinen zum Teil äußerst divergierenden Interpretationen durch nachfolgende Gender-TheoretikerInnen:

Der Begriff der Androgynität kann zum einen gleichsam als ‚Addition' oder ‚Mischung' von ‚männlichen' und ‚weiblichen' Elementen (*andros* und *gyne*) verstanden werden und wird in diesem Sinne auch in *Orlando* vertreten. Dieses Verständnis allerdings beinhaltet das Problem, dass das Konzept, das doch eigentlich solche Kategorien in Frage stellen und über den Binarismus von ‚männlich' und ‚weiblich' hinausgehen möchte, genau diese Kategorien doch gerade wieder braucht, um sich aus ihnen zusammenzusetzen. Das Buch

zeigt dies sehr gut z.B. kurz nachdem Orlando scheinbar vom Mann zur Frau geworden ist aber eigentlich, wie wir erfahren, vielmehr eher eine androgyne Mischung aus beiden darstellt und sich nicht auf ein entweder-oder festlegen lässt:

> For it was this mixture in her of man and woman, one being uppermost and then the other, that often gave her conduct an unexpected turn. The curious of her own sex would argue, for example, if Orlando was a woman, how did she never take more than ten minutes to dress? And were not her clothes chosen rather at random, and sometimes worn rather shabby? And then they would say, still, she has none of the formality of a man, or a man's love of power. (Woolf 2000, 133)

Die Person Orlando verwirrt hier also ihre Zeitgenossen, die sich fragen, ob sie denn nun wirklich zur Frau geworden oder weiterhin ein Mann ist: Für eine Frau interessiert sie sich viel zu wenig für Kleidung und Aussehen, allerdings ist sie nicht so versessen auf Macht, wie es Männer sind. Sie ist irgendwie eine Mixtur aus beidem und damit ungeheuer gender-subversiv – aber gleichzeitig verwendet die Darstellung dieser Mischung gänzlich stereotype Kategorien von Männlichkeit und Weiblichkeit (Frauen stehen ewig vor dem Spiegel, Männer sind alle machtbesessen). Das ganze Buch bedient sich immer wieder solcher Stereotypen von Männlichkeit und Weiblichkeit, gerade auch in den Passagen, in denen es darum geht, den Wechsel von einem zum anderen oder die Kombination von beiden darzustellen. Glücklicherweise ironisiert Woolf dies aber auch immer wieder und lässt solche Kategorisierungen selten unhinterfragt als Fakt stehen. Die oben genannte Passage sagt ja zum Beispiel auch sehr klar aus, dass die zitierten Begriffe von Weiblichkeit und Männlichkeit nur das sind, was Orlandos Zeitgenossen im Kopf haben, und stellt direkt nach den zitierten Zeilen weiter in Frage, ob Kleidung, bestimmte Verhaltensmuster, oder sogar bestimmte Anatomien überhaupt geeignete Bestimmungsfaktoren von Männlichkeit und Weiblichkeit sind. Ebenso wird zwar eine essentialistische Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit postuliert wenn z.B. erklärt wird, dass Orlando körperlich zur Frau wird, weil sich eine innere Wandlung in ihm vollzogen hat, deren Wahrheit sich der Körper quasi angleichen muss (132). Nur wenige Zeilen vorher aber wird gemutmaßt, dass es solche primären inneren Weiblichkeiten oder Männlichkeiten nicht gibt, sondern uns Kleidung und Rollen erst zu dem machen, was wir sind: „it is clothes that wear us and not we them".

Je mehr hier Androgynität als vermeintlich subversive ‚Mischung' oder ‚Addition' gegensätzlicher Pole dargestellt wird, desto mehr fällt das Werk, wie oben zitiert, in stereotypisierende Kategorien, um die Addition von Gegensätzlichem überhaupt definieren zu können. Wird allerdings hinterfragt, ob solche Definitionen von Männlichkeit und Weiblichkeit überhaupt legitim sind, so verschwimmt andererseits gleichzeitig seiner eigenen Logik gemäß auch dieses Verständnis von Androgynität: Wenn nicht mehr klar ist, was überhaupt gemischt oder addiert werden soll, macht der Begriff der Androgynität als Addition bzw. Mischung keinen Sinn mehr.

Neben diesem Konzept der Mischung oder Addition von Männlichem und Weiblichem bietet *Orlando* aber auch noch ein anderes Verständnis von Androgynität an, nämlich das der Androgynität als Neutrum bzw. geschlechtlicher Neutralität. So verstanden stellt eine androgyne Person kein ‚sowohl als auch' zwischen Männlichem und Weiblichem dar, sondern vielmehr ein ‚weder noch'. Dieser andere Verständnispol von Androgynität läuft allerdings ebenfalls Gefahr, dass aus einem vermeintlich subversiven und sehr gender-kritischen Konzept das genaue Gegenteil wird: Definiert man nämlich Androgynität einfach als neutrale Identität, die gleichsam ‚über' so fragwürdigen Differenzen wie ‚männlich' und ‚weiblich' steht, werden männliche und weibliche Kategorien und Rollenzwänge im Versuch einer kritischen Aufarbeitung am Ende allzu leicht als völlig irrelevant vom Tisch gefegt.

Auch dieses Verständnis findet sich im Buch mehrfach (und vielmehr noch im Film, siehe unten). Ein besonders prägnantes Beispiel hierfür ist die Stelle, in der ein körperlich zur Frau gewordener Orlando sich zum ersten Mal im Spiegel betrachtet... und sich nicht weiter aufregt. Denn, so heißt es im Buch:

> Orlando had become a woman – there is no denying it. But in every other respect, Orlando remained precisely as he had been. The change of sex, though it altered their future, did nothing whatever to alter their identity. (Woolf 2000, 98)

Noch eindeutiger, da ohne die Pluralität des Pronomens „their", heißt es an dieser Stelle im Film: „Same person. No difference at all. Just a different sex" bzw. in der deutschen Synchronisation: „Derselbe Mensch. Überhaupt kein Unterschied. Einfach nur ein anderes Geschlecht" (*Orlando* 00:27:08).[3] Orlando muss im Folgenden zwar feststellen, dass eine Gesellschaft, die sie nun als Frau definiert, geschlechtliche Identität und Differenz nicht ganz so unwichtig findet: Obwohl doch „dieselbe Person", hat sie auf einmal zum Beispiel deutlich weniger Rechte und droht, ihr Haus zu verlieren. Man kann es aber als Moral und zugrundeliegende Wahrheit der Orlando-Geschichte lesen, dass solche Einschränkungen und Differenzierungen abzulehnen sind, weil sich hinter der Frau immer noch dieselbe, gleichwertige ‚eigentliche' Person versteckt wie hinter dem Mann. Lange nach der geschilderten Wandlungsreaktion kommt Orlando nochmals zu dem Schluss: „Yet through all these changes she had remained, she reflected, fundamentally the same" (Woolf 2000, 163). Auch wenn der Geschlechterwechsel vom männlichen zum weiblichen Körper ein Hauptereignis der Geschichte darstellt, so dient er doch letztlich in dieser Lesart nur dazu, diese Differenz als vollkommen irrelevant zu erklären und sich davon zu befreien. Orlando war/ist beides, und mithin keins; Geschlecht ist unwichtig, es geht ganz neutral und universell am Ende um den Menschen, nicht um Mann ‚und' bzw. ‚oder' Frau.

Man kann das als ungeheuer subversive, geschlechterrollenkritische Position verstehen. Oder auch als feigen Eskapismus vor Geschlechterfragen – und genau so ist das Buch von vielen Feministinnen der ‚zweiten Generation' seit den 1960er und 70er Jahren gelesen worden. Um kurz in diesem Forschungsrahmen Bekanntes zu rekapitulieren: Ging es Feminismen des 19. und frühen

20. Jahrhunderts vielfach eher darum, bei Anerkennung ‚faktischer' biologischer Differenzen (*sex*) die gesellschaftliche Rolle der Frau (*gender*) zu hinterfragen und zum Beispiel gesetzliche Gleichstellung wie Wahlrecht und Besitzrecht zu verlangen, so setzte sich der so genannte „*second wave*"-Feminismus deutlich andere Ziele. Zwar gab es auch in diesem Umfeld, z.B. von Carolyn Heilbrun, vereinzelt Theorien fluider Androgynität (Heilbrun 1973). Vor allem ging es hier aber vielmehr darum, Weiblichkeit auch in ihrer Differenz, in ihrer differenten Körperlichkeit und Sinnlichkeit, zu befreien und anzuerkennen. In diesem „Revisiting" musste das eben genannte Verständnis der Orlando'schen Androgynität als ‚Neutralisierung' auf Ablehnung stoßen.

Eine hier nur beispielhaft genannte Vertreterin dieses *second wave*-Feminismus ist die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Elaine Showalter, die sich dem „*gynocriticism*" verschrieben hat (der Erforschung der Spezifik weiblichen Schreibens), und die Woolfs *Orlando* besonders dezidiert als unfeministisch und unkritisch bewertet. Ihr missfielen nicht nur Woolfs Theorien, Männliches mit Weiblichem zu verbinden, sondern insbesondere auch die Botschaft, dass sich trotz aller Geschlechterwechsel hinter Orlando immer noch essentiell dieselbe Person befindet. Showalter liest die Orlando-Geschichte daher als Flucht vor dem, insbesondere körperlichen, Geschlecht (Showalter 1982, 263-264). Diese könnte nicht zuletzt auch das Symptom einer unterdrückten Homosexualität Virginia Woolfs darstellen, die nur deshalb zu dem Schluss kommt, dass Orlando doch letztendlich immer noch dieselbe Person bleibt, um sich nicht damit auseinandersetzen zu müssen, *als* Frau Frauen zu lieben.[4]

Damit erfasst dieses ‚feminist revisiting' die Problematik eines neutralisierenden Androgynitätsbegriffs, übergeht aber auch all jene Passagen der Geschichte, in denen Orlando sich nicht auf dieses Konzept reduzieren lässt und z.B. versucht, die Bedeutung, ja Schönheit seiner/ihrer ‚weiblichen' Identitätsanteile auszuloten, das gesellschaftlich als ‚weiblich' konnotierte ‚Schönmachen' genüsslich für sich auszuprobieren oder gar das zweifelhafte ‚weibliche' Vergnügen, sich gewollt von starken Männern retten zu lassen (Woolf 2000,109). – Womit das Buch allerdings, wie oben dargestellt, auch wieder Gefahr läuft, beim Versuch Weiblichkeit zu definieren in Stereotypen und Essentialismen zu verfallen und sogleich wieder, schwankend zwischen beiden Polen, diese Kategorien hinterfragt (113).

Heutige queere Theoriepositionen als „Revisitings" früherer Feminismen haben Probleme mit den beiden Polen der Geschichte, bzw. der oben geschilderten Androgynitätsbegriffe. ‚Queer Theory' Judith Butler'scher Prägung verwirft einerseits das Konzept einer faktisch gegebenen Differenz (und mithin ‚Addierbarkeit') zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit in dem Sinne, dass sie nicht nur Geschlechterrollen – also *gender* – als kulturelles Konstrukt ansieht, sondern auch den angeblichen biologischen Fakt körperlicher geschlechtlicher Identität (also *sex*). Auch diese Beobachtung findet sich allerdings schon wiederholt in Woolfs *Orlando*, wo nicht nur Kleidungen und Rollenvorgaben als Konstrukte entlarvt werden, die sich über die Jahrhunderte immer wieder verändern, sondern auch die Wahrnehmung und Definition von Körpern selbst.

Zwar heißt es da, Orlando wird eindeutig körperlich vom Mann zur Frau. Aber was das überhaupt bedeuten soll, darauf gibt es nie eine feste Antwort, die die Jahrhunderte überdauern würde. Vielmehr werden hier selbst körperliche Attribute und Regungen immer wieder als Ausdruck ihrer Zeit angesehen: z.B. in einer wunderbaren Passage, in der Orlando plötzlich der Ringfinger brennt und juckt, weil sich gemäß der Normen des viktorianischen 19. Jahrhunderts dort ein Ehering befinden sollte (Woolf 2000, 165 ff).

Zum anderen würde man bei einem „Revisiting" von Orlando im Sinne der Queer Theory aber auch sehr deutlich die Implikation des zweiten ‚neutralisierenden' Androgynitätsbegriffs hinterfragen müssen, dass alle kulturell konstruierten Differenzen unwichtig sind, weil über ihnen letztendlich die eigentliche Identität Orlandos schwebt, die als essentielle Einheit doch immer gleich bleibt. Subjektivität und Identität sind für Butler plural und können sich nur in Worten, in Rollen, in Körpern konstruieren und manifestieren – ob normativ oder subversiv (Butler 1990). Es gibt hier also keine Wahrheit ‚hinter' den Rollen und Verkörperungen. Wer ihnen gänzlich entkommen möchte, landet aus poststrukturalistischer Perspektive höchstens im Nichts, im Unsagbaren.

Selbst diese Einsicht findet sich aber ebenfalls schon in Woolfs Roman, obwohl er an anderen Stellen behauptet, Orlando habe über alle Kategorienwechsel hinaus immer dieselbe grundlegende Identität. Nicht allein, dass hier jeder Versuch, Kategorien für seine/ihre Identität zu benennen (männlich, weiblich, körperlich, geistig,...) sogleich aus Orlandos verschiedenen Blickwinkeln als historisch relatives Konstrukt offenbart wird (siehe oben und Silver 1999, Hollinger/ Winterhalter 2001, 242). Vielmehr entzieht sich die Person Orlando in einigen Passagen gar vollkommen seinem/ihrem Biografen und die erzählende Stimme läuft Gefahr, überhaupt nicht weitererzählen zu können: „we seem now to catch sight of her and then again to lose it" (Woolf 2000, 153; auch 47, 184). Das passiert besonders dann, wenn eine Zuordnung von Orlandos Identität durch eine Vielzahl an widersprüchlichen Kategorien schwierig wird (213) oder Orlando sich besonders subversiv verhält: Z. B., wenn sie sich angeblich „eindeutig zur Frau geworden" nachts in Männerkleidung aus dem Haus schleicht und, wie die Erzählstimme argwöhnt, die Liebe beider Geschlechter auch als Mann genießen geht (150-3) – was aufgrund ‚seiner' Vergangenheit, im Gegensatz zur reinen Verkleidung, immer auch die Frage aufwirft, wie viel Frau ‚wirklich' hinter dem *cross-dressing* steckt.

Gemäß der einfachen Theorie, dass die Figur hier Männlichkeit und Weiblichkeit wunderbar überschreitet oder vereint (ob als Addition oder als Neutralisierung), müsste genau dies der harmonische Idealzustand sein, in dem sich seine/ihre eigentliche Identität offenbart. Und dieser müsste, laut Woolfs eigener Kreativitätstheorie, der perfekte Ort der Literatur sein, die diese Identität, diesen Zustand benennt und in ihm schreibt. Dass die (meta)biografische Erzählstimme stattdessen ins Zögern und Zweifeln gerät, wird gerne interpretiert als Krise einer ‚männlichen' oder patriarchalen Diskursordnung, die einheitliche Subjekte braucht um große Geschichte als lineare Abfolge zu erzählen – eine Lesart, die sich auch durch Woolfs feministische Kritik an der historischen

Stellung der Frau und Schriftstellerin in einer männlich dominierten Welt anbietet (z.B. Wilson 1981, 178). Wendet man die Hinterfragung der Definition von ‚Männlichkeit' aber auch auf die erzählende Instanz an, offenbart ihr Zweifel und Stocken eine grundlegendere Krise von Sprache und Erzählbarkeit allgemein, in der die Suche nach Wahrheit hinter den Worten ebenso wie nach einer ‚eigentlichen' Identität hinter Masken und Geschlechterrollen ganz post-strukturalistisch bestenfalls in der Wahrheit des performativen Akts selbst landet, und ansonsten potentiell im Nichts endet – zumal, wenn diese durch Historiker, Theoretiker oder andere Wissenschaftler gesprochen werden soll und nicht durch Poeten und andere Künstler die, wie die Biografenstimme süffisant bemerkt, „have little need of the truth, and no respect for it" (135).

Spannenderweise bietet das Buch also für alle möglichen feministischen und post-feministischen „Revisitings" Material. Es behauptet einen unbezweifelbaren Wandel von Mann zu Frau und stellt doch immer wieder in Frage, wie sich das überhaupt auf welcher Ebene definiert. Es fällt in stereotype Essentialismen und betreibt queere Dekonstruktion. Die Erzählung legt damit nahe, dass nicht nur Geschlechter(rollen) relative historische Konstrukte sind, sondern auch all die Theorien und „Revisitings" davon, die sie zu erfassen versuchen. Zur Unabschließbarkeit von (Gender-)Theorie und ihren „Revisitings" passt auch die oft übersehene Tatsache, dass Orlando, der/die sich wandelnd durch die Jahrhunderte er-lebt, nicht die einzige scheinbar unsterbliche Person in *Orlando* ist. Ebenfalls durch die Jahrhunderte erscheint der Poet und Kritiker Nicholas Greene, der unter anderem als Instanz der Bewertung kreativer Prozesse anderer gelesen werden kann und der (immer überzeugt, die einzig richtigen Wahrheiten zu kennen) im 17. Jahrhundert ebenso erscheint wie zum Professor geworden zweihundert Jahre später – wieder fest überzeugt von den Wahrheiten seiner Positionen, aber nun mit gänzlich anderen Ansichten (51 ff, 192 ff). *Orlandos* theoretische „Revisitings" und deren „Revisitings" sind so im Buch selbst schon angedeutet.

Wie wird nun aber Woolf von Potter gelesen und übersetzt; wie wird aus solch einem vielschichtigen Buch ein Film? Das filmische „Revisiting" doppelt die Frage, welche Rolle für Orlando der Wechsel des Geschlechts spielt, durch die Frage, welche Rolle der mediale Wechsel für die Geschichte spielt. Der Film vollzieht einige Veränderungen am Roman, auf die in ihrer Vielzahl und Begründung hier nicht im Detail eingegangen werden kann: Er macht zum Beispiel Orlandos Liebhaber Shelmerdine vom Briten zum Amerikaner, den Sohn zur Tochter, oder teilt den Film anders als das Buch klar geordnet nach einzelnen Jahren und thematischen Vignetten ein. Vor allem aber vereinfacht er das hoch komplexe Buch erheblich (nicht zuletzt aufgrund der zeitlichen Limitiertheit eines Films), und legt die Geschichte Orlandos somit, zumindest auf den ersten Blick, auf sehr viel einfachere Erklärungsmuster fest:

Zum einen betont der Film am Ende viel mehr die klare Botschaft, dass *sex* und *gender* letztlich irrelevant sind und sich hinter den Körper- und Rollenwech-

seln Orlandos immer derselbe Mensch befindet, mit einer reinen und unveränderlichen Identität (siehe unten). Ironischerweise sieht Potter diese Rückkehr zu einem über allen Differenzen stehenden, universalisierenden Humanismus nicht als Widerspruch zu den vielfältigen Interpretationsmöglichkeiten des Romans. Die einfache Ansicht „we're born simply as human beings" leitet sie vielmehr gerade aus der irritierenden Vielzahl divergierender post/feministischer Theorie-„Revisitings" ab, die für sie dazu führen, „[that, N.M.] we really don't know any more what it is to be a man and what it is to be a woman" (zit. in Bruzzi 1997, 194).

Zum anderen betont der Film aber auf dem Weg dahin sehr viel eindeutiger als das Buch die Wandlung vom Mann zur Frau. So entfallen im Film zum Beispiel nicht nur die oben erwähnten *cross-dressing* Passagen, in denen u.a. die ‚Frau' Orlando als ‚Mann' unterwegs ist und fühlt. Der Wechsel vom Mann zur Frau bekommt im Film auch eine klarere Erklärung: Wo das Buch im Unklaren lässt, ob Orlandos Wandlung auf eine primäre innere Veränderung zurückzuführen ist oder umgekehrt (siehe oben), vollzieht der Film den Geschlechtswechsel viel eindeutiger und monokausaler. Orlando wird hier zur Frau, nachdem er sich im Krieg unfähig zeigt, seinen ‚Mann zu stehen' und bewaffnet Feinde umzubringen (*Orlando* 00:52:40-00:53:02). Obwohl Sally Potter einmal erklärte, „I was part of a movement that wanted to take everything to do with filmmaking apart, including narrative" (in Frilot 1993, n.p.), verwendet der Film hier also eine monokausale Narrativik, in der Handlungsstränge für ein Publikum motiviert wirken müssen. Nicht zuletzt solche Änderungen bringen Susan Watkins zu dem Schluss, dass Potters Film auch aufgrund filmischer Konventionen und Sachzwänge der Komplexität Woolfs nicht gerecht wird (Watkins 1998, n.p.), auch wenn eine wie von Potter selbst behauptete Werktreue natürlich nicht generell Qualitätsmerkmal einer Verfilmung ist.

Mit solchen Reduzierungen Woolf'scher Komplexität wird Orlando auch insgesamt stereotyp weiblicher, und man könnte im Film (trotz der anfänglichen Behauptung, Orlando sei ganz eindeutig ein Mann) als BetrachterIn fast annehmen, Orlando sei schon immer eine ‚biologische' Frau gewesen, deren weibliche Identität sich in Szenen wie der genannten Kriegshandlung nur nach und nach offenbart. Dazu passt z.B. auch, dass einige Illustrationen im Buch Orlando als Mann mit Bart darstellen (mit Flaumbärtchen siehe Abb. 1 oben), während Orlandos Gesicht im Film trotz deutlich wechselnder Kostümierung durchgängig ohne Gesichtsbehaarung gezeigt wird (siehe unten Abb. 3) und dass sein/ihr nackter Körper einzig in ‚weiblicher Form' in Aktion tritt (Spiegelszene nach Geschlechtswandel 00:55:25, ‚Bettszene' mit Liebhaber Shelmerdine ab 01:15:00), während Orlando im Buch dagegen schon als junger Mann öfters Sex hat (Woolf 2000, 21-2). Dadurch, und durch die Auslassung der im Buch zumindest angedeuteten Amouren eines zur Frau Gewordenen mit anderen Frauen, ist der Film trotz seiner teilweise deutlich eingesetzten *camp*-Ästhetik[5] überdies sehr viel stärker heterosexuell geprägt als das Buch und erspart es nicht zuletzt einer ‚als Mann' agierenden Tilda Swinton, mit einer Frau eine Bettszene zu spielen. In einer Filmkritik kommentiert Leslie Hankins diese, eher für Mainstreamkino

typische, heteronormative Konvention süffisant mit den Worten: „It's all right to change sex, as long as you end up with a heterosexual couple between the sheets" (Hankins 1995, 176; cf.a. Hollinger/ Winterhalter 2001, 243-5).

Diese Beobachtung leitet über zu zwei Problemen, die der Film – ganz abgesehen von Potters spezifischen inhaltlichen Entscheidungen – schon dadurch hat, dass Potters „Revisiting" von Woolf ein Film ist und kein Buch. Ein Buch kann, zum Beispiel durch lange Darstellung von Gedankenprozessen, nach inneren Wahrheiten und Beständigkeiten ‚hinter' Kleidung oder gar körperlichen Äußerlichkeiten suchen (selbst wenn sich diese Innerlichkeit als letztlich genauso fragwürdig erweisen sollte wie die Oberfläche). Ein Film aber muss *qua definitionem* im Bild visualisieren, und ist mithin dazu verdammt, immer auch auf genau der oberflächlichen Ebene zu verbleiben, die doch eigentlich durch den Inhalt der Geschichte auf jeden Fall als sehr volatil, als konstruiert und ‚unwahr' bzw. ‚uneigentlich' entlarvt werden soll.

Der *Orlando*-Film jedoch macht diese problematische Uneigentlichkeit seiner eigenen Bilder an einigen Stellen sehr schön bewusst: Er kostümiert z.B. geradezu exzessiv und weist so auf die Konstruiertheit visueller Evidenz hin. Ein weiteres Beispiel ist der sehr interessante Einsatz des Kindes[6] von Orlando in einer vermeintlichen Naturszene ganz frei von gesellschaftlichen Zwängen und Konstruktionen: In der Schlusspassage des Films rennt dieses Kind auf einer Wiese spielend mit einer Videokamera herum, deren Bild sogar kurzzeitig das Kinokamerabild ersetzt, das man im Laufe eines Films ja gewöhnlich nicht als solches wahrnimmt (*Orlando* ab 01:25:04). Womöglich war Sally Potters Intention damit nur, zu zeigen, dass hier die Erbin von Orlando-der-kreativen-Künstlerin im neuen Medium erwächst. Spätestens, als das Kinobild teils vom gröberen Videobild ersetzt wird und die gezeigte Kamera gar kurz direkt auf die außerfilmischen BetrachterInnen zielt (Abb. 2), bietet sich allerdings auch eine weitere Interpretation der Szene an: nämlich als Hinweis, die vermeintliche Unschuld des Blicks und unvermittelte visuelle Evidenz der Naturszene in ihrer (technischen) Konstruiertheit zu erkennen.

Abb. 2: filmendes Kind in Schlusssequenz (*Orlando*, 01:25:56)

Zweitens muss sich der Film auch einer anderen, damit verbundenen Problematik stellen, die das Buch als Buch so nicht hat, nämlich der Frage des Castings. Die zunächst banale Feststellung, dass im Spielfilm irgendjemand die Rollen auch spielen muss, nimmt im Falle Orlandos eine vertrackte Bedeutung an, die die Auslegung der Geschichte entscheidend beeinflusst. Wo ein Buch einfach deklarieren kann, dass Orlando vom Mann zur Frau geworden ist (um die Bedeutung dieser Aussage zunächst der lesenden Imagination oder späteren Auslotungen zu überlassen), bieten sich der filmischen Umsetzung mindestens drei von Anfang an zu entscheidende Möglichkeiten an: Soll Orlando erst mit einem Mann besetzt werden, um dann auf eine Schauspielerin umzuwechseln, oder durchgängig mit demselben Mann oder derselben Frau? Und wie visualisiert sich letzterenfalls dann ein biologischer Geschlechterwechsel: gar nicht (geht das?), oder mit angeklebten Bärten oder Gummibrüsten?

Sally Potter hat zu ihrer Entscheidung einer durchgängigen Besetzung mit derselben Schauspielerin in Interviews einige Erklärungen abgegeben (zit. in Bruzzi 1997, 192-3): Sie wolle die Besetzung nicht wechseln, weil dadurch verloren gegangen wäre, dass es sich ja bei allen Körper- und Geschlechterrollenwechseln immer noch bruchlos um dieselbe Person mit derselben Identität handeln soll. Potter setzt somit sehr viel stärker auf eine grundlegende identitäre Kontinuität als die genannten Illustrationen im Buch mit Portraits von Männern und Frauen. Sie wolle ihre Schauspielerin am Anfang auch nicht mit Ausstattung wie Klebebärten versehen, weil die ZuschauerInnen sonst von der Suche nach Klebstoff an falsch sitzenden Körperteilen abgelenkt seien, statt sich auf die Geschichte einzulassen. Potter setzt somit stärker auf ein ‚natürlich-Wirken' als auf die Hervorhebung von Konstruiertheit.

Statt einer Ausstattung mit künstlichen Geschlechtsmerkmalen zählt Potter nicht nur auf einen „suspended disbelief" der ZuschauerInnen (ebd., 193), sondern hat vor allem mit Tilda Swinton auch eine Schauspielerin ausgesucht,

deren Gesicht und Statur nach gängigen Schönheitsnormen so androgyn sind, dass sie sowohl als Mann als auch als Frau glaubhaft sein soll – bzw. so ‚neutral' aussieht, dass sie am Ende einen reinen Orlando verkörpern kann, der/die beides ist, und mithin keins von beiden, sondern einfach nur Mensch. Die gesamte Schlusssequenz läuft auf diese Abstraktion von Differenz hinaus und zeigt Orlando nicht nur zum ersten Mal in zeitgenössisch geschlechtsneutraler Kleidung, sondern als Schlusseinstellung in einer Grossaufnahme ohne Körper, nur als Gesicht (Abb. 3). Sally Potter erklärt dazu, dies zeige eine am Ende aus allen Zwängen und Rollen befreite eigentliche Person Orlando, jenseits aller Kategorien, als reines Sein: „pure beingness (...), no acting" (in Frilot 1993, n.p.). Unterstrichen wird diese Botschaft durch einen über allem schwebenden Engel (der schwule Falsettsänger Jimmy Somerville), der sie explizit singt: „here I am, *neither a woman nor a man*. We are joined, we are one, with a *human* face" (*Orlando* 01:26:34, meine Hervorhebungen).

Abb. 3: Schlusseinstellung (01:26:41)

Derselbe Film, der die Unnatürlichkeit und Künstlichkeit von Geschlechterrollen und -differenzen vermittelt, soll am Ende also aussagen, dass es hinter Körpern und Rollenspiel doch eine natürliche, wahre, reine menschseiende Essenz gibt. Brenda Silver, eine Queer-Theoretikerin Butler'scher Prägung, die ja wie oben beschrieben im Gegensatz zu Elaine Showalter gerade nicht an essentielle Differenzen zwischen Mann und Frau glaubt, hat dem Film dafür einen ähnlichen Eskapismus vorgeworfen, wie Showalter aus ihrer feministischen Perspektive schon dem Buch: dass man nämlich der Geschlechterrollenproblematik nicht wirklich kritisch begegnet, indem man sich auf eine Ebene universalmenschlicher Neutralität flüchtet (Silver 1999, 223; für dieselbe Kritik am Film auch Hollinger/ Winterhalter 2001).

Die Frage ist allerdings, ob man beim Betrachten dem Film diese Potter-Botschaft überhaupt abnehmen kann oder nicht. Film mag im Gegensatz zum Buch über die Wucht vermeintlicher visueller Evidenz verfügen, riskiert durch seine Gebundenheit an Visualisierung, zumal jenseits des Altbekannten, aber

immer auch Selbstsubversion (so auch das berühmte, Hitchcock zugeschriebene Diktum, das Grauen sei besonders überzeugend, wo es unsichtbar bleibt; verkörperte Monster werden leicht ungewollt zum Gummiwitz und unterminieren jeden Film, der diesen Effekt nicht für sich nutzen kann). Entgeht *Orlando* dieser Gefahr auch durch das nicht-Aufkleben von Kunstbärten, so hängt doch die Überzeugungskraft der oben genannten intendierten Moral nicht zuletzt davon ab, ob Tilda Swinton beim Publikum ebenso überzeugend als Mann wie als Frau und am Ende geschlechtsloses Neutrum ‚ankommt'. Für einige KritikerInnen (Hollinger/ Winterhalter 2001, 240; Barrett 1995, 198) ist dies offensichtlich in der einen oder anderen Richtung nicht der Fall. Auch ist fraglich, inwieweit die Schlusssequenz wirklich „pure beingness, no acting" verkörpert, wenn das spielende Kind vorher offensichtlich mitfilmt. Und ob der als Glitzerengel verkleidete Somerville ernsthaft als Botschafter einer endlich alle Geschlechterdifferenzen übersteigenden Reinheit wirkt, oder nicht vielmehr als „poor quality" (Barrett 1995, 199) oder gar als gewollt-kitschige Camp-Ästhetik, die brillant alle Wahrheitsansprüche und Essentialismen ironisiert. Potter selbst hat den geschlechtsneutrale Reinheit besingenden Glitzerengel laut Interviewaussagen völlig unironisch erst gemeint (in Frilot 1993, n.p.), was zum Glück für den Film keine verbindliche Interpretationsvorgabe darstellt.

Nicht zuletzt ist angesichts der intendierten Botschaft Differenz negierenden Seins zu fragen, ob Orlando dann auch ebenso gut von einem als Mann bekannten, androgyn aussehenden Schauspieler besetzt werden könnte – oder ob dies nicht doch ganz andere Bedeutungsebenen und kulturhistorische Implikationen mit sich bringen würde, was letztlich die Bedeutsamkeit von Geschlechterdifferenz bestätigen und der genannten Intention widersprechen würde. Wir kennen Frauen spielende Männer zum Beispiel aus dem elisabethanischen Drama. Da ist die Besetzung aller Frauenparts mit Männern allerdings alles andere als Geschlechtergrenzen überschreitende Androgynität, sondern zunächst Ausdruck der wenig subversiven Überzeugung, dass achtbare Damen nichts auf öffentlichen Bühnen verloren haben. Potter zeigt so eine Theaterinszenierung übrigens kurz im Film: In der elisabethanischen Ära der Geschichte wird hier Shakespeares *Othello* auf einer Freilichtbühne gegeben und dabei nicht nur die Frau von einem verkleideten Mann gespielt sondern, in Doppelung der männlichen Appropriation von Alterität, auch der „Mohr" von einem geschminkten Weißen. Orlando kommentiert die Szene, durchaus interpretierbar als Anspielung auf die eben genannte Problematik, doppeldeutig mit „terrific play"(*Orlando* 00:27: 08) – wobei die englische Ambivalenz ‚wunderbar/schrecklich' in der deutschen Synchronisation („Ein fabelhaftes Stück") bzw. Untertitelung („Phantastisches Stück") leider verloren geht.

In der Kinogeschichte ist die durchgängige Besetzung einer Rolle durch SchauspielerInnen des ‚im wahren Leben' anderen Geschlechts eher selten. Innerhalb der Plots dagegen spielen beide Geschlechter häufiger kurzzeitig das andere Geschlecht, doch ist die ‚Richtung' dieses Wechsels gemeinhin ebenfalls alles andere als unerheblich: Während Frauen in Hosenrollen durchaus ernsthaft nach Freiheit, Macht oder Ähnlichem streben können (*Yentl, The Associate,*

etc.), ist es schwer bis unmöglich, ein Spiel von Männern in Frauenkleidung zu finden, wo das weiblich-Werden nicht auch mit dem Element von lachhafter Komik oder krankhafter Abnormalität verbunden ist (*Tootsie*, *Charleys Tante*, *Dressed to Kill*, *Gunn*, etc.).

Dass also den und die Orlando eine Frau spielt, dass letztlich vielleicht nur eine Frau die Überschreitung der Differenz von Männlichkeit und Weiblichkeit ernsthaft spielen kann, ist keinesfalls neutral. Das kann man dennoch durchaus als feministisches Statement sehen: Hier wird zur kulturhistorischen Abwechslung einmal das Weibliche am Ende universell. Allerdings hat diese Art der Genderkritik das Problem eines logischen Selbstwiderspruchs: Wo die Auflösung von Geschlechtergrenzen wiederum im ‚Weiblichen' lokalisiert wird, bestätigt sie nicht nur klassisch-patriarchale Definitionen des Weiblichen als Unklarem sondern etabliert, wie Judith Butler in anderem Kontext bemerkt (Butler 1990, 80ff.), im Projekt der Differenzüberschreitung erneut eine Differenz.

Ist die Botschaft eines neutralen ‚reinen Seins' damit also hinfällig, und spielt auch in *Orlando* der kleine Unterschied am Ende doch immer eine große Rolle? Als wollte sie dieser Entgegnung entgegenwirken, besetzt Potter interessanterweise nicht nur den männlichen Orlandopart mit einer Frau, sondern auch die ernsthafte weibliche Rolle der Queen Elizabeth (gleichsam in einer Revision des elisabethanischen Dramas) mit einem ‚biologisch männlichen' Schauspieler, nämlich der schwulen Ikone Quentin Crisp. (Abb. 4). Bei Ankunft der Queen singt wie am Filmende (allerdings noch nicht als Engel) ebenfalls Jimmy Somerville, und verbindet den Auftritt Crisps somit auch akustisch mit der für Potter geschlechtsneutral idealisierten Schlusssequenz.

Abb. 4: die ‚Drag Queen' als Queen (00:06:19)

Geht durch diese ‚ausgleichende Besetzungsgerechtigkeit' die Botschaft am Ende also doch auf, und spielt Geschlecht endlich keine Rolle mehr? Selbst abgesehen davon, dass die Person Quentin Crisps außerhalb des Films mit ganz eigenen Konnotationen von Effeminiertheit befrachtet ist, hat auch diese Inter-

pretation allerdings ein kleines Problem: Denn um den Punkt so zu erkennen, muss man ‚wissen', dass die hier gespielte Frau ‚in Wirklichkeit ein Mann ist' (Dies ist in der deutschen Version schwerer zu erkennen, da Crisp von einer Frauenstimme synchronisiert wird). Und damit braucht das Argument wieder genau die Differenz, die es gleichzeitig überschreiten will.

Geschlecht spielt also auch hier, im doppelten Wortsinn von ‚es ist nur gestellt' und ‚es ist bedeutungsvoll und muss weiter hinterfragt werden', immer wieder eine Rolle und keine Rolle. Der Film mag somit an der oben zitierten Intention Sally Potters scheitern, die Botschaft vom neutralen Sein als dem wahren Sein zu überbringen – oder diese Botschaft am Film. Gerade darin aber kommt das filmische „Revisiting" der Komplexität des Woolf'schen Texts wieder besonders nahe, und verweigert sich ebenfalls immer wieder spannend jedem einfachen Erklärungsansatz.

Anmerkungen

Abdruck der *Orlando*-Standbilder mit freundlicher Genehmigung von Adventure Pictures, London (Inhaber der internationalen Bildrechte).

1 Siehe dazu Gilberts umfangreiche Erklärungen des Quellenmaterials in Woolf 2000, 234-264.
2 Das Pastellbild, gemalt von Rosalba Carriera, portraitiert in ‚Wirklichkeit' Lionel, den ersten *Duke of Dorset* (siehe die von den Herausgeberinnen ergänzten Hinweise zu den Illustrationen in Woolf 2000, xlviii.).
3 Diese und alle folgenden Verweise auf den Film beziehen sich auf die in der Werkliste angegebene DVD-Ausgabe; Stellenangaben erfolgen im Zeitformat hh:mm:ss (=bei kürzeren Zitaten jeweils der Stellenanfang).
4 Für weitere Beispiele (differenz)feministischer Kritik an Woolfs zweischneidigem Androgynitätsbegriff siehe auch Wright 2006.
5 Als „Camp" bezeichnet Susan Sontag einen durch Künstlichkeit und extreme Ästhetisierung gekennzeichneten Stil, der historisch mit schwulen Subkulturen verbunden ist. (Sontag 1982. Für weiterführende Diskussionen zur Verbindung zwischen Camp und Homosexualität, siehe auch Milde 2001, 137, 143-44).
6 Auch die lange Darstellung Orlandos als Mutter mit Kind im gesamten letzten Filmteil schreibt die Protagonistin übrigens sehr viel stärker auf stereotype weibliche Rollenmuster fest als im Buch. Dort gebiert Orlando wie als Persiflage auf die bürgerliche Rolle der Frau als Mutter nur in einer Randbemerkung plötzlich ein Kind, das ebenso schnell und unerklärt wieder aus der Erzählung verschwindet (Woolf 2000, 204).

Literatur

Barrett, Eileen (1995) „Response: Decamping Sally Potter's *Orlando*." *Re: Reading, Re:Writing, Re:Teaching Virginia Woolf*. Hg. Dies./ Patricia Cramer. New York: Pace UP, 197-199.

Bruzzi, Stella (1997) *Undressing Cinema: Clothing and Identity in the Movies*. London: Routledge.

Butler, Judith (1990) *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.

Frilot, Shari (1993) „Sally Potter" (Interview). *BOMB* 44/ 1993. 12. Jan. 2010 <http://bombsite.com/issues/44/articles/1673>.

Gilbert, Sandra M. (2000) „Introduction: *Orlando*: Virginia Woolf's *Vita Nuova*." *Orlando* [1928]. Virginia Woolf (2000) Hg. Brenda Lyons. London: Penguin Classics, xi-xl.

Hankins, Leslie (1995) „Redirections: Challenging the Class Axe and Lesbian Erasure in Potter's Orlando." *Re: Reading, Re:Writing, Re:Teaching Virginia Woolf*. Hg. Eileen Barrett/ Patricia Cramer. New York: Pace UP, 168-84.

Heilbrun, Carolyn G. (1973) *Toward a Recognition of Androgyny*. New York: Knopf.

Hollinger, Karen/ Theresa Winterhalter (2001) „Orlando's sister, or Sally Potter does Virginia Woolf in a voice of her own." *Style* 35.2/2001: 237-57.

Milde, Nadine (2001) „Pop Goes the Queerness, or, (Homo)Sexuality and Its Metaphors." *Amerikastudien / American Studies* 46.1/2001: 135-150.

Orlando (1993). Reg. und Script Sally Potter. Adventure Pictures. (Deutsche Version/Untertitel zitiert aus: DVD. Kinowelt/ Arthaus, 2009).

Showalter, Elaine (1982) *A Literature of Their Own*. London: Virago Press.

Silver, Brenda (1999) *Virginia Woolf Icon*. Chicago: University of Chicago Press.

Sontag, Susan (1982) „Notes on Camp" [1964]. *A Susan Sontag Reader*. Einf. Elizabeth Hardwick. New York: Farrar, Straus, Giroux, 105-119.

Watkins, Susan (1998) „Sex Change and Media Change: From Woolf's to Potter's Orlando." *Mosaic* 31.3/1998: 41-59.

Wilson, J.J. (1981) „Why Is *Orlando* Difficult?" *New Feminist Essays on Virginia Woolf*. Hg. Jane Marcus. Lincoln: University of Nebraska Press, 170-184.

Woolf, Virginia (1954) *A Room of One's Own* [1929]. London: The Hogarth Press.

Dies. (2000) *Orlando* [1928]. Hg. Brenda Lyons, Einf. u. Anm. Sandra M. Gilbert. London: Penguin Classics.

Wright, Elizabeth (2006) „Re-evaluating Woolf's Androgynous Mind." *Postgraduate English* 20/2006. 10.1.2010 <http://www.dur.ac.uk/postgraduate.english/ElizabethWrightArticleIssue14.htm>.

Filmbesprechungen

Marion Mangelsdorf

Vom Leben, der Liebe und dem Begehren zwischen Menschen und anderen Cyborgartigen

Teknolust ist keine Dystopie. Der Film ist weder düster noch nutzt er die Projektionsfläche fiktiver Welten, um damit die unsrige moralisch-kritisch zu beleuchten. Dadurch unterscheidet er sich deutlich von den Science Fiction-Filmen des so genannten Cyberpunks, wie sie beispielsweise durch *Blade Runner* (1982), *Eve 8* (1989), *Matrix* (1999) oder das japanische Anime *Ghost in the Shell* (1995) vertreten werden.[1] Vielmehr liefert hier die Schauspielerin Tilda Swinton in dem surrealen, farbenfrohen und romantisch-komischen Sciencefiction-Film eine vielgestaltige Performance ab. Mit Swinton gelang es Lynn Hershman-Leeson, der Drehbuchautorin, Regisseurin und Produzentin des 2002 erschienenen Films, gleich vier Figuren eine einzigartige Lebenskraft zu verleihen. Dass dabei nur eine der Figuren einen Menschen darstellt, rückt während des Films immer stärker in den Hintergrund und macht den besonderen Charme des Plots aus.

Swinton spielt die Biogenetikerin Rosetta Stone wie auch drei Replikantinnen, die diese aus der eigenen DNA anfertigt. Während die Reproduktion der Cyberdrillinge so einfach ist wie „Brownies zu backen" – bemerkt die Biogenetikerin nicht ohne Stolz – erweist sich jedoch die Betreuung und Fürsorge der drei als schwierig. Zum einen, weil die Drillinge von Stone das verlangen, was jeder Nachwuchs von seinen Betreuenden einfordert: Aufmerksamkeit, Zuwendung und Liebe. Stone würde dies ihren drei Replikantinnen gerne entgegenbringen, schließlich ist die prüde, verschrobene Naturwissenschaftlerin ansonsten alleine. Aber ihr Sorgebedürfnis scheitert daran, dass eine Work-Life-Balance mit Kindern – zumal im Kontext von Forschungsstätten – schwer zu bewältigen ist. Das ist im Film nicht anders als im Leben, noch dazu, wenn Frau und Wissenschaftlerin ihrer Umgebung nicht sagen kann, dass sie fürsorgepflichtig ist, weil ihre Zöglinge vor der Weltöffentlichkeit geheim gehalten werden müssen. Und so wird es den dreien mitunter langweilig, sie beginnen Fragen zu stellen und möchten die Welt jenseits ihrer vier Wände kennenlernen. Kurz: Sie pubertieren und beginnen sich allmählich von ihrer Erzeugerin abzulösen.

Darüber hinaus benötigen die drei Klone für ihr Überleben ein Y-Chromosom, das sie männlichem Sperma entnehmen sollten. Normalerweise sorgt Stone

mit Hilfe einer ihrer Zöglinge dafür, dass die Drillinge – nicht wie üblich mit Muttermilch, das wäre ja langweilig – hinreichend mit Sperma-Spritzen ausgestattet sind. Doch als ein Versorgungsnotstand entsteht, drängt es die Klone voller Verlangen, sich aus der symbiotischen Viererkonstellation zu lösen und an der Welt der Menschen teilzuhaben. Gewohnt sind wir, dass an einer solchen Stelle im Film das Drama beginnt. Die Vermischung des Fremden mit dem Normal-Menschlichen hat ja meistens Krieg oder zumindest Totschlag zur Folge – nicht so in *Teknolust*. Dieser Film ironisiert gängige Science Fiction-Klischees. Klischees, die darauf aufbauen, dass zur Selbstständigkeit drängende ReplikantInnen letztendlich zur Gefahr für Menschen mutieren. Ein Motiv, das wir beispielsweise aus *Blade Runner* (1982) kennen, aber auch aus der feministischen Variante des Cyberpunk-Films *Eve 8* (1989). Dort geschieht genau das, was die gottähnlichen Frankenstein-WissenschaftlerInnen in Science Fiction-Filmen meistens erwartet: Sie werden durch ihre ReplikantInnen, AndroidInnen, das heißt durch ihre technoiden Geschöpfe mit der Schattenseite ihrer Allmacht, mit ihrem Unbewussten, ihren Ängsten und uneingestandenen Hoffnungen konfrontiert, und das wird häufig kämpferisch ausgetragen. So wie in *Eve 8*, wo eine hochbegabte Wissenschaftlerin einen Kampfroboter entwickelt, der ihr zum Verwechseln ähnlich ist. Doch ihr Alter Ego gerät außer Kontrolle, ihr technisches Double lebt den Männerhass, die Vergewaltigungsängste und Machtfantasien der Wissenschaftlerin aus. Diese muss ihr Geschöpf außer Gefecht setzen, sonst würde es zur Bedrohung ganz New Yorks werden.

Mit einer solchen Dramatik werden wir in *Teknolust* nicht konfrontiert. Stones Klone mischen sich naiv und frech unter die Menschen. Nicht weniger wie diese versuchen die Replikantinnen zwischen Projektionen, Reproduktionen und Wunschfantasien ihre je eigene Integration an eine imaginierte Realität und Normalität in der Welt zu leisten. Ganz im Sinne Judith Butlers, die im *arte*-Dokumentarfilm von Marie Mandy *Judith Butler. Philosophin der Gender* (2006) erzählt, dass sie als Kind ihre Eltern als Double von Filmstars der Nachkriegszeit empfand. Ihr Vater habe wie Clark Gable ausgesehen, ihre Mutter sei Greta Garbo gewesen. Die von der Leinwand ins alltägliche Leben projizierten Gestalten hätten sich, so führt Butler im Dokumentarfilm weiter aus, an die Bilder, die in der Traumfabrik Hollywood entwickelt wurden, angepasst. Analog stellen sich auch die Cyberdrillinge in *Teknolust* auf die Welt der Menschen ein. Mit Spielfilm-Slogans erobern sie die Herzen der Männer, die gar nicht merken, dass das alles fiktiv ist. Das spielt letztendlich aber auch keine Rolle. Wichtig scheint nur zu sein, dass die Illusion Spaß macht und Begehren weckt – und genau das weckt sie.

Dass Menschen auch Cyborgs sind, wie die feministische Naturwissenschaftsforscherin und Philosophin Donna J. Haraway im *Manifesto for Cyborgs* 1985 bereits äußerte, lässt sich mit dem Film lustvoll durchdeklinieren. Denn, dass wir Cyborgs sind, bedeutet, dass wir Menschen nicht weniger als unsere Produkte Mischwesen zwischen Natürlichem und Künstlichem, Realem und Projiziertem, Natur und Technik sind. Aber nicht nur diese, von den meisten dekonstruktiv geschulten Menschen bereits akzeptierte Cyborg-Ontologie ins-

zeniert *Teknolust*, sondern ebenso lassen sich durch den Film Überlegungen Haraways weiterspinnen, die sie in ihrem 2003 erschienenen *Companion Species Manifesto* skizziert hat. Darin umkreist sie die Frage: Wie kann ein Leben, die Liebe und das Begehren zwischen uns und anderen Cyborgartigen aussehen? Eine Antwort darauf gibt *Teknolust* und beweist, dass *desire*, also das Begehren, jene von Judith Butler in der Geschlechterdebatte ins Spiel gebrachte Variable, diejenige ist, die nicht nur die Grenzen unseres sowohl biologischen als auch sozial codierten Geschlechts mitunter durcheinander bringt, übersteigt, ja transzendiert, sondern auch die Grenzen zwischen uns und anderen Wesen – seien sie vierbeinig, blechern oder molekularbiologisch gedoubelt. In *Teknolust* entstehen Patchwork-Familien neuer Art.

In der zeitgenössischen Technikentwicklung, der Robotik und Künstlichen Intelligenzforschung gibt es jedoch eine Debatte, die infrage stellt, ob solcherart fantastische Visionen Realität werden könnten. IngenieurInnen haben mit der Schwierigkeit zu kämpfen, dass die meisten Menschen den immer humanoider auftretenden Cyborg-Gestalten im Internet und im Alltag mit Skepsis, eher sogar mit Ablehnung begegnen. Avatare, die uns im Netz Dienstleistungen nahe zu bringen versuchen, oder Cyborgs, die Violine spielen, HaushaltsdienerInnen oder BetreuerInnen sein sollen, sind, umso echter sie wirken sollen, desto befremdender. Die IngenieurInnen sprechen in diesem Zusammenhang vom ‚Uncanny Valley', dem unheimlichen Tal, das wir im Umgang mit unseren technoid-humanen Artefakten zu durchschreiten hätten, um sie sodann akzeptieren und die Vorteile eines Zusammenlebens mit ihnen schätzen lernen zu können.[2]

Vielleicht liegt es an dieser bislang existierenden Skepsis gegenüber dem Neuartigen und Fremden, dass wir in Science Fiction-Filmen selten mit einem Happy End konfrontiert werden. Selbst in dem beliebten feministischen Science Fiction-Roman *He, She, It* von Marge Piercy (1991) muss sich der Cyborg am Ende opfern. Es ist die Liebe, die zwar Verwirrung zwischen den menschlichen und technoiden Gestalten stiftet, aber ein gutes Ende nimmt es deswegen nicht. Die Liebe schafft es nur, dass sich die einzelnen ProtagonistInnen über ihre gesellschaftliche Bestimmung im Klaren werden und sich dann darüber hinwegsetzen wollen. Für Roboter gilt im Allgemeinen, im Kampf eingesetzt zu werden, da haben Liebe und Romantik wenig Platz. Jod, der Cyborg und Kampfroboter in *He, She, It* wählt aus diesem Grund schließlich den Freitod. Denn Gefühle wie Liebe und Begehren zu den Menschen, die ihn erschaffen und sozialisiert haben, machen es ihm unmöglich, seine tödlichen Aufträge auszuführen.

Die Cyberdrillinge in *Teknolust* wissen von einer solchen Bestimmung als Kriegswesen nichts, sie sind von Beginn an ungewöhnliche, aber respektierte Familienmitglieder. Als solche reproduzieren sie sich auch, durchschreiten ganz selbstverständlich das ‚Uncanny Valley'. Ob wir mit ihnen begeistert von TeknoLust oder doch eher skeptisch von TeknoFrust sprechen können und wollen, lässt sich an dieser Stelle nicht beantworteten. Dazu benötigen wir eine differenzierte Debatte, ob das, was machbar, auch wünschenswert ist. Für LiebhaberInnen (de)konstruktivistischer Debatten und Gedanken-Jonglagen

bietet der Film *Teknolust* jedoch auf jeden Fall charmant-ironische Impulse. Er treibt das Science Fiction-Genre damit unterhaltsam weiter und in bislang erst wenig ausgestaltete Gefilde.

Anmerkungen

1 In dem Aufsatz „Woran erinnert sich die Cyborg?“ bin ich näher auf Science Fiction-Filme des Cyberpunks, insbesondere auf *Ghost in the Shell*, *Blade Runner* und *Matrix*, sowie auf Harway's ironisches Cyborg Manifesto eingegangen (Mangelsdorf 2006).

2 Der japanische Designer Masahiro Mori äußerte bereits 1970 in seinem Aufsatz „Bukimi no tani the uncanny valley“ die Hypothese, dass je realistischer eine Robotergestalt dargestellt wird, die emotionale Berührung desto mehr abnimmt. Mori, der in der Robotik forscht, stellte fest, dass Menschen Skepsis vor Robotern haben, wenn sie zu menschlich wirken. Es scheint, dass die Betrachtenden ab einem gewissen Realismusgrad eher Mängel im Ausdruck ihres künstlichen Gegenübers suchen, während sie bei stilisierteren Figuren versuchen, Emotionen auf die Roboter zu projizieren bzw. hineinzuinterpretieren.

Literatur

Haraway, Donna J. (1985) „Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980's.“ *Socialist Review* 80/1985: 65-108.

Haraway, Donna J. (2003): *Companion Species. Dogs People, and Significant Otherness*. Chicago: Paradigm Press.

Mangelsdorf, Marion (2006) „Woran erinnert sich die Cyborg?“ *Freiburger GenderStudien* 19/2006: 247-266.

Marge, Piercy (1991) *He, She, It*. New York: Alfred A. Knopf.

Mori, Masahiro (1970): „Bukimi no tani the uncanny valley.“ *Energy* 7/1970: 33-35.

Film

Judith Butler. Philosophin der Gender (2006). Regie Marie Mandy. arte.

Teknolust (2002). Regie Lynn Hershman-Leeson. Sunfilm Entertainment.

Christa Klein

RePresenting Ada – *Conceiving Ada*

Conceiving Ada, ein US-amerikanisches Sci-Fi-Historiendrama, wurde 1997 gedreht und 1998 erstmals unter dem Titel *Leidenschaftliche Berechnung* in deutschen Kinos vorgeführt. Der Film stellt mit dem schon aus *Orlando* und *Technolust* bekannten Duo der Regisseurin Lynn Hershman-Leeson und der Hauptdarstellerin Tilda Swinton die Geschichte der Augusta Ada King, geb. Byron, Gräfin von Lovelace, in den Mittelpunkt. Dieser Artikel nähert sich der Independent-Produktion aus einem historischen Blickwinkel, indem zuerst auf die Rezeptionsgeschichte der Ada Lovelace eingegangen wird und verschiedene Repräsentations- und Aneignungsformen der Gräfin vorgestellt werden. Diese dienen als Grundlage, vor deren Hintergrund der Film *Conceiving Ada* als geschichtskulturelles Format untersucht, besprochen und eingeordnet wird. Um nicht nur die geschichtswissenschaftlichen und geschichtsvermittelnden Elemente, sondern auch die (selbst-)reflexiven Aspekte sowie die geschichtspolitischen, erinnerungsgeschichtlichen Funktionen und Funktionalisierungen der Ada-RePräsentationen zu berücksichtigen, wird eine dreistufige Vorgehensweise gewählt, die eine sogenannte *szientifische*, *formative* und *memoriale* Dimension der Analyse vorsieht. Durch eine Untersuchung des Films auf diesen drei Ebenen sollen die verschiedenen Potentiale und Defizite herausgestellt und diskutiert werden.

1 Rezeptionsgeschichte der Augusta Ada Byron King, Gräfin von Lovelace

Augusta Ada Byron King, Countess of Lovelace (1815-1852) ist heute eine Ikone der Informationstechnologie. Schon zu ihren Lebzeiten war Augusta Ada als Tochter des berühmten romantischen Dichters Lord George Gordon Byron (1788-1824) eine bekannte und mystifizierte öffentliche Figur, die erstmals von Benjamin Disraeli (1837) unter dem Namen ‚Venetia' in seinem gleichnamigen Roman thematisiert wurde. Die Rezeption Ada Byron Kings als Pionierin von Computersoftware begann allerdings erst 100 Jahre nach ihrem Tod: Angestoßen durch anerkennende Äußerungen über ihre fachlichen Kenntnisse in der

Autobiografie des Mathematikers und Erfinders Charles Babbage (1792-1871), entspann sich unter HistorikerInnen und ComputerspezialistInnen der nachfolgenden Generationen die Auffassung von Gräfin Lovelaces großer naturwissenschaftlicher Begabung und ihren hohen Verdiensten als Interpretin der Entwürfe der von Charles Babbage erfundenen „Analytischen Maschine", die heute als Vorläuferin des Computers gilt (vgl. Morrison 1961, Rosenberg 1969, Moore 1977, Evans 1981, Hyman 1982).

Die Aneignungsform von Ada Lovelace als Erfinderin des ersten Computerprogramms gewann seit Ende der 1970er Jahre an Durchschlagskraft und Popularität. Auslöser war die vom Pentagon angeordnete Entwicklung einer universell einsetzbaren Computersprache, welche 1979 in Erinnerung an Augusta Ada Byron King den Namen ADA erhielt. ADA ist heute die bevorzugte Programmiersprache für sicherheitskritische Anwendungen. Sie wird vor allem in Luft- und Raumfahrt und im Militärbereich eingesetzt. Mit den 1980er Jahren kam es so zu einer ersten großen Rezeptionswelle (vgl. WorldCat Identities 2010), die bis heute anhält und Ada Lovelace zur Symbolfigur weiblichen Schaffens in Naturwissenschaft und Computertechnologien erhebt. In Biografien und Historischen Romanen erfolgte sukzessive die Kanonisierung von „Ada" als „Braut der Wissenschaft" (Woolley 1999), „Mutter aller Programmierer" (Hershman zit. in *SPIEGEL ONLINE* 1998), „Computerwizard" (Lethbridge 2001) oder „Poetin der Mathematik" (Woolley 2005). Massenwirksame Cyberfeminismus- und Science-Fiction-Romane stilisieren Ada zur vergessenen Urmutter weiblicher Technik-Tradition (Plant 1997, Gibson/ Sterling 1992); Delius (2009) erklärt sie zur Muse von Konrad Zuse. Auf Tausenden von Internetseiten kursiert Ada als „Goddess of Programming, Patron Saint of Women in Technology" (Mc. Queen 2010).

Auch für feministische Zielsetzungen wurde Ada Lovelace als symbolische Leitfigur angeeignet: „Nineteenth-century British society did not encourage women to use their minds" lehrt ein US-amerikanisches Kinderbuch zu Ada Lovelace,

> Ada however, refused to fit into any mold. At the age of eight, she constructed model ships. At sixteen she taught herself geometry. By the time she was thirty, she had written accurate descriptions of a new machine – the first digital computer (Wade 1994, 6 f)

Die Figur der Ada Lovelace fungiert als Banner gegen weit verbreitete Vorurteile über vermeintliche Technikferne und Naturwissenschaftsabneigung von Frauen einerseits und als weibliches, naturwissenschaftlich interessiertes Vorbild und mathematisch begabtes Rollenmodell andererseits. 1997 wurde an Hochschulen der USA und in verschiedenen europäischen Staaten (vgl. *Ada-Lovelace-Mentoring e.V.* 2010) das „Ada-Lovelace Projekt", ein internationales Mentorinnen-Netzwerk zur Gewinnung von Mädchen und Frauen für Naturwissenschaft und Technik, gegründet, das die Zielsetzung verfolgt „Frauen und Mädchen für naturwissenschaftlich-technische Berufe und Studiengänge zu motivieren und sie in ihrer Arbeit zu unterstützen" (*Girl's Day* der Universität Mainz 2010). „So, wie Ada Lovelace ein Vorbild für die Frauen ihrer Zeit war,

setzt auch das „Ada-Lovelace-Projekt“ auf Vorbilder“, heißt es in der Selbstdarstellung des Informations-, Beratungs-, und Betreuungsprojekts (Ada-Lovelace-Projekt 2010).
Seit 2009 wird schließlich, initiiert von Suw Charman-Anderson, einer britischen Technologin und Datenschutz-Aktivistin, der 24. März als Ada-Lovelace-Day begangen; als Tag, an dem Frauen in der IT gefeiert und in dieser Branche erfolgreiche Frauen in Internetblogs portraitiert werden sollen. So titelte die *BBC* im März 2010 „Ada Lovelace has emerged as the most popular role model in a day dedicated to celebrating women working in the fields of science and technology“ (*BBC News* 2010), während die deutsche Nachrichtenseite *Heise Online* meldete „Portraits von Informatikerinnen aus dem deutschsprachigen Raum sind allerdings noch selten. Vielleicht ändert sich das, wenn der Ada Lovelace Day auch hierzulande etwas bekannter wird“ (*Heise Online* 2010).

Die steile Karriere der Symbolfigur Ada Lovelace erscheint wie ein verheißungsvoller Hoffnungsschimmer am Horizont des bisher ungelösten Problems ungleicher Geschlechterverhältnisse in den Naturwissenschaften: Sie stellt einen prominenten Kontrapunkt gegen die Geschichtslosigkeit von Frauen, ihre Unsichtbarkeit und Marginalisierung als (Natur-)Wissenschaftlerinnen, Erfinderinnen, Technologinnen und Informatikerinnen dar und scheint in ihrer Vorbildfunktion ein willkommenes Mittel um immer noch bestehenden Missverhältnissen in IT-Berufen entgegenzutreten. Wieso allerdings gerade Ada Lovelace zur geschichtspolitischen Gallionsfigur dieses ebenso wichtigen wie richtigen Kampfes wurde, kann seit der Ada-Biografie von Dorothy Stein kaum noch überzeugend begründet werden. Denn schon 1984 stellte Stein, indem sie die Quellen, Briefe und Dokumente von und über Ada Lovelace nicht nur mit geschichtspolitischem Interesse, sondern auch mit naturwissenschaftlichem Know-How las, fest, dass es

> zweifellos (...) beträchtliche Probleme nach sich ziehen [würde], einer Person, die sich mittlerweile einen zeitgenössischen und posthumen Ruf als mathematisches Talent erworben hat, einen Mangel an mathematischem Verständnis nachzusagen – gäbe es dafür nicht dermaßen viele Belege. (Stein 1999, 111)

Die Aneignung von Ada Lovelace als eine sich in einer männlich dominierten Welt der Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert erfolgreich behauptende, nichtsdestotrotz von der Geschichte übergangene Visionärin ist allein schon deswegen problematisch, weil es sich dabei um eine retrospektive und keine kontextualisierende Aufwertung handelt: Wissenschaft als System und die zwei Kulturen der Natur- und Geisteswissenschaft, wie wir sie heute kennen und als selbstverständlich voraussetzen, begannen sich in Großbritannien erstmals seit 1834 langsam zu etablieren (vgl. Osterhammel 2009, 1106).

Zentral für Adas Ruhm ist ein Schriftstück, in dem sie eine Erläuterung von Charles Babbages Analytischer Maschine, die 1842 auf Französisch erschienen war, ins Englische übersetzte und dieser ausführliche Kommentare hinzufügte. Die Beschreibungen und Interpretationen von Babbages Plänen dienten – genauso wie die Autobiografie Babbages[1] – dem Zweck der Werbung

für die Analytische Maschine und im Endeffekt der Finanzakquise für deren noch ausstehende Ausführung. Schon 1834 war ein Artikel von Dr. Dionysius Lardner, einem Wissenschaftspopularisierer, über Babbages vorliegende Differenzmaschine erschienen. 1840 reiste Babbage nach Turin, um die Pläne für sein neues Projekt, die Analytische Maschine, vorzustellen und den berühmten Wissenschaftler Baron Plana dafür zu gewinnen, einen Artikel darüber zu verfassen. Schon zu diesem Zeitpunkt hatte er die Idee der Lochkartenprogrammierung aufgegriffen, die auf die Webstuhlsteuerung von Joseph-Marie Jacquard (1805) zurückgeht: Die Rechenschritte, welche von der Analytischen Maschine durchlaufen werden sollten, mussten in kodierter Form in Karten eingestanzt und in die Maschine eingespeist werden. Diese von Babbage erarbeiteten und in Turin präsentierten Karten, die aus der Retrospektive erste Computerprogrammierungsentwürfe darstellen, wurden als Illustrationen dem Artikel, für den Babbage schließlich nur den italienischen Militäringenieur Luigi F. Menabrea gewinnen konnte, beigefügt. Vor diesem Hintergrund liest sich der Adas Ruhm begründende Satz: „The Analytical Engine weaves algebraical patterns just as the Jacquard-loom weaves flowers and leaves“[2] (Lovelace 1842, Note A) weniger revolutionär. Keineswegs war es Ada Lovelace, die den ersten Algorithmus für die Analytische Maschine schrieb, auch wenn sie Babbages Plan zur Berechnung von Bernoulli-Zahlen eine Korrektur hinzufügte.[3] Weiterhin entdeckt Stein (1999, 111) in Adas Übersetzung von Menabreas Erläuterungen einen gravierenden Fehler, der aus der wortwörtlichen Übersetzung eines Druckfehlers im Französischen entspringt und eigentlich jedem geschulten mathematischen Blick auffallen müsste, da die entsprechende Passage in der englischen Übersetzung keinen mathematischen Sinn mehr ergibt.[4] Im Anschluss daran, sowie auf der Grundlage eines umfassenden, zeit- und kontextsensitiven Quellenstudiums und einer intensiven Examination der Korrespondenz Ada Lovelaces mit Mary Somerville und Charles Babbage[5] kommt Stein zu dem Schluss, dass Ada Lovelace zwar in der Lage war, in ihren Anmerkungen die Idee der Programmierung auf einer metaphysischen, oftmals recht spekulativen und mystischen Ebene auszuführen und weiterzuspinnen – wie bspw. durch ihre Vision, [that, C.K.] „the engine might compose elaborate and scientific pieces of music of any degree of complexity or extent“ (Lovelace 1842, Note A). Bei nüchterner Betrachtung jedoch habe sie weder über genügend solide Grundkenntnisse, noch ausreichende Einsicht in die geplanten mechanischen und logischen Operationen der Analytischen Maschine verfügt, um an einer mathematischen Weiterentwicklung oder einer konkreten technischen Umsetzung Anteil nehmen zu können (vgl. Stein 1999, 128):

> Ada Lovelace's addition – her ‚Notes' – were more a reflection of the mathemathical uncertainty of the author, the political purposes of the inventor, and, above all, of the social and cultural context in which it was written, than a blueprint for a scientific development. (Stein 1984, 34)

Auch die Historikerin Betty Toole (1998) kommt zu dem Schluss, dass Ada nicht als erste Computerprogrammiererin gelten kann. Allerdings stellt sie

die Fähigkeiten Ada Lovelaces keineswegs derart in Frage wie Stein (1984). Stattdessen zeichnet sie in ihrer Ada-Biografie das Bild einer selbstbewussten und äußerst vielseitigen Frau des 19. Jahrhunderts, die über eine überdurchschnittliche Ausbildung verfügte und großes Interesse für mathematische Fragen und technologische Entwicklungen, genauso wie für Musik, Poesie, Religion und Pferderennen hegte und darüber hinaus eine arrangierte, nichtsdestotrotz glückliche und höchstwahrscheinlich polygame Ehe mit drei Kindern führte. Das hier dahinter stehende Geschichtsbild ist weniger das eines verhinderten weiblichen Mathematikgenies, als das einer mit ihrer Mehrfachbelastung erfolgreich umgehenden und an den Entwicklungen ihrer Zeit aktiv teilhabenden Frau. Mit dieser Charakterzeichnung von Ada Lovelace als „Analyst and Metaphysician" bietet Toole eine explizit feministische Lesart an, die Ada zwar nicht als Programmiererin im heutigen Sinne, aber als kreative, kritisch denkende und kollaborationsfähige Pionierin anerkennt (vgl. Toole 1996, 5).

Dass diese unterschiedlichen ReKonstruktionsformen der Geschichte der Ada Lovelace seit den 1980er Jahren nebeneinander existieren, ist eines der vielen Beispiele dafür, dass Geschichtsdarstellungen immer spezifische Vergangenheitsaneignungen ihres gegenwärtigen sozialen und kulturellen Kontextes und der darin bestimmenden Normen, Interessen, Motivationen und Zielsetzungen sind. Während der geschichtswissenschaftliche Diskurs nach den Ansprüchen der historischen Korrektheit der Quellenbelege und der Kontextualisierung verfährt, ist das Ziel geschlechterpolitischer Kämpfe, Projekte und Aktionen die Durchsetzung eines erfolgreichen Rollenmodells zur Motivierung und Förderung von Frauen in der Naturwissenschaft. Die verschiedenen Perspektiven nun gegeneinander auszuspielen, die eine Seite als antifeministische Version einer immer noch männlich dominierten Technikhistorie zu degradieren, oder die andere als propagandistische und funktionalisierende Vereinnahmung und Instrumentalisierung, kurz: hier um Hegemonie und Deutungshoheit zu kämpfen, verkennt deren unterschiedliche Standpunkte und Motivationen. So gilt es bei jeder Ada-Präsentation nicht nur, nach den geschichtsvermittelnden Potentialen sowie nach dem jeweiligen Geschichtsbild, eventuellen Fehlern, Missverständnissen und Anachronismen zu fragen, sondern diese Analyse durch geschichtspolitische und reflexive Perspektiven zu erweitern.

2 Vorgehensweise

Je nachdem, wie die Schwerpunkte gelagert sind, kann eine Ada-Lovelace-Darstellung nicht nur geschichtsvermittelnde und wissenschaftliche, sondern auch geschichtspolitische, erinnerungskulturelle und/oder metaperspektivisch geschichts- und gedächtnisreflektierende Potentiale aufweisen. In der nun folgenden Analyse des Sci-Fi-Historiendramas *Conceiving Ada* wird deswegen ein dreistufiges Analysemodell angewandt, das sich aus einer *szientifischen*, *formativen* und *memorialen* Dimension zusammensetzt (vgl. Klein 2008). Die *szientifische* Analyse bezeichnet die Überprüfung der vorliegenden Vergan-

genheitsversionen auf ihre Korrektheit und ihre Perspektive im Vergleich mit dem geschichtswissenschaftlichen Forschungsstand. Hier lassen sich anhand der Selektion, Übertreibungen, Fehlinterpretationen und Umdeutungen die präsentierten Geschichtsbilder herausarbeiten. Diese Inhaltsanalyse muss durch die *formative* Dimension, d.h. die Untersuchung der Art und Weise, wie in einem geschichtskulturellen Medium auf Geschichte zugegriffen wird und in welcher Wahrnehmungsanordnung dieser Bezug auf Geschichte erfolgt, erweitert werden. Idealtypisch wird zwischen Rekonstruktionsformen von Geschichte, die sich als direkte Darstellung der Vergangenheit (res gestae), als offenes ‚Fenster zur Vergangenheit' präsentieren und denjenigen, die Geschichte als Beziehung der Gegenwart zur Vergangenheit (historia rerum gestarum), als ‚Gedächtnisraum' exponieren, unterschieden (vgl. Wenzel 2000, Klein 2008). Erstere Form des Geschichtsbezugs kennzeichnet Darstellungsformen, die sich einem „Realismusdispositiv" (Winkler 1992; Wenzel 2000) zuordnen lassen: Durch unterschiedliche Narrations-, Visualisierungs- und Authentifizierungsstrategien wird eine Wahrnehmungsanordnung kreiert, die vorgibt, Vergangenheit authentisch darzustellen. Dadurch wird gegenwärtiges Wissen über die Vergangenheit vermittelt, gleichzeitig tendiert diese Darstellungsform aber auch dazu, die präsentierten Geschichtsbilder zu ontologisieren. Machen diese Geschichtsdarstellungen hingegen ihren gegenwärtigen Standpunkt und ihren Konstruktionscharakter deutlich, sind sie dem zweiten, ‚Gedächtnisräume' eröffnenden Idealtypus zuzuordnen. Dies geschieht dadurch, dass sie ein bestimmtes Verhältnis zur Vergangenheit, wie etwa ihre Inszenierung, ihre medial vermittelte Darstellungsform, ihre selektive Perspektivierung oder identitätsstiftende Funktion thematisieren und offenlegen. Hier steht die Reflexion gegenwärtigen Geschichtswissens im Vordergrund. Auseinandersetzungen um die Historizität der Gegenwart, den Konstruktionscharakter gegenwärtigen Wissens und den kontingenten Charakter historischer Wirklichkeit können dadurch angeregt werden. Durch die *formative* Analyse lassen sich Geschichtsdarstellungen so in einem Kontinuum zwischen affirmativ-darstellenden und reflexiv-aneignenden Konstruktionsformen von Geschichte einordnen. Sowohl vermittelte Geschichtsbilder als auch reflektierte Aneignungen von Geschichte müssen schließlich auf ihre Bezüge und Auswirkungen auf die bestehende Geschichts- und Erinnerungskultur und damit auf ihre Funktion in einem bestimmten Kontext untersucht werden. Dies leistet die *memoriale* Analyse durch die Verortung der geschichtskulturellen Produktionen in ihrem Produktions- und Rezeptionskontext. Diese Analyse der wechselseitigen Durchdringung der Repräsentationen von Geschichte und ihren strukturellen Rahmenbedingungen sowie sozialen Praxen erlaubt Rückschlüsse auf den interaktiven Prozess geschichtskultureller Bedeutungsproduktion.

3 Filmanalyse: *Conceiving Ada*

Geschichtsreflektierende Potentiale

Lynn Hershman Leesons Independent-Produktion *Conceiving Ada* scheint auf den ersten Blick vorwiegend ein Beispiel für eine reflexiv-aneignende Form der Auseinandersetzung mit der Figur der Ada Lovelace zu sein. Der Titel, der übersetzt ‚Ada begreifen' ebenso wie ‚mit Ada schwanger sein' oder ‚Ada zeugen' bedeutet, weckt die Hoffnung auf ein Biopic, das eben diesen Prozess des Hervorbringens und Erschaffens der Figur, von der er handelt, mitthematisiert. Die Geschichte der Ada Lovelace wird eingerahmt und durchbrochen durch einen in der Zukunft handelnden Plot. Darin entdeckt die arbeitsame Genetik- und Erinnerungsexpertin Emmy Coer (Francesca Faridany), die auf die Erforschung künstlichen Lebens spezialisiert ist, eine Methode, um mit ihrem Computer mit der Vergangenheit Kontakt aufzunehmen, und beginnt so mit Ada Lovelace (Tilda Swinton) zu kommunizieren. Diese Rahmenhandlung, die mithilfe von Science-Fiction- und Zeitreiseformaten entliehenen Elementen inszeniert wird, lässt vermuten, dass die Figur der Ada Lovelace durch gegenwärtige Perspektiven reflektiert wird und die Interaktions- und Überlagerungsmechanismen zwischen Gegenwart und Vergangenheit filmisch in Szene gesetzt werden. Die von Hershman-Leeson gewählte Form der Darstellung nährt die Erwartung, dass es sich bei *Conceiving Ada* mitnichten um einen konventionellen Historienfilm handelt, der Vergangenheit direkt, eindeutig und linear darstellt, sondern um eine RePräsentation, welche die gegenwärtige Vermitteltheit jeder Vergangenheitsaneignung mitberücksichtigt und die symbolische Figur der Ada Lovelace als „site of struggle and contestation" (Goodman 2003, 12), als ambivalenter und stets neu ausgehandelter, umkämpfter und funktionalisierter Erinnerungsort sichtbar macht:

> [T]o figure a person – in this case, a woman – as a place of location (...) [is] to recognize the many factors that constitute her agency, the complex and multiple ways in which she is constructed as a historical actor. (Scott 1996, 16)

Diese Erwartungen werden jedoch nicht erfüllt. Statt die Beschränkungen einer *low-budget*-Produktion dahingehend zu nutzen, sich selbstreflexiv zu verorten und den gegenwärtigen Standpunkt der Auseinandersetzung mit Ada Lovelace nicht zu vertuschen, unterliegt Hershman-Leeson der Versuchung einer möglichst authentischen Darstellung der Vergangenheit, was in enttäuschendem Kontrast zu ihrem Ausspruch „für mich ist Wahrheit nur innerhalb des Nicht-Authentischen möglich" (Hershman, zit. n. *SPIEGEL ONLINE* 1998) steht. Zwar werden Gedächtnis- und Erinnerungskonzepte angeschnitten – die Genetik- und Erinnerungsspezialistin Emmy Coer fragt sich „Where does memory come from? How do you store it?" –, deren grundlegende Erkenntnis, dass Erinnerung historisch wandelbar und veränderlich ist, wird jedoch keineswegs umgesetzt: Die Protagonistin schafft es vielmehr, so genannte unsterbliche Informationswellen anzuzapfen. Statt den Prozess, wie Geschichtsbilder her-

vorgebracht und verändert werden, durch Science-Fiction-Elemente deutlich zu machen und zu thematisieren, lässt Hershman-Leeson die Protagonistin Emmy Coer fortschrittsutopistisch mithilfe eines mechanischen Vogels namens Charlene, der künstlich zum Leben erweckt als Medium zwischen Vergangenheit und Gegenwart fungiert, direkt auf eine offenbar parallel geschaltete Vergangenheit zugreifen. So wird die Geschichte mitnichten aus einer gegenwärtigen Perspektive reflektiert erzählt, sondern als Historienfilm inszeniert. Die Vermitteltheit jedes Vergangenheitszugriffs wird geleugnet, indem der Eindruck entsteht, es öffnete sich direkt ein ‚Fenster' aus der gegenwärtigen Rahmenhandlung in eine offenbar als eindeutige Entität gespeicherte und jederzeit abrufbare Vergangenheit. Die Möglichkeit, die sich hier ergeben hätte, multiperspektivisch Gedächtnisräume zu eröffnen, wird verschenkt zugunsten einer Vision des unvermittelten Vergangenheitsvoyeurismus.

Geschichtsvermittelnde Potentiale

Was die geschichtsvermittelnden Potentiale des Filmes betrifft, wird in Kritiken oftmals das Bluescreenverfahren gelobt, mit dessen Hilfe Hershman-Leeson die ProtagonistInnen dynamisch vor digitalisierte Hintergründe viktorianisch ausgestatteter Räume einbaut und es schafft, die Inszenierung von Ada als Historienfilm zu präsentieren. Dies ermöglicht es, dem Publikum trotz des beschränkten Budgets Eindrücke über Artefakte des 19. Jahrhunderts zu vermitteln.

Allerdings gelingt es der Produktion nicht, Ada in ihrem historischen Kontext zu verorten und darin näher zu beleuchten. Gegenwärtige Perspektiven und Rückübertragungsprozesse werden weder reflektiert noch vermieden. Dies geschieht zunächst über anachronistische Details, die der Emotionalisierung und Dramatisierung dienen. Dass Ada beispielsweise in einer zentralen Szene bei einem – historisch belegten – Streit mit Babbage ausfällig wird und diesen ohrfeigt(!), entbehrt jeglicher historischer Grundlage, wird aber von der vor ihrem Geschichtsbildschirm sitzenden Genetikspezialistin überzeugt und leidenschaftlich mit: „Babbage deserved it!" kommentiert. Weiterhin sind Adas Konversationen und Monologe in dem Film zum großen Teil an ihre Aufzeichnungen und Briefe angelehnt, aber auch dies keineswegs konsequent. Frappierend ist z.B., dass eine Kontinuität zwischen Adas Visionen und der Entwicklung künstlichen Lebens suggeriert wird, für welche die Protagonistin der Gegenwart steht. Sicherlich war die Frage nach und das Interesse an der Entwicklung Künstlichen Lebens eine prominente des 19. Jahrhunderts, wie sich bspw. an Mary Shelleys Roman *Frankenstein* verdeutlichen lässt. In Ada Lovelaces Anmerkungen heißt es jedoch:

> The Analytical Engine has no pretensions whatever to originate any thing. It can do whatever we know how to order it to perform. It can follow analysis; but it has no power of anticipating any analytical relations or truths. Its province is to assist us in making available what we are already acquainted with. (Lovelace 1842, Note G)[6]

Das in dem Film verdichtete Wissen über Adas Biografie ist zwar beachtlich, bleibt jedoch aufgrund seiner unausgewogenen Auswahl und mangelnden Kontextualisierung undifferenziert und diffus. Das immer wieder auftauchende Stilmittel der Tücher und Schleier scheint diese Ungreifbarkeit und Unschärfe geradezu in Szene zu setzen. Das Publikum erfährt von Adas Harfenspiel, ihrer Freundschaft zu Mary Shelley, ihrer Familie, ihren Kindern und Liebhabern, den sie finanziell ruinierenden Wetten, ihrer Krankheit, der Opium/ Laudanumbehandlung und ihrem frühen Tod. Es erhält jedoch keinerlei Hinweis auf die doch sehr privilegierte Stellung, die Ada als Adelige inne hatte und die ihr die Freiheit gab, sich ihren naturwissenschaftlichen Interessen zu widmen. Die diesbezüglich einzigartige und sehr frühe Förderung durch ihre Mutter wird nicht anerkannt, im Gegenteil scheint es, als hätte diese Ada nur Steine in den Weg gelegt. Die konkreten Ausschlussmechanismen, die Frauen im viktorianischen England aus vielen Gesellschaftsbereichen verdrängten, werden hingegen kaum veranschaulicht. Ebenfalls unthematisiert bleibt die Augusta Ada zugeschriebene Hysterie sowie ihre Freundschaft zu Mary Somerville, einer bedeutenden Mathematikerin ihrer Zeit, die – im Gegensatz zu Ada – nachweislich von Babbage in wichtigen mathematischen Fragen zu Rate gezogen wurde. Die in dieser Weise selektive Perspektive Hershman-Leesons verdeutlicht, dass sich die Inszenierung zwar als authentische Darstellung der Ada Lovelace generiert, insgesamt jedoch kaum darauf abzielt, Adas Biografie aufzuarbeiten – ein sicherlich in vielerlei Hinsicht interessantes Unternehmen. Das Potential, auf gesicherter historischer Grundlage eine vielseitig interessierte und aktive, sehr gebildete Frauenfigur wie Ada Lovelace und eine bedeutende Naturwissenschaftlerin des 19. Jahrhunderts wie bspw. auch Mary Somerville zu inszenieren, verspielt die Regisseurin.

Geschichtspolitische Potentiale

Das Phänomen geschichtspolitischer Aneignungen prominenter Frauenfiguren als Vorbilder für einen feministischen Diskurs ist keine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Schon im 19. Jahrhundert nutzten populäre Schriftstellerinnen der bürgerlichen Frauenbewegungen diese für didaktische und pädagogische Zwecke.[7] Eine solche Lesart bietet *Conceiving Ada* auch an: Geschichtspolitisch geht es vorwiegend darum, an dem Beispiel der Geschichte der Ada Lovelace – möge diese dafür nun exemplarisch sein oder nicht – eine Tradition und somit ein Narrativ weiblichen naturwissenschaftlichen Interesses zu schaffen, das von der Vergangenheit bis in die Zukunft reicht. Erzähltechnisch wird so ein Bogen zwischen der in einer nahen Zukunft angesiedelten Computer-Koryphäe Emmy Coer und dem Mathematikgenie Ada gespannt. Die *artificial-life*-Spezialistin ist die futuristische Ada: Ihre Identität, ihr Leben und Wirken überschneiden sich durch ganz ähnliche Problematiken, Vorlieben und Interessen und werden parallel zueinander geschnitten. „I dream about her" erzählt Emmy ihrem Freund, „I can't seem to separate our lives." Zwischen diesen beiden, die gleiche Idee verkörpernden *role models* der Vergangenheit einerseits (Ada Lovelace),

der Zukunft andererseits (Emmy Coer) wird das gegenwärtige Publikum eingespannt. Unter diesem erinnerungsgeschichtlichen Blickwinkel erscheint der Mangel an kontextueller Verortung und historischen Details als Bedeutungsüberschuss und Polyvalenz: Durch einige wenige klare Orientierungspunkte und sehr viel Assoziationsspielraum werden Anknüpfungspunkte für ein vielfältiges und breites Publikum gestreut und eine rasche, wenngleich undifferenzierte und anachronistische Identifizierung als moderne Ada ermöglicht. Nicht umsonst ist Ada Lovelace für Hershman-Leeson eine Art Alter Ego: „Als ich das erste Mal von Ada hörte, wußte ich sofort, daß ich einen Film über sie machen wollte", bemerkt die Künstlerin in einem Interview: „Diese Frau hat das gesamte 20. Jahrhundert beeinflusst. Ich fühle eine tiefe Verbundenheit mit ihr. Ich arbeite wie sie in der Isolation und mit neuen Technologien" (*SPIEGEL ONLINE* 1998). Auch Adas Präsentation als draufgängerisch, revolutionär, promiskuitiv, drogenabhängig, genial und ihrer Zeit voraus entspricht nicht nur kommerziellen Vermarktungskriterien der Filmindustrie, sondern hält auch stellvertretend für versteckte Ausbruchsphantasien oder subkulturelle Ideale des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts ein vielfältiges Identifikationspotential für ein breit gefächertes Publikum bereit. Zudem kommt Ada Lovelace als Tochter Lord Byrons immer noch ein romantischer Überschuss zu, ihr Image als Prophetin des Computerzeitalters öffnet sie für retrospektive Sakralisierungen ebenso wie für esoterische Vereinnahmungen. Außerhalb dieses Identifikationszusammenhangs jedoch stellt sich die Frage, wieso gerade die Figur der Ada Lovelace hier als historische Verpackung der feministischen Erzählung sich gegenüber widrigen, männlich dominierten Umständen erfolgreich behauptenden Naturwissenschaftlerinnen gewählt wird. Wieso nimmt Hershman-Leeson nicht auf Mary Somerville Bezug, wieso nicht auf Karoline Herschel, die beide mehrere naturwissenschaftliche Schriften publizierten und 1835 in die Royal Astronomical Society aufgenommen wurden? Was die Figur der Ada Lovelace gegenüber anderen naturwissenschaftlich erfolgreich arbeitenden Frauen des 19. Jahrhunderts zur kulturellen Ikone prädestiniert, so zeigt sich an dieser Stelle, ist ihre Anschließbarkeit an verschiedenste Diskurse. Diese Polyvalenz beruht nicht nur darauf, dass die Gräfin von Lovelace ein recht bewegtes Leben führte, sondern insbesondere auf der Variationsbreite ihrer retrospektiven Lesarten und Aneignungen sowie auf der Tatsache, dass ihr Ruf erst posthum begründet wurde, was ihm eine mythische Qualität verleiht. Dass das Bild einer Frau aus dem 19. Jahrhundert, welches üblicherweise nur in einem begrenzten Raum zirkuliert, zu einer globalen Ikone werden konnte, liegt an seiner Verwertbarkeit für und Anknüpfbarkeit an verschiedenste Kontexte.

4 Fazit

Das Bild der Ada Lovelace hat sich in den letzten 50 Jahren zu einem wirkmächtigen und populären Mythos entwickelt. Dass derartige Geschichtsbilder nicht von selbst entstehen, sondern stets in Hinblick auf eine bestimmte Funktion in einer gegenwärtigen Gesellschaftsformation erschaffen werden, lässt sich am Beispiel der Rezeptionsgeschichte Ada Lovelaces und in besonderem Maße an der Filmproduktion Hershman-Leesons verdeutlichen. Als problematisch erweist sich in diesem Prozess der Herstellung von geschichtspolitischen – auch für feministische Zielsetzungen nutzbar zu machenden – Identifikationsfiguren und *role-models*, dass die Wirkmächtigkeit einer solchen Erzählung auf ihren Wahrheitsgehalt bzw. ihre Authentizität angewiesen zu sein scheint. Statt Mythen als Märchen und Heiligengeschichten zu erzählen und ihren imaginären Vorbildcharakter und utopistischen Gehalt deutlich zu kennzeichnen, werden sie als realistisch, quellenbelegt und authentisch in Szene gesetzt. In *Conceiving Ada* ist es trotz aller Science-Fiction-Stilmittel doch der Historienfilm, die glaubwürdig wirkende Vergangenheitsversion, mit der die Geschichte der Ada Lovelace dargestellt wird. Damit verquickt sich das geschichtspolitische Potential dieser Produktion unweigerlich mit seinen geschichtsvermittelnden und geschichtsreflexiven Defiziten. Der visionäre Überschuss, der Frauen in männlich dominierten Feldern gegen Mariginalisierungstendenzen stärken soll, hält gleichzeitig erstens davon ab, konkrete Ausschlussmechanismen, Strukturen und Zusammenhänge zu erkennen, welche einer erfolgreichen Etablierung und Tradition von Frauen in der Wissenschaft entgegenstanden und die gegenwärtige Situation hervorgebracht haben, und verhindert zweitens zu begreifen, dass die Erzählungen von Genies – welchen Geschlechts auch immer[8] – stets funktionalisierend sowie medial und kontextspezifisch vermittelt sind. Diesbezüglich keiner Täuschung aufzusitzen, sondern Komplexitäten auszuhalten und sich immer wieder ent-täuschen zu lassen ist ebenso wichtig wie die Motivationskraft, die von einer geschichtspolitischen, mythischen Inszenierung von *role-models* ausgehen kann, reflexiv und strategisch zu nutzen.

Anmerkungen

1 „Die Autobiographie erweist sich als Polemik, die, wie er selbst erläuterte, im Dienste seiner Maschinen stand, und Babbage besaß jeden nur erdenklichen Anreiz, sie als das wertvollste Stück Propaganda zugunsten seines Meisterwerks zu betrachten" (Stein 1999, 110).

2 „Der analytische Automat webt algebraische Muster so wie der jaquardsche Webstuhl Blüten und Bilder webt." (Übers. C.K.).

3 Was den Algorithmus zur Berechnung der Bernoulli-Zahlen anbetrifft korrigiert Stein anhand der Korrespondenz zwischen Babbage und Ada die Vorstellung, dass dieser vorwiegend von ihr stamme, auch wenn sich Ada Lovelace zweifelsohne damit auseinander gesetzt hat (vgl. Stein 1999, 109 f, 129 f).

4 Es handelt sich hierbei um die Übersetzung aus dem Original *le cos.* [Druckfehler] statt *le cas* [für den Fall] ins Englische *cosine* [Cosinus] statt *in case* [für den Fall] (vgl. Stein 1999, 111).

5 Stein argumentiert anhand der vielen Briefe zwischen Lovelace, Babbage und Somerville, dass Ada selbst bei sehr einfachen mathematischen Fragen auf Hilfe angewiesen war (vgl. Stein 1999, 105-146).

6 „Die Analytische Maschine erhebt keinen Anspruch darauf, etwas Originäres zu schaffen; sie führt das aus, was wir, aus unserem Wissen heraus, ihr vorschreiben. Sie kann einer Analyse folgen, jedoch nicht irgendwelche analytischen Relationen oder Wahrheiten vorhersehen. Ihr Aufgabenbereich beschränkt sich darauf, uns dabei behilflich zu sein, etwas verfügbar zu machen, womit wir schon vertraut sind" (Übers. C.K.).

7 Vgl. zusammenfassend bspw. Zimmermann 2005, insbesondere S. 65-78.

8 Vgl. bspw. die bis heute anhaltende mediale Idolisierung von Charles Augustus Lindbergh, Jr. (1902-1974), dem 1927 eine Nonstop-Atlantiküberquerung von New York nach Paris gelang, was zum Anlass genommen wurde, ihn zu einer der populärsten Personen der Luftfahrt zu stilisieren, auch wenn zum einen diese Leistung erstmals schon 1919 von Alcock und Brown vollbracht worden war und Lindbergh sich zweitens in den 40er Jahren als NS-Sympatisant und Antisemit hervortat.

Literatur

Ada-Lovelace-Mentoring e.V. (2010) *Ada Lovelace Mentoring in Deutschland u. anderen Ländern*. 30.04.2010 <http://www.ada-mentoring.de/FramesA/_Mentoring/index_Mentoring. Html>.

Ada-Lovelace-Projekt (2010) „Über uns." 30. April 2010 <http://www.ada-lovelace.com/ zentrale_koordinierung/ index.php?mid=3&uid=8>.

Baumgärtel, Tim (1998) „Der Ärger mit Ada." Telepolis Artikel. 12. Februar 1998. 30. April 2010 <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/3/3176/1.html>.

BBC News (2010) „Ada Lovelace Day" 25. März 2010 <http://news.bbc.co.uk/2/hi/technology/ 8587131.stm>.

BR Online (2008) „Ada Lovelace." 30. April 2010 <http://download.br-online.de/imperia/md/audio /podcast/import/ 2008_03/2008_03_03_11_34_01_podcast_radiowissen_zahlenzaub_a.mp3>

Disraeli, Benjamin (1853) *Venetia* [1837]. London: Bryce.

Evans, Christopher (1981) *The Making of the Micro*. London: Gollancz.

Frauen-Informatik-Geschichte (2010) „Ada als Ikone der Informationstechnologie." 30. April 2010 <http://www.frauen-informatik-geschichte.de/index.php?id=38>.

Gibson, William/ Bruce Sterling (1992) *The Difference Engine*. New York: Bantam.

Girl's Day der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz (2010) „Das Ada-Lovelace-Projekt stellt sich vor." 30. April 2010 <http://www.girls-day.uni-mainz.de/322.php>.

Goodman, Dena (2003) „Introduction. Not another Biography of Marie-Antoinette!" *Marie-Antoinette. Writings on the Body of a Queen*. Hg. Dies. New York: Routledge, S. 1-24.

Heise Online (2010): *Ada-Lovelace-Day*. 30. April 2010 <http://www.heise.de/newsticker/meldung/ Ada-Lovelace-Day-Frauen-in-der-IT-Vorbilder-gesucht-962999.html>.

Hyman, Anthony (1982) *Charles Babbage. Pioneer of the Computer*. Oxford: Oxford University Press.

Klein, Christa-Irene (2008) *Histotainment. Geschichte im Fernsehen als populäre Erinnerungspraxis am Beispiel der Historischen Dokusoap „Die Bräuteschule 1958"*, Freiburg i. Br.: unveröff. Magisterarbeit.

Lethbridge, Lucy (2001) *Ada Lovelace. The Computer Wizard of Victorian England*. London: Short.

Lovelace, Augusta Ada, Countess of Lovelace (1842) „Sketch of the analytical Enginge, Invented by Charles Babbage By L. F. Menabrea of Turin, Officer of the Military Engineers from the Bibliothèque Universelle de Genève, October 1842, No. 82 With notes upon the Memoir by the Translator A.A.L." 30. April 2010 <http://www.fourmilab.ch/babbage/sketch.html>.

Mattis, Michael (1999) „Repurposing Ada" 16. März 1999 <http://www.salon.com/21st/feature/1999/03/16feature2.html>.

Mc. Queen, Diana (2010) „Ada Lovelace" 24. März 2010 <http://newmoon-oldsoul.com/>.

Moore, Doris Langley (1977) *Ada, Countess of Lovelace. Byron's Legitimate Daughter*. London: Murray.

Morrison, Emily u. Philip (1961) Hg. *Charles Babbage and His Calculating Engines*. New York: Dover.

Osterhammel, Jürgen (2009) *Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19.* Jahr*hunderts*. 2. Aufl., München: C.H.Beck.

Plant, Sadie (1997) *Zeroes and Ones: Digital Women and the New Technoculture*. London: Doubleday.

Rosenberg, Jerry M. (1969) *The Computer Prophets*. New York: Macmillan.

Scott, Joan Wallach (1996) *Only Paradoxes to offer. French Feminists and the*

Rights of Man. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

SPIEGEL ONLINE (1998) „Massenkommunikation ist Maskenkommunikation." 18. Februar 1998. 30. April 2010 <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,13531,00.html>.

Stein, Dorothy (1984) „Lady Lovelace's Notes: Technical Text and Cultural Context." *Victorian Studies* 28/1984: 33-67.

Stein, Dorothy (1999). *Ada. Die Braut der Wissenschaft*. Berlin: Kadmos.

The Ada Lovelace Collection (2010) *Ada Lovelace Day*. 30. April 2010 <http://findingada.com/>.

Toole, Betty Alexandra (1996) „Ada Byron, Lady Lovelace, An analyst and Metaphysician." *IEEE Annals of the History of Computing*. 18.3/1996: 4-12.

Toole, Betty (1998) *Ada, the Enchantress of Numbers. Prophet of the Computer Age, a Pathway to the 21st Century*. Mill Valley, CA: Strawberry Press.

Wade, Mary (1994) *Ada Byron Lovelace. The Lady and the Computer*. New York: Dillon Press Maxwell Macmillan.

Wenzel, Eike (2000) *Gedächtnisraum Film. Die Arbeit an der deutschen Geschichte in Filmen seit den sechziger Jahren*. Stuttgart: Metzler.

Winkler, Hartmut (1992): *Der filmische Raum und der Zuschauer. „Apparatus" – Semantik – „Ideology."* Heidelberg: Winter.

Woolley, Benjamin (1999) *The Bride of Science. Romance, Reason, and Byron's Daughter*. New York: McGraw-Hill.

WorldCat Identities (2010) *Lovelace, Ada King Countess of 1815-1852*. 30. April 2010 <http://orlabs.oclc.org/identities/lccn-n78-30997>.

Zimmermann, Christian von/ Nina von Zimmermann (2005) Hg. *Frauenbiographik. Lebensbeschreibungen und Porträts*. Tübingen: Narr.

Film

Conceiving Ada (1997). Regie Lynn Hershman-Leeson. Fox Lorber Films.

Andrea Zimmermann

Als Mutter getarnt: *Julia*

Das Mutter-Kind-Drama *Julia,* Erick Zoncas Variation des legendären Melodrams *Gloria* von John Cassavetes, bewegt sich in seinem Umgang mit dem Thema ‚Mutterschaft' in einem interessanten Spannungsfeld zwischen Subversion und Affirmation: Meine These ist, dass einerseits die ‚natürliche', mit besonderen emotionalen Qualitäten ausgestattete Beziehung zwischen Mutter und Sohn als konstruiert ausgestellt wird, andererseits die Attribute, mit denen die Position der Mutter markiert wird, der stereotypen Erwartung an diese Rolle verhaftet bleiben. Das idealisierte Konzept der Mutterschaft wird somit einerseits aufgerufen und zitiert, andererseits auch verändert.

Im Zentrum des Films steht Julia als alkoholkranke, vergnügungssüchtige und finanziell ruinierte Immobilienmaklerin, deren Lage zunehmend prekär wird. Ihre Bekannte Elena hat aufgrund psychischer Probleme das Sorgerecht für ihren Sohn Tom verloren. Gemeinsam mit Julia will sie den Jungen entführen, der nun bei seinem äußerst wohlhabenden Großvater lebt, doch Julia entscheidet sich, die Tat alleine zu begehen, um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Rücksichtslos und auch vor Mord nicht zurückschreckend, führt sie ihren Plan aus: So beginnt ein chaotischer Roadmovie.

Um meine These zu erläutern, möchte ich kurz darauf eingehen, wie sich die stereotypen Erwartungen an ‚Mutterliebe' darstellen, um vor diesem Hintergrund die Bewegung des Films zwischen Bezugnahme auf und Abgrenzung von dieser Vorstellung nachzuzeichnen.

‚Mutterschaft' ist in unserer Gesellschaft ein wichtiger Bestandteil weiblicher Sozialisation und nimmt eine zentrale Rolle in der Konstruktion von ‚Weiblichkeit' ein. Normative Erwartungen prägen dabei alle Aspekte des Verhältnisses zwischen Mutter und Kind, wie es von einem bekannten Muttertagsgedicht eines anonymen Autors prononciert aufgezeigt wird:

Mutterliebe

Ein einzig Wunderbares gibt's hienieden,
das jedes Volk, das jede Sprache nennt.
Die Mutter ist's – bei ihr ist Ruh' und Frieden,
weil sie, nur sie allein dich wirklich kennt.

Sie, die dich sorglich führte einst ins Leben,
die dich behütet hat vom ersten Schritt.
Die immer sann, nur Liebe dir zu geben,
die deinetwillen – ach – so oft auch litt!

Sie lässt dich nicht, wenn alle dich verlassen,
wenn alles stürzt, das Mutterherz bleibt dein.
Wo das Verdammen anfängt und das Hassen,
da hat die Mutter dennoch ein Verzeih'n!

Dem Schuld'gen selbst legt segnend sie die Hände
erbarmend liebreich auf das wirre Haar.
Denn Mutterliebe ist ja ohne Ende,
ist unerschöpflich, ewig wunderbar.

‚Mütterlichkeit' wird mit besonderer Fürsorglichkeit, Emotionalität und Selbstlosigkeit verbunden und nach wie vor als ‚natürliches' Wesensmerkmal einer Frau gesehen. Dass ‚Mutterliebe' jedoch ein normatives Muster ist, wird erst bei einem Gang durch die Geschichte deutlich: Im 17. Jahrhundert ließen weder die materiellen Umstände der Armen noch die Weiblichkeitsbilder der Privilegierten zu, dass Mütter sich selbst um ihre Kinder kümmerten. Das Bild der ‚fürsorglichen Mutter', wie eben skizziert, existiert in dieser Form erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und hat sich im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft etabliert. Damit steht es im Kontext der „Entstehung des Diskurses der qualitativen Geschlechterdifferenz" (Maihofer 2009, 28), der dazu führt, dass Weiblichkeit zunehmend und immer ausschließlicher als Mütterlichkeit definiert wurde. „Für die Frau bedeutete daher ihre ‚natürliche Bestimmung' als Mutter (und Gattin) die Bestimmung ihres Lebens. Ihre ganze Person hat sich auf die Erfüllung ihrer *natürlichen* Bestimmung zu konzentrieren." (30) Verbunden mit diesem Prozess muss außerdem die sich zu dieser Zeit durchsetzende Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen gesehen werden, die mit der Entwicklung der Industriegesellschaften den Männern den außerhäuslichen Bereich der Lohnarbeit, den Frauen hingegen die häusliche Reproduktionsarbeit bzw. Familienarbeit zuwies. Noch heute stehen sich das Bild der idealen Mutter und das Bild der erfolgreichen berufstätigen Frau als Gegensätze gegenüber, wenn auch viele Biografien versuchen, beides miteinander zu verbinden. Mutterschaft ist nach wie vor eine Erwartung, die von der Gesellschaft an jede Frau herangetragen wird. Das kulturelle Konstrukt der

‚Mutterliebe' dient somit bestimmten gesellschaftlichen Interessen, nicht zuletzt der Aufrechterhaltung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, und unterliegt in seinem jeweiligen Verständnis historischen Wandlungsprozessen.

Vor diesem Hintergrund betrachtet, bietet es sich an, näher zu untersuchen, wie in *Julia* das Bild der Mutterschaft und der ‚Mutterliebe' dekonstruiert, das heißt seiner ‚Natürlichkeit' beraubt und als Konstrukt ausgestellt wird. Dies geschieht in einer dreifachen Bewegung:

Erstens begegnen wir mit Julia einer Frau, die das dem Bild der Mutter entgegen gesetzte Bild der alleinstehenden, berufstätigen und selbstsüchtigen Frau verkörpert. Sie erscheint ‚unweiblich' – von Tilda Swinton radikal umgesetzt. Besonders verstörend wirkt dabei ihr zunächst brutaler und rücksichtsloser Umgang mit ihrer Geisel, dem achtjährigen Tom, den sie gefesselt und geknebelt in einem Koffer transportiert und im Motelzimmer unter ihrem Bett ‚verstaut'.

Als zweite zentrale Frauenfigur des Films ist Elena hingegen in einer paradoxen Situation: Wir erfahren sie einerseits als liebende Mutter, die alles dafür tut, um ihren Sohn wieder bei sich zu haben und an Julia appelliert, ihr zu helfen. Als Zeichen ihrer Selbstidentifikation mit einem besonders starken Mutterbild wird sie immer wieder mit Marienbildern in Verbindung gebracht. Andererseits ist Tom ihrer Obhut entzogen worden, da sie als psychisch krank eingestuft wird und somit, so das Urteil der Gesellschaft, ihre mütterlichen Pflichten nicht in ausreichendem Maße erfüllen kann. Die Mutterschaft ist jedoch ein so zentrales Element ihres Selbstbildes, dass sie an der erzwungenen Trennung von ihrem Sohn zu zerbrechen droht.

Drittens nutzt der Film die Ausnahmesituation Julias, um zu beobachten, wie sich gesellschaftliche Bilder von ‚Mutterschaft' in sie einschreiben, ihren Selbstentwurf quasi transformieren und wie sie beginnt, diese normativen Bilder zu verkörpern. Um als Entführerin des Jungen unentdeckt zu bleiben, muss sie sich als seine Mutter ausgeben: die perfekte Tarnung. Nun tritt sie jedoch in zweifacher Hinsicht in einen Prozess ein, dessen Ende sie nicht vorhersehen und auch nicht kontrollieren kann.

Verbindet sich der Wert des Jungen für sie zunächst mit einem rein finanziellen Aspekt, dem erwarteten hohen Lösegeld, gewinnt er durch gemeinsame Erlebnisse auf der Flucht an weiterer Bedeutung. Explizit und implizit wird ihr ein bestimmtes mütterliches Verhaltensmuster dem Jungen gegenüber nahe gelegt, dem sie – zunächst nur in der Öffentlichkeit – zu entsprechen versucht, um ihre Tarnung aufrechtzuerhalten. Dieses ‚So Tun als Ob' wirkt sich jedoch tief greifender auf das Selbstbild Julias und ihre Beziehung zu Tom aus als vorauszusehen. Damit ließe sich die Geschichte der erwachenden mütterlichen Gefühle nicht nur als Affirmation des Stereotyps von Weiblichkeit und damit verbunden Mütterlichkeit lesen, sondern als ausgestellte performativ hergestellte Konstruktion: Durch zunächst bewusste Nachahmung des an sie herangetragenen Ideals wandelt sich Julias Selbstbild unmerklich. Körperliche Praxen, wie liebevolle Gesten, Berührung und körperliche Nähe, die zunächst nur ein Ideal zitieren, ziehen den Effekt der Transformation, der Verwandlung des Selbstbildes nach sich. Fremd- und Eigenwahrnehmung erscheinen als

aneinander gekoppelt. Julia erfährt sich über Andere als ‚liebende Mutter' und beginnt, dieses Bild anzunehmen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass ‚Mütterlichkeit' als weibliche Charaktereigenschaft als gesellschaftlich performativ hergestellt gezeigt wird und somit einer natürlichen Grundlage beraubt wird. Das Bild von ‚Mütterlichkeit' wird dabei jedoch nicht verändert, es ist von den bekannten Stereotypen, wie Emotionalität und Fürsorge, geprägt. In einer Hinsicht wird der normative Rahmen jedoch überschritten: ‚Mütterlichkeit' bleibt nicht auf biologische Mütterlichkeit beschränkt. Die Position ‚Mutter' wird als symbolische Position innerhalb des bürgerlichen Modells der Familie offen gelegt. Es geht nicht um biologische Verwandtschaft – Mütterlichkeit wird zu einer sozial konstruierten Position. Führt man diesen Gedanken aus, lässt sich ‚Mütterlichkeit' unabhängig vom Konzept der Weiblichkeit denken. Damit weist *Julia* über die Rekonstruktion einer natürlichen Geschlechterdifferenz hinaus und vermag die symbolische Ordnung als eine historisch gewordene und immer wieder performativ hergestellte wirkmächtige Ordnung offen zu legen.

Literatur

Andrea Maihofer (2009) „Dialektik der Aufklärung: Die Entstehung der modernen Gleichheitsidee, des Diskurses der qualitativen Geschlechterdifferenz und der Rassentheorien." *zfmr: zeitschrift für menschenrechte* 1/2009: 20-36.

Film

Julia (2008). Regie Erick Zonca. Les Productions Bagheera, The 7th Floor.

Caroline Günther

Spieglein, Spieglein in der gefesselten Hand… – heute werfen wir *Female Perversions* an die Kinoaugeninnenwand

„Phantasien einer Frau"[1]

Das Geschichtenerzählen zur Ver- und Bearbeitung von Erfahrungen und Eindrücken habe ich mir von meinem Kind abgeschaut. Mein Kind kombiniert die visuellen, auditiven, haptischen, emotionalen Eindrücke eines Ereignisses, das es beschäftigt, mit erinnerten Erfahrungen, Assoziationen, Gesprächen, spielerischen Inszenierungen, der eigenen Meinung und den eigenen Gefühlen zu einer Erzählung, deren Autor_in es am Ende nicht mehr alleine ist, sondern ein Konglomerat aus unterschiedlichen Stimmen und Aspekten, gebündelt in und artikuliert von einer kleinen Person, in deren Augen Worte Gestalt annehmen. Das Ergebnis ist eine Geschichte, deren Wirkmächtigkeit nicht in ihrem Wahrheitsgehalt liegt, sondern in der spezifischen Art einer einzelnen Person, aus unterschiedlichen Erzählfäden ein Universum zu knüpfen – in Transformationen von Verständnislücken zu Phantasiebruchstücken zur Errichtung von Erinnerungsbrücken.

Die Geschichten meines Kindes (und, nebenbei bemerkt, aller anderen) sind niemals wahr, aber immer wirklich. Sie gestalten Bilder, erzeugen Töne, Berührungen und Gerüche, sie beschleunigen den Puls, erweitern die Pupillen und befeuchten die Handinnenflächen, sie schreiben sich ein in den Körper, verknüpfen Nervenfasern und leiten den Blick. Geschichten dienen als Schablonen – sie ritzen Wahrnehmungsmuster in die Haut.[2]

Aufgrund meiner Auffassung des Geschichtenerzählens als Kombination unterschiedlichster Erzählstränge (gesellschaftlich tradierter Normen und Erwartungen, persönlicher Erfahrungen und Eindrücke, situativer Wissensbestände, spontaner Assoziationen etc.) zu einem wirkmächtigen, da Wirklichkeiten konstruierenden und konstituierenden Medium der psychisch-physischen Subjektkonzeption, sollte eben dieses Geschichtenerzählen überlegt erfolgen. Denn selbst wenn Therapiemethoden und -verfahren Seelentattoos mit beispielsweise psychoanalytischem Laserwerkzeug für das sehende Ich zu tilgen vermögen, der traumatisierte Körpererinnerungsspeicher trägt weiterhin seine Narben dem inneren Auge reflexiv und richtend zur Schau.

Vielleicht liegt es an der Möglichkeit, Einfluss zu nehmen, die den Geschichten-Erzählenden in den Mund gelegt oder an die Hand gegeben wird, weshalb es mir immer schwerer fällt, den Mund oder im Computer ein Word-Dokument zu öffnen. Vielleicht liegt es an den Erzählfäden, die meinen Körper mittlerweile durchziehen und stramm aufspannen, vielleicht liegt es an den semiologisch, visuell und metaphorisch gefesselten Erinnerungen und Erfahrungen, die mich als Leinwand bespannen, weshalb ich immer weniger gern Geschichten erzähle. Und vielleicht liegt es an ihrer Spiegelfläche, an dem Wunsch nach Selbst-Verständnis und der Illusion von Veränderung, weshalb ich es trotz allem immer wieder tue.

Heute erzähle ich euch eine Geschichte weiblicher Perversionen, wie ich sie mir erzähle, wenn mich die rasche Bildfolge in meinem Kopf wieder einmal nicht schlafen lässt. Wenn ich den Druck ungewollter körperlicher Übergriffe abzulassen versuche, wenn ich meine Handlungen wieder einmal nicht mit meinen Ideologien vereinbaren kann, wenn mein Bild von mir vor meinem inneren Auge ganz anders aussieht als das Gesicht, das mich im Spiegel zu fixieren und an sich zu fesseln versucht, wenn Blut in dünnen Striemen über meine Brüste rinnt, um mir vorzuführen, dass ich am Leben bin, wenn ich gezwungen werde, in meiner Konformität einzigartig zu sein. Heute erzähle ich euch eine Geschichte von Eve, wie ich sie mir erzähle, wenn ich mich auslagern und mit einer fiktiven Figur überlagern muss, um in der Dunkelheit der Nacht den Zustand des Wachseins ertragen zu können.

Spätestens seit der Lektüre von Haraways Text „Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive“ (1995) – und die liegt schon einige Jahre zurück – glaube ich nicht mehr an Objektivität – jedenfalls nicht an eine Objektivität, die sich als erkennender körperloser Blick von nirgendwo einem vermeintlich passiven Wirklichen überstülpt, um einen wahren Fakt zu schaffen. Und besonders wenn es um psychische Strukturen geht, um das Unbewusste, um Traumata oder Perversionen, um Identitätsspaltungen, Neurosen oder Psychosen, um Subjekt konstituierende und determinierende Antriebe, Verhaltens- und Handlungsweisen, erscheint der Begriff Objektivität, wird er denn überhaupt verwendet, unbrauchbar (Geisteswissenschaften gelten ja seit geraumer Zeit als subjektive Wissenschaftsdisziplin und werden daher, was ihre Relevanz bezüglich der gesellschaftlichen Anerkennung ihrer Ergebnisse betrifft, gegenüber naturwissenschaftlichen Erkenntnisverfahren herabgesetzt). Aus diesem Grund werde ich euch im Folgenden keine Filmanalyse darbieten, wie sie sich vielleicht gehört (irgendjemand hat bestimmt irgendwann Gattungskonventionen einer Filmanalyse entworfen, inhaltliche und formale Aspekte, die zu einem Text, möchte er denn als Filmanalyse gelten, unweigerlich dazugehören). Eher als dass ich euch die Arbeit des Interpretierens abnehme, vervielfache ich sie durch meinen Input – Erhöhung von Komplexität als *queere* Strategie der Wissensproduktion (vgl. Degele 2008, 92), wenn ihr so wollt.

Das beginnt damit, dass ich mich in die Protagonistin des hier zu analysierenden Films, d.h. der mir als relevant erscheinenden und daher von mir als benennenswert festgesetzten einzelnen Aspekte des Films hineinversetze, mich mit ihr überlappe, und das nicht nur imaginär bzw. als medienspezifische Intention, sondern entscheidend auch materiell-semiotisch. Die Verwendung des Personalpronomens ‚ich' sowohl für die Protagonistin des Films *Female Perversions*, Eve, als auch für mich, die Stimme, die spricht, und die Hände, die schreiben, gebündelt im Namen Caroline Günther, verdeutlicht einerseits semiologisch meinen subjektiven Einfluss auf die Lesart des Films sowie auf die re-/produzierte und re-/produzierende Geschichte, die ich euch auf dessen Grundlage im Folgenden neu nach-/erzähle. Zweitens, und meiner Meinung nach ganz entscheidend, vollziehe ich dadurch auch das reziproke Zusammenspiel von In- und Output, von vorgegebener Erzählung/Erzählstruktur und beim Rezipieren einsetzender Verständnisproduktion gewissermaßen materiell. Ich lasse durch die Verwendung des Wortes ‚ich' für zwei Figuren/Personen eine Figur/Person materiell unsichtbar werden, indem ich ihr die Exklusivität der persönlichen Aneignung des Personalpronomens entziehe – Ichs gibt es viele und jedes Ich setzt sich aus mehreren Ichs zusammen. Drittens wird schließlich das Feld der Agierenden durch den Einbezug der Lesenden in Form der Aneignung und Übertragung des Ich auf sich selbst im Prozess des Lesens von einem passiven Du zu einem an diesem Text aktiv mitwirkenden Ich ausgeweitet. Damit werden potentiell neue Erzählfäden gesponnen, die im Rezeptionsprozess das intertextuelle Netz einer/der vorliegenden Geschichte aktiv modifizieren.

Auffassen, erfahren, verarbeiten, nachdrücklich erhalten, begreifen, verstehen: Das alles ist subjektiv, wenn auch determiniert. Was mich an einer Geschichte fesselt, was sich mir einschreibt (ins Gedächtnis, in den Körper, ins Körpergedächtnis), was ich behalte, mir aneigne, weiter verarbeite, das liegt an mir, daran, wie ich bis zu einem bestimmten Zeitpunkt geworden bin. Es gibt keinen Sinn einer Geschichte, nicht einen Sinn einer Geschichte, und ist sie noch so groß (man denke an die Schöpfungsgeschichte), der in Gänze zu erfassen wäre. Nicht einmal ansatzweise ist ‚Verstehen' im Sinn von ‚den Sinn erfassen' möglich. Immer sind es die eigenen Lesarten einer Geschichte, die wir durch eine Geschichte in eine Geschichte hineinlegen und herausziehen, und die wir weiter tragen. Immer sind wir es, die durch das Lesen (oder Hören oder Schauen) mit-/schreiben, mit-/gestalten. ‚Ich bin'/ ‚Ich' ist nicht zu tilgen aus den Geschichten, denen wir vermeintlich nur heimlich und stillschweigend beiwohnen.

Gerade noch habe ich traumlos geschlafen auf meinem Kopfkissen mit der kitschig-schnörkeligen Stickerei „perversions never are what they seem to be", das mir jetzt, während ich einen Mann, mit dem ich eine offene, und dennoch klar strukturierte Beziehung führe (keine Ehe oder eheähnliche Gemeinschaft oder so), vögle, nicht sichtbar und momentan auch nicht bewusst, aber dennoch spürbar, im Rücken liegt. Ja, ich stehe sexuell auch auf Frauen, und ja, ich werde in Kürze, auch wenn ich das momentan noch nicht weiß, eine Sexgeschichte mit

einer Frau anfangen – einfach so, ohne Gefühlsduselei, nur weil ich Lust darauf habe. Ich bin halt ein Kind der amerikanischen 68er, der sexuellen Revolution! Ja und? Soll das etwa pervers sein? Oder etwa, dass ich auf Sexspielchen auf (Rasier-)Messers Schneide, auf Inszenierungen stehe? Dass ich nicht lache. Wer glaubt bitte heute noch an Liebe als Grundlage von Sex, an Monogamie, Treue oder Eifersucht, an eine harmonische Beziehung, an die ewige, wahre Liebe? Aber stopp! Gäbe das eine emanzipierte Frau des 21. Jahrhunderts, nach all den Kämpfen der Frauen um Selbstbestimmung und Gleichstellung, leichthin zu? Könnte sie das zugeben, ohne ihr Gesicht zu verlieren, ihren Status? Vor den anderen und vor sich selbst? Vor allem vor sich selbst?

„Perversions never are what they seem to be" – in meinem Fall

Ich bin Anwältin. Und ich bin gut. Ich habe, wie gesagt, ein erfülltes und erfüllendes Sexleben, mir steht eine Anstellung beim Gouverneur bevor, ich habe ein super Einkommen, eine exquisite Wohnung und ein teures Auto. Dazu kommt wesentlich, dass ich eine sehr gut aussehende Frau bin; ich weiß das, arbeite dafür hart an mir und setze mein Erscheinungsbild stilsicher und selbstbewusst ein. Ich bin auf ganzer Linie erfolgreich, wie man so schön sagt. Eigentlich. Alles fing an sich zu verändern, als mich die Vermieterin meiner Schwester anrief und mir mitteilte, dass Maddie wegen Ladendiebstahls im Gefängnis säße und meine Hilfe bräuchte. Die gute Familie – immer ein Störfaktor. Und was sich veränderte? Meine Träume und meine Erinnerungen. Meine Erfahrungen und vielleicht ein kleiner Teil meiner Sicht auf mich und die Welt, in der ich mich bewege. Und wodurch sich das veränderte? Weil ich einen Spiegel vorgehalten bekam, der nicht mit meiner eigenen, sondern mit fremder Stimme zu mir sprach, der mir Bilder zeigte, die sich überlagerten, fremde Gesichter, die mit meinem zusammen zu einem neuen verschmolzen, Traumbilder: ich – gefesselt an Armen und Beinen, ich – gewaltsam festgehalten, beschimpft, beleidigt und gedemütigt, ich – als Richterin über weibliche Lebenskonzepte, die von meinem abweichen, ich – auf Gratwanderung, mein durchtrenntes Seil, mein Sturz, ich – unter Wasser, durch eine Wand aus Glas gewaltsam getrennt, ich – verloren, und immer wieder meine Eltern, lächelnd, winkend, mich freundlich auffordernd, zu ihnen zu kommen, zu springen, aber in Negativ-Ansicht oder verschwommen und immer unerreichbar weit weg.

Ja, meine Eltern. Und vor allem mein Vater. Als Kind war er ein Gott für mich. Auch heute fühle ich mich von seinem Urteil abhängig, bin besessen darauf, mich ihm zu beweisen, ihm, dem renommierten Philosophieprofessor. Aber das gebe ich natürlich nicht zu. Eigentlich denke ich nicht einmal darüber nach. Ich halte mich lieber an das Gesetz und seine Fakten. Ich bin keine Träumerin oder Ideologin. Ich bin erfolgsorientiert und eine *workaholic*. Die meisten Gedanken mache ich mir – neben meiner Arbeit natürlich – über mein Äußeres, mein Make-up, mein Outfit, meine Inszenierung. Meine Schwester ist in dieser Hinsicht ganz anders als ich. Sie hat gerade ihre Promotion abgeschlossen, in der sie sich aus feministisch-ethnologischer Sicht mit Gesellschaftsstrukturen

im Matriarchat am Beispiel eines mexikanischen Dorfes beschäftigte. Außerdem kennt sie sich gut in der Psychoanalyse aus. Sie scheint wenig Wert auf ihr Äußeres zu legen oder hat einen gänzlich anderen Geschmack als ich. Hängt wahrscheinlich auch mit ihren Ideologien zusammen – denn im Gegensatz zu mir hat sie welche. Ach ja, und seit Neuestem oder schon länger, aber bisher gut versteckt und unentdeckt, klaut sie. Auch so eine Perversion, sagt sie, wissenschaftlich in den 1930ern als Orgasmusbeschaffungsstrategie einer frigiden Frau gedeutet, heute als Penisaneignungsversuch, als Penisneid, und von ihr als Sublimierung, um weder sich noch eine andere Person umzubringen.

Perversionen stellen ein dezidiert psychoanalytisch orientiertes Forschungsfeld bereit. Zurückgeführt werden sie auf frühkindliche Traumata. Für Kaplan – die Autorin von *Weibliche Perversionen*, dem Buch, das dem Film als Grundlage dient – ist eine Perversion „ein Versuch, Emotionen und Affekte zu beherrschen, die in der Kindheit überwältigend und unkontrollierbar waren" (Kaplan 1991, 20). Perversionen dienen der Beschwichtigung der persönlichen Dämonen (vgl. ebd., 19). Sie sind mentale, psychische Strategien.

> Eine Perversion ist eine psychische Strategie. Von anderen mentalen Strategien unterscheidet sie sich insofern, als sie eine Darstellung erfordert. (…) Die perverse Strategie ist unbewusst. Der Schauspieler, der Protagonist des Dramas, weiß nur, daß er sich gezwungen fühlt, die perverse Handlung auszuführen, und daß er in verzweifelte Angst, Panik, Aufregung oder Verrücktheit verfällt oder sogar zu Gewalttätigkeiten neigt, wenn er daran gehindert wird. Der Protagonist weiß jedoch nicht, daß seine Aufführungen dazu dienen, ‚Ereignisse' zu meistern, die in der Kindheit so aufregend, so furchteinflößend, so kränkend waren, daß sie damals nicht gemeistert werden konnten. Der Held kann sich an diese entsetzlichen Ereignisse nicht erinnern, er wagt es nicht. Statt dessen muss er sie wieder und wieder durchleben, wenn auch in verkleideter, symbolischer Form. (Kaplan 1991, 20)

Anders als psychische Phänomene wie beispielsweise die Schizophrenie, die heutzutage als u.a. genetisch bedingte Störung diskutiert wird, gelten Perversionen (noch?) ausschließlich als in der Erfahrung und deren Ver- und Bearbeitung begründet. Und weil ja alles noch so unbefleckt ist – ein Kind als ein weißes Blatt, das es zu beschreiben gilt –, sind es vor allem die Erlebnisse der Kindheit, die sich als ‚Verhaltensstörung' einschreiben. Ach, mein armes Kind! Was habe ich dir angetan alleine dadurch, dass ich dich in die Welt gesetzt habe? Denke nur zuallererst an das Geburtstrauma, dann an den Ödipus-/Elektrakomplex und setze schließlich beides in Beziehung zu mir, der allein erziehenden, *gender*sensiblen und traumatisierten Mutter, die selbst hochschwanger für einen Mann gehalten wurde. Was bleibt da noch anderes zu sagen, als: Du armes Kind, begebe dich nur recht bald in therapeutische Behandlung! Sonst wird es schlimm enden mit dir (der Anfang war ja schon alles andere als geglückt).

Doch stopp! In *queer*-sozialisierten Ohren klingt der Begriff ‚Perversion' im Kontrast zu seinen als Abweichung von einer, vor allem sexuellen, Norm konzipier-

ten alltagsweltlichen Auffassungen alles andere als negativ, vermag aber auf Grund genau dieser Diskrepanz von Bedeutungen ein und desselben Lautbildes meine Ohren zu spitzen und meine Augen zu öffnen. Und mit *queer*-sozialisierten Augen suche ich im Film vergebens nach diesen ‚degenerierten' Verhaltensweisen, die ihm seinen Namen geben. Denn auf was ich schließlich stoße, ist das Vertraute: Sex mit unterschiedlichen Menschen verschiedenen Geschlechts, Beziehungsstrukturen, die nicht in einer Ehe münden, entfremdete Körper und deren Wieder-/Aneignungsversuche, die sich über das Ritzen in die Haut vollziehen, und Versuche standzuhalten und sich zu wehren gegen all die Normierungen und Disziplinierungen, die tagtäglich auf mich einwirken. In Kaplans Buch lese ich, dass nicht die Menschen pervers sind, sondern die Strukturen, innerhalb derer sie zu leben gezwungen werden: die ganzen Reglementierungen von Verhaltensweisen und Körperdarstellungen sowie -manifestationen qua ‚Geschlecht'.[3] Und diese wirken nicht nur in hegemonialen Diskursen, sondern ebenso in allen anderen, die durch die Propagierung einer Ideologie, eines Ideals, Ein- und Ausschlüsse produzieren – beispielsweise in feministischen Diskursen. Was hast du als moderne emanzipierte Frau zu tun, wenn du Zeugin eines körperlichen Übergriffs von Seiten eines Mannes an einer Frau wirst, wenn du patriarchale, androzentrische Handlungskonventionen vorgeführt bekommst? Du hast einzugreifen und dich auf die Seite der Frau zu schlagen. Bereits deine attestierte Geschlechtszugehörigkeit in Kombination mit dem Wissen um die Kämpfe der Frauen zwingt dich zu Solidarität. Lange sehe ich immer nur diese Szene vor meinem inneren Auge: mein Vater, Stift in der Hand und Blatt auf dem Schoss, denkend und konzentriert, und meine Mutter, in Reizwäsche, aufreizend, sich meinem Vater auf den Schoß setzend, ihm den Stift aus der Hand nehmend und mit diesem ihre Brustwarzen umrandend, meine Mutter, sexuell aktiv; dann der Argwohn meines Vaters, seine Kraft – mit Macht stößt er sie von sich. Weinend und an der Lippe blutend kauert meine Mutter auf dem Boden. Und ich? „Ich ging hin, um ihr zu helfen. Nein, nein, es war anders. Ich bin zu ihm gegangen" (Filmzitat).

„Nichts an dir ist echt" – ja und?

Ich bin abhängig von den Blicken anderer. Und gleichzeitig empfinde ich ihre Bestätigung als Übergriff. Was fällt diesem Bettler ein, mich darum zu bitten, immer so schön zu bleiben? Diese Annahme, als wäre ich für ihn schön, welch Hohn. Oder der Tankwart, der, zuvorkommend und freundlich, mir das Tanken deshalb abnehmen möchte, damit ich mein schönes Kleid nicht beschmutze. Dass ich nicht lache. Diese Männer, denken, die Welt drehe sich um sie. Als würde eine Frau nur für sie schön sein (wollen). Auf ihr Urteil kann ich verzichten. Warum aber nehme ich mir durchsichtige Unterwäsche von der Stange, als ich diese körperlose Stimme sagen höre „ein bisschen breit um die Hüften rum" (Filmzitat)? Warum zeige ich mich dann erst recht? Weil ich das Gegenteil beweisen möchte? Weil ich ihnen ihr Unrecht (und in Rechtsfragen bin ich

bekanntlich Spezialistin) vor Augen führen muss? Eine große Hand packt mich von hinten an der Kehle und eine raue Stimme flüstert in mein Ohr: „Nichts an dir ist echt, und jeder weiß, dass du eine Betrügerin bist“ (Filmzitat). Dann lässt sie mich jäh los und ich stürze auf die Erde, wo ich im Schmutze kriechen soll, meiner Namensvetterin gleich, die sich der Verführung und Sünde schuldig machte durch den Drang nach Erkenntnis, nur dass ich meine Augenlider zusammenpresse, um nichts erkennen zu müssen.

Ja, echt sind weder meine Autonomie noch mein Selbstbewusstsein. Ich bin „zwanghaft, neurotisch, von anderen abhängig“ (Filmzitat), wie die Psychologin, mit der ich neuerdings vögle, diagnostiziert – ich bin ein verängstigtes, traumatisiertes Kind. Aber ich bin mir dessen nicht bewusst. Ich verkenne die Halluzinationen, ich verkenne die Bilder, die mir aus dem Spiegel entgegenblicken. Ich verkenne meine Selbstinszenierung, ich verkenne mich. Dass dieses Verkennen symptomatisch für Perversionen ist – wie Kaplan behauptet –, interessiert mich nicht. Warum ist es so wichtig, echt zu sein bzw. authentisch zu wirken? Warum kann ich das nicht sehen wie Annuncata? Sie arbeitet als Bodydouble. Sie gibt einer Frau einen perfekten Körper, einer anderen Frau ihren Körper. Und vertritt die Meinung: „Ihr müsst alles sein für jeden. Ihr müsst euch selbst auslöschen. Ihr müsst zurück zum Ursprung“ (Filmzitat). Wer ist in diesem Fall wer? Und für wen? Handelt es sich bei dieser Art der Selbstinszenierung um eine Perversion? Wenn man sich selbst mehr noch als verkennt, wenn man sich selbst als Selbst auslöscht und in der Leere erkennt? Nein, dort in der Leere ist er nicht, mein Platz. Nicht die anderen sollen mich beschreiben. Ich selbst bemale meine Leinwand nach meinem Gutdünken. Was ihr schließlich in meinem Kunstwerk erkennt, liegt an euch. Ich hingegen suche den Blick in den Spiegel, um mich meiner zu vergewissern. Ich befrage ihn nach meinem Ich. „Spieglein, Spieglein an der Wand“ (Filmzitat). Und abgesehen davon, dass der Spiegel nicht meinen Namen nennt (als wäre das alleine nicht schlimm genug), verzerrt er meine Gesichtzüge, transformiert mich in dieses Wesen, für das ich keine Worte erübrigen kann.

Was bitte soll diese fette, ungepflegte, unzivilisierte Frau, die mir aus dem Ort hinter dem Spiegel entgegentritt und mich mit ihrem flehenden Blick fixiert, mit mir zu tun haben? Ich will davon nichts wissen. Und der Spiegel sowie all meine Erfahrungen mit ihm soll ein Symbol für (m)ein Verkennen sein, ein filmischen Mittel der Visualisierung einer Metapher, die mein bisheriges Leben strukturiert?

> Und ich glaube, dass es zwischen den Utopien und diesen völlig anderen Orten, den Heterotopien, eine gemeinsame, eine gemeinschaftliche Erfahrung gibt, für die der Spiegel steht. Denn der Spiegel ist eine Utopie, weil er ein Ort ohne Ort ist. Im Spiegel sehe ich mich dort, wo ich nicht bin, in einem irrealen Raum, der virtuell hinter der Oberfläche des Spiegels liegt. Ich bin, wo ich nicht bin, gleichsam ein Schatten, der mich erst sichtbar für mich selbst macht und der es mir erlaubt, mich dort zu betrachten, wo ich gar nicht bin: die Utopie des Spiegels. Aber zugleich handelt es sich um eine Heterotopie, insofern der Spiegel wirklich existiert und gewissermaßen eine Rückwirkung auf den Ort ausübt, an dem ich

> mich befinde. Durch den Spiegel entdecke ich, dass ich nicht an dem Ort bin, an dem ich bin, da ich mich dort drüben sehe. Durch diesen Blick, der gleichsam tief aus dem virtuellen Raum hinter dem Spiegel zu mir dringt, kehre ich zu mir selbst zurück, richte meinen Blick wieder auf mich selbst und sehe mich nun wieder dort, wo ich bin. Der Spiegel funktioniert als Heterotopie, weil er den Ort, an dem ich bin, während ich mich im Spiegel betrachte, absolut real in der Verbindung mit dem gesamten umgebenden Raum und zugleich absolut irreal wiedergibt, weil dieser Ort nur über den virtuellen Punkt jenseits des Spiegels wahrgenommen werden kann. (Foucault 2005, 935 f.)

Nur, dass wir uns richtig verstehen: Willst du damit etwa sagen, dass ich durch diese widerliche, abstoßende Frau zu mir selbst zurückkehre? Oder dass mir die Stimme des Spiegels, die nicht mich, sondern diese Andere als Schönste tituliert, dabei unterstützt, mich dort zu sehen, wo ich bin? Ja, wo bin ich denn? Und wohin soll ich zurückkehren? In meine erinnerte Vergangenheit, um meine Zukunft (neu) zu erfinden?

„Mein Seil! Man hat mir mein Seil durchtrennt" – und jetzt endlich stürze ich

Hinter meinen geschlossenen Augen laufen antiquierte Stummfilme ab mit mir in der Hauptrolle, Horrorfilme, zu deren Rezeption ich gezwungen werde. Sie setzen mir Bilder in den Kopf – leitmotivisch: das Seil, das fesselt und keinen Handlungsspielraum lässt; der Spiegel und das Spiegelbild, deren Reflexion und Reflexivität ich mich zu verweigern suche; die Maskierung, das dem erkennenden Auge Verdeckte.

Das vermeintlich sichere Seil, das Halt und Verbundenheit symbolisiert, steht letztlich für einen Drahtseilakt, den ich, ebenso wie jede andere Person, zu absolvieren habe. Es spannt sich über der tiefen Kluft zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und Normierungen sowie dem Zwang zu Autonomie, Individualität und Einzigartigkeit des Subjekts. Nehmen wir beispielsweise feministische Diskurse. Initiiert durch die Bestrebungen politisch aktiver Frauen (wahrscheinlich waren auch vereinzelt Männer unter ihnen, doch lassen wir diese jetzt und zur Abwechslung mal in Anlehnung an differenzfeministische Stimmen wie die Senta Trömel-Plötz' sprachlich und damit existenziell unter den Tisch fallen) kursiert heute größtenteils im Alltagswissen der Menschen der westlichen Welt ein idealisiertes Bild der Frau als modern und emanzipiert, will meinen: Frauen sollen ihre eigene Chefin sein, können zwar Kinder gebären (vor allem weil die Medizintechnologie in dieser Hinsicht noch nicht weit genug fortgeschritten ist), müssen aber nicht gezwungenermaßen, dürfen aber auf keinen Fall in der klassischen Rolle als Hausfrau und Mutter aufgehen (und wenn sie das doch tun, brauchen sie doch wenigstens die Ausrede, dass der Mann besser verdiene und daher besser geeignet sei, die Familie zu ernähren, vor allem in solch schwierigen Zeiten, was aber rein gar nichts damit zu tun habe, dass Männer prinzipiell besser verdienen – das ist doch längst passé –, sondern weil sie eine bessere Ausbildung genossen haben, was selbstverständlich auch

nur mit persönlichen Interessen und Neigungen zu tun habe und auf keinen Fall gesellschaftsstrukturell gesehen werden dürfe), sondern sollen die Kinder so früh wie möglich in Betreuung geben, um weiterhin uneingeschränkt ihren selbst gewählten Weg gehen zu können. Diese moderne Konzeption von Weiblichkeit transportiert wie jede Kategorisierung Normierungen und Standardisierungen, die zu Ein- und Ausschlüssen führen. Wer dazugehören möchte, hat sich entsprechend konform zu verhalten. Und was, wenn ich dazugehören möchte, die Beitrittbestimmungen aber nicht einhalten kann? Wenn ich beispielsweise nicht an natürliche (Zwei-/)Geschlechtlichkeit mitsamt ihrer Spezifika (weibliche und männliche Verhaltensweisen) glaube, an natürliche Muttertriebe und -liebe, aber dennoch ein Kind gebäre, dass ich (irgendwann) am liebsten immer um mich herum haben möchte, für das ich mich zu opfern bereit bin? Oder wenn ich an die Stärke und den Zusammenhalt von Frauen appelliere und männliche Hegemonie (ob im Beruf oder im Privatleben) kritisiere und ablehne, dann aber in einer Situation gewaltsamer männlicher Dominanz statt zur degradierten Frau zum Alphatier halte? Was dann? Ja dann scheint nur Verdrängung zu helfen. Weg mit den Bildern, weg mit den Erinnerungen, weit hinein tragen und tief begraben im unbewussten Teil meiner selbst. Und pervers werden.

Im Stürzen findet sich so viel mehr Beweglichkeit als im Balancieren auf einem Seil. Du kannst dich wenden und drehen, von Windböen lenken lassen oder selbst mit den Flügeln schlagen, davon gleiten oder anecken. Im Sturz ist so viel mehr möglich als oben auf dem Seil. Erst im Dazwischen und im Hin und Her lassen sich Widersprüche aushalten und produktiv nutzen, zwischen Utopie und Heterotopie richten wir uns ein.

So sind am Ende des Films wir es, die den Spiegel, den sich Eve letztlich bewusst aneignet, um ihren Blick von sich selbst als autonomes Selbst ab- und ihrer determinierten Pluralität zuzuwenden, in die eigenen Hände gelegt bekommen. Und am Ende liegt es bei dir selbst, den Anfang zu machen, hin-, weg- oder eben teilnahmsvoll zuzuschauen bei den Filmen, die dir situative Konstellationen von Erfahrungen, Wissensbeständen, Ideologien und filmischen Vorlagen visionär erinnernd an deine beiden Augenleinwände projizieren. Bist du bereit? Dann befrage deine Spiegel:

Spieglein, Spieglein in der gefesselten Hand…

Anmerkungen

1 Unzutreffender, anstößiger und zugleich inspirierender könnte die deutsche Übersetzung nicht ausfallen, als *Female Perversions*, einen Film, der sich kritisch mit Naturalisierungen und Homogenisierungen von Kategorien beschäftigt, mit dem Titel *Phantasien einer Frau* zu überschreiben. Nicht um die Phantasien einer, eher um Neurosen mehrerer Frauen kreist der 1996 in Anlehnung an Louise Kaplans psychoanalytische Studie über weibliche Perversionen gedrehte Debütfilm von Susan Streitfeld, und lässt sich damit im diskursiven Kontext einer *queer*-feministischen Kritik an einer rigiden heteronormativen Geschlechterordnung als Spiegel jeglicher (perversen) Fremd- und Selbstkonstitution situieren. Um einerseits auf die Unzulänglichkeit bzw. inspirierende interpretative Offenheit des deutschen Untertitels sowie andererseits auf die Subjektivität des Filmverständnisses hinzuweisen, be-/schreibe ich im Folgenden meine Phantasien, wie sie sich mir durch die Rezeption des Films aufdrängen – Phantasien einer Frau, wenn du so willst.

2 Man denke nur an die Märchen der Brüder Grimm und deren moralische Anekdoten zur Unterstützung einer als positiv gewerteten Charakterbildung.

3 Kaplans Buch entspringt dem Vorhaben, die Konzeptualisierungen von Perversionen, wie sie lange ‚nur' für Männer formuliert und erforscht wurden, aufgrund von feministisch-politischen Gleichheitsbestrebungen auf Frauen auszudehnen. Da aber ebenso alle anderen Menschen, auch Männer, mit be- und einschränkenden Geschlechterkonventionen konfrontiert sind, habe ich wiederum Kaplans Sicht erweitert und den Begriff ‚Frau' durch ‚Mensch' ersetzt.

Literatur

Degele, Nina (2008) *Gender/ Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Wilhelm Fink.

Foucault, Michel (2005) „Von anderen Räumen." *Schriften*. Vierter Band. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 931–942.

Haraway, Donna (1995) „Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive." *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Hg. Donna Haraway. Frankfurt/M./ New York: Campus, 73–97.

Kaplan, Louise J. (1991) *Weibliche Perversionen. Von befleckter Unschuld und verweigerter Unterwerfung*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Film

Female Perversions. Phantasien einer Frau [Female Perversions] (1996). Regie Susan Streitfeld. MCP Sound & Media AG.

Forum

Susanne Weitbrecht

Dual Career Couples als Herausforderung für das Wissenschaftsmanagement

Impulse für den Dialog zwischen Theorie und Praxis des Wissenschaftsmanagements gab das Symposium „Dual Career Couples fördern – eine Herausforderung für das Wissenschaftsmanagement", zu dem am 24. Juli 2009 etwa 70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland, Österreich und der Schweiz den Weg an die Eberhard-Karls-Universität Tübingen fanden. Organisiert wurde das Symposium im Rahmen des Netzwerks „Förderung Dualer Karrieren" von Dr. Elke Gramespacher, die seit Januar 2008 die Servicestelle „Dual Career Couples" an der Universität Tübingen leitet. Am Netzwerk sind seit Ende 2007 mehrere Hochschulen in Baden-Württemberg und der Schweiz beteiligt.[1] Gefördert wird das Netzwerk vom *Wissenschaftsministerium Baden-Württemberg* und von der Internationalen Bodensee-Hochschule. Das Symposium machte vor allem deutlich, wie viele sehr unterschiedliche Dimensionen das in der deutschen Hochschul- und Wissenschaftslandschaft noch recht junge Thema „Dual Career Couples" besitzt.

Nach der Begrüßung durch die Prorektorin der Universität Tübingen, Prof. Dr. Stefanie Gropper, wurde zunächst ein Blick über die Grenzen Europas geworfen.

Joan Murrin, seit 1994 Leiterin des „Dual Career Network" der University of Iowa (USA), berichtete über den Aufbau des Dual Career Service an ihrer Hochschule, die mit elf Colleges, 13.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und 30.500 Studierenden zu einer der größeren Hochschulen in den USA gehört. Ihr Beitrag zeigte, dass die unterschiedlichen Rahmenbedingungen der Struktur und der Finanzierung von Hochschulen in Deutschland und den USA und insbesondere die in den USA sehr viel stärker ausgeprägte Kultur des „Human Ressources Management" die dortige Praxis nur teilweise übertragbar auf deutsche Verhältnisse machen. So ist z.B. das *dual hiring*, bei dem im Rahmen einer Einstellungsverhandlung eine Stelle für den Partner oder die Partnerin mit verhandelt wird, in den USA schon lange nichts Ungewöhnliches mehr. Trotzdem konnten dank Murrins Ausführungen auch Parallelen festgestellt und interessante Einsichten aus der US-amerikanischen Praxis für die Akteu-

rinnen und Akteure an deutschen bzw. europäischen Hochschulen gewonnen werden. So wurde beispielsweise deutlich, dass die Akzeptanzprobleme von Seiten der Hochschulleitungen und Hochschulverwaltungen in den USA vor 15 Jahren ähnlich groß waren, wie sie heute an deutschen Hochschulen sind. Inzwischen hätten – so Murrin – die Hochschulen in den USA aber erkannt, wie stark sie von diesen Angeboten profitierten. Eine wichtige Rolle im Hinblick auf die Akzeptanz spiele die stetige Professionalisierung der Angebote und Programme, die auch durch regelmäßige interne und externe Evaluation sichergestellt werde. Es gelte immer wieder aufs Neue, die Interessen der Stakeholders auf der einen und der Klientinnen und Klienten auf der anderen Seite auszuloten und die Programm-Effektivität zu evaluieren. Ebenso wichtig sei der Aufbau interner und externer Netzwerke z.B. mit Wirtschaftsunternehmen und Kommunalverwaltungen in der Region. Im Laufe der Jahre hätten sich die Serviceangebote des „Dual Career Network" an der University of Iowa immer mehr ausdifferenziert. Dabei sei es wichtig, möglichst konkrete Richtlinien für die Programme und die einzelnen Angebote zu entwickeln. So sollten zum Beispiel Zielgruppe, angebotene Serviceleistungen und maximaler Zeitraum für die Betreuung einzelner Klientinnen und Klienten möglichst genau definiert werden. Dies sei ein Weg, mit den unterschiedlichen und teils auch zu hohen Erwartungen, die an ein solches Programm herangetragen werden, professionell umzugehen. Aufgrund der stark ausgeprägten Kooperation mit der Wirtschaft (derzeit kooperiert das „Dual Career Network" der University of Iowa mit etwa 500 Wirtschaftsunternehmen) seien Teile des DCC-Service inzwischen zum Profitbereich geworden. Firmen ließen sich – so Murrin auf Nachfrage – den Service zum Teil vierstellige Summen pro Klient oder Klientin kosten. Mit Blick auf die Zukunft plädierte die Praktikerin für die weitere Professionalisierung der Serviceangebote, die jährliche Überprüfung von Methoden, Informationsmaterial und Programmeffektivität und insbesondere die Kooperation mit anderen Organisationen, Akteurinnen und Akteuren, die im Bereich „Human Ressources Management" tätig sind. Am Ende lud die Referentin alle Anwesenden zur in den USA jährlich stattfindenden „Dual Career Conference" ein, die im Sommer 2010 an der University of Iowa ausgerichtet wird.

Von der Praxis leitete der nächste Beitrag zur Theorie über. Die aktuelle Etablierung der „Dual Career Services" an Hochschulen findet im Rahmen der zum Teil tiefgreifenden Veränderungen des Hochschul- und Wissenschaftsmanagements in Richtung Professionalisierung und Internationalisierung statt. Einen instruktiven Beitrag hierzu hielt Prof. Dr. Georg Krücken, Inhaber des „Stiftungslehrstuhls für Wissenschaftsorganisation, Hochschul- und Wissenschaftsmanagement" an der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer. Er beschrieb zunächst den aktuell stattfindenden Inklusionsprozess, d.h. die Öffnung der Hochschulen für immer größere Zielgruppen und die Entstehung neuer akademischer Fächer als internationalen Trend. Hinzu kämen – neben den klassischen Aufgaben „Forschung und Lehre" – im Rahmen der „dritten akademischen Mission" die Anforderungen an die Hoch-

schulen, einen Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung und technischen sowie gesellschaftlichen Innovation zu leisten.

Mit der historisch gewachsenen Organisationsstruktur der Hochschulen, die als vergleichsweise alte Organisationsform lange als „lose gekoppeltes System" autonomer Einzelforscherinnen und Einzelforscher funktionierte, seien diese neuen Anforderungen nicht mehr zu bewältigen.

Die Universität als moderne Organisation müsse – so Krücken – ihre Handlungs- und Entscheidungskompetenzen gegenüber dem Staat sowie der Professorinnen und Professoren erweitern und Organisationsziele definieren. Entscheidungen und Unterlassungen fielen künftig auf die Gesamtorganisation zurück. Dies habe zur Folge, dass die formalen Strukturen ausgedehnt und das Wissenschaftsmanagement professionalisiert werden müssen. Ein von Krücken geleitetes Forschungsprojekt zur Professionalisierung im deutschen Hochschulsystem geht der Frage nach, welche neuen Aufgaben als innerhalb der Hochschulverwaltung liegend wahrgenommen werden und wie diese künftig in einer sich neu formierenden Verwaltungsstruktur verortet sein könnten. Krücken trat zunächst dem verbreiteten Eindruck entgegen, das Verwaltungspersonal würde in den letzten Jahren zulasten des wissenschaftlichen Personals an Hochschulen stark zunehmen. Eher das Gegenteil sei der Fall: Zwischen 1997 und 2004 habe sich der Anteil des nicht-wissenschaftlichen Personals von 40,7 Prozent auf 38,5 Prozent sogar leicht verringert. Trotzdem differenzierten sich die Aufgabenbereiche im administrativen Hochschulmanagement aus und die Anforderungsprofile der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter würden spezialisierter. Es entstünden neue Tätigkeits- und Berufsfelder – z.B. in den Bereichen Qualitätsentwicklung, Forschungsmanagement und Fakultätsmanagement. Rekrutiert werde das Verwaltungspersonal inzwischen verstärkt auch überregional. Als Qualifikationskriterium gewinne die Affinität zu den Kernprozessen Forschung und Lehre der Organisation Hochschule an Bedeutung. Das professionelle Selbstverständnis dieser neuen Berufsgruppen sei geprägt von einem Dienstleistungsverständnis gegenüber der Hochschule und den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie der Verpflichtung gegenüber der Hochschule als Gesamtorganisation. Als Basis der Arbeit werde die bereichsspezifische Expertise im Hinblick auf neue Instrumente (z.B. zur Steuerung von Veränderungsprozessen) und Organisationsumwelten (z.B. neue Kooperationspartner und -formen aufgrund neuer Aufgabenstellungen) betrachtet. Vor diesem Hintergrund sei auch zu beobachten, dass die Zahl der Netzwerke für Expertinnen und Experten sowie entsprechender Fortbildungsprogramme deutlich gewachsen sei. Ziel sei dabei vor allem der Austausch über „best practices".

In der sich an den Beitrag von Krücken anschließenden Diskussion ging es unter anderem um die Problematik, dass Service- und Transferstellen, die in den letzten Jahren für verschiedene Bereiche in Hochschulverwaltungen geschaffen wurden, die Gefahr bergen, von den Kernprozessen in Forschung und Lehre entkoppelt zu sein und damit eher eine symbolische Funktion als faktische Wirkung besäßen. Auch sei noch offen, welche Bedeutung der Gleichstellungspolitik im Neuformierungsprozess des Hochschulmanagements letztlich beigemessen

werde. Durch die inzwischen, auch dank *Deutscher Forschungsgemeinschaft* und *Wissenschaftsrat*, breit institutionalisierte Diskussion über Gleichstellungsziele an Hochschulen, so Krücken, sei aus seiner Sicht für die weitere Etablierung von Gleichstellungsmaßnahmen eine gute Basis geschaffen. In diesem Kontext verwies Krücken auch auf eine Tagung zum Thema „Chancengleichheit von Frauen und Männern in der Wissenschaft", die am 12./13. April 2010 an der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer stattfand. Sie sollte unter anderem der Frage nachgehen, wie sich die Gleichstellungsarbeit im Rahmen der Professionalisierung des Hochschulmanagements weiterentwickeln und verorten wird.

Dual Career Couples als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung aus einer ganz anderen Perspektive stellte im Anschluss Prof. Thomas Hinz von der Universität Konstanz vor. In dem von ihm geleiteten Forschungsprojekt „Doppelkarrierepaare in der Wissenschaft – paarinterne Abstimmungsprozesse und der Einfluss der Universitäten", das sich derzeit noch in der Anfangsphase befindet, sollen Paare nach ihren Entscheidungskriterien für das Annehmen oder Ablehnen von Stellenangeboten befragt werden. Neueren Studien zufolge sei jedes fünfte Paar ein Dual Career Couple, d.h. beide haben einen akademischen Abschluss und sind voll berufstätig. Interessant sei dabei, dass bei Frauen der Anteil derjenigen, die einen gleich gut ausgebildeten Partner haben, bei 46 Prozent - bei Männern aber nur bei knapp 30 Prozent liege. Dual Career Angebote hätten daher für Frauen möglicherweise eine noch stärkere Relevanz als für Männer. Für Personalrekrutierungsstrategien gewännen Angebote wie etwa das „dual hiring" oder andere Angebote von Dual Career Services für Hochschulen und auch für Wirtschaftsbetriebe zunehmend an Bedeutung. Vor diesem Hintergrund soll das Forschungsvorhaben – so Hinz – u.a. Erkenntnisse darüber erbringen, wie Karrieren in solchen Partnerschaften räumlich koordiniert werden, wie sich die Gewichtung der beiden Karrieren im Zeitverlauf verändert, und welche Relevanz einzelne institutionelle Merkmale von Hochschulen bei der Entscheidung für oder gegen ein Stellenangebot haben. Mit Hilfe eines innovativen methodischen Ansatzes – der Vignettenanalyse[2] – soll auch geklärt werden, welche Rolle bei den Entscheidungen die Erwerbsoptionen für mitziehende Partnerinnen und Partner und die Verhandlungsmacht innerhalb der Partnerschaft spielen. Weitere Kriterien, deren Entscheidungsrelevanz erhoben werden soll, sind Merkmale der Stelle (z.B. Aufgabe, Dotierung, Befristung), Reputation der Hochschule, Lehrbelastung, Verkehrsanbindung, berufliche Chancen des Partners oder der Partnerin, Kinderbetreuungsangebote und die Unterstützung des Partners oder der Partnerin bei der Stellensuche. Professor Hinz bat die Anwesenden um Unterstützung bei der Suche nach Probandinnen und Probanden für die Studie. Im Anschluss stellte er einige Ergebnisse aus einer Vorläuferstudie vor. So setze eine hohe Umzugsbereitschaft von akademischen Paaren beidseitige Berufsoptionen voraus. Auch werde in der Regel der eigenen Berufslaufbahn höheres Gewicht beigemessen als derjenigen des Partners oder der Partnerin. In der sich anschließenden Diskussion wurde darauf aufmerksam gemacht, dass die berufliche Mobilität mit zunehmendem Alter der

Kinder sinke. Dies zeige die bisherige Beratung in DCC-Servicestellen. Grund sei die problematische Situation älterer Kinder bei Schulwechseln sowie beim Wechseln des sozialen Umfeldes.

Eine wissenschaftspolitische Dimension des Themas „Dual Career Couples" beleuchtete der Beitrag von Dr. Hubert Detmer – Justitiar und zweiter geschäftsführender Vorstand des *Deutschen Hochschulverbandes* in Bonn. Er stellte zunächst einmal klar, dass aus seiner Perspektive das Thema „Dual Career Couples" nichts mit Gleichstellung zu tun habe, sondern – auch von den Hochschulen – ausschließlich als Rekrutierungsinstrument im „Kampf um die besten Köpfe" gesehen werde. Zur Genese des Themas in Deutschland führte Detmer aus, dass noch zu Beginn der 1990er Jahre das Thema „Doppelkarriere" an deutschen Hochschulen ein ausschließlich negatives Image – Stichwort: „Nepotismus-Verdacht" – hatte. Eine Umfrage des *Deutschen Hochschulverbandes* im Jahr 2008 ergab dagegen, dass inzwischen 40 Prozent der deutschen Universitäten von sich behaupten, Dual Career-Strategien als Teil ihrer Berufungskultur zu verstehen. Trotzdem – so Detmer – sei das Thema bei weitem noch nicht vom „Schmuddelkind zum Hätschelkind" an deutschen Hochschulen geworden. Allerdings könne festgestellt werden, dass im Zuge des inzwischen hoch kompetitiven Wettbewerbs der Hochschulen um die „besten Köpfe" „neue Währungen", wie z.B. Dual Career-Optionen, familiäre Aspekte, Lehrdeputate etc. im Rahmen von Berufungsverhandlungen entstünden und an Bedeutung gewännen. Im Zuge der W-Besoldung habe die Nachfrage nach Rechtsberatung und Coachings für Berufungsverhandlungen beim *Deutschen Hochschulverband* stark zugenommen. In etwa 10 Prozent der Beratungen spielten – so Detmer – Dual Career-Fragen eine entscheidende Rolle. Dabei zeige die Beratungspraxis, dass die konkreten Dual Career-Fälle aus juristisch-kasuistischer Perspektive äußerst heterogen seien. Das klassische Job-Sharing sei dabei der seltenste Fall mit – geschätzt – unter einem Prozent. Häufiger dagegen sei die „Huckepack-Konstellation", bei der einem/r mitziehenden PartnerIn berufliche Optionen eröffnet werden sollen. Das relativ flexible W-Besoldungsrecht und die zunehmende Autonomisierung der Hochschulen und ihrer Haushalte böten dabei zahlreiche neue Spielräume für individuell zugeschnittene Stellenangebote. Detmer erläuterte hierzu einige konkrete Beispiele, die in verschiedenen Bundesländern bereits möglich seien, wie z.B. abgekürzte Berufungsverfahren, weisungsfreie Stellen für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Gastprofessuren und verschiedene Teilzeit-Konstellationen. Für die Zukunft wichtig – so Detmer – seien vor allem auch die Kooperation mit regionalen Institutionen außerhalb der Universität, mit Wirtschaftsbetrieben und die Etablierung entsprechender Servicecenter an den Hochschulen.

Nach den vier Vorträgen wurden in zwei Workshops noch die Themen „Beratungssituationen mit Dual Career Couples", „Dual Career Couples Service an (Fach-)hochschulen" und „Dual Career Förderung in USA – was lernen wir für Europa" vertiefend erörtert.

Das Symposium hat im Ergebnis nicht nur deutlich gemacht, wie viele verschiedene Facetten das Thema „Förderung von Dual Career Couples“ sowohl für die Forschung als auch für die Praxis des Wissenschaftsmanagements hat. Es hat auch gezeigt, dass die Etablierung dieser Praxis an deutschen Hochschulen noch in den „Kinderschuhen“ steckt. Eine weitere wichtige Erkenntnis war, dass sich das Thema „Dual Career Förderung“ in der konkreten Umsetzung zunehmend aus dem Gleichstellungskontext herauslöst. Für die Gleichstellungspolitik an Hochschulen wird es daher künftig auch darum gehen, ob es gelingt, die gleichstellungspolitischen Ziele, die ursprünglich mit diesem Thema verbunden waren, im Zuge der Etablierung und Professionalisierung dieser Angebote weiterzuverfolgen.

Anmerkungen

1 Universität Konstanz, HTWG Konstanz, Hochschule Ravensburg-Weingarten, Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Pädagogische Hochschule Weingarten, Universität Zürich, ZHAW Zürich; weitere Informationen zum Netzwerk: www.uni-konstanz.de/dcc.

2 Die „Vignette“, eine aus verschiedenen variablen Faktoren und Merkmalen bestehende Kurzgeschichte, wird den Probandinnen und Probanden zur Beurteilung vorgelegt. Bei der anschließenden statistischen Auswertung wird die Bedeutung der einzelnen Faktoren analysiert.

Claudia Rohde

Das verleugnete Thema: Gewalt gegen Männer

Bericht zur Tagung „Gender und häusliche Gewalt. Wie beeinflussen die Rollenerwartungen die mit häuslicher Gewalt befassten Professionen?“ am 8. Dezember 2009 im Kaisersaal des historischen Kaufhauses Freiburg i. Br.

Eine Studie als Einleitung

2002 wurde vom *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* eine Pilotstudie[1] in Auftrag gegeben: „Gewalt gegen Männer in Deutschland. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland“. Das Tabuthema „Gewalt gegen Männer“ wurde hier in einem ersten Schritt analysiert.

Ein zentrales Ziel der gesamten Pilotstudie war es, den derzeitigen Forschungs- und Erkenntnisstand über „Gewalt gegen Männer in Deutschland“ zu beschreiben. Ebenso sollten unterschiedliche Forschungsmethoden für eine repräsentative Folgestudie entwickelt und bewertet werden. Die Pilotstudie konzentrierte sich dabei auf die Beforschbarkeit, das Ausmaß und die Formen der Gewalt gegen Männer. Besonders der Punkt der Beforschbarkeit, ob das Thema ‚reif‘ für eine repräsentative Befragung der in Deutschland lebenden Männer ist, sollte ergründet werden. Das bedeutet, es sollte geprüft werden, ob die Voraussetzungen für die Durchführung einer großen Untersuchung auf Seiten der Theoriebildung, der Forschungsmethodologie und vor allem auf Seiten der zu Befragenden gegeben sind. Der erste Schritt dazu war die Realisierung von 32 qualitativen Interviews. Die dadurch erhaltene Datenbasis diente als Orientierung für quantitative Fragebögen. An dieser quantitativen Befragung nahmen 266 Männer teil. Wo es möglich war, sollten durch dieses Vorgehen erste zahlenmäßige Schätzungen zur Betroffenheit vorgestellt werden, um später eine groß angelegte Studie zu Ausmaß, Relevanz, Hintergründen und Folgen von Gewalt gegen Männer durchführen zu können. Durch diese Herangehensweise war es möglich, den Erkenntnisbedarf zu skizzieren und bisherige Wissenslücken aufzuzeigen. Zu den wichtigen Erkenntnissen der Studie gehört, dass Männer generell über Gewalt reden können, die sie persönlich erfahren haben, was eine Forschung auf diesem Gebiet erst möglich macht.

Eine der Gefahren bei der Konzeption und Durchführung der Studie bestand darin, einerseits die Gewalterfahrungen von Männern zu dramatisieren und dabei andererseits die Gewalterfahrungen von Frauen zu bagatellisieren. Deshalb hatten sich die Forscher zum Ziel gesetzt, eine möglichst große Ergebnis-

offenheit zuzulassen, damit das Feld angemessen erkundet werden konnte. Dabei stießen sie auf eine generelle Problematik: Was beinhaltet der Begriff ‚Gewalt', der immer eine Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit beinhaltet? Die Forscher kamen zu dem Schluss, dass der Gewaltbegriff notwendigerweise prozesshaft sein muss, denn es gibt nicht nur eine Form der Gewalt, sondern viele Stufen, Ausformungen und Auswirkungen. Es sollte eine Mischung zwischen der sozialen Konstruktion eines Gewaltbegriffs und der individuellen Wahrnehmung der Betroffenen gefunden werden. Bisherige Gewaltdefinitionen in der Gewaltforschung stammen überwiegend aus der Perspektive der TäterInnen. Deshalb sollte in der vorliegenden Studie die Opferperspektive auf widerfahrene Gewalt eingenommen werden. So kam erstens die Frage auf, wie man einen Begriff schafft, der die widerfahrene Gewalt benennen kann, ohne diese mit positiven Assoziationen zu belasten, wie es mit dem Begriff ‚Erfahrung' geschieht. Das Team entschied sich für einen von Heinrich Popitz stammenden Begriff, den er 1992 in seinem Buch *Phänomene der Macht* nennt: „Verletzungsoffenheit". Damit wird ausgedrückt, dass jeder Mensch verletzbar ist. Zweitens sollte Gewalt in diesem Forschungsprojekt weit gefasst werden, um möglichst viele Facetten des Forschungsgegenstands zu erfassen. Gewalt wurde als all das begriffen, was Verletzungen (physisch und psychisch) zufügen kann. Da das Projekt aber als Pilotstudie gedacht war, musste eine Einschränkung vorgenommen werden, um nicht zu viele Aspekte der Gewalt einzubeziehen. Der Fokus wurde letztlich auf die Erfassung von personaler Gewalt gelegt. Personale Gewalt wurde hierbei als jede Handlung eines Menschen begriffen, die einer anderen Person Verletzungen zufügt und von der man annimmt, dass sie diese verletzen soll oder zumindest Verletzungen billigend in Kauf genommen werden. Um ein möglichst breites Spektrum erfassen zu können, wurde in den Fragebögen – die auf die qualitativen Interviews folgten – nicht nach Gewalt, sondern nach konkreten Gewalthandlungen gefragt. *Gewalthandlungen* sind dabei solche Handlungen, bei denen es sehr wahrscheinlich zu Verletzungen gekommen ist bzw. kommen könnte und bei denen eine Intention des Täters oder der Täterin vermutet werden kann. Außerdem wurde die Kategorie *Belastung* benutzt. Damit konnte man Ausprägungen von Gewalt erfassen, die aufgrund der Gewaltdefinition nicht als Gewalt zu bezeichnen sind, die aber von den befragten Männern im Rahmen der Interviews als belastend und damit als relevant beurteilt wurden.

In der Studie konnte das Wissen um Gewalt gegen Männer massiv erweitert werden: Die Erforschung von Gewalt gegen Männer ist deshalb so schwer durchführbar, weil viele Formen der Gewalt unter Männern – beispielsweise kleinere Prügeleien – als Normalität gelten, also gar nicht als Gewalt wahrgenommen werden. Auf der anderen Seite stehen Gewalttaten wie beispielsweise sexueller Missbrauch. Diese sind für Männer mit einem sozialen Tabu belegt und werden aufgrund dessen nicht angezeigt oder zum Thema gemacht. Man(n) würde sich bei der Thematisierung ansonsten dem Vorwurf der Nicht-Männlichkeit ausgesetzt sehen. Was also von der Gewalt, die gegen Männer gerichtet ist, sichtbar wird, ist nur ein minimaler Ausschnitt des wahren Ausmaßes.

Nach der Erhebung wurde eine klare Empfehlung der Forscher *für* eine repräsentative Studie ausgesprochen. Dabei sollten die Ziele sein, ein öffentliches Bewusstsein für Gewalt gegen Männer zu schaffen und ein kompetentes Hilfesystem aufzubauen. Es wurde klar, dass Männer ebenso wie Frauen, ein Menschenrecht auf Schutz vor Verletzung haben.[2] Jeder Mensch, ob Frau oder Mann, Junge oder Mädchen hat ein Recht auf Unterstützung, wenn er oder sie viktimisiert worden ist.

Vor allem bei der Tätigkeit der Polizei und in der Medizin werden Fälle von Gewalt gegen Männer nicht adäquat behandelt, weil sie nicht im Blickfeld der Bevölkerung bzw. der behandelnden Professionen sind. Der allgemeine Konsens darüber, dass Frauen nicht gewalttätig sind, Männer dafür umso mehr, trägt zur Verschleierung dieser Problematiken bei. Diese Mechanismen müssen durchbrochen werden, um bei Frauen auch den Täterinnenstatus und bei Männern den Opferstatus anzuerkennen.

Das Ziel der interdisziplinären Fachtagung „Gender und häusliche Gewalt" im Dezember 2009 war es, kompetent aufzuzeigen, „bis zu welchem Grad wir Männern und Frauen die ‚Freiheit' geben, beide Rollen [Opfer und TäterIn, C.R.] übernehmen zu können (und) welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten hierbei zu Tage treten (...)" (Beschreibung der Tagung auf dem Flyer). Der Tenor der Tagung ging in eine vielversprechende Richtung, die geschilderten Probleme aufzugreifen.[3] Allein die Ausrichtung der Tagung zeigt, dass der Themenkomplex ‚Gewalt und *gender*' stärker in den Blick gerät.

Die Tagung

Die insgesamt sieben Vorträge wurden vom Freiburger Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt (FRIG) organisiert:

Durch **Dr. Constance Ohms** (Frankfurt) wurde der heikle Gegenstand von Gewalt in homosexuellen Paarbeziehungen unter dem Titel „Die Geschlechtsspezifik häuslicher Gewalt" thematisiert. Ohms forscht schon seit vielen Jahren zu dem Thema „Gewalt in lesbischen Paarbeziehungen" und sprach als Projektleiterin von *Broken Rainbow*.[4]

Nach ihrer Aussage herrscht eine Kultur des Schweigens über Gewalt in der Homosexuellen-Szene. Diese entstünde auch infolge der verbreiteten Ansicht, dass Frauen gegen andere Frauen keine Gewalt ausüben und wenn doch, dass es möglich ist, sich gegen eine Frau zu wehren. Bei männlichen Paaren würde das Klischee, dass alle homosexuellen Männer in der BDSM-Szene aktiv seien, verhindern, dass Gewalt in diesen Beziehungen von entsprechenden Hilfestellen ernst genommen werde.

Ohms Kernaussage die Problematik der Entstehung von Gewalt betreffend, lässt sich auf Folgendes verdichten: Je hierarchischer eine Beziehung aufgebaut ist, desto schlimmer kann die ausgeübte Gewalt werden. Des Weiteren merkt sie an, dass erst durch ein *vorurteilsfreies* Hilfsangebot dieses auch angenommen

und somit die Gewalt in homosexuellen Paarbeziehungen zum Thema gemacht werden könne.

Auch **Prof. Dr. Regina Harzers** (Bielefeld) feministischer Blick auf den Begriff der häuslichen Gewalt aus strafrechtlicher Sicht war eindrücklich. In ihrem Vortrag „Der Begriff ‚Häusliche Gewalt' aus strafrechtlicher Perspektive und aus der Sicht einer Feministischen Rechtswissenschaft" beschrieb Harzer ihre Sicht der feministischen Rechtswissenschaft. Für sie stehen dabei der Zweifel an bestehenden Rechtsstrukturen und die Gewalt, die an Frauen verübt wird, im Vordergrund. So stehe man als Richterin vor einem heftigen Dilemma, da es in Harzers Augen keine geschlechtsneutralen Rechtsvorschriften gibt: Entscheide man sich dafür, den männlichen Täter hart zu bestrafen, setze man sich als Richterin leicht der Gefahr aus, der Befangenheit bezichtigt zu werden, da man Partei ergreifen würde. Die Folge sei, dass mittlerweile Gewalt gegen Frauen oft relativiert werde, denn aus Angst, als befangen zu gelten, würden Urteile gefällt, die genau in das Gegenteil umschlagen und zum Beispiel dem Opfer eine Mitschuld geben. Oder man gehe von so genannter ‚fahrlässiger häuslicher Gewalt' aus, deren Existenz Harzer heftig bestreitet. Generell sei es laut Harzer immer problematisch, Urteile zu fällen, denn eine Befangenheit dürfe man als RichterIn nicht zugeben. Harzer ist sich dessen bewusst, dass selbst RichterInnen Standort gebunden bleiben und dies die Rechtsprechung beeinflusst. *Gender* sei also eine Kategorie von vielen, die bei der Rechtsprechung von der ausführenden Person beachtet werden müsse. Bisher herrsche im Recht aber die ‚Fiktion von Geschlechtsneutralität' vor. Das Strafrecht werde in Harzers Augen außerdem oft als ‚Abschreckung' für andere potentielle TäterInnen missverstanden. Es gehe bei der Rechtsprechung aber in erster Linie um die Bestrafung von Unrecht. Man reagiert dabei auf die Straftaten und fällt keine präventiv wirkenden Urteile. Für Harzer soll ein Urteil also nicht abschreckend sein und ein Exempel statuieren, sondern es wird auf ein Delikt angemessen reagiert. Diese Ansicht werde laut Harzer allerdings vielfach in den Medien kritisiert.

Zu dem Vortrag kann meiner Ansicht nach gesagt werden, dass er in jedem Fall einen Beitrag dazu leistete, vom Glauben an eine Objektivität der judikativen Instanz dieses Landes abzurücken, da es anscheinend keine intensive *interne* Debatte über die fragliche Objektivität und Geschlechtsneutralität der RichterInnen gibt.

Dr. phil. Christiane Micus-Loos (Berlin) sagte in ihrem Vortrag, dass das Geschlecht nicht unwichtig dabei ist, wie häufig Jungen oder Mädchen von Gewalt betroffen sind. Dadurch, dass die Mutter immer noch die primäre Bezugsperson des Kindes ist, entwickeln sich Jungen anders als Mädchen und werden auch anders wahrgenommen. Bei Jungen herrschen als Abgrenzung von der Mutter positive Aggressionserlebnisse vor, denn Gewalt wird als positive männliche Eigenschaft oft vom Umfeld bestärkt. Micus-Loos hält außerdem fest, dass es keinen besonders auffälligen Frauentypus gibt, der von Gewalt betroffen ist, so dass es in jeder Familie zu Gewalttaten (physisch oder psychisch) kommen kann, was sich negativ auf die Kinder auswirkt. Gewaltbereitschaft wird

einem Kind laut Micus-Loos mitgegeben und durch Rollenvorbilder vorgelebt. Am Beispiel einer ihrer Forschungen zu Mädchengangs stellte Micus-Loos fest, dass diese neben Jungengangs auf gleicher Augenhöhe existieren. Es gäbe also keinen Unterschied in der Gewaltausübung bei Jugendlichen. Weshalb die Mädchen Gewalt ausüben, wurde von ihr damit erklärt, dass sie in eine Opposition zu stereotypischer Weiblichkeit gehen wollen und sich somit ein neues Bild von Weiblichkeit entwickelt, das mit Gewalttätigkeit kompatibel ist. Im Gegensatz zu Jungen wird die Gewalt der Mädchen von anderen aber nicht mit Anerkennung belohnt oder als Stärke gewertet.

Der Vortrag „Sind auch Frauen zu allem fähig? Zum Umgang der Geschlechter mit Aggression und Gewalt" konnte den Fokus auf die sozialisationsbedingte Gewaltbereitschaft lenken. So wurde es dem Publikum meines Erachtens ermöglicht, von der Biologisierung der Gewalt (nur Männer und Jungen sind gewalttätig) zu einem Verständnis der sozialen Entstehung von Gewalt (Frauen und Mädchen sind ebenso gewalttätig) zu gelangen. Auch wurde deutlich, dass Hilfsangebote für alle Geschlechter entstehen müssen, die jeweils auf die Bedürfnisse des einzelnen Opfers (das zugleich als TäterIn in Erscheinung treten kann) abgestimmt sein müssen.

Leider muss auch gesagt werden, dass manche Vorträge das angekündigte Kernthema der Tagung nicht vollständig trafen, wie beispielsweise der Vortrag „Die Tötung des Intimpartners" von **Heike Akli** (Konstanz). Dass das Kernthema nicht getroffen wurde, lag an der Auswahl des Inhalts und vermutlich auch daran, dass die eigentliche Referentin verhindert war und an ihrer Stelle freundlicherweise Akli kurzfristig einsprang. Der Vortrag war zwar spannend, das Thema Geschlecht als soziale Rolle wurde dabei aber nicht thematisiert, sondern stattdessen die Differenzkategorie Mann/Frau heraufbeschworen: Nach den vorgestellten Studien töten Frauen ihre Intimpartner anders als Männer. Allerdings wurde dies ohne Erklärung stehen gelassen und begünstigt meiner Einschätzung nach eine Präventionsentwicklung daher nur wenig, wie es die Tagung versprach.

Der Vortrag „Gewalt in Paarbeziehungen" wurde auch nicht von der ursprünglich geplanten Referentin gehalten. Dankenswerterweise sprang **Prof. Dr. Cornelia Helfferich** (Freiburg i. Br.) ein. Der Vortrag machte klar, dass die Übergänge von Opfer zu TäterIn fließend sind. Als Einstieg nannte Helfferich Zahlen und verschiedene Muster bei der Gewaltverübung: Situationsgebundene Gewalt komme bei Männern und Frauen etwa gleich häufig vor, während laut Helfferich der so genannte *intimate terrorism* zu 87-97% von Männern ausgeübt werde. Nicht jede Form der häuslichen Gewalt gleicht laut Helfferich also der anderen, ohne dass bewertet werden soll, ob eine Form der Gewaltausübung schlimmer sei als eine andere. Für das Hilfsangebot für Gewaltbetroffene gilt es allerdings, verschiedene Formen zu berücksichtigen. Außerdem komme es – so Helfferich – aufgrund der unterschiedlichen Gewalt oft dazu, dass der Opferstatus von den Betroffenen abgelehnt werde. Es gäbe „im Kopf" der Helfenden also eine fatale Einteilung in ‚gute' und ‚schlechte' Opfer. Weint eine Frau in

der Beratungsstelle beispielsweise nicht, wird sie als nicht so stark betroffen eingestuft. Frauen können sich in dieser Situation nicht sicher sein, ob sie als „Anschwärzerinnen“ eingeordnet werden, wenn eine „Opferhaltung“ nicht eingenommen wird. Helfferich führte außerdem an, dass den Helfenden bewusst ist, dass man Opfer und gleichzeitig TäterIn sein kann. Dies führe zu der Sorge der Helfenden, das richtige Opfer überhaupt identifizieren zu können. Zudem hätten viele Helfende das Bedürfnis der Überzeugung zu sein, nicht so zu sein wie das Opfer, dem sie helfen. Sonst bestehe die Gefahr für die Helfenden, aus der eigenen Angst heraus selbst Opfer werden zu können, gelähmt zu sein und keine Hilfe leisten zu können. Das Opfer muss „klein sein“ und die Hilfe „taktvoll annehmen“ und nicht ablehnen. Helfferich zeigt durch diese Analyse der Gegebenheiten, dass es immens wichtig ist, sich als MitarbeiterIn einer Beratungsstelle immer wieder selbst zu reflektieren. Dabei muss der eigene Standort mit der Gebundenheit in der eigenen Rolle akzeptiert und verstanden werden. Dies schließt den Respekt und die Empathie gegenüber der betroffenen Person und deren Entscheidung, vielleicht zurück in das Gewaltverhältnis zu gehen, ein. Das Credo wäre laut Helfferich, sich bewusst zu machen, dass man nicht immer helfen kann.

Der Vortrag war meiner Meinung nach äußerst gelungen, da eindrücklich gezeigt wurde, wie schwer eine adäquate Hilfe ist und wie sehr man sich als Helfende/r selbst reflektieren muss. Mir hat allerdings gefehlt, dass die oben genannten Mechanismen auch und besonders für Männer gelten. Gerade die Aussage ein ‚schlechtes‘ Opfer zu sein, ist eines der großen Probleme bei einer kompetenten Hilfestellung für Männer. Männer geben nicht zu, dass sie von Gewalt betroffen sind, weil dies als ‚unmännlich‘ angesehen wird. Die Mischung aus „nicht zugeben können“ und generell als „Täter im Verdacht zu stehen“ blockiert viele Männer, Hilfsangebote anzunehmen. Das Angebot zur Gewaltprävention, das sich speziell an Männer richtet, ist hingegen vielfältig.[5] Allerdings werden bei diesen Angeboten Männer ausschließlich als potentielle Täter angesprochen. Meiner Überzeugung nach hat es in der öffentlichen und politischen Diskussion immer den Anschein, als wäre eine Gewalthilfe für männliche Opfer unnötig, da sie als ‚nicht so verletzlich‘ wie Frauen angesehen werden. Das geschieht, obwohl jede Kriminalstatistik dagegen spricht: Männer verüben die meiste Gewalt und sind am meisten von ihr betroffen (siehe Studie „Gewalt gegen Männer in Deutschland“, 100ff). Vom *common sense* und von der sozialen Konstruktion ‚Mann = Täter‘ darf man sich allerdings nicht blenden lassen.

Ein weiterer aufschlussreicher Vortrag kam von **Hans-Joachim Lenz** (Freiburg i. Br.) zur gesellschaftlichen Problematik, dass Männern überhaupt erst der Status von Opfern zuerkannt werden muss, um den bestehenden Fachdiskurs ändern zu können. Dieses Eingeständnis der Verletzungsoffenheit von Männern geschehe aber bisher nur zu einem geringen Teil. Lenz zeigte Strukturen auf, die bisher verhindern, dass Männer ins Blickfeld der Opfer geholt werden. Der Vortrag „Können Männer Opfer sein? Über die kulturelle Verleugnung der männlichen Verletzungsoffenheit“ zeigte, dass Männer nicht nur Täter, sondern

meistens auch Opfer von Gewalt sind, dies aber kulturell und besonders politisch noch immer verleugnet wird.

Meiner Ansicht nach gelang Lenz' Darstellung der Problematik ohne Männer zu verteidigen und ohne die Gewalt, die an Frauen verübt wird, zu schmälern.

Besonders hervorzuheben – im negativen Sinn – ist der abschließende Vortrag „Männliche Aggressivität" von **Prof. Dr. Hans-Jörg Albrecht** (Freiburg i. Br.). Hier wurde deutlich, dass weiterhin biologistischen Erklärungen der Vorrang vor soziologischen Begründungen für die Entstehung von Gewalt eingeräumt wird.

So wies Albrecht beispielsweise auf Testosteron hin, das angeblich die Aggressivität maßgeblich bestimme.[6] Dass es die Sozialisation einem Mann erschwert, seine inneren Ängste zu bewältigen, handlungsfähig zu bleiben und damit keine Gewalt auszuüben, blieb unerwähnt. Albrecht fasste den Gewaltbegriff zudem so eng, dass er ihn auf die reine physische Schädigung festlegte, was fatal für die Professionen ist, die den von Gewalt Betroffenen helfen sollen. Auf diese Weise wird nämlich nur ein minimaler Ausschnitt von Gewalt erfasst – wie in der oben beschriebenen Studie deutlich wurde – und die starke Schädigung, die durch psychische Gewalt entsteht, wird ausgeblendet. Laut Albrecht gilt es, bei der Gewaltprävention Schwerpunkte zu setzen, da ein flächendeckender Ansatz, der um vieles komplexer ist, niemals erreicht werden könne. Da Gewalt von „Natur aus" entstehe, reiche ein Schwerpunktansatz völlig aus. Genau dieser Ansatz wurde von den RednerInnen der vorherigen Vorträge nicht geteilt. Der Grundton, dass man auch auf bestehende Gesellschaftsstrukturen blicken und die Aufklärungsarbeit großflächig gestalten muss, war allen VorrednerInnen gemeinsam: Nur so könne man einen Blick für die vielen Formen der Gewalt bekommen und eine öffentliche Diskussion in Gang setzen. Diese Diskussion – da waren sich bis zum Vortrag von Albrecht alle einig – darf dabei nicht wieder auf die biologistische Diskussionsebene ‚Frau = Opfer' und ‚Mann = Täter' geraten. Am Ende des Vortrags von Albrecht hatte es aber den Anschein, als wäre all dies in Vergessenheit geraten.

Der Vortrag von Albrecht war in meinen Augen der schlechtmöglichste Abschluss der Tagung und machte alle Lehren zunichte, die ansonsten aus der Tagung hätten gezogen werden können. Ich bin der Auffassung, dass es an dieser Stelle interessant wäre zu ergründen, was bei einem männlichen Wissenschaftler vorauszusetzen ist, damit er sich selbst als Forscher *und* als Mann in den Blick nimmt. Forschende Frauen treten mit ihrem Geschlecht meist viel deutlicher hervor, da ihnen von vornherein unterstellt wird, alles mit einem feministischen Blick zu sehen. Es müsste auf jeden Fall auch bei Männern der verobjektivierende, geschlechtsvergessene Blick überwunden werden, da es sonst bei der Reproduktion hegemonialer Männlichkeitsbilder bleibt.

Unser gesellschaftliches Bewusstsein reicht momentan leider noch nicht aus, um Gewaltbereitschaft *sowie* Verletzungsoffenheit bei allen Mitgliedern der Gesellschaft zu sehen. Wie die Eröffnungsrede und die Vorträge von Harzer, Helfferich und Albrecht gezeigt haben, ist Gewalt in den Köpfen vieler

noch immer eine reine Männerdomäne; und wer Gewalt ausübt, dem/der wird ein Männlichkeitsstatus zuteil. Auch dass Helfferichs Titel „Gewalt in Paarbeziehungen“ und nicht „Gewalt in *heterosexuellen* Paarbeziehungen“ hieß, lässt erkennen, dass Gewalt traditionell als Phänomen zwischen Mann und Frau angesehen wird. Was in der Pilotstudie „Gewalt gegen Männer“ diesbezüglich festgestellt wurde, hat sich demnach bisher (noch) nicht geändert. Allerdings wurde durch die Vorträge von Ohms, Micus-Loos und Lenz ebenso gezeigt, dass es Forschende gibt, die das Thema vorantreiben. Dadurch, dass diese RednerInnen eingeladen waren, lässt sich eine generelle Bereitschaft ablesen, den Horizont zu erweitern und anzuerkennen, dass die Verletzungsoffenheit alle betrifft und jede/r von Gewalt betroffen sein kann. Öffentliche Tagungen wie diese können entscheidend zu dieser Entwicklung beitragen. Es besteht die Hoffnung, dass in Zukunft Vorträge wie „Männliche Aggression“ (Albrecht) nicht mehr gehalten werden.

Anmerkungen

1 Diese Studie wurde von drei Projektpartnern durchgeführt: Dissens e.V. mit Dr. Ralf Puchert, Dipl. Soz. Ludger Jungnitz und M.A. Willi Walter; GEFOWE – Praxis für Geschlechterforschung – Beratung – Weiterbildung mit Hans-Joachim Lenz, Sozialwissenschaftler, und dem SOKO Institut GmbH – Sozialforschung und Kommunikation mit Dr. Henry Puhe. Die vollständige Studie steht unter www.gewalt-gegen-maenner.de öffentlich zur Verfügung (letzter Zugriff 05.05.2010).

2 Leider wurde trotz der erschreckenden Ergebnisse kein weiterer Forschungsauftrag vom Ministerium erteilt, um handfeste und verwendbare Daten zu erheben, wie es für Gewalt gegen Frauen geschehen ist.

3 Obwohl zur Eröffnung die Frage in den Raum gestellt wurde, ob sich ein Wandel in der Gewaltbereitschaft von Frauen und Männern vollzieht. Diese Aussage erweckt den Eindruck, Frauen würden erst neuerdings gewalttätig sein, verkennt aber, dass diese Bereitschaft bisher nur nicht wahrgenommen wurde.

4 *Broken Rainbow e.V.* ist ein Bundesverband lesbischer und transidenter Antigewaltprojekte und leitet seit Dezember 2009 ein europäisches Projekt zur Bekämpfung häuslicher Gewalt in lesbischen Partnerschaften: „Breaking the taboo of domestic violence in lesbian partnerships: Development and implementation of community response/ awareness rising strategies within lesbian communities“ (<http://www.brokenrainbow.de/de/index_all.html>, letzter Zugriff 03.04.2010).

5 So bieten beispielsweise die Veranstaltenden der Tagung „Interventionsprojekt Häusliche Gewalt“ einen Kurs für Männer mit dem Titel „Männer. Endlich Gewalt-los! Konflikte anders lösen lernen“ an.

6 Für eine kritische Sicht dieser Auswirkung von Testosteron siehe beispielsweise „Wenn ich meine Hormone nehme, werde ich zum Tier. Zur Geschichte der ‚Geschlechtshormone‘“ von Smilla Ebeling (2006) *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel* Hg. Smilla Ebeling/ Sigrid Schmitz. Wiesbaden: VS Verlag, 235-246.

Empfohlene Literatur

Dackweiler, Regina-Maria/ Reinhild Schäfer (2002) Hg. *Gewalt – Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt*. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag.

Gahleitner, Silke Birgitta/ Hans-Joachim Lenz (2007) Hg. *Gewalt und Geschlechterverhältnis: interdisziplinäre und geschlechtersensible Analysen und Perspektiven*. Weinheim: Juventa Verlag.

Jungnitz, Ludger/ Hans-Joachim Lenz/ Ralf Puchert/ Henry Puhe/ Willi Walter (2007) Hg. *Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.

Lenz, Hans-Joachim (2000) Hg. *Männliche Opfererfahrungen. Problemlagen und Hilfeansätze in der Männerberatung*. Weinheim: Juventa Verlag.

Ohms, Constance (2008) *Das Fremde in mir: Gewaltdynamiken in Liebesbeziehungen zwischen Frauen. Soziologische Perspektiven auf ein Tabuthema*. Bielefeld: transcript Verlag.

Rezensionen zum Thema ‚Feminisms Revisited'

Nina Reusch

Feminismus für Anfängerinnen?

Meredith Haaf/ Susanne Klingner/ Barbara Streidl (2008) Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht. Hamburg: Hoffmann und Campe. (Taschenbuchausgabe, 256 S., 7,95 Euro).

Wir Alphamädchen, verfasst von den drei Journalistinnen und Blogerinnen Meredith Haaf, Susanne Klingner und Barbara Streidl, wurde sofort nach Erscheinen 2008 zum Auslöser für heftige Polemiken und einen medial inszenierten Generationenkampf deutscher Feministinnen. Die Autorinnen versuchen, einen den Lebensumständen gebildeter junger Mittelschichtsfrauen entsprechenden Feminismus zu formulieren. Durch ihre Fokussierung auf persönliche Interessen – hier: also Karriere und Männer – trügen sie jedoch, so das Urteil von Alice Schwarzer, zur „Verluderung des Feminismus" bei. Diese Polemik deutet vor allem auf eines hin: Auf die Angst Schwarzers, vom Thron der öffentlichen Deutungshoheit über *‚den Feminismus'* gestoßen zu werden. Den zum Teil deutlich neoliberalen und auf jeden Fall milieuspezifischen Ansatz gilt es dennoch kritisch zu durchleuchten. Doch auch auf die Debatte, die um das Buch geführt wurde, soll hier eingegangen werden.

Im Grunde behandelt *Wir Alphamädchen* die klassisch feministischen Themen: Gewalt, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Macht, Selbstbestimmung über den eigenen Körper und die eigene Sexualität sowie die Gestaltung von Liebesbeziehungen. Die Autorinnen untersuchen, wie weit die Emanzipation der Frauen in unserer Gesellschaft tatsächlich gediehen ist und mit welchen Schwierigkeiten junge Frauen aktuell zu kämpfen haben.

Dabei zeichnen sie sich durch einen alltagsnahen Ansatz und eine leicht verständliche Darstellung auch komplexer Themen (wie zum Beispiel der sozialen Konstruktion von Geschlecht) aus. Dies ist die große Stärke des Buches und macht es zu einem guten Einstieg für feministische ‚AnfängerInnen'. Denn für solche ist *Wir Alphamädchen* in erster Linie geschrieben: Für die Frauen, die noch gar keinen Kontakt mit dem Thema hatten oder die von sich selbst sagen: „Ich bin eigentlich keine Feministin, aber...".

Für Menschen jedoch, die mit feministischen Themen bereits vertraut sind, bietet das Buch wenig Neues. Trotz des Anspruchs der Autorinnen, *den Feminismus ganz neu zu erfinden*, ist ihr Zugang zu sämtlichen Themen des Buches zuvor schon formuliert worden – auch von den Feministinnen der 1970er Jahre, von denen sich die Autorinnen abgrenzen. Diese Abgrenzung ist keine absolute – das Erbe der Zweiten Welle der Frauenbewegung wird durchaus anerkannt. Deutlich ist allerdings das Bedürfnis der Autorinnen nach Eigendefinition. Sie wollen sich nicht von anderen, auch und vielleicht gerade nicht von anderen Feministinnen, definieren und bevormunden lassen. Bedenkt man Schwarzers Polemik, die den Autorinnen ihren Feminismus abspricht, ist diese Forderung durchaus angebracht.

Haaf, Klingner und Streidl kritisieren, dass jegliche Feminismen in der medialen Öffentlichkeit auf die Person Schwarzers reduziert werden. Dabei begehen sie jedoch einen analogen Fehler: In ihrer zum Teil vehementen Abgrenzung gegen *‚den' 1970er-Jahre-Feminismus* reduzieren sie die vielschichtige Zweite Welle auf die von Schwarzer vertretenen Positionen. Die Frauenbewegung der 1970er Jahre wird als einheitliche Bewegung gezeichnet und der aktuellen Situation gegenübergestellt, in der die wenigen und kaum sichtbaren Feministinnen zersplittert und in Grabenkämpfen gefangen seien. Damit zeichnen die drei Autorinnen von der damaligen wie der heutigen Bewegung ein Bild, dass der Realität nicht standhält: Statt einer einheitlichen Bewegung mit gleichen Zielen und Strategien gab es (schon) immer eine Vielfalt höchst unterschiedlicher und teilweise gegensätzlicher Gruppen und Ansichten – viele Feminismen statt eines Feminismus. Doch die Frauenbewegung hat sich aus den internen Auseinandersetzungen stets weiter entwickelt und ihr kritisches Potential gerade daraus gewonnen. Die Autorinnen wie auch die Feministinnen der älteren Generation, vor allem aber die Medien haben die Debatte um die *‚Alphamädchen'* zu einem großen Generationenkampf zwischen *‚dem' 1970er-Jahre-Feminismus* und *‚dem' neuen, jungen Feminismus* stilisiert. Doch die in den letzten 40 Jahren entstandenen Feminismen sind zu vielschichtig und zu vielseitig, als dass man sie auf einen an zwei Fronten verlaufenden Generationenkonflikt reduzieren könnte.

Haaf, Klingner und Streidl setzen sich vor allem mit der Diskrepanz zwischen rechtlicher und tatsächlicher, d.h. aus einer alltagstheoretischen Perspektive wahrgenommenen Gleichberechtigung auseinander. Sehr gut beschreiben sie die rhetorische Modernisierung (Angelika Wetterer), die zum Beispiel in der Form auftritt, dass Frauen nach der Geburt ihres ersten Kindes den Beruf aufgeben – aber dies, wie sie selbst betonen, nicht aus Zwang, sondern als freie Entscheidung. Ebenfalls kritisieren die drei Autorinnen den vorherrschenden Individualismus. Dieser führe dazu, dass Frauen (aber auch Männer) strukturell bedingte Misserfolge als persönliches Versagen werten.

Trotz der Kritik an der nur angeblichen Individualität weiblicher und männlicher Biografien denken die Autorinnen jedoch gerade auf struktureller Ebene nicht weit genug. Ihrer Ansicht nach können Frauen das ungleiche System verändern, indem sie bei sich selbst und ihrem Umfeld einen Bewusstseinswandel anstoßen, sich als Feministin bezeichnen und immer laut ihre Meinung verkünden. Dass hinter den geschlechtlichen Ungleichheitsverhältnissen auch ein wirtschaftliches System steht, wird im Grunde nicht thematisiert. Stattdessen bewegen sich die Autorinnen in ihrer Argumentation selbst innerhalb der neoliberalen Logik: Sie plädieren für die Aneignung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Spitzenpositionen durch Frauen unter anderem mit dem Argument, der Feminismus sei effektiv und gut für Wirtschaft und Demografie, für Männer und überhaupt für die gesamte Gesellschaft. Eine grundlegende Systemkritik, ein Nachdenken über die Verflechtungen von Sexismus, Rassismus, Klassismus und Heteronormativität sucht die Leserin hier vergeblich. Dies passt aber gut zur Feminismus-Definition der Autorinnen, die Feminismus auf das Ziel der Gleichberechtigung der Geschlechter reduziert, ohne einen grundsätzlich eman-

zipatorischen und herrschaftskritischen Anspruch zu formulieren. Ebensowenig findet sich eine Auseinandersetzung mit dem vereinnahmenden feministischen ‚*Wir*', das von Haaf, Klingner und Streidl, die aus der gebildeten Mittelschicht stammen und nach eigener Absichtserklärung für Frauen aus ebendieser Schicht schreiben, ausgiebig gebraucht wird. Der Anspruch, eine ganze Generation junger Feministinnen zu repräsentieren, ruft Unbehagen hervor (im Übrigen auch bei der Autorin dieser Rezension, die aus demselben Milieu stammt, sich aber zu großen Teilen in ihren eigenen Positionen nicht repräsentiert fühlt).

Trotz dieser blinden Flecken ist *Wir Alphamädchen* eine lesenswerte Einführung in die feministische Thematik im 21. Jahrhundert und dazu geeignet, ein feministisches Bewusstsein und eine feministisch basierte (Selbst-)Reflexion in der Leserin zu wecken.

Lina Wiemer

Feminismus ist super, nicht sexy!

Sonja Eismann (2007) Hg. Hot Topic. Popfeminismus heute. Mainz: Ventil Verlag. (304 S., 14,90 Euro).

Feminismus und feministische Bewegungen waren und sind immer aktuell, erfahren aber selten eine dementsprechende öffentliche Präsenz. Meist tragen nur die sich als grün- oder linkspolitisch verstehenden Zeitungen, Organisationen, Parteien u.a. dazu bei, Feminismus zum positiven Thema zu machen. So auch der 2007 erschienene Sammelband *Hot Topic. Popfeminismus heute.* Die Herausgeberin Sonja Eismann, die auch zu den Gründerinnen des im Oktober 2008 erschienenen *Missy Magazine* gehört, prägte den Begriff ‚Popfeminismus'. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, Popkultur und Feminismus zusammen zu denken. Unter Popfeminismus versteht sie die Kritik von Popkultur mit einem feministischen Instrumentarium. Die bewusst vage Beschreibung kann einerseits dazu führen, Feminismus nur oberflächlich zu behandeln. Andererseits ist es mit einer offeneren Definition besser möglich, ein breiteres Publikum anzusprechen. Ein kritisches Hinschauen ist hier also unausweichlich. Denn unter dem Label ‚Feminismus' können sich ebenso gut feministische wie antifeministische Standpunkte verbergen.

Aber zurück zum Sammelband. Die Herausgeberin knüpft mit *Hot Topic* an die Forderungen der 1960er und 1970er Jahre an. Denn ihrer Meinung nach ist Feminismus weder überholt, noch seien Frauen in jeder Hinsicht gleichgestellt. Es gäbe noch genügend ‚hot topics', über die es zu berichten gelte. Das Fortsetzen und gleichzeitige Weiterdenken ‚alter' feministischer Ziele ist Eismann wichtig. Ihr Anspruch an *Hot Topic* war, einen Querschnitt durch die unterschiedlichen Lebensrealitäten popkulturell sozialisierter Frauen zu präsentieren. So sind Aufsätze zu Themen wie Queerness, Schönheitsnormen, Homophobie und Indie-Mutterschaft ebenso vertreten wie Beiträge zu vermeintlich ‚alten' The-

men wie Abtreibung und Verhütung. Die Auseinandersetzung auch mit diesen ‚alten' Themen ist nicht zur ein Zeichen der Solidarität, sondern weist auch darauf hin, dass es gerade bei Abtreibung und Verhütung noch immer ungelöste Probleme gibt. Als Beispiele können hier Julia Roths Aufsatz „Frauenkörper – Männersache. Ein feministischer Blick auf Verhütungspraktiken" und Sarah Diehls Kommentar „Auch das gehört dazu. Der Schwangerschaftsabbruch: das vernachlässigte Thema" genannt werden.

Diese Vielfalt zeichnet den Sammelband aus, denn die Autorinnen solidarisieren sich so mit dem Feminismus der zweiten Welle, bringen aber auch gleichzeitig eigene Ideen ein und formulieren neue Ziele. Erwähnenswert ist hier ebenso, dass die Autorinnen weniger für Protest in Form von Straßendemonstrationen, sondern für neue Aktionsformen wie beispielsweise die Vernetzung im Internet plädieren. Und genau diese Solidarität, verbunden mit dem gleichzeitigen Formulieren neuer Forderungen, hebt den Sammelband ab vom oft medial inszenierten Generationenstreit zwischen Feministinnen im deutschsprachigen Raum. Gehören alle Beteiligten einer gebildeten, wenn nicht gar elitär und homogen anmutenden, aber gleichzeitig auch oft in prekären Verhältnissen lebenden Schicht an, so zeichnet sich der Sammelband dennoch durch eine hohe Vielschichtigkeit aus. Auffällig ist, dass einige Aufsätze sich weniger aufgrund ihre Wissenschaftlichkeit, sondern stärker durch ihre autobiografische Züge auszeichnen. So auch der Beitrag „Ich habe abgetrieben! Weil Biologie kein Schicksal ist" von Christiane Erharter. Ihr Beitrag erweckt den Eindruck direkt aus dem Tagebuch der Autorin zu stammen. Man fühlt sich unweigerlich an die Forderung ‚das Private ist politisch' erinnert, die nach dem Lesen der Anthologie wieder ins Gedächtnis gerufen wird und die heute, wie in den 1970er Jahren, nichts an politischer Brisanz eingebüßt hat.

Die insgesamt 28 Aufsätze mit den abschließenden Comics stellen weder einen Spartenfeminismus zur Schau noch handeln die Themen oberflächlich von feministischen Einstellungen und Lebensweisen. Im Gegenteil: Es wird gezeigt, wie vielfältig feministische Ideen sind und wie sie durch eigenes Engagement erweitert werden können. So leistet dieser Sammelband einen Beitrag, den in einigen Medien oft negativ assoziierten Begriff ‚Feminismus' auch außerhalb der Gender Studies positiver wahrzunehmen ohne ihn sexy zu vermarkten. So macht *Hot Topic. Popfeminismus heute* eines deutlich: Feminismus muss nicht sexy verkauft werden, um super zu sein!

Anna Leyrer

Fragen statt Plädoyers, Standpunkte statt Identitäten

Anne Lenz/ Laura Paetau (2009) Feminismen und „Neue Politische Generation". Münster: Westfälisches Dampfboot (151 S., 19,90 Euro).

„Fragen statt Plädoyers", so überschreiben Anne Lenz und Laura Paetau ihre Einleitung zu *Feminismen und „Neue Politische Generation"*: Fragen nach der Politisierung von Geschlechterverhältnissen statt Plädoyers für „durchsetzungsstarke Individualistinnen"(10) à la Alpha-Mädchen. Was bedeutet es heute, was kann es bedeuten, sich als FeministIn zu bezeichnen? Wie sehen feministische Strategien und Praxen aus?

Die Autorinnen, beide Politikwissenschaftlerinnen, stellen zunächst ein Defizit feministischer politischer Theorie fest, die den vielfältigen feministischen Aktivismus kaum wahrnehme. Lenz und Paetau wollen dagegen zwischen Theorie und Praxis die Waage halten: Einem theoretischen Überblick von den Strategien der Frauenbewegung bis zu den „Feminismen im postmodernen Diskurs" schließen sie qualitative Interviews mit feministischen AktivistInnen an. Dieser empirische Teil soll durch eine „exemplarische Typologisierung von Strategien [...] die Möglichkeiten konkreten Handelns aufzeig[en]"(17). Die Arbeit orientiert sich dabei an feministischen Standpunkt-Theorien: Sie nimmt bewusst eine feministische Perspektive ein, macht diesen Standpunkt transparent und reflektiert ihn. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgt dementsprechend über deren Selbstbezeichnung als „feministisch" bzw. über deren Organisierung in „Gruppen", die sich mit der Kategorie Geschlecht als Unterdrückungsmechanismus befassen und Feminismus als Herrschaftskritik verstehen.

Zehn „teilstrukturierte, Leitfaden-gestützte"(25) Interviews mit AktivistInnen der Berliner Szene wurden geführt, drei davon einzeln ausgewertet, worauf eine gemeinsame Auswertung aller Interviews im Pool folgte. Während das Auswertungsdesign, das sich an der Grounded Theory nach Glaser/ Strauss orientiert (27 f), ausführlich beschrieben wird, fehlen andere grundlegende Angaben leider. Vor allem nehmen die Autorinnen keine kontextuelle Einordnung der Interviews vor. Die InterviewpartnerInnen beziehen sich häufig auf eine (linksfeministische) Szene, in der sie sich verorten – wie groß ist diese ‚Szene' und welche Rolle nehmen die Gruppen, in denen die AktivistInnen engagiert sind, ein? Ist der akademische Hintergrund der AktivistInnen ein durchgängiges Kennzeichen dieser Szene? Ist diese ‚Szene' eine Besonderheit Berlins, gibt es dort mehr ‚radikale' Gruppen als in anderen (deutschen Groß-) Städten?

So zutreffend auch die Beobachtung der Autorinnen ist, dass Theorie und Praxis in der feministischen Politikwissenschaft in unausgeglichenem Verhältnis stehen, so wenig wird diese Erkenntnis in der vorliegenden Studie umgesetzt: Leider wird das theoretische ‚Erbe der Frauenbewegung' mit der qualitativen Erhebung eher sporadisch in Verbindung gesetzt und schon in der

Kapitelgliederung stark getrennt. Insgesamt fällt der spannende empirische Teil auf Kosten des theoretischen eher kurz aus.

Im Theorieteil bleibt zudem unklar, welche analytischen Vorteile das Einführen des Begriffs der „Neuen Politischen Generation" hat, der aus einer kritischen Diskussion sozialwissenschaftlicher Bewegungsforschung heraus entwickelt wird. Einerseits soll zwar eine gewisse Nähe zu sog. „Neuen Sozialen Bewegungen" hergestellt werden, nämlich ein Bezug auf die dezentrale und netzwerkartige Organisationsform, die als das Neue dieser sozialen Bewegungen oft betont wird. Andererseits soll gerade vom Begriff der Bewegung Abstand genommen werden, weil eine „Frauenbewegung als Soziale Bewegung nicht mehr sichtbar"(31) sei. Statt einer einheitlichen Bewegung gebe es eben viele verschiedene Organisationsformen von feministischem Aktivismus. Das „neu" in „Neue Politische Generation" betone solche Pluralität (41). Abgesehen von dieser Herleitung aus der Bewegungsforschung erfolgt aber keine Begründung der Wahl von „Neuer politischer Generation". Letztlich soll der Begriff vor allem den Vergleich zur Frauenbewegung der 1970er Jahre möglich machen, indem er „alt" und „neu" gegenüberstellt (138). Braucht es für dieses Programm wirklich einen Begriff „Neue Politische Generation"? Schließlich fragen sich die Autorinnen am Ende selbst: „Was genau haben wir eigentlich erforscht?"(139). Sie relativieren den Terminus dann zusätzlich, indem sie feststellen, dass mit ihrer kleinen empirischen Stichprobe nicht belegbar sei, ob man von einer „Neuen Politischen Generation" sprechen könne.

Auch wenn sich die befragten AktivistInnen wohl nicht als eine „Neue Politische Generation" erfassen lassen, ergeben sich in den geführten Interviews doch einige grundlegende Gemeinsamkeiten. Diese beginnen schon beim mehrheitlich akademischen Hintergrund der InterviewpartnerInnen, der andere gemeinsame Merkmale oder Interessen nicht unwesentlich beeinflussen dürfte. Fast alle Befragten betonen die theoretische Reflexion von politischer Praxis, auch wenn (oder gerade weil) sie ein aktives Verständnis von Politik artikulieren. Fast alle setzen sich kritisch mit dem Begriff „Feminismus" auseinander. In diesem Rahmen werden vor allem „Identitäten", „Normierungen" und „Zuschreibungen" thematisiert.

Gerade die Frage nach Identitätspolitik ergibt sich als ein breit problematisiertes Thema. Zwar scheint für feministische politische Organisierung häufig die „Betroffenheit als Frau"(128) ausschlaggebend, andererseits gibt es ein hohes Bewusstsein für den ausschließenden Mechanismus von Gruppen, die sich über den gemeinsamen Bezug auf eine „Identität" konstituieren. Teilweise wird für strategische, temporäre Bezüge auf „Identitäten" plädiert. Mit Bezug auf intersektionale Ansätze wird als Ausweg aber auch eine Gruppierung um Inhalte statt um „Identitäten" versucht: „Feministische Organisierung kann dann viele unterschiedliche Inhalte berücksichtigen, Formen annehmen, an unterschiedlichen Orten stattfinden und von unterschiedlichen Subjekten ausgehen"(141), schreiben die Autorinnen in ihrem Fazit. Für das Erfassen solcher Organisierung sei dann aber eine Untersuchung „feministischer Politik" zu eng gefasst. Stattdessen müsste eher nach der feministischen Wirkung von Politik

gefragt werden, d.h. nicht von der Intention, sondern vom Ergebnis her gedacht werden. Das Ziel wäre, „politische Interventionen dann als feministisch zu verstehen, wenn sie in ihrem Effekt Geschlechterverhältnisse politisieren"(140). Am Ende stehen also wieder Fragen statt Plädoyers: „von der Frage nach dem *Wie* sich feministische Praxis konstituiert, zu der Frage nach dem *Wann* eine (politische) Praxis feministisch ist"(142).

Den Anspruch, ein „Handbuch zu feministischer politischer Organisierung" (9) zu sein, löst das Buch damit nicht ein. Es bietet keine Anleitung zu konkretem Aktiv-Werden, dafür aber ein Beispiel dafür, wie feministische Praxis an theoretische Diskurse rückgebunden werden kann. So lässt sich das Buch vielleicht doch als Plädoyer verstehen: für eine stärkere theoretische Wahrnehmung feministischer Praxis, eine „praxisoffenere" Theorie.

Liane Muth

FrauenMännerGeschlechterforschung – ein High-End-Artikel

Brigitte Aulenbacher/ Mechthild Bereswill/ Martina Löw/ Michael Meuser/ Gabriele Mordt/ Reinhild Schäfer/ Sylka Scholz (2006) Hg. FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Forum Frauen- und Geschlechterforschung, Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Band 19, 2. Auflage 2009. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot (349 S., 29,90 Euro).

Dieses Buch, das auf die Jahrestagung der Sektion „Frauen- und Geschlechterforschung" in der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* von 2005 zurückgeht, wurde 2007 bereits von Eva Voß in Ausgabe 20 der *Freiburger FrauenStudien* rezensiert. Da der Band 2009 neu und unverändert aufgelegt wurde und nach wie vor ein glänzender „Ausdruck der Ausdifferenzierung und Vielstimmigkeit des Feldes" (9) ist, soll er hier noch einmal Erwähnung finden und zur Relektüre empfohlen werden. Statt das „Projekt der Bilanzierung" (Eva Voß) erneut in seiner Gesamtheit zu präsentieren, greife ich aus den insgesamt 28 Beiträgen einen heraus und stelle diesen näher vor.

Ich habe einen Aufsatz von Sünne Andresen ausgewählt, der besonders für das politische Feld der beruflichen Gleichstellung relevant ist. Sein Titel: „Die Analyse feldspezifischen Geschlechter-Wissens als Voraussetzung der Implementierung einer erfolgreichen Gleichstellungspolitik" (300-310). Sünne Andresen stellt darin die These auf, dass gleichstellungspolitische Maßnahmen, welche die Kritik an und Auflösung von Leitbildern und Denkmustern sowie die Umgestaltung der Institutionen implizieren, an die jeweils betroffenen Zielgruppen angepasst werden müssen. Voraussetzung für Erfolg sei die detaillierte Analyse des jeweils feldspezifischen Geschlechter-Wissens.

Andresen setzt sich damit nach eigenem Bekunden ab von der Gender-Mainstreaming-Definition des *Europarates*. Auf der Webseite der *Europäischen Kommission* heißt es: „Gender-Mainstreaming bedeutet, dass in allen Phasen des politischen Prozesses – Planung, Durchführung, Monitoring und Evaluation – der Geschlechterperspektive Rechnung getragen wird." Andresen ist es wichtig zu ergänzen, „dass Politik stets in dem Sinne ‚Geschlechterpolitik' ist, als sich *doing gender* Prozesse *permanent* vollziehen" (300). Mit Bezug auf Ute Behning und Birgit Sauer fordert sie daher, vor der gleichstellungspolitischen Maßnahmengestaltung „die geschlechtsspezifischen Sichtweisen, die im- oder explizit von politischen AkteurInnen in politischen Prozessen vertreten werden, *kritisch zu reflektieren und zu evaluieren*" (300). Sie geht davon aus, „dass jede Gleichstellungspolitik, wenn sie nicht über die Köpfe der Menschen hinweg handeln, sondern mit deren Einsicht, Zustimmung und Unterstützung arbeiten will, an dem ansetzen muss, was an Voraussetzungen hierzu ‚in' den Köpfen vorhanden ist" (300 f). Diese Voraussetzungen fasst sie mit dem Begriff des „Geschlechter-Wissens" (301). Geschlechter-Wissen umfasst mehr als Leitbilder und Denkmuster. Der Begriff soll „ermöglichen, die *habituellen Ressourcen* zu ermitteln, die AkteurInnen einsetzen, wenn sie Geschlecht wahrnehmen, konstruieren und praktisch zur Geltung bringen" (301).

Andresen untersucht Geschlechter-Wissen am Beispiel einer öffentlichen Verwaltung in Berlin. Die zu Beginn leitende Frage lautet, ob die Einführung neuer Managementkonzepte auch Hierarchisierungslinien, die vor der Modernisierung entlang der Geschlechterdifferenz verliefen, überflüssig machen kann. Um dies herauszufinden, wurden qualitative teilbiografische Interviews geführt. Angelehnt an Pierre Bourdieus Feld-Habitus-Konzept betrachtet Andresen das Bezirksamt als ein soziales Feld, das durch das Handeln der AkteurInnen re/produziert wird. Vergeschlechtlichung erfolgt in den alltäglichen Handlungen der AkteurInnen, die dieses binäre Strukturierungsprinzip inkorporiert haben, sowie in Gestalt der Verteilung von Männern und Frauen auf unterschiedliche Positionen im Feld, in Form von Bewertungen von Arbeitstätigkeiten usw.

Im Ergebnis zeigt sich, dass ein reflektiertes Wissen darum, dass Geschlecht ein sozialer Differenzierungsfaktor ist, bei den interviewten Leitungskräften kaum nachweisbar ist. Dominant ist ein universalistischer Code. Die meisten glauben, dass in der Organisation „Verwaltung" alle gleich behandelt werden. Gleichstellungspolitische Aktivitäten werden als Aufgabenbereich der Gleichstellungsbeauftragten externalisiert. Frauen haben dabei eine etwas andere Wahrnehmung: Mit dem „Scharfblick der Ausgeschlossenen" (305) haben sie eher einen Blick dafür, dass die Verteilung von Männern und Frauen auf die verschiedenen Bereiche innerhalb der Verwaltung nicht zufällig ist.

Eine wichtige Erkenntnis ist, dass die Interviewten eher Ungleichheitsverhältnisse zwischen Ost- und Westdeutschen und zwischen den Herrschenden und den ‚kleinen Leuten' benennen. Auffällig ist auch „der universalistische Anspruch des ‚alle sollen gleich behandelt werden'." „Ein Anspruch, der unter Bedingungen von Ungleichheit zu deren Verkennung, Verleugnung und Repro-

duktion führt" (308). Dennoch muss sich Gleichstellungspolitik mit den Menschen, die diese Auffassung und Haltung haben, verbünden. Sie kann dies tun, indem sie „Geschlecht nicht als einen isolierten Faktor von Ungleichheit herausgreift, sondern immer von der Verwobenheit der Geschlechterverhältnisse mit anderen Herrschafts- und Dominanzverhältnissen ausgeht und dies politisch zu berücksichtigen sucht" (308).

Diese Erkenntnis hat bereits in der feministischen Theoriebildung der 80er-Jahre Schule gemacht, allerdings nicht in diesem Zusammenhang. Andresen zeigt, dass die Analyse des für jede Person oder Gruppe spezifischen Geschlechter-Wissens sowie der Bedingungen seiner Entstehung gerade für die Gleichstellungspolitik von Bedeutung ist. Ideen, Ansätze, Vorschläge dafür, wie Analyseergebnisse dann konkret in gleichstellungspolitische Maßnahmen eingebracht werden können, liefert sie an dieser Stelle allerdings nicht. Sie verbleibt damit im Rahmen des Gesamtbandes: Der Dialog der Gegensätze wird hier auf einer erkenntnistheoretischen und wissenschaftspolitischen Ebene geführt.

Julia Maisenbacher

Geschlechterverhältnisse in der Arbeitswelt – Stillstand oder Wandel?

Brigitte Aulenbacher/ Angelika Wetterer (2009) Hg. Arbeit – Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot (309 S., 29,90 Euro).

Seit jeher zeichnet sich die Frauen- und Geschlechterforschung durch einen ganzheitlichen Blick auf den Forschungsgegenstand ‚Arbeit' aus. Dieser Tradition bleibt auch der vorliegende Sammelband treu. Die Beiträge bestechen durch die Analyse vielfältiger Arbeitsformen wie beispielsweise der Hausarbeit im Beitrag von Brigitte Geissler oder dem ehrenamtlichen Engagement im Beitrag von Petra Krüger. Dabei steht das Wechselverhältnis von Arbeit und Konstituierung von Geschlechterverhältnissen stets im Mittelpunkt. Die Gliederung des Werkes in drei Teile – Forschungsstand, Forschungsfelder und Zeitdiagnosen – ist sinnvoll und plausibel damit begründet, dass die Frauen- und Geschlechterforschung einerseits schon seit Jahren wertvolle Beiträge zur Arbeitsforschung beisteuert, dass es aber andererseits auch ihr Anliegen ist, aktuellen Entwicklungen mit methodischer Vielfalt nachzugehen.

Der ganzheitliche Blick auf den Themenkomplex Arbeit spiegelt sich auch in Beiträgen wider, die sich mit der Qualität von Arbeit bzw. Arbeitsbedingungen auseinandersetzen: Geissler arbeitet in ihrem Beitrag die spezifische Qualität von Haushaltsarbeit und von Arbeitsbedingungen häuslicher DienstleisterInnen heraus. Für die Kategorie Haushaltsarbeit zähle nicht nur das Kriterium des Arbeitsortes, sondern die Verknüpfung von technisch-instrumentellen und kommunikativen Fähigkeiten. Der Beitrag von Hildegard Maria Nickel unter-

sucht die qualitative Transformation von Arbeit in Form von Subjektivierung und Vermarktlichung hinsichtlich des Potenzials geschlechterdemokratischen Wandels mittels betrieblicher Personalpolitik, denn diese Transformation habe zur Folge, dass die Kategorie Geschlecht nicht mehr *per se* über Stellung und Berufsfeld entscheide. Stattdessen werde die individuelle Aushandlung vor Ort bedeutender. In ihrem systemtheoretisch ausgerichteten Beitrag zeigen Annette Henninger und Christine Wimbauer, wie sich die widersprüchlich erscheinenden Kategorien Liebe und Arbeit analytisch verbinden lassen, da sie semantisch gesehen beide mit Selbstverwirklichungs- und Subjektivierungsprozessen heutiger Arbeitsprozesse zusammenhängen und mit den damit einhergehenden Geschlechterverhältnissen unweigerlich verknüpft sind. Hierbei diagnostizieren sie mit Wetterer (2003) eine lediglich rhetorische Modernisierung der Geschlechterverhältnisse, da diskursive Selbstverwirklichungsversprechen keine Entsprechung in der Empirie fänden.

Die theoretischen Beiträge des Sammelwerks geben nicht nur eine gute Übersicht über den Stand der Forschung, sondern zeigen auch Schwachstellen bestehender Studien auf und liefern damit Anreize für zukünftige empirische Forschung. Regina Becker-Schmidt plädiert beispielsweise für mehr ländervergleichende empirische Forschung, um das arbeitsmarktpolitische Beeinflussungspotenzial auf Geschlechterverhältnisse offenzulegen. Angelika Wetterer warnt davor, dass sozialkonstruktivistische Ansätze – „‚Doing gender while doing work'" (51) – zu einer mikrosoziologisch verengten Perspektive führen und schlägt daher eine Fokussierung von Mehr-Ebenen-Analysen in der empirischen Forschung vor. Johanna Hofbauer und Ursula Holtgrewe zeigen, dass eine geschlechtertheoretische Leerstelle in der Organisationssoziologie besteht und fordern daher einen Dialog zwischen beiden Forschungsrichtungen. Hierfür schlagen sie die Ausarbeitung von Bourdieus handlungstheoretischem Ansatz für Organisationen vor. Susanne Völker nimmt in ihrem Beitrag eine geschlechtersoziologische Perspektive auf die Prekarisierungsforschung ein. Dabei spricht sie sich gegen eine einseitige Fokussierung von Klassifikationen aus und plädiert für einen Ansatz der praktischen Intersektionalität, der die Produktion des Sozialen im Alltag untersucht.

Auch die empirischen Beiträge geben den aktuellen Stand verschiedener Forschungsfelder wieder und fokussieren dabei den Wandel bzw. die Konstanz der Geschlechterverhältnisse. So referiert Sylka Scholz den aktuellen Stand der empirischen Männlichkeitsforschung hinsichtlich der Transformation der Arbeitsgesellschaft und fragt, ob diese zu einer Krise der Männlichkeit geführt habe. Immer mehr Männer – vor allem in prekarisierten Arbeitsverhältnissen – seien unfreiwillig kinderlos. Es finde jedoch eine pragmatische Modernisierung statt durch das Auftauchen neuer Modelle von Männlichkeit, die Erwerbs- und Familienarbeit verbinden. Ilse Lenz untersucht, inwiefern sich die Konstituierung von Geschlecht durch Globalisierung verändert hat. Sie beleuchtet dies anhand der Geschlechterverhältnisse in internationalen Unternehmen und

zeigt auf, wie in der Interaktion auf lokaler Ebene Neuerungen und Wandel von Geschlechterverhältnissen durch die Aushandlung vor Ort stattfinden.

Das Sammelwerk zeichnet sich aber auch durch die Vorstellung eigener aktueller empirischer Studien aus, welche die Veränderung oder Fortsetzung von asymmetrischen Geschlechterverhältnissen in verschiedenen Bereichen fokussieren. Clarissa Rudolph untersucht in ihrem Beitrag empirisch, inwiefern Arbeitslosigkeit in der momentanen aktivierenden Arbeitsmarktpolitik in Folge der Hartz-IV-Gesetzgebung mit tradierten Geschlechterstereotypen einhergeht. Beispielsweise fördere das Konstrukt der Bedarfsgemeinschaft das Ernährer-Modell. Trotz formaler Gleichbehandlung werde hier folglich eine Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse von Arbeitslosen unterstützt. Edelgard Kutzner, Heike Jacobsen und Monika Goldmann untersuchen den empirischen Wandel von Geschlechterarrangements im Dienstleistungssektor speziell im KundInnenkontakt. Sie vertreten die These, dass die Geschlechterverhältnisse im Dienstleistungssektor flexibler geworden seien. Es lasse sich kein genereller Trend zur Gleichstellung diagnostizieren, aber eine „gewisse Offenheit" (170). Beispielsweise seien Angleichungen in gering bezahlten Bereichen der Callcenter und des Einzelhandels zu beobachten. Krüger stellt ihre qualitative empirische Forschungsarbeit zu Geschlechterverhältnissen und ehrenamtlichem Engagement anhand drei ausgewählter Organisationen vor. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass Geschlechterstereotypen weiterhin die Praxis des ehrenamtlichen Engagements bestimmen. Zwar würden Frauen zunehmend in männerdominierte Bereiche wie beispielsweise das *Technische Hilfswerk* inkludiert, ein umgekehrter Trend sei aber nicht zu beobachten.

Die Erkenntnis, dass sich hinsichtlich der Geschlechterdifferenzierung in der Arbeitswelt vieles verändert hat, zieht sich wie ein roter Faden durch den Sammelband. Ungleichheit entwickelt sich heute zumindest in gewissen Arbeitsbereichen kontextabhängiger und entlang oder im Zusammenhang mit anderen Kategorien, so der Tenor des Buches. Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf kommen in ihrem Beitrag zu dem Schluss, dass Bildungsexpansion und Gleichstellungsrhetorik die Situation hochqualifizierter Mittelschichtsfrauen zwar verbessert haben, die zuvor von diesen Frauen geleistete Hausarbeit nun aber vermehrt von Frauen mit Migrationshintergrund geleistet werde. Geschlechtliche Arbeitsmarktsegregation ist folglich mehr „klassenvermittelt" (133). Karin Gottschall plädiert daher für eine tiefer gehende Erforschung des Verhältnisses von *class* und *gender*. Die Herausgeberinnen haben den Anspruch, den Beitrag der Frauen- und Geschlechterforschung zur Arbeitsforschung zu verdeutlichen und deren Sozial- und Zeitdiagnostik zur Aufmerksamkeit zu verhelfen. Ersteres ist mit dem vorliegenden Band sicherlich gelungen. Es bleibt auf die Realisierung des Letzteren und somit auf eine breite Rezeption zu hoffen.

Irmtraud Hnilica

Auf den Schultern einer Riesin: Zur Neuauflage von Iris von Rotens Streitschrift fünfzig Jahre nach der Erstveröffentlichung

Iris von Roten (1996) Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau [1958]. Bern: eFeF-Verlag (600 S., 24,30 Euro).

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Rezensionen stellen in aller Regel Neuerscheinungen aus dem Interessensbereich der Geschlechterforschung vor. Der vorliegende Text macht da, indem er sich mit Iris von Rotens vor gut einem halben Jahrhundert in der Schweiz erschienener feministischer Streitschrift *Frauen im Laufgitter* befasst, eine Ausnahme. Ende der fünfziger Jahre war der Band zunächst ein Beitrag zur Schweizer Diskussion um das Frauenstimmrecht. Über diese spezifische historisch-politische Verankerung hinaus sorgte *Frauen im Laufgitter* aber im deutschsprachigen Raum für Furore wie kein anderes feministisches Manifest. Eine Ikone wie Simone de Beauvoir wurde Iris von Roten, die 1917 in Basel geboren wurde und 1990 ihrem Leben ein Ende setzte, jedoch nicht. Sie war und blieb Außenseiterin der Frauenbewegung: Selbst in den Augen von Feministinnen gingen die Forderungen der promovierten Juristin vielfach zu weit.

Ihre Hoffnung auf Veränderung setzte Iris von Roten in eine junge, noch unbelastete Generation. „Hier ist das Buch, das ich mit zwanzig Jahren gerne gelesen hätte, aber nicht fand", heißt es im Vorwort (5). Auch heute möchte man die Lektüre jedem jungen Menschen ans Herz legen; sind die fünf Bereiche, denen von Roten je ein umfangreiches Kapitel widmet, doch jene, in denen sich Geschlechterungleichheit nach wie vor mehr als anderswo manifestiert: weibliche Berufstätigkeit, Liebe, Mutterschaft, Haushalt und politische Teilhabe.

Die Diagnose zu dem Feld, das heute unter dem Schlagwort ‚Vereinbarkeit' verhandelt wird, stellt von Roten in dem für sie typischen pointiert-ironischen Tonfall:

> Vermeintlich sollen der ‚Frau von heute' weite Gebiete offenstehen, sie soll (…) in jedem Beruf und jeder Stellung tätig sein. Auch die angesehensten und einkömmlichsten Posten seien der tüchtigen Frau nicht verschlossen. Seien solche von Frauen noch nicht bekleidet worden, so nur deshalb, weil noch keine Frau geruht habe, hinaufzusteigen und den Platz einzunehmen, den ihr anzubieten der fortschrittliche Mann sich beeile. (…) Auf den Mann zu warten, zu heiraten, um versorgt zu sein, sei der Frau von heute unbekannt. Sie heirate aus lauter Liebe, wann und wen sie wolle, worauf sie das Kunststück fertigbringe, Beruf, Haushalt und Mutterschaft zu vereinigen. (…) Der modernen Frau zur Seite stehe der fortschrittliche Mann, erfüllt von bewunderndem Staunen ob dem stolzen Schwan, der aus dem häßlichen Entlein geworden. (17)

Dass eine solche „beschwingte, moderne Verbindung von Beruf und Ehe (…) eine Fata Morgana [ist]" (18), zeigt von Roten für die 1950er Jahre auf. Das klingt ein halbes Jahrhundert später in Iris Radischs Buch *Die Schule der Frauen* (1996) weniger ironisch und mehr elegisch, doch inhaltlich hat sich wenig geändert. Abgesehen von der Überforderung, die sich individuell einstellt, wenn deutlich wird, dass es, wie Radisch insistiert, weniger zu ‚vereinbaren' und mehr zu addieren gibt (nämlich Arbeit mit Arbeit), erinnert der jährlich begangene *Equal Pay Day* daran, dass gleicher Lohn für gleiche Arbeit noch lange nicht realisiert ist. Auch diese Diagnose von Rotens ist also noch aktuell: „Das kümmerliche Einkommen der Frauen ist nicht nur Ausdruck einer Zurücksetzung der Frauen auf die schlecht bezahlte Arbeit, sondern auch der (...) geringeren Bezahlung gleicher und gleichwertiger Frauenleistung" (18). Nicht wenige Frauen ziehen sich aus einem Arbeitsmarkt, der sich für sie nicht lohnt, zurück. Kommt das erste Kind, scheint es auf der Hand zu liegen, dass die Frau daheim bleibt: Schließlich ist ihr Einkommen niedriger. Auch heute noch ist die „scheinbar rein persönliche Abmachung mit dem Ehemann, daß die Frau auf der Grundlage einer internen Gleichberechtigung gewissermaßen freiwillig die Haus- und Aufzuchtarbeit übernimmt" (23), eine der Lügen, an die auch viele der betroffenen Hausfrauen und Mütter selbst gerne glauben.

Bei ihrer Untersuchung der Berufstätigkeit von Frauen verweist von Roten darauf, dass eine große Zahl der erwerbstätigen Frauen in „Mädchen-, Töchter-, Frauen-, Fräulein-, Damenberufen" (27) tätig ist, also als Krankenschwester, Putzfrau, Kindermädchen, Empfangsdame und ähnliches; Berufsbezeichnungen, die ausdrücken, dass schon die weibliche Geschlechtszugehörigkeit selbst für sie qualifiziert. Heute wären weitere ‚typische' Frauenberufe hinzuzufügen, die generell mit weiblicher Endung gedacht werden: Dazu gehören allerlei Gehilfinnen, etwa die Arzthelferinnen oder Rechtsanwaltsgehilfinnen. Die Frage, die von Roten aufwirft, gilt auch hier: „Geht es nun an, [solche Berufstätigkeit] als Ausdruck einer modernen Selbstverständlichkeit weiblicher Erwerbstätigkeit zu werten?" (27) Es geht natürlich nicht an. Denn bei vielen von Frauen verübten Tätigkeiten handelt es sich um „jene Arbeiten, die (…) übrigbleiben, nachdem die interessanteren oder lohnenderen Dauerbeschäftigungen herausgepickt worden sind. Je unbegehrter eine Tätigkeit, umso ‚echt-weiblicher' wird sie" (99). Dagegen, stellt von Roten mitleidlos fest, hilft den Frauen nur eins: „berufliche[r] Ehrgeiz grossen Stils" (217).

Auch in der Liebe wollte von Roten alles, nämlich „das Höchstmass von Genuss beim Geschlechtsakt" (256). Liebe und Mutterschaft dachte sie in unmittelbarer Verknüpfung, wie es vor der Einführung oraler Kontrazeptiva kaum anders sein konnte. Die spezifische Form dieser Koppelung aber, die von Roten entwirft, ist so originell wie ungeheuerlich: Es entspräche der Sexualität der Frau, „von jedem Mann, den sie leidenschaftlich liebt, ein Kind zu bekommen, aber nur selten mehrere. (…) Der Anspruch der Frau geht (…) also buchstäblich auf ‚freie Liebe'" (225). Die bürgerliche Ehe ist damit nicht das Modell der Wahl, denn als Preis für die wirtschaftliche Versorgung ergibt sich in der Ehe die „Reservation der weiblichen Geschlechtsorgane für den Ehemann" (291). Ganz Juristin, entwickelte von Roten einen Entwurf, der die gesellschaftliche

Voraussetzung erotischer Erfüllung sein, der „volle ‚freie Liebe' als anerkannte Institution" (255) etablieren sollte. Es handelt sich um die Idee einer Art Versicherung zur Deckung der Kosten, die Müttern entstehen: Anonym zahlen alle Männer für alle Kinder (schließlich gilt ohnehin *pater semper incertas*). Damit ist der Frau sowohl Versorgung als auch sexuelle Freiheit möglich. Gerechtfertigt werden solche Privilegien durch die Überlegenheit der Frau, die von Roten biologisch begründet: „Mit Schwangerschaft, Niederkunft und Nähren eines kleinen Kindes haben die Frauen (…) einen Vorsprung an Erlebnis- und damit Erkenntnismöglichkeiten, sind sie ebenbürtigen Männern überlegen" (332). In diesem zentralen Punkt mag von Rotens Schrift aus Sicht der Gender Studies irritieren: Sie interessiert sich ganz zentral für die Belange von Müttern, ja, scheint implizit davon auszugehen, dass die Frage der Frauen ganz wesentlich eine der Mütter und Ehefrauen sei. Wenn von Roten auch vieles in Frage stellt, die Frau, um die es ihr geht und an die sie sich vor allem wendet, ist heterosexuell und (zumindest potentiell) Mutter. Hier lässt sich von einem heteronormativen Liebesbegriff sprechen, der aber immerhin einem Vorurteil entgegenwirken kann, wie es zuletzt Iris Radisch 1996 in ihrem Buch *Die Schule der Frauen* formulierte: Der Feminismus habe für die Mütterfrage nie ein Herz gehabt, sondern sei stets davon ausgegangen, dass ein erfülltes und emanzipiertes Frauenleben ein kinderloses zu sein hat.

Bei aller Radikalität, die gelegentlich zu analytischen Unschärfen führt, bleibt von Roten an anderen Stellen ganz erstaunlich differenziert. Wie sie Männlichkeit etwa als einen Mechanismus beschreibt und dabei von individuellen Männern absieht, präfiguriert elaborierte theoretische Positionen anti-essentialistischer Geschlechtlichkeit, wie sie Judith Butler erst deutlich später entwickelt. Geschlechterforschung wie Frauenbewegung stehen auf den Schultern von Riesinnen. Dass Iris von Roten eine der größten unter ihnen ist, belegt *Frauen im Laufgitter*.

Rezensionen zum Thema
‚Dimensionen von Gender Studies'

Antonia Ingelfinger

Auf der Suche nach dem Ausdruck weiblichen Begehrens jenseits des kulturellen Imaginären

Miriam Strube (2009) Subjekte des Begehrens. Zur sexuellen Selbstbestimmung der Frau in Literatur, Musik und visueller Kultur. Bielefeld: transcript Verlag (240 S., 24,80 Euro).

I'm a one hour mama
So no one minute papa
Ain't the kind of man for me (Ida Cox: *One hour mama*)

Excuse me, sir?
Over by the stall
Um, wrong bathroom
Mens room's down the hall (Tribe 8: *Wrong bathroom*)

Anhand zweier literarischer Texte, einer Auswahl von Musiktiteln und zweier amerikanischer Fernsehfortsetzungsformate ist die Amerikanistin Miriam Strube in ihrer Dissertation der Formulierung weiblichen Begehrens auf der Spur. Dabei analysiert sie Artefakte von Frauen aus einem Entstehungszeitraum vom Ende des 19. Jahrhunderts bis heute, in denen selbstbestimmte weibliche Sexualität explizit thematisiert und ausgedrückt wird. Um deren Radikalität und die Auswirkungen auf das kulturelle Imaginäre (den Pool dominanter kultureller Bilder und Repräsentationen, Symbole und Metaphern) einschätzen und aufzeigen zu können, situiert Strube die Analysebeispiele sowohl zeitlich als auch räumlich und vergleicht sie untereinander im Hinblick auf einen etwaigen ‚Fortschritt' im Bereich der Ausdrucksmöglichkeiten.

Um das sexuelle Selbstbewusstsein von Frauen fassen zu können, stützt Strube sich einerseits auf Michail Bachtins Kulturtheorie, in der er zentripetale, zur Deutungseinheit tendierende Kräfte und zentrifugale, zum Pluralismus und zur Ambivalenz neigende Kräfte, im Widerstreit beschreibt. Die vereinheitlichenden Kräfte finden sich vor allem im kulturellen Imaginären, während in Kunstwerken, die über dieses hinausgehen, zentrifugale Kräfte wirken. Weitere Schlüsselbegriffe in Bachtins Werk und für Strubes Studie sind Dialogizität, Polyphonie sowie Karneval und Körper, sind dies doch Termini für dynamische Textstrukturen und subversive Strategien gegen vereinheitlichende Tendenzen der hegemonialen Kultur. Andererseits bedient sich Strube für ihre Text- und Medienanalyse des aus der feministischen Philosophie stammenden Konzepts der relationalen Autonomie, das im Gegensatz zu älteren Autonomiekonzepten das Subjekt nicht losgelöst von anderen, sondern eingebettet in und konstituiert durch sein Umfeld versteht. Anhand dieses Konzeptes soll eine graduelle Selbstbestimmung ohne naiven Subjektbegriff fassbar werden, wobei der in älteren Autonomiebegriffen dominierenden Vernunft weitere selbstbestimmende Faktoren wie Erinnerung, Imagination oder emotionale Dispositionen an die Seite

gestellt werden. Strube betont hier vor allem die Imagination, da diese einerseits dazu diene, Wissen über sich selbst zu erlangen, andererseits aber auch zur Befriedigung des eigenen Begehrens verhelfe. Die Imagination vermittelt demnach zwischen Körper, Sinnen und Verstand, was sie zu einem wichtigen Faktor im Bereich des Sexuellen macht. Mit dem Ansatz der relationalen Autonomie grenzt Strube sich von radikalkonstruktivistischen Gendertheorien ab, die ihr für ihre Analyse unbrauchbar erscheinen, ist sexuelle Selbstbestimmung doch mit der Vorstellung von einem souveränen Subjekt verbunden. Diese Souveränität wird jedoch, wie bereits erwähnt, von vielen Faktoren eingeschränkt, so dass nur ein kleiner Spielraum bleibt, der allerdings mit Hilfe dieses Konzeptes beschrieben werden kann.

Damit die Abweichungen in den vorgestellten Artefakten von dominanten Bildern und Stereotypen des kulturellen Imaginären sichtbar werden, stellt Strube der Analyse der Kunstäußerungen einige gängige Stereotype von Weiblichkeit innerhalb der nordamerikanischen Kultur voran wie die viktorianische Vorstellung von der *true woman*, des sich aufopfernden Luxusgeschöpfs ohne eigener Libido oder die Idealisierung von weiblicher Sexualität (Heilige) und ihrem Gegenteil (Hure). Strube macht deutlich, dass sich die Vorstellungen zwar im Laufe der Zeit verändern, im Kern jedoch gleich bleiben.

In Kate Chopins *The Awakening* (1899) und Toni Morrisons *Sula* (1973) weist Strube ein Aufbegehren gegen Stereotype von Weiblichkeit hinsichtlich ihrer Sexualität (*true woman* und *oversexed black woman*) und der Darstellung eines freieren, komplexeren und widersprüchlicheren Umgangs mit Sexualität nach. In den musikalischen Beispielen arbeitet sie vor allem Aneignungs- und Resignifikationsstrategien heraus, anhand derer stereotypes männliches Darstellungsverhalten und sogar Textfragmente übernommen und ironisiert werden. So z.B. die deftige Sprache und die direkte Formulierung sexueller Wünsche bei den Bluesfrauen der 1920er Jahre (vgl. Eingangszitat von Ida Cox) oder in der Popmusik von Madonna, die mit der Imitation stereotyper männlicher Gesten und Bewegungen und der selbstbewussten Darstellung weiblichen Begehrens einem breiten Publikum Vorstöße in Bereiche jenseits des kulturellen Imaginären ermöglicht. In den Musikrichtungen Rap, Hip Hop und Punk gibt es ebenfalls einzelne Künstlerinnen, die eigentlich männliches Terrain durch die explizite Thematisierung selbstbestimmter weiblicher Sexualität bereichern. Aus dem Punk haben sich sogar radikale musikalische Bewegungen wie die *Riot Grrrls* oder *Queercore* gebildet, die sich mit ihren Texten explizit für lesbische Sexualität stark machen (vgl. Eingangszitat von Tribe 8). In den beiden besprochenen Fernsehformaten, der Sitcom *Sex and the City* und der Soap Opera *The L Word*, werden weibliches bzw. lesbisches Begehren in verschiedenen Ausprägungen und Facetten verhandelt. Strube stellt heraus, dass beide Fortsetzungen zwar kritikwürdig sind, aber über radikale Momente verfügen, die über das kulturelle Imaginäre hinausgehen und dabei ein breites Publikum erreichen. Auffällig sei dabei ihr hohes Reflexionsniveau und ihre intertextuellen und intermedialen Bezüge.

Die von den Cultural Studies beeinflusste Untersuchung widmet sich einer verhältnismäßig großen Anzahl von ganz unterschiedlichen Untersuchungsgegenständen und gibt Einblicke in die ‚Hoch-' wie auch die ‚Alltagskultur'. Die Werkanalysen sind spannend und aufschlussreich, die theoretischen Ausführungen knapp und prägnant. Dabei erweist sich die methodische Herangehensweise der Fragestellung als angemessen. So arbeitet Strube anhand der von ihr analysierten Beispiele relationale Autonomie, Dialogizität und Polyphonie auf der Textebene sowie intertextuelle und intermediale Bezüge zwischen den verschiedenen Medien und zwischen Medium und Leserschaft/ Publikum heraus. Ihr zufolge kommunizieren die Artefakte miteinander, mit den RezipientInnen und diese wiederum auch mit den Musikerinnen/ Produzentinnen und lassen ein hohes Maß an Selbstreflexion – eine wichtige Voraussetzung für relationale Autonomie – erkennen. Strube zeigt, dass weibliches, auch lesbisches Begehren im ausgehenden 20. Jahrhundert in unterschiedlichen Medien einem breiteren Publikum offensiv vorgetragen werden kann. Zugleich stellt sie in den detaillierten Einzelanalysen auch überzeugend heraus, dass von einem „kontinuierlichen und allumfassenden Fortschritt" (210) bei der selbstbestimmten Darstellung weiblichen Begehrens nicht die Rede sein kann.

Insgesamt eine gelungene Arbeit an einem sehr interessanten Thema, die den Blick weitet und Lust auf weitere Untersuchungen in dieser Richtung macht.

Claudia Rohde

Since 1995: Archaeology Revisited
Neue Fragestellungen und Perspektiven der Archäologie

Zwischen Diskursanalyse und Isotopenforschung. Methoden der archäologischen Geschlechterforschung. Frauen – Forschung – Archäologie 8/2009. Hg. Ulrike Rambuscheck. Münster: Waxmann Verlag (190 S., 15,90 Euro).

Die Archäologie bewegt sich in einer Art Mittelfeld zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft: Sie bedient sich verschiedener Methodiken aus den Geistes- bzw. Kulturwissenschaften, während gleichzeitig naturwissenschaftliche Methoden eine große Rolle spielen. Diese fließenden Übergänge führen dazu, dass in der Regel weder die eine noch die andere Disziplin vorrangig angewandt wird (vorausgesetzt man geht überhaupt von einer absoluten Gegensätzlichkeit von Natur- und Kulturwissenschaft aus). Dass es in der archäologischen Forschung mit den Theorien aus den Gender Studies und deren eigenständiger Entwicklung eher schleppend vorangeht, könnte der Teilverortung der Archäologie in den Naturwissenschaften geschuldet sein, die sich mit den Gender Studies traditionell eher schwerer tun als Geistes- und Kulturwissenschaften. So gibt es meistens von der naturwissenschaftlich geprägten archäologischen Seite nur wenig Widerspruch, wenn postuliert wird, dass es strikte, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gab, dahingehend, dass Männer im Paläolithikum jagten und

Frauen für das Sammeln und für die Kinderbetreuung zuständig waren. Es scheint ein *common sense* darüber zu herrschen, wie prähistorische Gesellschaften strukturiert waren bzw. wie die Geschlechterverhältnisse innerhalb dieser Gesellschaften aussahen. Das Unerfreulichste daran ist, dass diese in männliche und weibliche Spären dichotomisierende Perspektive auf prähistorische Gesellschaften der Naturalisierung aktueller Geschlechterbilder dient: Heutige Geschlechterklischees und hierarchische Verhältnisse werden darauf aufbauend gefestigt, begründet und legitimiert, da sie fälschlicherweise als überhistorische und überkulturelle Kategorien gesehen und so zur anthropologischen Konstante gemacht werden. Ohne es zu merken oder dies zu wollen, zementiert die Archäologie Geschlechterrollen, die populärwissenschaftlich aufgegriffen werden, um möglichst ‚einfache', ‚gut verdauliche' Lebensanschauungen zu entwerfen, die letztlich auch politische Wirkmacht entfalten. Es ist deshalb wichtig, dass ArchäologInnen sich zusammenschließen, um diesen Klischees wissenschaftlich zu begegnen.

Dies wird unter anderem mit der Reihe „Frauen – Forschung – Archäologie" seit einigen Jahren erfolgreich getan: Im aktuellen Band greifen verschiedene AutorInnen einmal mehr das Thema ‚Geschlechterforschung in der Archäologie' in vielfältiger Weise auf.

Das Buch ist in drei Teile unterteilt, die jeweils zwei Artikel beinhalten: Der methodische Abschnitt zu den Geisteswissenschaften umfasst einen Artikel von Julia Katharina Koch, in dem anhand von qualitativen Inhaltsanalysen aus den Sprach- und Kommunikationswissenschaften die unbewussten Konstruktionen von ‚Geschlecht' in archäologischen Texten aufgedeckt werden sollen. Die Idee ist dabei, sich nicht mehr nur ‚objektiv' mit Funden und Befunden zu befassen, sondern auch „den modernen gesellschaftlichen Kontext der Interpretation mit ein[zu]beziehen" (39). Der zweite Artikel, der sich unter der Rubrik „Geisteswissenschaftliche Methode" findet, wurde von Raimund Karl verfasst. Hier geht er scharf mit ArchäologInnen ins Gericht, die unsere heutige Idealvorstellung von einem „viktorianisch-biedermeierlichen" (44) Familienidyll in Befunde hineininterpretieren. Die oft postulierte Vater-Mutter-Kind-Beziehung der „edlen Wilden" (ebd.) wird in seinem Aufsatz durch handfeste Gegenbeispiele in Zweifel gezogen.

Der „Naturwissenschaftliche Methodenteil" (diese Unterteilung zeigt die in der Archäologie übliche Trennung zwischen der ‚geisteswissenschaftlichen Interpretation' und den ‚harten Fakten der Naturwissenschaften') besteht aus zwei anthropologischen Artikeln. Der Artikel von Birgit Grosskopf beschäftigt sich mit der Interpretation von anthropologischen Daten am Beispiel des Leichenbrandes. Dabei macht sie darauf aufmerksam, dass sich männliche und weibliche Skelette oft stark ähneln. Gerade Robustizitätsmerkmale können aufgrund der zu Lebzeiten ausgeübten Tätigkeit die Analyse verfälschen. Grosskopf möchte in ihrem Artikel die Methode der Geschlechtsbestimmung nicht an sich kritisieren, sondern plädiert für einen engeren Austausch zwischen ArchäologInnen und AnthropologInnen, um bessere Beiträge zu kulturhistorischen Strukturen liefern zu können. Der zweite Artikel spricht sich in ähnlicher Weise für eine solche Zusammenarbeit aus, legt seinen Fokus aber auf Kon-

zepte und Theorien der Anthropologie und deren Wirkweise auf die bisherige Forschung. Meiner Meinung nach ist dieser Artikel stärker in den Theorien der Gender Studies verankert. Kurt W. Alt und Brigitte Röder zeigen Wege auf, wie man die bisher schwierige Zusammenarbeit von Archäologie und Anthropologie verbessern kann. Traditionelle Geschlechterkonzepte aus der Anthropologie werden in Frage gestellt, wie beispielsweise die Trennung von *sex* und *gender*. Als Alternative schlagen Alt und Röder vor, „die Entwicklung eines neuen Geschlechterkonzepts" (119) anzustreben und dabei „von dem umfassenderen deutschen Begriff ‚Geschlecht', der – sofern er nicht biologistisch verwendet wird – grundsätzlich biologische und soziale Aspekte beinhaltet" (ebd.) auszugehen. Zudem werden Konzepte, wie zum Beispiel Biologisierungen und Historisierungen in der Archäologie funktionieren, erläutert.

Im dritten und letzten Teil behandelt Kerstin Hoffman die Problematik der Bezeichnung von Grabfunden als ‚typisch männlich' und ‚typisch weiblich'. Dies führe laut Hoffman meistens zu einem undifferenzierten Bild der damaligen Lebenswelt. Es wird ein äußerst viel versprechender Anstoß für die Arbeit der ArchäologInnen gegeben, in dem die Autorin für Intersektionalitätsansätze (die sie allerdings nicht so benennt) plädiert. Damit möchte sie davon wegkommen, anhand von Grabbeigaben (Waffe = Mann / Schmuck = Frau) Tote eindeutig als einem Geschlecht zugehörig zu identifizieren und so das „bipolare Schwarz-Weiß-Malen" (152) vermeiden, welches ausschließlich das Zwei-Geschlechtermodell zulässt. Der letzte Artikel ist einer der spannendsten. Hier lenkt Liv Helga Dommansens den Blick darauf, dass man sich zuerst fragen sollte, welche Vorteile die aktive Übernahme einer angrenzenden Kultur damals brachte, bevor man sich damit beschäftigt, welche Kultur von welcher geprägt wird, wie es meistens ohne kritische Reflektion in der Archäologie angenommen wird. Zwei wichtige Fragen, die dabei zu beachten sind, lauten: Wie war der Kontakt unter den Frauen verschiedener Gruppen? War dieser Kontakt anders als zwischen Männern unterschiedlicher Gruppen? Dommansens will damit von der bisherigen Geschlechtsblindheit bei Migrations-, Kulturübernahme- und Heiratstheorien wegführen. Mit dem achten Band ist ein weiterer Baustein für die Entwicklung von Gender Studies-Theorien in der Archäologie hinzugekommen. Für ArchäologInnen, deren Interesse nicht im Bereich der Gender Studies liegt, können meines Erachtens einige der Aussagen jedoch eindimensional wirken: Zum Teil entsteht der Eindruck, dass eine Forschung allein dadurch Geschlechter- oder Genderforschung ist, dass sie Aussagen über Männer und Frauen macht. Andere Aufsätze wiederum tauchen so tief in die Genderthematik ein, dass die entwickelten Ideen zwar einen Gewinn für genderforschende AchäologInnen darstellen, für andere jedoch eher mühsam nachvollziehbar sind.

Die Beiträge zeigen jedenfalls eine Bereitschaft, grundsätzlich Ansätze der Gender Studies einzubeziehen. Dies lässt für die Zukunft einer gendersensiblen archäologischen Forschung hoffen. Nur wenn man mehr ArchäologInnen für das facettenreiche Feld der Gender Studies innerhalb ihrer Disziplin begeistert und aufzeigt, wie fruchtbar dies sein kann, kann es zu realistischeren prähistorischen Lebensbildern kommen. Dieses Buch – ebenso wie die komplette Reihe

– ist für alle genderinteressierten (angehenden) ArchäologInnen geeignet und äußerst empfehlenswert.

Karolin Heckemeyer

Kein Geschlecht ohne Körper. Kein Körper ohne Geschlecht?

Nina Degele/ Sigrid Schmitz/ Elke Gramespacher/ Marion Mangelsdorf (2010) Hg. Gendered Bodies in Motion. Leverkusen-Opladen: Budrich UniPress Ltd. (206 S., 24,90 Euro).

Der im März 2010 erschienene Sammelband „Gendered Bodies in Motion" diskutiert das derzeit in zahlreichen Forschungszusammenhängen brisante Thema ‚Körper und Körperlichkeit' aus der Perspektive der Gender Studies. Aus der Warte der Kultur- und Sozialwissenschaften sowie der Medizin- und Naturwissenschaften interessieren sich die AutorInnen der insgesamt zehn Beiträge für Fragen zur sozialen Konstruktion und Dekonstruktion von Körper und Geschlecht, für den Zusammenhang von Natur und Kultur, für Fragen der visuellen (Re-)Produktion von vergeschlechtlichten Körperbildern sowie für methodische Aspekte bei der Erforschung des menschlichen Körpers und seiner Materialität. Ziel des Sammelbandes ist es, so schreiben die Mitherausgeberinnen Marion Mangelsdorf und Elke Gramespacher, den LeserInnen einen Einblick in das heterogene Feld der Gender Studies zu geben, einer „zugleich bewegten und bewegenden Forschungsrichtung" (8).

Das Buch, das zugleich Ergebnis einer im November 2008 stattgefundenen Tagung zum Jubiläum der Koordinierungsstelle Gender Studies der Uni Freiburg ist, gliedert sich in zwei Sektionen: eine erste mit interdisziplinären Einblicken in das Thema Körper(-lichkeit) und eine zweite zu forschungsmethodischen Aspekten und Anwendungsfeldern. Ihnen vorangestellt ist neben dem kurzen Einführungstext von Mangelsdorf und Gramespacher zu Anlass, Thema und Aufbau des Bandes ein zweiter, sehr lesenswerter Beitrag von Sigrid Schmitz und Nina Degele mit dem Titel „Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung". Die beiden Autorinnen setzen sich darin kritisch mit den in den Gender Studies und der Körpersoziologie diskutierten *Embodiment*-Ansätzen auseinander, d.h. mit der Frage nach dem Verhältnis von körperlicher Materialität und Gesellschaft. Ausgehend von Karen Barads Konzept des *agential realism* und Anne Fausto-Sterlings Überlegungen zur Reintegration biologischer Aspekte der Geschlechtlichkeit in den feministischen Diskurs betonen Schmitz und Degele die Untrennbarkeit von körperlichen und gesellschaftlichen Prozessen. Jede Form der Unterscheidung in Körper und Gesellschaft sei eine analytische und keine reale. Deshalb plädieren die Autorinnen für „eine Dynamisierung und Erweiterung des Begriffs *Embodiment* als *Embodying* und verstehen darunter *Prozesse der Verkörperung von Gesellschaft und Vergesellschaftung körperlicher Materialität zwischen/jenseits von Konstru-*

iertheit und Determinierung" (31, Hervorhebungen im Original). Ein besonderer Gewinn des Beitrags sind jenseits der theoretischen Überlegungen die Anregungen der Autorinnen zur empirischen Konkretisierung derselben.

Der dann folgende erste Teil mit unterschiedlichen interdisziplinären Zugängen zum Thema „Gendered Bodies in Motion" beginnt mit zwei Beiträgen, die an der Tradition des feministischen Empirismus orientiert sind und Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Evolutionspsychologie und den Neurowissenschaften einer kritischen Analyse unterziehen. Unter dem Titel „Die Natur der Schönheit – Reflexionen zur evolutionstheoretischen Attraktivitätsforschung" setzt sich Kerstin Palm unter anderem mit den auch heute noch breit rezipierten verhaltensbiologischen Arbeiten Karl Grammers auseinander (43). Palms detaillierte Analyse deckt vor allem methodische Probleme bei der evolutionspsychologischen Theoriegenerierung auf: Widersprüchliche Forschungsergebnisse werden häufig ignoriert und Geschlechterklischees mithilfe reifizierender Methodendesigns reproduziert. Der kurzweilig geschriebene Beitrag gibt Gender-Studies-Interessierten einen spannenden Einblick in ein naturwissenschaftliches Forschungsfeld, das wesentlich zur Naturalisierung einer zweigeschlechtlichen Ordnung beiträgt.

Auch der Artikel „Extreme Female Brains – eine gendertheoretische Diskursanalyse zum Phänomen Autismus" von Nicole C. Karafyllis stellt den Gewinn einer am feministischen Empirismus angelehnten Analysemethode unter Beweis. Karafyllis zeigt, dass AutistInnen in neurowissenschaftlichen Diskursen als männliche Subjekte konstruiert werden beziehungsweise als Personen mit einem „extrem männlichen Hirn" (56). Diese Grundannahme führt unter anderem dazu, dass Männer mit Autismus zu hypermännlichen Wesen stilisiert werden, die in besonderem Maße den Anforderungen einer hoch technisierten Gesellschaft gerecht werden. Bei Frauen mit Autismus hingegen sprechen NeurowissenschaftlerInnen von einem falschen Hirn im richtigen Körper und betonen so den Aspekt des Abnormalen und Pathologischen.

Neben den beiden kurz vorgestellten naturwissenschaftlich orientierten Beiträgen finden sich im Teil „Interdisziplinäre Einblicke" noch vier weitere Artikel, darunter ein Text der Kölner Sportsoziologin Ilse Hartmann-Tews zum Zusammenhang von Alter und Geschlecht im Kontext von Sport und Bewegung sowie eine an Karen Barads „Epistem-Ontologie" ausgerichtete „queere Objektivitätsbricolage", in der sich die AutorInnen Katrin M. Kämpf und Matthias Mergl mit der Situiertheit und Körperlichkeit ihres Wissens bei der Interpretation einer Video-Text-Installation auseinandersetzen. Den Abschluss interdisziplinärer Perspektiven bilden die Beiträge von Verena Ladewig zur Bedeutung des medizinisch/biologisch abstrakten Materials der DNA für die Konstruktion einer geschlechtlich determinierten Person sowie der Text „Anorexie mit anderen Augen" von Isabella Marcinski. Die Autorin entwickelt darin ausgehend von Helmuth Plessners philosophischer Anthropologie eine leibphänomenologische Perspektive auf das Phänomen Anorexie.

Der darauf folgende zweite Teil des Sammelbandes mit dem Titel „Forschungsmethodische Aspekte und Anwendungsfelder“ umfasst insgesamt drei Beiträge, die sich auf unterschiedliche Weise mit Bildmaterial, d.h. mit Video, Film und Fotografie, beschäftigen. Die AutorInnen nähern sich damit einem überaus spannenden Bereich sozialer Wirklichkeit: der visuellen (Re-)Produktion gesellschaftlicher Körper-, Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen. Als problematisch erweisen sich dabei zum Teil jedoch die an das Bildmaterial herangetragenen Lesarten der AutorInnen. So kommen zum Beispiel Martina Schuegraf und Sandra Smykalla in ihrem Artikel „Zwischen Popfeminismus und Mainstream – Inszenierungsstrategien von KünstlerInnen im Musikvideoclip“ zu dem Schluss, dass Madonna in ihren Körperinszenierungen lediglich mit Geschlechterdualismen spiele, während Peaches Geschlechtlichkeit grundlegender in Frage stelle. Diese Interpretation erscheint jedoch etwas überspitzt. Denn auch in dem von den Autorinnen analysierten Peaches-Video sind die Körperpräsentationen der ProtagonistInnen eindeutig zweigeschlechtlich markiert. So stehen sich ein vollkommen entblößter und ein mit einem Bustier bekleideter Oberkörper gegenüber und greifen damit gesellschaftliche Normen bezüglich Nacktheit und Geschlechtlichkeit auf.

Nur bedingt überzeugend ist auch der Beitrag von Nadja Sennewald über „Politische Körper – zum medialen Diskurs über Geschlecht und Macht“. Sennewald analysiert darin vier aus Bilderstrecken deutscher Online-Zeitungen stammende Fotos von Barack Obama, Hillary Clinton, John McCain und Sarah Palin. Wenngleich Sennewalds Analyse in weiten Teilen nachvollziehbar ist, scheint eine Interpretation der Bilder mit Blick auf die Ausgangsfrage zum Zusammenhang von Macht und Geschlecht eher problematisch. Denn letztlich ist die Auswahl von Pressefotos durch JournalistInnen und ZeitungsredakteurInnen immer auch eine Frage politischer Affinitäten und spiegelt nicht nur vergeschlechtlichte Vorstellungen politischer Macht wider.

Ein weiterer thematisch interessanter Beitrag ist der Artikel von Heike Raab zum Zusammenhang von Körper, Behinderung, Sexualität und Geschlecht. Raabs theoretische Ausführungen sind jedoch nur sehr wenig pointiert und zum Teil eklektisch. Hinzu kommt, dass Raab durchgängig von der Triade „Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht“ spricht (143). Zu kritisieren ist dabei keinesfalls ihre Forderung nach einer intersektionalen Betrachtung von *disabled bodies*, sondern der von ihr verwendete Heteronormativitätsbegriff. Ganz offensichtlich setzt die Autorin die Begriffe Heteronormativität und Heterosexualität gleich und übergeht somit die im Konzept der Heteronormativität bereits angelegte Verschränkung von Zweigeschlechtlichkeit und (Hetero-)Sexualität. Ein wichtiger im Beitrag Raabs enthaltener Hinweis ist jedoch, dass sich die Gender Studies vermehrt mit der Frage beschäftigen müssen, welche Körper sie in den Mittelpunkt ihres Interesses stellen.

Festzuhalten bleibt, dass die Qualität der in diesem Band versammelten Beiträge zum Thema *Gendered Bodies in Motion* sehr heterogen ist – zweifelsohne ein Merkmal zahlreicher Tagungsbände. Die thematische Vielfalt der Texte gibt jedoch einen guten Überblick über das Thema ‚Körper und Körperlichkeit‘

im Kontext der Gender Studies und hält zahlreiche Anregungen für zukünftige geschlechtertheoretische Arbeiten zum Zusammenhang von Körper und Gesellschaft bereit.

Andrea Zimmermann

Die integrale Perspektive: Gender als interdependente Kategorie. Ein gewinnbringender und machtsensibler Ansatz zur Analyse komplexer Machtverhältnisse

Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt, Kerstin Palm (2007) Hg. Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (192 S., 19,90 Euro).

Die Frage, „wie Kategorien sozialer Ungleichheiten, Marginalisierungen und Normalisierungen, etwa Gender, Ethnizität, ‚Rasse', Sexualität, Klasse/ Schicht, Nation, Alter, Religion, Lokalität in analytisch produktiver Weise zusammengedacht werden können" (7), steht dem bereits 2007 erschienenen Band *Gender als interdependente Kategorie* von Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt und Kerstin Palm programmatisch voran. Dass diese Frage nicht leicht zu beantworten ist, lässt die schon lang anhaltende Debatte zu Intersektionalität vermuten: Nach der Entwicklung und Einführung von ‚Geschlecht' als Untersuchungsgegenstand und Analysekategorie in den Wissenschaften stellte sich hinsichtlich der Gefahr eines homogenisierenden Blicks auf ‚die Frauen' die Aufgabe, das Verhältnis zu anderen Kategorien, wie bspw. Klasse und Ethnizität theoretisch zu fassen. Dabei ergaben sich nicht unerhebliche Probleme in Bezug auf Repräsentation, Gewichtung und Epistemologie der Kategorien. Im Rahmen dieser Debatte verorten sich die Autorinnen und haben dabei besonders deren politische Genealogie im Blick.

In einer gemeinsamen Einleitung, geprägt von einer selbstkritischen Situierung der Autorinnen als Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Fachdisziplinen in einem bestimmten geopolitischen und historischen Kontext, erläutern die Herausgeberinnen die Begriffe Vielfalt, Heterogenität, Diversity und Intersectionality, um gleichzeitig den Boden für die Erklärung der eigenen Begriffswahl zu bereiten: Sie haben sich für die Verwendung des Begriffs Interdependenz entschieden, „da die Verbindung von *inter* (zwischen) und *Dependenz* (Abhängigkeit) deutlich macht, dass der Fokus des Begriffs auf der Konzeptualisierung wechselseitiger und nicht monodirektionaler Anhängigkeiten liegt" (9).

Im Gegensatz zum Konzept der Intersektionalität wird somit nicht davon ausgegangen, dass sich die Situation eines Individuums durch das Zusammentreffen verschiedener Kategorisierungen bestimmen lässt, da diese Kategorisierungen immer schon als miteinander verwoben verstanden werden müssen.

Deshalb wird der Prozess der Kategorisierung mit der jeweiligen Produktion von Ein-und Ausschlüssen selbst in den Blick genommen, da er als wesentliches Element der Strukturierung von Gesellschaft machtvolle Konsequenzen hat. Zu Recht weisen die Autorinnen darauf hin, dass dieser Ansatz für jede soziale Kategorie angewandt und zur Analyse komplexer Machtverhältnisse genutzt werden kann. Daraus ergibt sich für die Gender Studies der Appell, die institutionellen Konsequenzen eines interdependenten Ansatzes nicht zu scheuen und „eine konsequente Überprüfung der eigenen Inhalte, Personalpolitik und Visionen" vorzunehmen (11).

Das Buchprojekt, das aus der gemeinsamen Vorbereitung des Kolloquiums „Geschlecht als interdependente Kategorie" am *Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin* im November 2005 hervorgegangen ist, versteht sich nicht als konventioneller Sammelband, sondern als „kollektives Projekt, dessen einzelne Interventionen miteinander verbunden sind und durch die intensiven gemeinsamen Diskussionen und Erarbeitungen eines jeden Beitrags von den verschiedenen kritischen Perspektiven profitiert" (14). Die hohe Reflexivität der Einleitung zeugt davon, dass es den Autorinnen gelungen ist, diesen Anspruch einzulösen, was auch für die einzelnen Beiträge gilt:

Katharina Walgenbach führt sowohl unter politisch genealogischen als auch unter theoretischen Gesichtspunkten in die Debatte um Intersektionalität ein. An die ausführliche und präzise Bestandsaufnahme schließt sich das Plädoyer für die notwendige Verschiebung von der Analyse der Interdependenzen *zwischen* den Kategorien hin zur Analyse von Kategorien *als* interdependent an: Nur dieses Modell vermag die allen anderen Ansätzen gemeinsame Problematik, den einzelnen Kategorien einen scheinbar genuinen Kern zuzuschreiben, zu vermeiden und eine integrale Perspektive einzunehmen, die Differenzen und (Macht-)Verhältnisse innerhalb der Kategorien in den Blick nehmen kann. Für einzelne Analysen bedeutet dies, die Strukturierung der Kategorie Gender in Bezug auf einen konkreten Untersuchungsgegenstand kritisch mitzubedenken.

Antje Hornscheidt weist aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive darauf hin, dass „[n]ur durch begriffliche Neuprägungen (...) tradierte Normvorstellungen irritierbar" sind (104). Deshalb plädiert sie einerseits für eine kritische Analyse derjenigen sprachlichen Handlungen, die Kategorien herstellen und aufrechterhalten, und andererseits für die Entwicklung von Benennungspraktiken und Terminologien, „in der die integrierte Interdependenz von Identitätskategorisierungen sprachlich zum Ausdruck kommt und damit ein neues Verhandlungsfeld eröffnen" würde (103 f). So wird beispielsweise das Modell des leeren Unterstrichs innerhalb von Worten als Möglichkeit erläutert, auf Brüche und Leerstellen innerhalb von Kategorien hinzuweisen und somit Eindeutigkeiten zu stören.

Gabriele Dietze, Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis gelangen in ihrem Beitrag „Checks and Balances" zur Auffassung, dass „Queer Theory und Intersektionalität als korrektive Methodologien füreinander" (109) fruchtbar gemacht werden können. Ausgehend von einer Analyse der Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Perspektiven wird anhand konkreter Beispiele und Analysen das Modell der ‚Queer Sectionality' vorgestellt. Trotz benannter epistemologischer Schwierigkeiten gehen die Autorinnen von einer gegenseitigen Bereicherung der beiden Perspektiven aus, da sie „produktive ‚Synergien' zwischen Queer Theory und Intersektionalität" (113) auszumachen vermögen: Für die Perspektive der Intersektionalität bedeutet dies die „Absenz der Kategorie Sexualität" (114) zu überdenken, während die Queer Theory aufgefordert ist, ihr „lange[s] Schweigen zu Intersektionalität in einer eher weißen Genealogie der Queer Theory" (107) zu beenden.

Der vierte Beitrag von Kerstin Palm schließlich macht es sich zur Aufgabe, epistemologische Debatten um Objektivität im Gender-and-Science-Bereich zu rekonstruieren und dabei die Vergeschlechtlichung positivistischer Objektivitätsbegriffe aufzudecken. Dabei gerät vor allem die Debatte um die Subjektposition in den Blick, was die Autorin dazu veranlasst, eine „Erweiterung der Standpunkttheorien um das Konzept eines aktiven Objekts der Erkenntnis" (142) zu fordern. Zur Entwicklung eines solchen Ansatzes greift sie auf theoretische Entwürfe von Sandra Harding und Donna Haraway zurück.

Als Fazit lässt sich feststellen, dass der hohe Anspruch, „ein neues integrales Konzept zu Interdependenzen" (20) zu bieten, wie die Autorinnen es in der Einleitung formulieren, konsequent eingelöst wird. Dass dieses Konzept im Rahmen eines Diskussionzusammenhangs vorgestellt wird, der sich einer „machtsensiblen Transdisziplinarität" (ebd.) verschrieben hat, macht diese Publikation zu einem umso wichtigeren Beitrag zur aktuellen Debatte um Intersektionalität: Eine Pflichtlektüre für alle, die sich für Gender Studies interessieren!

Caroline Günther

Wi(e)der die Natürlichkeit von Körpergeschlecht und Zweigeschlechtlichkeit?!

Heinz-Jürgen Voß (2010) Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Bielefeld: transcript Verlag (466 S., 34,80 Euro).

Vor allem als Studierende_r, aber auch einfach nur als Interessierte_r der Gender Studies und spezieller noch als Vertreter_in poststrukturalistischer respektive dekonstruktivistischer Theorien von ‚Geschlecht' kennen wir sie nur zu gut, diese verflixte Situation um dieses schon so viele Male geführte Gespräch, von dem wir bereits zu Beginn schon um den Ausgang wissen, dieses Gespräch, das

immer in diesem verhängnisvollen, da totschlagargumentativen Satz mündet: „Aber es gibt nun mal zwei Geschlechter – Männer und Frauen, das liegt in der Natur." Und als Geistes-, Sozial- und/oder Kulturwissenschaftler_innen wünschen wir uns dann immer fundiertes biologisch-medizinisches Wissen, mit dem wir diesem blinden Essentialismus begegnen können. Vielleicht ein Buch, auf das wir verweisen können. „Du glaubst mir nicht? Dann lies nach bei…?" Ja, bei wem? Bei Heinz-Jürgen Voß, sage ich jetzt einfach mal ganz provokant.

Voß liefert uns mit seiner Dissertationsschrift *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive* ein Fußnotenbuch, auf das wir schon lange gewartet haben, und auf das wir, wie der Titel nahe legt, ohne es je (mehr als auszugsweise) gelesen zu haben, in einer Fußnote verweisen können. Und das ist jetzt überhaupt nicht negativ gemeint, denn bei der Fußnote, in der es erscheint, handelt es sich um die Fußnote schlechthin: um eine wissenschaftlich fundierte, übersichtlich strukturierte und dezidiert sowie reflektiert durchgeführte empirische Belegmöglichkeit der unserer Arbeit zugrunde liegenden Theorie. Oder kurz gesagt: Begründet und dargestellt wird unser Stimmrecht in medizinisch-biologischen Geschlechterdiskursen.

Vor dem Hintergrund einer biologisch-akademischen Ausbildung als Diplom-Biologe macht Voß die seit Jahrtausenden kontrovers diskutierte Frage, was denn nun unter ‚Geschlecht' zu verstehen sei, zum Gegenstand seiner interdisziplinären Arbeit. „Es soll offengelegt werden, welche Theorien mit welchen Argumentationen in naturphilosophischen bzw. biologisch-medizinischen Experten- (später Expert/innen-) Kreisen [bezüglich der Konzeption von (Körper-)Geschlecht, C.G.] vertreten wurden und aktuell vertreten werden" (26). Situiert in im weitesten Sinne poststrukturalistischen Konzepten (Theoretischer Konstruktivismus, Dekonstruktion, Diskursanalyse, feministische Wissenschaftskritik und Systemorganisationstheorie) und sowohl diachron (von der griechischen und römischen Antike bis heute) als auch synchron (wissenschaftliche Wissensproduktionen als reziprok eingebunden in soziale Kontexte verstanden und daher neben Expert_innentexten auch z.B. ‚literarische' Texte einbeziehend) ausgerichtet, geht es Voß dabei um das Aufzeigen der Heterogenität von Diskursen und damit der Vielfalt von Wissensbeständen am Beispiel der Pluralität und Differenz von Expert_innenmeinungen zum Thema ‚gängige Körper-/ Geschlechtskonzeptionen'. Zu den Texten, die Voß bezüglich seiner Fragestellung analysiert, gehören innerhalb naturphilosophischer bzw. biologisch-medizinischer Diskurse bekanntere wie solche von Aristoteles und Diogenes für die Antike sowie Ackermann und Weininger für die Moderne sowie unbekanntere wie beispielsweise Texte von Leukippos und Demokritos. Im Kontext von Voß als im weitesten Sinne ‚literarisch' eingestuften Texten, die ihm zur Skizzierung gesellschaftlicher Wissensbestände bezüglich ‚Geschlecht' dienen, zählen bekanntere Schriften wie beispielsweise von Wollstonecraft, Kant und Hippel sowie unbekanntere wie von Agrippa von Nettesheim, Gedicke und Leporin.

Zweigeschlechtlichkeit als Zweikörperlichkeit wird von Voß auf knapp 460 Seiten fundiert wissenschaftlich und übersichtlich strukturiert als kontingen-

te Konstruktion herausgestellt. Gegliedert ist die Dissertationsschrift in die Kapitel „Das differenzierte Geschlechterverständnis der Antike – Facetten von Ein- und Zweigeschlechtlichkeit", „Zur Konstituierung von Geschlecht in modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften" und „Geschlechtsdetermination – von ‚dem hodendeterminierenden Faktor' hin zu Modellen komplex interagierender und kommunizierender molekularer Komponenten". Voß liefert damit, wenn auch meiner Meinung nach theoretisch und methodisch zu oberflächlich, eine überzeugende empirische Grundlage einer innerhalb wissenschaftlicher (Geschlechter-)Diskurse mittlerweile 20 Jahre währenden Theoriediskussion. Vor diesem Hintergrund erhält die Dissertation ihre Relevanz.

Neue oder gar überraschende Ergebnisse bringt die Arbeit hingegen nicht – selbst eine Kritik an Laqueurs Ein-Geschlechter-Modell, wie Voß sie herausarbeitet, wurde vor Jahren bereits formuliert. Provokant ist meine Aussage am Beginn dieser Rezension also nicht hinsichtlich der Relevanz von Voß' Arbeit – es ist wichtig, dass sich endlich einmal jemand die Arbeit gemacht hat, das, was wir theoretisch wissen, empirisch interdisziplinär aufzuarbeiten, um dieses Wissen durch die Verbindung konstruktivistischer Gendertheorien mit medizinisch-biologischen Diskursen in biologisch-medizinischen Diskussionen zu stärken –, sondern hinsichtlich ihrer Aktualität. Im Zeitalter des *affective turn* wirkt es fast schon obsolet, auf jeden Fall aber um Jahre verspätet, einem biologischen Essentialismus einen Konstruktivismus entgegenzustellen und sich mit der diskursiven Konstruktion und Konstitution von Körperlichkeit und Zweigeschlechtlichkeit zu befassen. Weil wir es wissen: Wir wissen um die Konstruktion von Geschlecht, spätestens seit Butler auch um die Konstruktion des dichotomen Körpergeschlechts; wir wissen, dass wissenschaftliche Wissensproduktionen eingebunden in gesellschaftlich-diskursiven Strukturen, abhängig von medizin-technischen Machbarkeiten und situiert in manifesten Körpern zu konzipieren sind (spannend erscheint mir hier, dass Voß ohne einen Verweis auf Haraway auskommt, dass diese nicht einmal im Literaturverzeichnis auftaucht); wir wissen also, dass Wissensbestände kontingent sind und, übertragen auf ‚Geschlecht', dass das, was als ‚Geschlecht' gilt, variabel ist, dass es biologisch-medizinisch nicht einmal notwendig erscheint, von lediglich zwei Geschlechtern auszugehen. Wir wissen das alles theoretisch, aber empirisch ‚belegen' konnten wir es nie. Jetzt hat ein Biologe eine feministisch wissenschaftskritische, diskursanalytische Dekonstruktion von biologischer Zweigeschlechtlichkeit vorgelegt, und vielleicht vermag seine Arbeit Veränderungen einzuleiten. Denn Diskussionen rund um die Debatte ‚Geschlecht als biologische Essenz oder als gesellschaftliches Konstrukt' besitzen nicht nur im wissenschaftlichen Kontext Relevanz. Von einer differenzierteren Betrachtung der Konzeption von ‚Geschlecht', wie sie Voß vorlegt, profitieren besonders Menschen, die sich nicht in ein Zwei-Geschlechter-als-Zwei-Körper-Modell integrieren lassen. Prototypisch sind dafür mittlerweile Menschen mit der Diagnose ‚Intersexualität'. Denn solange das Zwei-Geschlechter-Modell als ‚natürliche Tatsache' re-/produziert wird, werden Menschen mit der Diagnose ‚Intersexualität' pathologisiert. Dann werden weiterhin Genitaloperationen an

Neugeborenen vorgenommen, dann werden weiterhin Menschen mit polymorphem Körper(-geschlechts-)erscheinungsbild als ‚Monster' tituliert, dann werden weiterhin unzählige Selbstmorde scheinbar unbegründet erfolgen.

Passend zum Titel der Veranstaltungsreihe „Feminisms Revisited" geht es in *Making Sex Revisited* also wieder um ein Wider natürliche Zweigeschlechtlichkeit und Zweikörperlichkeit, allerdings unter neuem Blickwinkel. Handlungsbedarf besteht hingegen noch immer. Wenn auch, dank Voß, dringlicher auf gesellschaftlicher denn wissenschaftlicher Ebene.

Rezensionen zum Thema ‚Elternschaft und Sozialisation'

Liane Muth

„Man kann eben och allet auf Video aufnehmen." Aktuelle Praktiken, Vorstellungen und Inszenierungen der Geburt

Christoph Wulf/ Birgit Althans/ Julia Foltys/ Martina Fuchs/ Sigrid Klasen/ Juliane Lamprecht/Dorothea Tegethoff (2008) Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung. Opladen/ Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (256 S., 26,90 Euro).

Der Titel „Geburt in Familie, Klinik und Medien" klingt abstrakt, objektiv, wenig nach Selbst- und Grenzerfahrung, Schmerzen, Blut und Fruchtwasser. Und doch geht dieses Buch ins Detail. Es nähert sich dem Thema Geburt interdisziplinär aus Sicht verschiedener Sozial- und Kulturwissenschaften mithilfe qualitativer Methoden: mit Interviews, Gruppendiskussionen, Bild- und Videointerpretationen sowie teilnehmenden Beobachtungen in Familien und Institutionen der Geburtshilfe. Es fragt nach persönlichen Geburtserlebnissen und den individuellen Prozessen, die durch Schwangerschaft und Geburt ausgelöst werden, sowie nach dem gesellschaftlich-medialen Umgang mit diesem Thema. In den Blick gerät dadurch das Individuelle, Einzigartige, das dem Vorgang der Geburt innewohnt, genauso wie das Allgemeine, Öffentliche, Kulturelle.

Der Sammelband vereint zehn Aufsätze von sieben Autorinnen und Autoren aus den Disziplinen Sozialpädagogik, Erziehungswissenschaft, Soziologie und Psychologie. Am Schluss des Buches finden sich die Transkriptionsregeln zu den verwendeten Interviews, eine ausführliche Literaturliste, ein Register mit den wichtigsten Stichworten, Hinweise zu den AutorInnen und ein Anhang, in dem tabellarisch Ergebnisse von Fragebogenerhebungen aufgelistet werden. Was allerdings fehlt, ist eine Zusammenfassung bzw. ein Fazit, das die Ergebnisse der Aufsätze zusammenführt. Dafür bietet der erste Aufsatz eine gute Übersicht zu Struktur und Inhalten der Untersuchung – er kann nach Lektüre des gesamten Buches noch ein zweites Mal mit Gewinn gelesen werden.

Der Aufsatz „Zur Einleitung: Die Wiederentdeckung der Geburt" (7-17) stammt von Christoph Wulf. Er diagnostiziert ein neues Interesse an der Geburt in Öffentlichkeit und Politik, für das es demographische, politische, soziale und individuelle Gründe gebe. Wulf stellt die Methoden vor, mit denen „Bilder, Ideale, Ideologien, Vorstellungen und Praktiken der Geburt" (7) rekonstruiert werden sollen. Auf quantitative Methoden wird bewusst verzichtet, da es in diesem Buch darum geht, Repräsentationen und Praktiken der Geburt zu beschreiben und zu analysieren.

Die ersten drei Artikel beschäftigen sich mit Familien-, Väter- und Mutterbildern und damit, wie diese sich im Anschluss an die Geburt realisieren bzw. miteinander und mit anderen Selbstbildern in Konflikt geraten. Julia Foltys und Juliane Lamprecht beschreiben in ihrem Aufsatz „Geburt – ein familiales Ereignis?" (19-33) Zusammenhänge zwischen Familienbildern und Geburtsereignis-

sen. In Gesprächen mit Paaren, die Eltern geworden sind, lassen sie sich von der Geburt des ersten Kindes erzählen. Sie arbeiten heraus, wie Familien- und Rollen-Wunschbilder in Anlehnung oder Abgrenzung zu tradierten Familienmodellen gebildet werden. „Familie tritt so einerseits in ihrer Prozesshaftigkeit und zum anderen in ihrer Relationalität, d.h. im Zusammenspiel mit anderen sozialen Kategorien wie Geschlecht und Generation, in Erscheinung“ (33).

Anschließend thematisiert Juliane Lamprecht in einem eigenen Aufsatz verschiedene Mutterschaftsrepräsentationen zwischen Beruf und Familie. Der Titel ihres Aufsatzes: „‚...und jetzt hast de det größte Projekt überhaupt anner Backe‘“ (35-57) lässt bereits die Ambivalenz und Überforderungssituation anklingen, in die viele Frauen mit Geburt ihres ersten Kindes geraten. Lamprecht untersucht Mutterschaft mit Blick auf deren Herstellungsprozesse. Unter Bezugnahme auf Michel Foucault und Judith Butler stellt sie in den Mittelpunkt ihres Forschungsinteresses die „Art, wie die Paare Mutterschaft performativ gestalten, wie sie diese erzählpraktisch zum Ausdruck bringen und mit welchen Beschreibungen von Alltagspraktiken sie ihr Gestalt verleihen“ (38).

In „Die Geburt der Väter“ von Christoph Wulf (59-94) kommen Themen wie Schlafmangel, Anspannung und familiale Arbeitsteilung, Paarbeziehung und Sexualität zur Sprache. Es zeigt sich, dass es hier sehr viel Konfliktpotenzial gibt: „Da es keine allgemeingültigen Lebensformen mehr gibt, muss jede familiale Gemeinschaft zurzeit ihr eigenes Modell des Zusammenlebens entwickeln“ (94). Im Aufsatz „Berührung als Kommunikation“ (95-125) beschreibt Sigrid Klasen sehr detailliert Begegnungsmomente zwischen einer Mutter und ihrer neugeborenen Tochter. Sie begreift diese Momente als „Formen der Herstellung von Gemeinschaft“, die im Zusammenspiel von Berührungen, Mimik, Gestik, Stimme, Sprache und Blick hervorgebracht werden (119).

Die nächsten beiden Artikel fokussieren auf das Geburtsereignis selbst. In „Geburt als körperliches und mediales Ereignis“ (127-143) widmet sich Julia Foltys Bedeutungszuschreibungen zu Schwangerschaft und Geburt. Sie analysiert verschiedene Formen des Schwangerschaftserlebens vor dem Hintergrund des durch Ultraschalluntersuchungen hervorgebrachten Visualisierungstrends. Eine Form ist das explizit körperlich-sinnlich gedeutete Erleben, eine andere die technisch-mediale Inszenierung der Geburt.

ÄrztInnen und Hebammen kommen in „Geburt in der Klinik“ (145-163) zu Wort. Dorothea Tegethoff zeigt, wie sich ihre unterschiedlichen Konzeptionen von Geburt auf das Geburtserleben von Paaren auswirken und Wissenstransfer fördern oder hemmen können.

Die letzten drei Aufsätze beschäftigen sich mit Repräsentationen von Schwangerschaft und Geburt im Fernsehen. „Der unerfüllte Kinderwunsch“ (165-185) von Martina Fuchs greift sich das BBC-Doku-Drama „Schwanger um jeden Preis“ als Darstellungsform für reproduktionsmedizinische Techniken heraus. Analysiert wird unter anderem die Bedeutung der Familiengründung für die jeweiligen Paare. Dass diese sich oft über Jahre auf hohe Kosten und große psychische und körperliche Belastungen einlassen, begründen sie selbst mit der

Natürlichkeit ihres Kinderwunsches. „Die medizinische Machbarkeit wird somit als legitimes Mittel dargestellt, diese ‚Natürlichkeit' herzustellen" (184).

Dorothea Tegethoff untersucht für ihre Analyse „Das Ungeborene sehen" (187-205) den Umgang mit Ultraschallbildern von ungeborenen Kindern im Unterhaltungsfernsehen. Hier wird das „mediale ‚Hineinreichen' in eine unerreichbare Welt (…) verdoppelt und umfasst neben den Familien auch die Öffentlichkeit" (205). Grundlage für den Ultraschall sind die verschiedenen Interessen der ÄrztInnen und Eltern, die weitgehend unreflektiert aufeinandertreffen: „Kühl berechnendes Erspähen und simulierte erste Kommunikation mit dem Ungeborenen verbinden sich bei aller Widersprüchlichkeit unauflöslich" (204).

Der letzte Artikel, „Repräsentationen von Geburt in den Medien" (207-227) von Birgit Althans, widmet sich noch einmal der Analyse von Fernseh-Bildern, diesmal mit dem Schwerpunkt auf Darstellungen von Geburten. Althans interessiert, inwieweit Talk-Formate und Doku-Soaps bzw. -Dramen die in den Print-Medien geführten politischen Debatten thematisieren. Sie zeigt Korrespondenzen zwischen den medialen Repräsentationen der Geburt und den Themen Sicherheit versus Natürlichkeit sowie Unsicherheit im Umgang mit dem Neugeborenen. Dabei beobachtet sie eine „heimliche Alterität" der Geburt in TV-Doku-Soaps: „Im Zentrum des entscheidenden Aktes der symbolischen Ordnung, der menschlichen Geburt und der mit ihr verbundenen Ikonologie" stünde „der Blick auf das Reale des (menschlichen) weiblichen (geburtgebenden) Organs, der der kollektiven medialen Erfahrung verwehrt bleiben muss" (21 f). Und dieser „Nicht-Blick auf das Zentrum des Geschehens" (214) entfremdet die gefilmten Eltern wiederum von dem eigenen Gebärereignis.

Jeder der Aufsätze ist einzeln lesbar. Jedoch wird erst in der Zusammenschau deutlich, wie breit das Feld von medizinischen, psychologischen, medialen, sozialen und pädagogischen Repräsentationen der Geburt ist. Auch dieses Buch kann nur Teile davon beleuchten, wobei es den Schwerpunkt auf die Frage nach dem Zusammenhang von Repräsentationen und Praktiken der Geburt legt. So wird deutlich, dass institutionelle Praktiken wie etwa Geburtshilfe und -vorbereitung, der Familienverbund mit seinen Traditionen und Denkweisen sowie die verschiedenen Medien kollektive Vorstellungen von Geburt produzieren.

Für die Analyse dieser Vorstellungen nehmen die AutorInnen eine gendersensible Perspektive ein, allerdings ohne dies explizit zu erklären. Notwendig ist eine solche Perspektive allemal, da der gesellschaftliche Zugriff insbesondere auf die Körper der Frauen, auch im internalisierten Körperwissen der Frauen selbst, bei der Geburt im Fokus steht. Es sind Frauen und Männer, die dieses Wissen generieren und transformieren – etwa im Kontakt mit medizinischen Techniken – und es ist ein Wissen, das die Sichtweisen auf Geburt unmittelbar bestimmt. Geburt als (frauen-)körperlicher Vorgang ist geeignet, eine Fülle von Einschreibungen auf sich zu nehmen.

Vielleicht wurde genau deshalb das Bild „Im Schwarzen Kreis" des russischen Malers Wassily Kandinsky für die Umschlaggestaltung gewählt. Meines Erachtens ist dieses Bild eine glückliche Wahl, weil es bei der Betrachtung viel-

fältige Assoziationen rund um das Geburtsgeschehen zulässt. Außerdem steht Kandinsky für das Streben nach Synthese und Humanität, dafür, vom „Entweder-Oder“ der Sinneseindrücke zum „Und“ zu gelangen. Und genau darum scheint es mir auch beim Thema Geburt zu gehen. Ist schon klar, „dass man eben och allet auf Video aufnehmen kann!...“ (72). Aber ob das wünschenswert ist?

Liane Muth

Wer wie was warum: Mädchen sein, Junge sein

Barbara Rendtorff/ Annedore Prengel (2008) Hg. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 4/2008: Kinder und ihr Geschlecht. Opladen/ Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (229 S., 24,90 Euro).

„Die Drillings-Meerjungfrauen Nele, Mia und Lara wollen sich genau den gleichen Haarreif und Flossenstrumpfhosen kaufen – wie viele Dinge kaufen sie insgesamt?“ Eine Aufgabe aus dem rosa Heft. Die blaue Version geht so: „Oskar geht mit seinen beiden Brüdern auf den Fußballplatz – wenn noch vier Freunde kommen, wie viele Kinder sind es insgesamt?“ Wozu platt verstandene Geschlechtersensibilität führen kann, zeigen uns aktuell verschiedene Schulbuchverlage, die für Jungs und Mädchen getrennt Lern-Material auf den Markt werfen. Der Wunsch, dem etwas entgegenzuhalten, ist einer der Gründe, warum ich das von Barbara Rendtorff und Annedore Prengel 2008 herausgegebene Buch *Kinder und ihr Geschlecht* vorstelle. Es ist als viertes Jahrbuch der Sektion „Frauen- und Geschlechterforschung“ in der *Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft* erschienen, welche regelmäßig für die geschlechtertheoretische Fundierung der Kindheitsforschung sorgt. Der Sammelband vereint eine deutschsprachige Einführung, einen englischsprachigen Gastbeitrag und elf deutschsprachige Fachbeiträge, denen jeweils eine deutsche und eine englische Zusammenfassung vorangestellt ist, sowie vier deutschsprachige Buchrezensionen.

Zu Beginn geben die Herausgeberinnen einen Überblick zum Diskurs im deutsch- und englischsprachigen Raum. Ihr Beitrag „Zur Einführung. Kinder und ihr Geschlecht – Vielschichtige Prozesse und punktuelle Erkenntnisse“ (11-23) zeigt, dass intersektionalitätstheoretische Ansätze Annäherungen an die Komplexität der Geschlechterverhältnisse ermöglichen. „Sie regen dazu an, in der international geführten Debatte um schulische Benachteiligungen von Mädchen und Jungen nicht zu pauschalisieren und Pluralität innerhalb der Geschlechter nicht zu vernachlässigen“ (11). Es folgt der Beitrag von Caryl Rivers und Rose Barnett: „The difference myth. We shouldn’t believe the increasingly popular claims that boys and girls think differently, learn differently, and need to be treated differently” (27-32). Dieser bezieht Stellung zur amerikanischen Debatte um neue biologistische Zuschreibungen, die Frauen als „chatty sex“ (28) und Männer als natürliche Mathe-Genies sehen. Geschlechtliche

Zuschreibungen beeinflussen, wie eingangs gezeigt, aktuell das Bildungssystem sowohl in Amerika als auch in Deutschland.

Danach ist das Buch in vier Kapitel aufgeteilt. Das erste Kapitel unter dem Titel „Beiträge" beinhaltet zwei sozialwissenschaftlich orientierte und zwei sexualwissenschaftliche Studien. Sabine Andresen zeigt in ihrem Artikel „Kinder und soziale Ungleichheit. Ergebnisse der Kindheitsforschung zu dem Zusammenhang von Klasse und Geschlecht" (35-48) mit zwei aktuellen Studien der Kindheitsforschung das „Ineinandergreifen von klassen- und gesellschaftsspezifisch bedingter Ungleichheit vom frühen Kindesalter an" (47). Sie plädiert dafür, dass die Kindheitsforschung die Kategorien Klasse und Geschlecht stärker in den Blick nimmt und sich außerdem vermehrt an Kindern als Akteur/innen und Expert/innen orientiert.

Hans Peter Kuhn nimmt in seinem Beitrag „Geschlechterverhältnisse in der Schule: Sind die Jungen jetzt benachteiligt? Eine Sichtung empirischer Studien" (49-71) die angebliche Benachteiligung von Jungen in den Blick. Er hinterfragt die vier häufigsten Erklärungsansätze für die Benachteiligung von Jungen, sichtet empirisch qualitative Studien zu diesem Thema und stellt die These auf, dass die niedrigere Bildungsbeteiligung von Jungen sie am meisten benachteiligt. Auch sieht er als belegt an, dass die Jungensozialisation zu weniger schuladaptiven Verhaltensweisen führt. Eine feminine schulische Subkultur sieht er dagegen als empirisch nicht belegt an, ebenso fehlten Studien über den Einfluss struktureller Faktoren.

Der Beitrag von Ulrike Schmauch „Gleichgeschlechtliche Orientierung von Mädchen und Jungen – Eine Herausforderung an die Pädagogik" (73-88) fragt danach, wie pädagogische Fachkräfte Jugendliche, die sich homosexuell orientieren, unterstützen können. Sie empfiehlt, das Thema in Konzeption und Leitbild sozialer und pädagogischer Einrichtungen einzubetten als einen Qualitätsstandard dafür, dass „Liebes- und Lebensweisen Vielfalt zulassen" (87).

Anja Zeiske, Alexandra Klein und Hans Oswald beschreiben in ihrem Artikel „Die Lust beim ersten Mal: Jugendliche und die Bewertung ihres ersten Geschlechtsverkehrs" (89-108) wie junge Frauen und Männer rückblickend über den ersten Sex denken. Sie konstatieren, dass insbesondere bei jungen Frauen eine „Diskrepanz zwischen dem Wissen darüber, was als begehrenswert erscheint und der Verwirklichung dieser Sehnsüchte" besteht (106).

Im zweiten Kapitel „Aus der Forschung" werden drei Forschungsberichte zusammengeführt: Frank Hellmich und Sylvia Jahnke-Klein beschäftigen sich mit der Frage, ob geschlechtsspezifische Unterschiede in der mathematischen Kompetenz bereits im Grundschulalter vorliegen. In ihrer Studie und ihrem Beitrag „Selbstbezogene Kognitionen von Mädchen und Jungen im Mathematikunterricht der Grundschule" (11-120) zeigen sie, dass, obwohl die Kompetenzen der Mädchen und Jungen anfangs gleich sind, Jungs über höhere Selbstkonzepte und Interessen in Mathematik verfügen.

Ruth Michalek und Thomas Fuhr führten Diskussionen mit Jungen der dritten Grundschulklasse. Sie beschreiben in „Hegemonialität und Akzeptanz

von Abweichung in Jungengruppen. Empirische Studie zum Umgang mit Opposition“ (121-133) wie die teilnehmenden Jungen mit Opposition, Maskulinität, Ausschluss und Dominanz umgehen.

Stephan Mücke und Agi Schründer-Lenzen schließen mit ihrem Beitrag „Zur Parallelität der Schulleistungsentwicklung von Jungen und Mädchen im Verlauf der Grundschule“ (135-146) an. Sie zeigen anhand von Ergebnissen einer Berliner Längsschnittstudie zur Lesekompetenzentwicklung von Grundschulkindern, dass sich die Leistungen von Jungen und Mädchen in den untersuchten Bereichen während der ersten vier Schuljahre kaum unterscheiden.

Das dritte Kapitel „Work in Progress“ stellt Zwischenberichte aus noch unabgeschlossenen Studien vor: Christine Rabl und Elisabeth Sattler nehmen sich in ihrem Beitrag „Anders*sein* – Anders*werden*. Zur Revision der Relationierung von Kindheit und Geschlecht aus differenztheoretischer Sicht“ (149-162) zwei Texte zur Analyse vor. Exemplarisch fragen sie nach der expliziten oder impliziten Zuschreibung an die Lebensalter. „Die Beschreibung von Kindheit im Modus des *noch nicht* deutet damit die normative Aufgeladenheit der Differenzkategorie Lebensalter ebenso an wie auch die Spielräume, die sich *vielleicht* eröffnen könnten“ (161).

Gabriele Wopfner analysiert „Zeichnungen als Schlüssel zu kindlichen Vorstellungen von Geschlechterbeziehungen“ (163-176). Sie untersucht die kindlichen Vorstellungen von Beziehungen zu anderen am Beginn der Adoleszenz in einer Studie mit 90 Kindern an österreichischen Schulen.

Jutta Wiesemann bedient sich ethnografischer Mittel. In ihrem Artikel: „Schulischer Erfolg ist weiblich. Welche schulische Praxis verbirgt sich hinter den Zahlen der Schulstatistik?“ (177-189) stellt sie fest, dass verhaltensauffällige Jungen und leistungswillige Mädchen „ethnosemantisch bekannte Typen“ sind, „denen im Unterricht konkrete Schülerinnen und Schüler zugeordnet werden“ (177).

Dagmar Kasüschke geht der Frage nach, was Kinder über ihr eigenes Geschlecht und das Geschlecht anderer denken und wissen. Ihr Beitrag „Geschlechtsbezogene Wissenskonzepte von Kindern unter sechs Jahren – ein Problemaufriss“ (191-202) zeigt, dass die Rollenkonzepte von Kindern flexibler sind als viele Erwachsene annehmen.

Mein Fazit: Dieser Band liefert Fachleuten und anderen Interessierten einen Einblick in den aktuellen Diskurs um Kindheit und Geschlecht. Positiv fällt auf, dass auch Zwischenergebnisse vorgestellt werden, was den wissenschaftlichen Austausch fördern dürfte. Sehr schön ist auch die differenzierte und sensible Einführung, die darauf hinweist, dass die Wirklichkeit der Kinder und der Verlauf ihrer geschlechtlichen Entwicklung auch nicht mit noch so zahlreichen empirischen Studien „vermessen“ werden kann (12). Trotzdem ist die Wahrnehmung des Faktors Geschlechtsidentität für den erziehungswissenschaftlichen Diskurs ebenso notwendig wie für die Praxis beispielsweise in Kindergarten und Schule. Wichtig hierfür sind kluge Interpretationen der Befunde zum Thema

Kinder und Geschlecht. Solche theoretisch fundierten und weiterführenden Reflexionen sind in diesem Buch zu finden.

Annegret Erbes

Zum Einfluss der Schule auf die Sozialisation von SchülerInnen in Genderperspektive

Davina Höblich (2010) Biografie, Schule und Geschlecht. Bildungschancen von SchülerInnen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (296 S., 34,95 Euro).

Der vorliegende Band untersucht im Rahmen einer rekonstruktiven empirischen Studie die Zusammenhänge von Schule, Biografie und Geschlecht am Beispiel einer Waldorfschule, um zu zeigen, wie Mädchen und Jungen „Anforderungen und Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit innerhalb ihrer eigenen Selbstkonstruktion" (11) im Rahmen schulisch-institutioneller Deutungsmuster und Angebote verarbeiten. Aus diesem Grund beschäftigt sich Höblich einerseits mit „Identitätskonstrukten, Habitusformationen und SchülerInnenbiografien" sowie auch mit „lehrerInnenseitigen und schulkulturell verbürgten Bildern idealer weiblicher und männlicher SchülerInnen" (11). Die geschlechterthematischen biografischen Selbstentwürfe der SchülerInnen werden in Bezug gesetzt zu konkreten Lehrpersonen und zu der schulkulturellen Ebene (39 f).

Zunächst wird hierzu der Stand der qualitativen Forschung zum Zusammenhang von Biografie, Schule und Geschlecht dargestellt (14-40). Schwerpunkte bilden die Unterkapitel „Geschlechterbezogene Schulforschung" und „Pädagogische Befunde zu Schule und schulischer Sozialisation". Hierbei wird zeitlich weit zurückgegangen, wodurch u.a. auch paradigmatische Wechsel im Forschungsfeld nachgezeichnet werden können.

Danach schließen sich theoretische Vorüberlegungen zum Themenkreis Geschlecht, soziale Konstruktion von Geschlecht, Sozialisation, Habitus und Biografie an (41-56) sowie zu methodischen Orientierungen und eine Darstellung des eigenen methodischen Vorgehens (57-89). Objektiv-hermeneutische Rekonstruktion, narrative Interviews und Narrationsanalyse sowie Gruppendiskussionsverfahren und Dokumentarische Analyse stellen die methodischen Verfahren dieser qualitativ-rekonstruktiven Studie dar und werden vertieft erläutert.

Höblich versteht sich, und dies klärt die Autorin bereits im Vorwort, bezogen auf das Konzept der Waldorfschulen als sympathisierende, aber kritische Erziehungswissenschaftlerin (7). Zur Klärung des Fokus der Untersuchung wird deutlich gemacht, dass es sich um „eine empirische Untersuchung *an* einer Waldorfschule und nicht *über* Waldorfschulen" (81, Herv. i.O.) handelt, bevor dieses reformpädagogische Konzept skizziert und hierbei insbesondere

auf für die Studie relevante Aspekte, so bspw. das Thema Geschlecht in der Waldorfpädagogik, eingegangen wird.

Den größten Raum widmet Höblich der Darstellung der qualitativen Ergebnisse (90-264). Hierzu gehören zwei Fallstudien von SchülerInnen (Martin: „mein Vater, also mein damaliger" und Anna: „…also früher, war ich Einzelkind, sechs Jahre") und die Rekonstruktion pädagogischer Deutungsmuster auf verschiedenen Ebenen in der Schule (Klassenlehrerin und LehrerInnenschaft). Im folgenden Abschnitt „SchülerInnenbiografie, Schule und Geschlecht" werden die Ergebnisse der Biografie- und Institutionenanalyse trianguliert.

Das Abschlusskapitel diskutiert die Ergebnisse dieser Studie und zieht schul-, professions- und sozialisationstheoretische Schlussfolgerungen. „Die Befunde zeigen deutlich, wie sich geschlechterbezogene Vorstellungen und Erwartungen an die SchülerInnen als Habituspräferenzen in der symbolischen Ordnung der Schulkultur auf den unterschiedlichen Ebenen der Institutionen ablagern und gegeneinander verschoben, aber auch legitimiert werden" (265). Betont bzw. gefolgert wird daher auf der schultheoretischen Ebene das Erfordernis systematischer Reflexion von Heterogenität bzw. Diversity im Rahmen der Schulentwicklung (268). In professionstheoretischer Perspektive zeigt Höblich, dass insbesondere in den projektförmigen Unterrichtssettings „eine deutliche Geschlechterbias" (268) im LehrerInnenhandeln analysiert wurde und folgert daher, dass offene Unterrichtsformen im Sinne von Bildungsgerechtigkeit mehr Reflexion und professioneller „Abfederung" bedürfen (271).

Die Fallrekonstruktionen der Studie zeigen zwar „Auswirkungen benachteiligender Einflüsse und etikettierender Selbst- und Fremdattribuierungen auf die individuelle Entwicklung" (271), jedoch auch einen aktiven Umgang und aktive Verarbeitung dieser Einflüsse durch die SchülerInnen. Bezogen auf die sozialisatorischen Wirkungen kommt Höblich zu dem Ergebnis, dass zwar „direkte und indirekte Genderinszenierungen seitens der Lehrkräfte" (271) nicht unterschätzt, jedoch in ihrer Wirkmacht auch nicht zu kurz interpretiert werden dürfen, da sich in den Fallstudien bei den SchülerInnen Differenzen in den Verarbeitungsmustern nachweisen ließen. Allerdings führten diese Differenzen „nicht notwendigerweise zu Konfliktlinien im schulbiografischen Passungsverhältnis" (271 f). So konnte die Autorin etwa zeigen, dass die Deutungshorizonte der LehrerInnenschaft zwar nach Geschlechtern differenzieren, dass dies jedoch von den SchülerInnen nicht als sexuell diskriminierend, sondern als Auswirkung institutioneller Macht und Asymetrie erlebt bzw. verarbeitet wurde. Höblich spricht hier von einer „Schülerstrategie des ‚undoing gender'" (254 f). Sie folgert daher, dass die Bezugskategorien schulischer Erwartungsstrukturen und biografischer Verarbeitungen auf Seiten von SchülerInnen und LehrerInnen „systematisch rekonstruiert und aufeinander bezogen werden" müssen, um den Einfluss der Schule auf die Geschlechtersozialisation analysieren zu können (273).

Da es sich bei dieser Studie um eine Qualifizierungsarbeit handelt, ist sie nur für LeserInnen geeignet, die sich im Themenfeld bereits gut auskennen und sowohl die erforderliche ‚Ausdauer' als auch das Interesse an qualitativer Forschung mitbringen.

Rezensionen zum Thema ‚Kultur'

Ruth Brand-Schock

Vom Bordell in Buenos Aires zum Pariser Salon: Getanzte und gesungene Geschlechterstereotypen im Tango Argentino

Magali Saikin (2004) Tango und Gender. Identitäten und Geschlechterrollen im Argentinischen Tango. Stuttgart: Abrazos (246 S., 18,00 Euro).

Über den Argentinischen Tango wurden schon Untersuchungen unter verschiedenen Aspekten angestellt: Er war Thema in Geschichte, Musikwissenschaft und Soziologie. Magali Saikin hat nun auch eine Betrachtung des Gender-Aspektes hinzugefügt. In ihrer Analyse von Texten Argentinischer Tangos untersucht die Philosophin das Geschlechterverhältnis und seine Veränderungen im Laufe der Entstehung und Fortentwicklung der Tangokultur und stellt dabei auch Bezüge zu DenkerInnen wie Hélène Cixous, Jacques Derrida und Judith Butler her. Dabei zeigt sie, wie sich die Inhalte der Texte durch den Aufstieg des Tangos vom anrüchigen Tanz in den Rotlichtvierteln von Buenos Aires hin zum kulturellen Vergnügen der Mittelschicht veränderten und dabei dennoch die Hierarchisierung zwischen Mann und Frau aufrecht erhielten. Die Veränderung der Inhalte der Tangotexte wurde verschiedenen Analysen unterzogen. Die meisten AutorInnen, so Saikin, erklärten anhand der Tangos jedoch die Entwicklung des Mannes von Buenos Aires und verwechselten den Mann mit der gesamten Gesellschaft der Stadt am Río de la Plata, indem sie die männliche als die menschliche Perspektive verallgemeinerten (s. Fußnote 103). Saikin stellt dieser lückenhaften Perspektive eine Analyse der Geschlechterverhältnisse anbei, wie sie in einer Reihe exemplarischer Tangotexte aus verschiedenen Jahrzehnten dargestellt werden. Zudem sucht sie insbesondere auch nach Spuren eines homosexuellen Diskurses in der Gossensprache *lunfardo*, in der die ersten Tangotexte entstanden. Ihre Hypothese ist dabei, dass die doppeldeutige homosexuelle Konnotation in den späteren Interpretationen bewusst vertuscht wurde und so eine wesentliche Dimension der frühen Tangokultur zum Verschwinden gebracht werden sollte. Tango Argentino wurde und blieb somit offizieller Ort der Heterosexualität par excellence.

Ihre Analyse beginnt sie bei den frühen Texten aus den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts, die sich in den Rotlichtvierteln in Buenos Aires entwickelten und schließt dem eine Betrachtung späterer Salontango-Texte an. Hier unterscheidet sie zwischen der offiziellen Geschlechtergeschichte im ersten Kapitel, der sie eine „inoffizielle Geschichte" – die des homosexuellen Diskurses – im zweiten Kapitel folgen lässt. In einem weiteren Kapitel nimmt Saikin eine Betrachtung von Karneval und Maskerade als zeitlich begrenzte Orte vor, in denen der inoffizielle Diskurs des Tango Argentino seinen Ausdruck finden konnte. Hier findet der/die LeserIn eine Darstellung des Karnevals während der frühen Zeit des Argentinischen Tangos, aber auch die Geschichte einzelner TangosängerInnen und TänzerInnen, die in ihren Texten, Auftritten und ihrem

Lebensstil mit Stereotypen beider Geschlechter und homoerotischen Elementen spielten.

Die Tangotexte Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts in den Rotlichtmilieus in Buenos Aires thematisierten vor allem das Verhältnis zwischen Zuhältern und Prostituierten. Dabei wurde Gewalt gegenüber den wirtschaftlich und emotional abhängigen Frauen naturalisiert und als moralisch gut bewertet. Der Macho lebte von seiner Prostituierten, die ihm das durch den Verkauf ihres Körpers erwirtschaftete Geld geben musste, das er dann für Glücksspiel und ein entspanntes Leben nutzte. Die Prostituierten wurden in den Tangotexten als naiv und treu beschrieben. Um die Aufmerksamkeit des Mannes – ihres Zuhälters – zu erlangen, strebten sie sogar an, von ihm geschlagen zu werden. Männer belogen ihre Frauen und empfahlen dies in den Texten auch anderen Männern.

In den 1920er Jahren fand der Tango in Paris in der Mittelschicht Verbreitung und schaffte über diesen Umweg auch den Sprung in die gut situierte Mittelschicht Argentiniens. Durch diesen sozialen Aufstieg erfuhren die Zuschreibungen an die Geschlechterrollen eine Umdeutung: Dieselben Aspekte und Eigenschaften wie Verlogenheit, Untreue und Materialismus, die anfangs dem männlichen Verhalten zugeschrieben wurden, wurden nun zu weiblichen Verhaltensweisen. Dieser Übergang war aber nicht neutral, sondern ging mit einer intensiven ethischen Abwertung dieser Verhaltensweisen einher. Der moralisch überlegene und gefühlvolle Mann des neueren Tangos kehrte auch die Genderrollen um. Aspekte, die im Bordelltango ganz und gar weiblich waren, wurden Bestandteil des männlichen Benehmens. Die Lüge wandelte sich von einer löblichen Haltung des betrügerischen Mannes zu einer wesentlichen und angeborenen Eigenart der Frau. Ebenso wie die Verlogenheit wurden Untreue, Materialismus und Schlauheit zu unmoralischen und natürlichen Eigenschaften der Frau, die in den Texten die Hörenden von der weiblichen Verwerflichkeit überzeugten. Damit nahm die Funktionalisierung der Frau durch den Mann neue Formen an: Anstatt direkter körperlicher Gewalt des Mannes gegen die Frau kam es nun zu einer moralischen Hierarchisierung. Diese starke Abwertung der Frauen schlug sich auch in der Rezeption der TangoautorInnen nieder: So konnten sich die wenigen Tango-Texterinnen praktisch gar nicht in der Kanonisierung der Tangoautoren platzieren.

Ein weiterer Aspekt der Analyse widmet sich der ‚inoffiziellen Semantik' des argentinischen Tangos. In dieser Subkultur identifiziert die Autorin Spuren eines homosexuellen Diskurses, der ebenfalls durch einen binären hierarchischen Gegensatz geprägt ist, diesmal zwischen Heterosexualität und Homosexualität. Um diese versteckte Welt aus den Texten heraus zu kristallisieren, nutzt Saikin die Technik der doppelten Lesart, um nicht nur das geschriebene bzw. gesungene Wort zu deuten, sondern im *lunfardo*, einem dem Tango eigenen Jargon aus dem Rotlichtmilieu, die Spuren der homosexuellen Identität zusammenzusetzen. In dieser der übrigen Welt verborgenen Sprache gibt es eine Fülle von Ausdrücken mit Doppelbedeutungen: *Canario* bedeutet beispielsweise ‚100-Peso-Schein', aber auch ‚Penis' oder ‚Homosexueller' und eröffnet somit eine

zweite Bedeutungsebene. Auch die professionellen Tangosänger und -tänzer als Träger einer homosexuellen Identität werden behandelt: So trat der berühmte Carlos Gardel zwar stets als Heterosexueller auf und thematisierte in seinen Texten auch ausschließlich heterosexuelles Begehren. Er blieb jedoch privat stets ohne Partnerin und umgab sich ausschließlich mit jungen Männern, mit denen er sich auch ein gemeinsames Leben im Alter vorstellte.

Der Machismo fand nach Saikins Deutung in den Tangotexten ein Medium, um negativ auf die Frau zu reagieren, die ihm von der Gesellschaft als obligatorisches Objekt des männlichen Begehrens aufgezwungen wurde.

> Im herablassenden Benehmen gegenüber der Frau ist es dem homosexuellen Mann möglich, zumindest teilweise die Distanzierung zu leben, die er für die Frau empfindet, indem er die Tatsache überspielt, dass sein Begehren für sie gar nicht existiert. Die lesbische Frau andererseits kann männliche Verhaltensweisen für sich beanspruchen, wobei sie sich hinter der ‚Theatralik' versteckt, welche diese Handlungen zu von der heterosexuellen Norm akzeptierten Akten macht, ohne dass es deswegen notwendig wäre, sich deswegen definitiv zu marginalisieren. (234)

Das Fest *par excellence* des Tango Argentino war der Karneval. Er bot dem marginalen Diskurs Möglichkeiten, seine Taktiken zu entwickeln und Mittel für seinen Ausdruck zu finden. Deshalb deutet Saikin den Karneval als Ort, wo man auf Festen und in Milongas Eigenschaften, Verhaltensweisen und Masken annehmen kann, mit dem Ziel die Gender-Rollen auszuweiten (198). Als Hinweise darauf zieht sie Profi-Interpreten heran, die sich freiwillig verkleideten, transvestierten und andere Gender-Identitäten annahmen. Um dies zu belegen, greift Saikin exemplarisch den Tango „Malevaje" von Discépolo auf. Die Öffnung der Gender-Identitäten weitete sich schließlich auf das ganze Jahr aus, belegt durch die Auftritte von Frauen in Männerkleidern, die es ermöglichten, dass auch Carlos Gardel einen Tango mit einer weiblichen Sprecherin interpretieren konnte, ohne Verwunderung zu ernten (231). *Crossdressing* und *doing gender* eröffneten somit der anfangs streng patriarchalischen und heteronormativen Tangokultur neue Dimensionen.

Das Buch ist eine erhellende Lektüre für alle, die sich für Tango Argentino interessieren und sich genauer mit den Inhalten der Liedtexte befassen möchten. Allerdings erfasst Saikins Analyse lediglich die klassische Tangoliteratur. Tango Nuevo und Neo Tango, neuere Strömungen der Tangokultur, die auch die Einhaltung von Gendergrenzen sowohl im Tangostil als auch in ihren Texten weniger rigide einfordern, bleiben außen vor. Dennoch können die LeserInnen sich ein detailliertes Bild von den verborgenen Bedeutungsebenen klassischer Tangotexte machen – und die bilden schließlich auch das gedankliche Fundament modernerer Tangokultur.

Eva Kästle

Der Sex und die Popkultur

Martin Büsser/ Roger Behrens/ Jonas Engelmann/ Johannes Ullmaier (2007) Hg. Testcard Nr. 17: Sex. Mainz: Ventil Verlag (288 S., 14,50 Euro).

Das Reden über Sex war in linken, feministischen Diskursen lange Zeit ein verpöntes Thema. Bedeutete in den 1970er Jahren die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse unmittelbar auch das Ausleben der eigenen Sexualität, war die gesamte Thematik nur ein Jahrzehnt später lediglich durch ein Stillschweigen gekennzeichnet. Öffentlich wurde über Sexismus debattiert, die schönen Seiten von Sex dagegen wurden streng ins Private verbannt. Seit einiger Zeit erfährt der Sex in der Linken eine Rückkehr und nimmt einen völlig neuen Stellenwert ein. Sex als Thema ist aus der aktuellen Genderdebatte nicht mehr wegzudenken, was zahlreiche Publikationen, die der Frage nach selbstbestimmter und befreiter Sexualität nachgehen, zeigen. So widmet sich auch die 17. Ausgabe der *testcard* – Zeitschrift für Popkultur – dem Gegenstand Sex und Linke. Denn „Zwänge und Normen geben Gründe genug, das Gerede über Sex nicht den Nachmittags-Talkshows zu überlassen, sondern zu intervenieren und auch als sogenannte Linke und Intellektuelle über Sex zu schreiben“ (5). Im Mittelpunkt der Ausgabe steht die Frage nach den Möglichkeiten der Sexualität und des Begehrens jenseits patriarchalischer Strukturen.

Die vielfältige Auswahl der Beiträge ermöglicht einen bunten, gelungenen Einblick in die Thematik. Mit den relativ kurzen Artikeln werden viele Fragestellungen zwar nur gestreift, auf diese Weise wird jedoch für eine vielschichtige, abwechslungsreiche Einführung in dieses nahezu unerschöpfliche Themengebiet gesorgt. Die *testcard* eignet sich damit hervorragend, um einen Überblick über die Bedeutung der Sexualität für die Linke zu bekommen, der Lust auf ein vertiefendes Weiterlesen macht.

Besonders gelungen ist die Praxisnähe vieler Artikel, die zum Nachmachen und Ausprobieren einlädt. So erfahren die Leser_innen Wissenswertes über die Organisation einer Sexparty und bekommen Empfehlungen zu pornografischer Literatur. Teilweise sehr persönliche Artikel tragen dazu bei, dass Sexualität nicht nur theoretisch behandelt wird. Ein Bericht aus dem Alltag einer Transbeziehung von Jasper Nicolaisen beschreibt die Rechtfertigungszwänge, denen man ausgesetzt ist, wenn der/die Partner_in sein/ihr Geschlecht wechselt. In einem anderen Text erzählt die Autorin noi von ihren Erfahrungen aus einem *Bondage-Workshop*.

Aber auch theoretische Überlegungen kommen mit Aufsätzen über den Stellenwert der Sexualität in der Gesellschaft oder den Zusammenhang von Sex und Kapitalismus nicht zu kurz. Aufschlussreich ist der Ansatz der ‚sexuellen Arbeit’, der in diesem Zusammenhang von Michaela Wünsch im Interview mit Renate Lorenz vorgestellt wird und queere Perspektiven mit einer Kritik an neoliberalen Arbeitsverhältnissen verbindet.

Auch die Seiten der Sexualität, die zur Aufrechterhaltung patriarchalischer und heterosexistischer Strukturen beitragen, werden angesprochen. Der Aufsatz „Schwule Frauen, lesbische Männer. Geschlechternormen im deutschen Transsexuellengesetz" von Ron Steinke widmet sich Geschlechternormen in deutschen Gesetzen und der Diskriminierung jener Menschen, die sich nicht einem eindeutigen Geschlecht zuordnen lassen wollen oder können. Im Gespräch von Tim Süttgen mit Laura Maria Agustin wird über den Zusammenhang von Sexarbeit und Migration gesprochen und gleichzeitig eine Kritik an denjenigen, die Sexarbeiterinnen helfen wollen, formuliert, da sie diese als passive Opfer behandeln. Weiter wird im Beitrag „For your pleasure. Fragmente einer Porno-Komparatistik" von Martin Büsser das Frauenbild in Mainstream-Pornos analysiert oder im Beitrag des Berliner Projekts L „Shrek, Tokio Hotel und der nicht-virtuelle Körper" das Konzept des *antilookism*, das gängige Schönheitsnormen angeht, vorgestellt.

Der Band widmet sich ausführlich der Pornografie, es werden nicht nur ihre sexistischen Aspekte erwähnt, ebenso sucht Kerstin Stakemeier in „Come. Möglichkeiten eines GEILEN Pornos" nach den Möglichkeiten alternativer Formen des Pornos, die nicht die Unterwerfung williger Frauen beinhalten und somit zur Reproduktion der Geschlechterordnung beitragen. Das bedeutet „Sex, der nicht fickt, was er kontrollieren kann, sondern dessen Begehren sich dynamisch verhält, dessen Objekte auch in Momenten Subjekte sein können" (90).

Als ein weiterer Aspekt des Themenkomplexes wird der Umgang mit Sexualität in der Populärkultur behandelt. Während Thorsten Nagel in „This is not a love song" feststellt, dass (Hetero-)Sexismus in Pop und HipHop keine Seltenheit ist, wird von Chris Wilpert in „No Sex, Please!" im deutschsprachigen Indie und Punk vergeblich nach Sex gesucht. Daneben stehen Porträts von queeren Bands wie *lesbians on ecstasy* von Martin Büsser und Sonja Eismann oder *kids on tv* von Benedikt Köhler. Auch der Frage nach Sexualität im Kino wird in Besprechungen in einer Bandbreite von Filmen nachgegangen – von Filmen, die sich heterosexuellen Normen widersetzen, bis hin zur Rezeption von Sex in Horrorfilmen.

Vergnüglich sind die Artikel, die an eigene Sexualitätserfahrungen erinnern, wie der Beitrag „Mit Lust gegen die Gesellschaft" von Mick Schulz über Sex in alten Bravo-Heften.

Nicht sehr gelungen hingegen erscheint der Beitrag „Goodbye Schmuddelecke!" über das *Jungsheft* von Katja Peglow, ein Pornomagazin, das auf die Bedürfnisse von Frauen geschnitten ist. Zwar ist die Idee, Pornografie speziell für Frauen anzubieten, prinzipiell eine sehr begrüßenswerte, da sie bisher als Konsumentinnen aus diesem von Männern dominierten Bereich ausgeschlossen waren. Dennoch arbeitet das Jungsheft ausschließlich mit hegemonialen Schönheitsvorstellungen. Die Herausgeberinnen der Zeitschrift betonen zwar, dass übliche Klischees von omnipotenten, starken Typen mit knackigen Hintern vermieden werden, Menschen, die gemeinhin als unattraktiv gelten, sind in der Zeitschrift trotzdem nicht zu finden. Das impliziert, dass man eben doch nur die den gängigen Schönheits- und Körpernormen entsprechenden Menschen

attraktiv finden darf und den in einigen Artikeln vorher kritisierten *lookism* praktiziert.

Dennoch zeigt die *testcard* mit ihren vielschichtigen Beiträgen, dass es sich gelohnt hat, das Schweigen über Sexualität, Begehren und Pornografie aufzubrechen, um über Formen des Sex, die jenseits patriarchalischer Muster liegen, zu verhandeln.

Rezensionen zum Thema ‚Literaturwissenschaft'

Claudia Zilk

Das ewig Weibliche zieht sie hinab…?

Brüske, Anne (2010) Das weibliche Subjekt in der Krise. Anthropologische Semantik in Laclos' Liaisons dangereuses. Heidelberg: Winter (323 S., 45 Euro).

Die zentralen weiblichen Figuren in den *Liaisons dangereuses* von Pierre-Ambroise Choderlos de Laclos (1782) scheitern: Sie sterben, gehen ins Kloster oder ins Exil – psychisch und physisch zerstört. Woran liegt's? Die bisherige Forschung hat die Gründe vor allem in der jeweiligen Persönlichkeitsstruktur der Figuren, aber auch in gesellschaftlichen Faktoren gesucht.

Angesichts der umfangreichen Forschungsdiskussion scheint es mutig, sich dieser Frage noch einmal zu stellen. Anne Brüske tut es in ihrer Dissertationsschrift *Das weibliche Subjekt in der Krise* dennoch – mit der Begründung, dass eine neue (kulturwissenschaftliche und damit umfassendere) Herangehensweise neue Erkenntnisse bringen könne.

Ihre Arbeitshypothese: Das Scheitern der „weiblichen Subjekte" sei in der dem Roman zugrunde liegenden und in ihm verhandelten Anthropologie angelegt. Das heißt, Brüske nimmt an, dass in dem Text Annahmen über das Wesen des Menschen (und im Besonderen der Frau) zum Ausdruck kommen, die jeder individuell-persönlichen oder sozialen Ebene der Figuren vorgelagert sind. Um diese These zu überprüfen, verbindet sie (literatur-)anthropologische, soziohistorische und geschlechterwissenschaftliche Methoden und Theorien zu einer „Historischen Anthropologie der Literatur" (293). Doch – so lautet das etwas ernüchternde Ergebnis – ist es letztlich nicht etwa eine spezielle weibliche Anthropologie, die das Scheitern der Figuren verursacht, sondern das gesellschaftlich-soziale Umfeld der Figuren. Also doch nichts Neues? Vielleicht nicht in der Antwort auf diese Frage. Aber auf dem Weg zu dieser Antwort kann Brüske neue Zusammenhänge aufzeigen und Interpretationsansätze liefern, die Beachtung verdienen.

Das Kernstück der Arbeit ist die Analyse der einzelnen Figuren, die unter unterschiedlichen Aspekten beleuchtet werden: Anhand der Selbst- und Fremddarstellungen in den Briefen der einzelnen Charaktere erarbeitet Brüske Charakterisierungen und Selbst- sowie Rollenverständnisse, Konzepte von Moral und Erziehung, Liebe und Leidenschaft. Dabei konstatiert sie für die einzelnen weiblichen Figuren vor allem ein Bedürfnis nach Intimität – sowohl in Bezug auf Kommunikation als auch auf Liebe – sowie eine sich in den existierenden gesellschaftlichen Interaktionsformen (v.a. auch in den institutionalisierten Zweierbeziehungen „Allianzehe" und „außereheliche Intimbeziehung") manifestierende Geschlechterhierarchie, die auf der Figuren- und gesellschaftlichen Ebene ein Scheitern der weiblichen Charaktere zur Folge haben.

Doch Brüske geht noch einen Schritt weiter: Sie stellt sehr klar heraus, dass die fiktiven Briefe des Romans auf der Ebene der Figuren Identitäten konstru-

ieren und zugleich durch Widersprüche auch die Unmöglichkeit authentischer Subjektivität thematisieren. Letztlich verweisen sie aber auf anthropologische Entwürfe des Autors Laclos, dessen „weibliche Anthropologie" Brüske im ersten Teil anhand seiner Schriften zur weiblichen Erziehung erarbeitet. Demnach sieht Laclos die soziale Ungleichheit der Frau nicht in einer biologisch-natürlichen Unterlegenheit oder prinzipiellen Andersartigkeit begründet, sondern identifiziert sie in vehementer Zivilisationskritik als ausschließlich gesellschaftlichen Missstand. Dieses Konzept findet Brüske nun auch im Roman wieder: Sie kann die These einer „weiblichen Sonderanthropologie", die das Scheitern der Frauen im Roman quasi-biologisch determiniere, „nicht nachhaltig erhärten" (300), vielmehr blicken „Mann und Frau (…) auf höchst ähnliche anthropologische Dispositionen zurück, so dass die Scheidelinie weniger zwischen männlich und weiblich als zwischen kartesianischen kopfbestimmten und körper- bzw. affektbestimmten Subjekten gezogen werden müsste" (288).

Neu an diesem Ergebnis ist die soziohistorische Kontextualisierung: So kann Brüske auf der Grundlage der im ersten, theoretischen Teil der Arbeit vorgestellten Konzepte zeigen, dass die sich im gesellschaftlichen Diskurs der Zeit (Ende 18. Jahrhundert) langsam durchsetzende Differenztheorie in Bezug auf die Geschlechterkonzeption sowie das laut Luhmann in dieser Zeit im Entstehen begriffene Konzept intimer Zweierbeziehungen in den *Liaisons* bereits verhandelt werden, aber noch negativ belegt bleiben und als Gefahr für die bestehende Sozialordnung wahrgenommen werden. Derartige außertextuelle Bezüge legitimiert Brüske dabei ebenfalls in Rückgriff auf Luhmann und dessen Konzept der parallelen Existenz, aber gegenseitigen Beeinflussung von Gesellschaft und literarischem Diskurs.

Unklar bleibt allerdings, warum Brüske der Darstellung der Subjektkonzeptionen Montaignes, Descartes' und Pascals so viel Platz einräumt: Sie bilden in ihren Augen zwar die Hintergrundfolie, vor der die im Roman gespiegelten Diskurse über Subjektivität stattfinden, dennoch kann sie nur einzelne Aspekte der komplexen Theorien Descartes' und Pascals auf die Ergebnisse ihrer literaturwissenschaftlichen Analyse beziehen (z.B. die kartesische Trennung von *res cogitans* und *res extensa*). Damit erscheint die Rezeption dieser Theorien sehr selektiv und bringt im Grunde keinen Erkenntniszugewinn, sondern lediglich die Möglichkeit, Brüskes Ergebnisse in die von Descartes und Pascal entwickelten Termini zu hüllen.

Obgleich Brüske sehr reflektiert mit der Kritik an den von ihr ausgewählten Theorien umgeht (vgl. z.B. Anm. 2, 40), wird nicht immer deutlich, auf welche Kriterien sie ihre Theorie-Auswahl stützt – warum sie beispielsweise Luhmann zugrunde legt und nicht etwa Foucault; warum sie den Subjektivitätskonzepten so viel Raum gibt, nicht aber ausführlicher auf Rousseau eingeht, dessen methodischer Kunstgriff des Naturzustands des Menschen Laclos doch so stark beeinflusst hat. Ihre Auswahl erscheint dabei alles in allem nicht unreflektiert, sie wird nur nicht in allen Punkten transparent.

Brüskes Analyse der dem Roman zugrunde gelegten Anthropologie offenbart (unter Rückgriff auf die theoretischen Schriften des Autors) die Annahme eines „universalmenschliche[n] Konflikt[s] von *passio* und *ratio*" (288), der dann jedoch aufgrund der Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses und der moralischen Normen der Gesellschaft das weibliche Subjekt in eine Krise stürzt. Insofern bietet die Arbeit letztlich keine neue Antwort auf die Frage nach dem Scheitern der weiblichen Figuren, aber ein besseres und umfassenderes Verständnis des Romans und eine differenziertere Sicht auf Autor und Figuren.

Caroline Günther

Und die Reise geht weiter: Subjektkonzeptionen, Identitätskonstruktionen, Autorschaftsreflexionen und -transformationen an den Schnittstellen von Wissenschaft und Kunst

Insa Härtel (2009) Symbolische Ordnungen umschreiben. Autorität, Autorschaft und Handlungsmacht. Bielefeld: transcript Verlag (326 S., 32,80 Euro).

Alma-Elisa Kittner (2009) Visuelle Autobiographien. Sammeln als Selbstentwurf bei Hannah Höch, Sophie Calle und Annette Messager. Bielefeld: transcript Verlag (338 S., 29,80 Euro).

Autobiografien gelten gemeinhin als literarische Gattung – und selbst innerhalb der Literaturwissenschaft, sind sie einerseits aufgrund ihrer Unabgrenzbarkeit zu Genres wie dem Tagebuch oder den Memoiren sowie andererseits hinsichtlich Fragen nach Ästhetik und Referentialität umstritten. Dazu kommt erschwerend die seit den 1960er Jahren im Kontext vornehmlich französischer Poststrukturalist_innen geführte Diskussion um den ‚Tod des Autors' sowie darauf fußend Fragen nach Identitätskonstruktionen und -konzeptionen im und durch den Akt der Kunstproduktion. Wer oder was bitte ist der Autor eines Werkes? (Ich benutze an dieser Stelle die männliche Form, da es sich beim Begriff des Autors um eine literaturwissenschaftliche Analysekategorie handelt, die ich, auch wenn historisch anders tradiert, zum Zwecke dieses und jedes anderen, sich Gender-Thematiken bewussten Textes resignifiziert als geschlechtslos verstanden wissen möchte.) Handelt es sich dabei um eine bereits vor dem Werk existierende Entität oder aber um eine Illusion, die sich performativ im Prozess des Schreibens erst selbst erschafft? Gibt es überhaupt so etwas wie ‚Identität', verstanden als stabile, kohärente Existenzweise eines Menschen, Identität als etwas, das man hat, das man ist, von Geburt an sozusagen? Und, nehmen wir der Einfachheit halber an, Identität entstünde prozessual und retrospektiv in Verbindung zu kulturell tradierten Konzeptionen derselben, welche Rolle spielen dann im Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit Speichermedien wie der Film oder die Fotografie?

All diese Aspekte mögen bereits an diesem Punkt der Darstellung verschlungen, verschachtelt und fast schon unübersichtlich anmuten, doch damit ist es noch immer nicht getan – es lebe die Erhöhung von Komplexität. Denn sowohl die mittlerweile wohl in allen Wissenschaftsdisziplinen angekommene Ein- bzw. Ansicht der Kontingenz von Disziplingrenzen sowie deren Instrumentarien (Methoden, Theorien, Fragestellungen) als auch die Kritik an Objektivitätskonzeptionen mitsamt der daran geknüpften Unmöglichkeit von Erkenntnisgewinn im Sinn eines absoluten Erkennens von Sinn führen zu kulturellen Wissensproduktionen auf der Grundlage von Inter- und/oder Transdisziplinarität. Um der Komplexität aller Erscheinungen – seien es nun in einem soziologischen Sinne spezifische Verhaltens- und Handlungsweisen, in einem literaturwissenschaftlichen Sinne spezifische textuelle Schreib- und Lesweisen, in einem philosophischen Sinne spezifische Seinsweisen oder in einem biologischen Sinne spezifische Körperstrukturen und -manifestationen – wenigstens in Ansätzen Rechnung zu tragen (denn, wie bereits erwähnt, schwindet der hermeneutische Glaube an holistisches Erkennen zunehmend), weiten sich Fragestellungen sowie Analysemethoden aus. So stellen bspw. biografische Interviews als Kombination einer literarischen Gattung, der Biografie, mit einer soziologischen Erhebungsmethode, dem Interview, eine gängige Forschungspraxis dar. Oder, ausgeweitet auf eine universitär-institutionelle Ebene, vereinigen heute die Kulturwissenschaften geistes-, sozial- und kulturwissenschaftliche Theorie- und Methodenmodelle innerhalb einer Wissenschaftsdisziplin. Nicht weiter überraschend ist es vor diesem Hintergrund verwischender Grenzen und sich transformierender sowie modifizierender Grenzziehungen, dass sich wissenschaftliche Theorien und künstlerische Produktionen reziprok verhalten. Nicht nur Wissenschaftler_innen bedienen sich für ihre Forschungen verschiedener, auch ehemals disziplinferner Untersuchungsmethoden, besonders auch Künstler_innen kombinieren und eignen sich unterschiedliche Genres, Narrationsstrukturen sowie Medien für ihre Produktionen an.

Zwei aktuelle Arbeiten, die sich innerhalb dieses skizzierten Kontextes situieren, stehen im Zentrum der vorliegenden Rezension: die Dissertationsschriften von Insa Härtel mit dem Titel *Symbolische Ordnungen umschreiben. Autorität, Autorschaft und Handlungsmacht* sowie Alma-Elisa Kittners *Visuelle Autobiographien. Sammeln als Selbstentwurf bei Hannah Höch, Sophie Calle und Annette Messager*, beide 2009 im transcript Verlag der Reihe *Kultur- und Medientheorie* erschienen. Die Werke thematisieren Fragen des Verhältnisses von Identität, Autorschaft und Wissensproduktion vor dem Hintergrund diskursanalytischer Wirklichkeitskonstruktionen und bedienen sich poststrukturalistischer Theoriemodelle von Derrida, Foucault, Deleuze und Guattari (um an dieser Stelle nur einige der im deutschsprachigen Wissenschaftsbetrieb bekannteren Denker_innen zu nennen). Sie fokussieren dabei jedoch verschiedene Aspekte, arbeiten mit sich unterscheidendem Datenpool und gehen je unterschiedlich mit der Umsetzung und Durchführung von Interdisziplinarität um. Eine Verbindung beider Werke symbolisiert einerseits die Heterogenität von Sicht- und Arbeitsweisen und visualisiert damit andererseits zugleich die Pluralität wissenschaftlicher Wissensproduktionen auf der Grundlage rhizoma-

tischer Wirklichkeitskonzeptionen und -konstruktionen – um in Metaphern zu sprechen, die von beiden Autor_innen eingesetzt werden.

Alma-Elisa Kittner beschäftigt sich in ihrer Dissertationsschrift *Visuelle Autobiographien* anhand von Sophie Calles *Autobiographical Stories*, Hannah Höchs *Lebensbild* sowie Annette Messagers *Album-collections* mit Subjektkonzeptionen und deren künstlerischen Umsetzungen sowie Herstellungen. Bei den genannten künstlerischen Arbeiten handelt es sich um Collagen aus Text und Bild. Durch die Übertragung eines literarischen Genres, der Autobiografie, auf ein künstlerisches Medium, die Fotografie, situiert Kittner ihre Arbeit dezidiert in einer interdisziplinären Tradition, die sich die Auflösung und/oder Verschiebung von Disziplingrenzen auf die Fahnen geschrieben hat. Weiterhin treibt sie durch ihren Forschungsgegenstand die innerhalb literaturwissenschaftlicher Diskurse nach wie vor aktuelle Diskussion rund um das Genre ‚Autobiografie' voran bzw. modifiziert dieses durch die Ausweitung auf gemeinhin kunstwissenschaftliche Gegenstände. *Visuelle Autobiographien* definiert sie als „eine spezifische Form der Selbstdarstellung, die mit narrativen Strukturen arbeitet. Doch sind es nicht beliebige Narrationen, sondern solche, die sich an dem literarischen Genre der Autobiografie orientieren" (23).

> Das Genre der Autobiographie zeigt sich bei den drei Arbeiten insofern, als die Darstellung verschiedener Lebensstationen rückblickend versammelt, repräsentiert und kommentiert werden, die in der Gesellschaft als „einschneidend" gelten und auf eine Abfolge von Lebensaltern hindeuten. Kindheit, Hochzeit, Schwangerschaft oder das erste sexuelle Erlebnis werden dabei ebenso thematisiert wie Reisen, das Erleben der Weltkriege oder künstlerische Einflüsse durch Freunde. (23 f)

Durch das Einbringen des eigenen Gesichts auf Fotos oder durch autobiografische Schilderungen wird Authentizität erzeugt – das rezeptionsästhetisch entscheidende Kriterium, um einen Text als Autobiografie zu deklarieren. Eine Differenz zwischen Rezipierenden- und Analysierendenseite erweist sich an dieser Stelle als effizient. Denn während es vielen Lesenden ausreicht, ein Gesicht zu sehen oder von einer sich als Ich titulierenden Stimme eine Geschichte erzählt zu bekommen, um diese als Geschichte eben dieses Gesichts oder dieser Stimme anzunehmen – eben als autobiografische Schilderung –, wollen sich Literaturwissenschaftler_innen nicht so einfach täuschen lassen. Man kann es ihnen nicht verdenken, schließlich ist ja ihre Aufgabe zu problematisieren, zu theoretisieren und abstrahieren – wozu brauchen wir sie denn sonst? Und weil es so einfach nicht sein kann/soll, subvertieren auch Kittners Künstlerinnen auf je spezifische Art eine In-Eins-Setzung von Autor_in – Protagonist_in – und Erzähler_in. Laut Kittner vermag die Verbindung von Autobiografie und Fotografie die ambivalenten Strukturen, von denen beide durchzogen sind, zu potenzieren: „Die Autobiographie und die Fotographie sind Formen, die das Erinnerte verlebendigen und im gleichen Zuge stillstellen" (249). Verstärkt werde diese

doppelte Stillstellung und Authentifizierung durch die Überkreuzung mit der Sammlung.

Kittner kommt zu dem Ergebnis, dass die Arbeiten Calles, Höchs und Messagers sowohl poststrukturalistisch geprägt und am Konzept einer rhizomatischen Erzählung orientierte sind als auch auf hermeneutische Erzählmuster zurückgreifen, um in ihren und durch ihre Kunstproduktionen Identitätskonzepte zu entwerfen, die dem Selbstentwurf der Künstlerinnen dienen. Die Künstlerinnen eignen sich dabei kanonische Selbstdarstellungsmodi an und transformieren diese auf unterschiedliche Weise. Kittner situiert sie zwischen Affirmation und Subversion. Ihre klar strukturierte Arbeit dokumentiert die Vielfältigkeit möglicher textueller und visueller Selbstkonzeptionen und leistet durch ihren interdisziplinären Ansatz einen neuen Beitrag zu Autobiografiegattungsdiskussionen.

Härtel widmet sich in ihrer Arbeit *Symbolische Ordnungen umschreiben* den Themen Autorschaft, Autorität und Handlungsmacht auf einer anderen, theoretischeren Ebene – sie ergreift explizit „Partei für die Notwendigkeit dezidiert theoretischer Arbeit" (21). Die ersten beiden, ihren Text einleitenden und diesen situierenden Sätze genügen, um mich bereits voll für ihre theoretischen Überlegungen zu begeistern:

> An dem nun vorliegenden Text haben eine Reihe von Phantasien, vielerlei Affekte und Triebkräfte mitgewirkt. Diese herauszuarbeiten ist nicht explizit (oder nur sehr bedingt) Gegenstand dieser Studie – wohl aber die Frage, welche Rolle solche Dimensionen in aktuellen Konzepten kultureller Artikulationen spielen können. (9)

Sie genügen mir, weil ich sie nicht verstehe. Nicht, weil ich ihren ‚Sinn' nicht verstehe, denn das tue ich (behaupte ich zumindest), sondern weil ich sie theoretisch nicht einordnen kann. Was bitte sollen Phantasien, Affekte und Triebe (ob von der_/dem Autor_in oder dem_/der Erzähler_in ist eigentlich egal) in einer wissenschaftliche Arbeit? Handelt es sich dabei nicht gerade um solche subjektiven Aspekte, die durch wissenschaftliches Arbeiten ausgehebelt sein sollen, deren Ausschalten Objektivität, verstanden als Kriterium wissenschaftlicher Anerkennung, gewährleisten soll? Sie begeistern mich, weil Härtel damit genau das bewirkt, was sie vermeintlich nur beschreibt: Durch ihre Metaphorik und durch ihre Themenwahl schreibt Härtel mit an den symbolischen Ordnungen rund um Wissenschaftlichkeit und kulturelle Wissensproduktionen, und sie schreibt mit um. Verankert in der Tradition Haraways erscheinen die Wissenschaft, und damit Wirklichkeiten und Wahrheiten Produzierenden nicht länger als körperlose Entitäten jenseits der von ihnen beschriebenen Forschungsbereiche. Viel mehr, als dass sie ‚nur' beschreiben, schreiben sie durch ihre körperlich-leibliche Anwesenheit mit an den Konzeptionen und Konstitutionen ihrer Gegenstände. Deutlich wird dies auch an Härtels Materialauswahl und ihrem Vorgehen. In ihrer Arbeit bespricht sie vier theoretische Entwürfe und

zwei künstlerische Arbeiten, „welche allesamt eine Differenz zu herkömmlichen symbolisch-autoritativen Strukturen artikulieren" (9).

> Da sind Pierre Bourdieus (kultur-)soziologische *Reflexivitäts*-Überlegungen innerhalb seiner Habitus-Feld-Theorie; es finden sich Joan Copjecs lacanianischer Entwurf von *Sublimierung*, Luce Irigarays ‚dekonstruktiv'-feministischer Ansatz eines ‚*Frau-Sprechens*' und Homi Bhabhas postkolonial gerahmter Zugang zu rebellisch-*interrogativer Handlungsfähigkeit*; schließlich haben wir Louise Bourgeois' ‚biographisch-unterfütterte' *Destruction of the Father* und Laibachs totalitär-*manipulative* Ost-Industrial-Inszenierung oder ähnliches mehr. (18; Hervorh. i.O.)

Die Auswahl der einzelnen ‚kulturellen Produktionen' – der Begriff verzichtet „auf die Abgrenzung des Feldes ‚geistiger', intellektueller oder künstlerischer Gestaltungen und bezieht potentiell sämtliche Lebensäußerungen und Praxen einer Gruppe mit ein" (13 f) –, erfolgte hinsichtlich ihres Bezugs zum ‚Tod des Autors', ihrer Differenz zu paternal-symbolischen Ordnungen, ihrer Anschlussfähigkeit an psychoanalytische Theorie sowie hinsichtlich eines Rests, „der sich nicht methodisch oder theoretisch ableiten lässt" (19) – einer psychoanalytischen Determination und deren An-Trieb der Kultur-Produzierenden, zu denen sowohl die Autorin Härtel als auch alle im Text besprochenen Autor_innen sowie alle Rezipierenden zählen. Während sich also in Kittners Arbeit Reziprozität und Reflexivität auf den Gegenstand ihrer Arbeit beziehen – auf die Wechselseitigkeit von Theoriediskussionen und Kunstproduktionen –, finden sie in der Arbeit Härtels auch Anwendung auf die eigene Arbeit: Denn wie sie endet mit den sich innerhalb westlicher Diskurse der letzten 30 Jahre verändernden Bezügen zur väterlich-symbolischen Ordnung und der „… mindestens im Denken ins Wanken geratene[n] Beziehung des Subjekts zur Verfasstheit der symbolischen Ordnung …, [die] wie gesehen, weder einfach als eine *Befreiung*, noch als ein *Untergang* o.ä. zu begreifen [ist]" (281; Hervorh. i.O.), so lässt sich auch die gesamte Arbeit Härtels als Beispiel einer Dissertationsschrift, die nicht der ‚klassischen' symbolischen Ordnung einer Dissertationsschrift folgt, verstehen und damit wie ihr Analysegegenstand einordnen in „… ein Spektrum der Auslegung, in dem einerseits imaginär-narzissistische Dimensionen ‚väterlicher' Autorität und andererseits andersartige Umgangsmöglichkeiten mit der Inkonsistenz des Anderen hervorzutreten scheinen" (281).

Beide hier von mir rezensierten Arbeiten haben ihre Berechtigung: Beide widmen sich spannenden und aktuellen Themen, die sie mit neuen Fragestellungen versehen und aus innovativen Blickwinkeln betrachten; beide Texte sind klar und überlegt strukturiert und arbeiten mit aktuellen Methoden und Theorien; und beide enden ihrer theoretischen Einbettung entsprechend offen, indem sie ihre ‚Ergebnisse' als kontextgebunden und kontingent formulieren und als Beitrag zum Anstoß weiterer Debatten verstehen. Dass mir die eine näher geht als die andere, liegt ausschließlich an mir – wer, wie oder was dieses Ich auch immer sei – und meiner Vorliebe für anstößige, heraus- und auffor-

dernde Formulierungen und Überlegungen: meiner Lust nicht am Be-, sondern am Umschreiben vielleicht.

Tina-Karen Pusse

Abgebrochene Chromosomzacken, demontierte Kalauer

Barbara Stauß (2009) Schauriges Lachen. Komische Schreibweisen bei Christa Reinig, Irmtraud Morgner und Elfriede Jelinek. Sulzbach/T.: Ulrike Helmer Verlag (348 S., 32,90 Euro).

Barbara Stauß untersucht in ihrer Dissertation die historischen und psychosozialen Bedingungen weiblicher Lachlust am Beispiel von Texten Christa Reinigs, Irmtraud Morgners und Elfriede Jelineks, die sie als politisch engagierte Autorinnen der 1970er und 1980er Jahre adressiert. Ausgehend von Max Frischs Diktum, dass Revolutionäre den Humor scheuten, dass demzufolge auch weiblicher Befreiungskampf und Lachen eine eher ungewöhnliche Allianz bildeten, legt Barbara Stauß eine Tour de Force durch linguistische, phänomenologische, psychoanalytische und anthropologische Lachtheorien vor. Ihr Interesse zielt dabei vor allem auf die Bestimmung des subversiven Potentials der Schreibverfahren der genannten Autorinnen. Es zeigt sich dabei, dass Max Frisch falsch liegen könnte: Sieht man einmal von revolutionären Eiferern vom Schlage eines Robespierre ab, galt das Lachen schon immer als probates Mittel, um gesellschaftlichen Umsturz einzuleiten – allerdings war das Lachen zugleich auch, jedenfalls das Lachen in moderaterer Dosierung, lustvolle kurzfristige Entladung zum Zwecke langfristiger Restauration. Ob das Lachen als anarchische Kraft das Subordinierte aktiviert und damit zum Umsturz taugt oder ob es aber der körperlichen und geistigen Entspannung dient, die in der Folge Restriktionen nur umso besser aushalten lässt, muss für einzelne Autorinnen und Komikerinnen unterschiedlich beantwortet werden.

Barbara Stauß kommt dabei das Verdienst zu, nachzuweisen, dass bissiger Spott, makabre Komik und lustvolles Gelächter sich nicht nur gegen patriarchale Mythen und Weiblichkeitsbilder richten, sondern dass sie auch autoaggressiv wirken und feministische Selbst- und Lebensentwürfe lächerlich machen. Vielleicht aber liegt das nicht bloß an weiblichem Selbsthass, wie Barbara Stauß anzunehmen scheint, sondern auch daran, dass das Lachen als nichtsemantisierte Kritik am Etablierten nur dort besonders wirksam ist, wo nichts auf das Lachen folgt, wo man ihm (noch) keine alternative Gesellschaftsform entgegensetzt. Ist das Verlachen repressiver Normen jedoch mit der Formulierung einer Utopie verbunden, so setzt sich diese automatisch wieder derselben Lächerlichkeit aus.

Wenn Stauß fragt, „[k]ann über weibliche Emanzipationsversuche überhaupt gelacht werden, ohne die Frauen lächerlich zu machen oder die Sache der Frauen zu verraten?“ (14), so kann man dies nach der Lektüre dieser Dissertationsschrift nur mit einem sehr eingeschränkten *ja!* beantworten, auch wenn das

Lachen selbst als Thema bei ihren klugen Interpretationen von Christa Reinigs *Entmannung*, Irmtraud Morgners *Amanda* und Elfriede Jelineks *Krankheit oder moderne Frauen* immer mal wieder ein wenig zu sehr in den Hintergrund gedrängt wird. Die Folie, vor der diese Texte interpretiert werden, sind zunächst Diskurse von Sarkasmus und Groteske – *schauriges* Lachen ist nicht lediglich der Effekt einer Gleichzeitigkeit von Widersprüchlichem, vielmehr erscheint es als Effekt des Umschlags vom Komischen in sein tragisches Gegenteil, in die Nähe von Tod und Gewalt. Dabei zeigt sich in der Rezeption: Auch dies ist gut beobachtet, dass Frauen, die das Lachen in diesem Sinne evozieren, als besonders aggressiv und bösartig wahrgenommen werden. Im Hinblick auf Jelinek stellt sie fest, dass „aus der Literatur einer Frau, die ... gesellschaftlich Verdrängtes zu Tage fördert (...) flugs die Literatur der schrecklichen, bösartigen (...) Frau wird" (31).

Glanzstück der Dissertation ist Stauß' Lektüre von Reinings *Entmannung* als Satire von Alfred Hitchcocks *Psycho*. Sehr einleuchtend führt sie vor, wie die Doppelartikulation der Verdrängung des weiblichen Todes und die gleichzeitige Verkörperung desselben, die Verwandlung des eigenen Körpers in den begehrten Fetisch in der Figur des Kyra zum Extrem getrieben wird. Er wird Säugling und Übermutter zugleich – ohne dass es jedoch, und hier liegt der entscheidende Unterschied zu Hitchcocks *Psycho,* noch eine natürliche Mutter gibt, die als Urgrund für den Wahn des Sohnes fungiert. Vielmehr imaginiert Kyra sich zugleich als absoluten Waisen. Säugling und Mutter sind Positionen, die es jeweils zu besetzen und zu verkörpern gilt – sie sind nicht an natürlich vorkommende Personen gebunden.

Stauß' Dissertationsschrift ist umfassend in der Ausformulierung aller Arten des Komischen und Lächerlichen, wie sie in den drei behandelten Texten vorkommen: Die irrwitzige Aufwertung von Marginalem (so bei Reinig der Streit um die Erfindung der Küchenschürze), der Jelinek'sche Kalauer, der Trivialmythen von Weiblichkeit ins Extrem führt und dort umkippen lässt, Jelineks kalkulierte Pointenverweigerung, die eine Attacke auf eine glatte Unterhaltungskomik darstellt, oder die Morgner'sche tragikomische Mythen- und Aufklärungskritik werden ebenso behandelt wie die Frage, warum es so wenige gute (d.h. anarchische, nicht patriarchale Register bedienende) Komikerinnen gibt. Häufig aber fehlt es der Arbeit an Moderationselementen, an Entwicklungsbögen, an längerfristig durchgehaltenen Textanalysen. Und so ist das einzig problematische Element der Arbeit, dass sie zuviel auf einmal will und dadurch oft ein wenig atemlos daherkommt. Die Kapitel und Unterkapitel sind ausgesprochen kurz – und Leselust will dadurch nicht recht aufkommen. Besonders stark ist hingegegen das Schlusszitat, das auch ein gutes Motto der Monographie abgegeben hätte: Stauß zitiert Dagmar Reim, die erste Intendantin des öffentlich rechtlichen Rundfunks: „Kaum wartet man 2000 Jahre, schon tut sich was" (326).

Anne Brüske

Hysterische Geistesmenschen. Geschlecht bei Thomas Bernhard dekonstruiert

Verena Ronge (2009) Ist es ein Mann? Ist es eine Frau? Die (De)Konstruktion von Geschlechterbildern im Werk Thomas Bernhards. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau (291 S., 36,90 Euro).

Verena Ronges Studie schließt eine klaffende Lücke in der Thomas-Bernhard-Forschung – jene der Perspektive der Geschlechterforschung. Ronges Studie – die erste deutschsprachige Monografie zu diesem Thema seit Anfang der 1980er Jahre – nimmt sich nicht der Männlichkeits- *oder* Weiblichkeitsbilder an, sondern deren Bezogenheit aufeinander und damit der Geschlechter*differenz* in Bernhards Prosa. Dabei vertritt Ronge entgegen der bisherigen Forschungsmeinung die These, dass die antagonistischen Geschlechterbilder vor dem Hintergrund „des poetologischen Konzeptes des Gegensatzes" (13), dem dominanten Strukturprinzip der Texte Bernhards, gelesen werden müssen. Ronges dezentrierende feministische Lektüre der Romane Bernhards (u.a. *Auslöschung* (1986), *Holzfällen* (1984), *Korrektur* (1975), *Das Kalkwerk* (1970), *Frost* (1963)) hat folgendes Ziel: zu zeigen, dass die „bejahende Reproduktion von Geschlechterklischees" sich auf inhaltlicher wie auf sprachlich-stilistischer Ebene als Fehlannahme entpuppt und dafür von deren „subversiven Zersetzung" (Klappentext) zu sprechen ist. Dabei bedient sie sich in erster Linie der Konzepte Jacques Lacans, Luce Irigarays, Julia Kristevas und Judith Butlers.

Ronges Studie besticht durch ihren klaren Aufbau und ihre stringente Argumentation nach dem Modell von (Re-)Konstruktion und Dekonstruktion: Zunächst rekonstruiert sie auf inhaltlicher Ebene die Geschlechterverhältnisse in Bernhards Romanen anhand der anthropologischen Leitdifferenz von Geist und Körper. Dabei kann sie – unter Rückgriff auf Psychoanalyse und Soziologie – nachweisen, dass die traditionellen Zuschreibungen nach dem Modell ‚geistiger Mann vs. körperlicher Frau', die Bernhards männliche Figuren vornehmen, dazu dienen, in der „anti-idealen Frau" (45 ff) ein negatives Spiegelbild des „idealen Mannes" (23 ff) zu schaffen. In einem zweiten dekonstruierenden Schritt wird *ex negativo* darlegt, inwiefern das Bild der dumpfen, auf ihre Körperlichkeit reduzierten Frau und des als genialer Geistesmensch stilisierten Mannes auf inhaltlicher wie auf ideeller Ebene (ebenso wie durch die Erzählperspektive) konterkariert werden. Während sich aus dem Diskurs der männlichen Figuren die „ideale Frau" (74 ff) als Geisteswesen rekonstruieren lässt, so erscheinen die durchweg von körperlichem Verfall und intellektuellem Misserfolg gezeichneten männlichen Figuren als lächerliche „anti-ideale Männer" (75 ff), die unter dem Verlust des (Geistes-)Phallus leiden.

Spannender noch ist die sprachlich-stilistische Analyse Ronges. Diese setzt sich damit auseinander, wie das Reden der männlichen und das Schweigen der weiblichen Figuren für die sprachliche (De-)Konstruktion von Geschlechtsidentitäten funktionalisiert wird (129 ff): Erst der monologisierende Redeschwall

der Männer, so argumentiert Ronge mit Butlers Konzept der Performativität, konstruiert diese als geniale Geistesmenschen, während sich die Sprachlosigkeit der Frauen mit Irigarays Lacan-Kritik als Konsequenz der totalen Verdrängung der weiblichen Sprache interpretieren lässt. Bernhards Prosatexte indes, so Ronge, *setzen* Geschlechtsidentitäten nicht nur mithilfe von Sprache, sondern *stellen* deren Konstruktivität zudem durch Sprache *aus* – etwa mittels der exzessiv gebrauchten Stilfigur der Wiederholung. Dass die endlosen Monologe der Protagonisten Bernhards kaum zu mehr als der Selbststilisierung des Mannes und der Musikalisierung der Texte dienen, während sich das Schweigen der weiblichen Figuren als handlungswirksam erweist, gehört zu den wichtigsten und originellsten Einsichten der Studie. Mit Kristevas Unterscheidung zwischen der weiblich konnotierten semiotischen und der männlich konnotierten symbolischen Ebene von Sprache gelingt es Ronge, „den Durchbruch (…) des Semiotischen, kurz: des Weiblichen" (247), das heißt den Einzug des Körperlichen in die Sprache der männlichen Geistesmenschen, nachzuweisen und Bernhards Körper-Text-Konzeption im Spannungsfeld des Semiotischen und Symbolischen zu rekonstruieren.

Ronges Studie argumentiert vor allem mit Subjekt- und Geschlechtertheorien psychoanalytischer und sprachtheoretischer Provenienz. So erstaunt es nicht, dass sie in einem abschließenden Kapitel zur „Komödie der Geschlechter(differenz)" (247) die körperliche und seelische Symptomatik der männlichen Protagonisten Bernhards als Hysterie identifiziert. Jenes Nervenleiden galt bekanntlich traditionell als ‚Frauenkrankheit'. Nun leiden Bernhards Protagonisten freilich nicht an ihrer Nicht-Identität mit dem Männlichen, welche die Psychoanalyse Freudscher Prägung als Krankheitsursache setzte. Im Gegenteil kranken sie daran, eine homogene männliche Identität als immer schon gegeben inszenieren und somit die Maskerade der Männlichkeit aufrechterhalten zu müssen.

Ronges Rechnung geht auf: Mithilfe ihrer dezentrierten Lektüre kann sie glaubhaft nachweisen, dass in Bernhards Prosa neben dem offenkundigen Geschlechterdualismus ‚männlicher Geistesmensch vs. weiblicher Körpermensch' auch dessen Gegenteil ‚männlicher Körpermensch vs. weiblicher Geistesmensch' gilt. Insofern folgert sie überzeugend, dass den Romanen Bernhards keine grundsätzlich traditionalistische dualistische Haltung in Bezug auf die Kategorie Geschlecht attestiert werden kann, sondern, wie auch in vielen anderen Punkten, gerade die Uneindeutigkeit der Geschlechterimagines Programm ist. Ronge leistet mit dieser Analyse nicht nur einen wichtigen Beitrag zur geschlechterwissenschaftlichen Perspektive auf Thomas Bernhard. Ihr Verdienst besteht auch darin, psychoanalytische und sprachtheoretische Geschlechtertheorien zumeist Lacanscher Prägung für die Analyse des spröden Textmaterials fruchtbar zu machen. Eine knappe Systematisierung der stark aufeinander bezogenen feministischen und psychoanalytischen Ansätze (für in Sachen Lacan und Geschlechterforschung weniger belesene Literaturwissenschaftler) wäre sicherlich ein Plus gewesen. Doch auch ohne dieses I-Tüpfelchen ist die Lektüre von *Ist es ein Mann? Ist es eine Frau?* überaus empfehlenswert.

Rezensionen zum Thema ‚Männer'

Ruth Brand-Schock

Zwischen geschlechterpolitischer Retourkutsche und aktiver männlicher Subjektwerdung: Der steinige Weg zu einer echten Männeremanzipation

Paul-Hermann Gruner/ Eckhard Kuhla (2009) Hg. Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie – Essays und Analysen. Gießen: Psychosozial-Verlag (431 S., 29,90 Euro).

„Was kommt eigentlich nach dem Feminismus?", so fragen die Herausgeber einleitend zu Beginn ihres Sammelbandes. Das Foto auf dem Einband – eine Reihe von Reststofftonnen, getrennt nach „Dosen", „Altpapier", „Altmetall", „Altglas" und im Vordergrund „Männer" – lässt einen polemischen Frontalangriff auf die Gleichberechtigung der Geschlechter erwarten. Der findet in Teilen auch statt, die Textsammlung enthält jedoch eine Reihe von Beiträgen, die im polternden Getöse verschütt zu gehen drohen.

Paul-Hermann Gruner, bildender Künstler und freier Journalist, stellt einleitend die These auf, dass sich „der Feminismus" zu Tode gesiegt habe – wobei er der LeserIn vermutlich aus Unwissen schuldig bleibt, welche der zahlreichen feministischen Strömungen er meint. Die Diskriminierung „der" Frau – auch hier wählt der Autor tatsächlich den Singular – existiere nur noch in den Geschichtsbüchern, werde aber dennoch durch das „organisatorisch durchgegliederte Netzwerk des Gender Mainstreaming" (10) als Mythos am Leben gehalten, so dass auch Männer mittlerweile an den Schaltstellen der Gesellschaft wie Verwaltungen und Parlamenten stets damit beschäftigt seien, Frauen durch Gleichstellungspolitik Vorteile gegenüber Männern zu verschaffen, während diese bestehende Defizite für das eigene Geschlecht gar nicht mehr erkennen könnten. Durch manipulativ gewählte Ausschnitte des Blickwinkels würden Gehaltsabstände, geringere Berufschancen und andere gesellschaftliche Nachteile für „weiblich" erklärt und führten dadurch zu einer stetigen Diffamierung männlicher Biografien als per se unterdrückerisch gegenüber Frauen. Dem stellt Gruner die Forderung einer Männerbewegung entgegen, die Mannsein mit einer Pluralität positiv konnotierter Lebensmöglichkeiten verbindet. Dabei könne es darum gehen, Rollenbilder aktiv in Frage zu stellen, um so u.a. zu einer intensiver gelebten Vaterschaft zu kommen. Ebenso könnten dabei Strömungen Eingang finden, die von Scheidungs- und Unterhaltsrecht benachteiligten Vätern zu mehr Gleichstellung verhülfen. Gruner fordert also eine Männeremanzipation, die lebbaren Fortschritt für Männer und Frauen erzeugt.

Leider muss sich die LeserIn dann aber zunächst durch eine Reihe von Texten durcharbeiten, die genau diesen Fortschritt einer Pluralität der Möglichkeiten für beide Geschlechter nicht anstreben, sondern sich der Diffamierung „des" Feminismus widmen, wobei mit „dem" Feminismus meist gleichheitsfe-

ministische Ansätze gemeint sind, die von einer als natürlich begriffenen differenzfeministischen Warte aus für Ehescheidungen, psychisch kranke Kinder und niedrige Geburtenraten schuldig befunden werden.

So ignoriert Gerhard Ahmendt souverän gut zwanzig Jahre Genderforschung und lässt uns wissen, dass die Idealisierung von Müttern durch den Nationalsozialismus und ihre Fortsetzung durch den feministischen Mainstream Frauen gehindert habe, ein kritisches Gefühl zum Sohnesverhalten zu äußern. Mittlerweile sei „der" Feminismus versiegt, bilde jedoch „weiterhin die treibende Kraft, die Frauen in einem Zustand politisch anerkannter Passivität zu halten" (53). Karin Jäckel geißelt im Anschluss alleinerziehende Mütter und den feministischen Geschlechterkrieg als für die Zerstörung des natürlichen Gleichgewichts des Lebens verantwortlich (89). Unter Zuhilfenahme eines Zitats von Friedrich Engels bekommt sogar jede öffentliche Kinderbetreuung und weibliche Berufstätigkeit ihr Fett weg. Drei weitere Beiträge befassen sich mit Gender Mainstreaming – wobei die Autoren aus ihrem Unwissen qua Desinteresse keinen Hehl machen –, versuchen sich darin, die Kategorie *Gender* ad absurdum zu führen und klagen über Männerhass.

Lesenswertere Beiträge liefert endlich der zweite Teil unter dem Titel „Macht & Ohnmacht oder: Angriffe auf den Herrschaftsraum der Klischees". Hier stellt der Sozialforscher Klaus Hurrelmann in einem Interview – den suggestiv gestellten Fragen zum Trotz – eine lesenswerte Analyse des wachsenden Phänomens von schulischem und beruflichem Misserfolg bei Jungen vor: Er identifiziert den Verlust der Vorbildhaftigkeit der Elterngeneration für junge Männer als Problem und beklagt das Fehlen neuer Rollenmodelle. Eine noch zu bildende Männerbewegung müsse daher dafür eintreten, jüngere Männer für den Eintritt in pädagogische Berufe zu begeistern, aber auch die Forderung entwickeln, dass Männer ihr Berufsleben mit gesellschaftlicher Anerkennung so gestalten können, dass sie ihren Anteil am Familienleben wahrnehmen können.

Ein interessantes Themengebiet des Sammelbandes ist die Frage nach Gewalterfahrungen von Männern, verbunden mit der Frage nach der noch immer erheblich niedrigeren Lebenserwartung im Vergleich zur durchschnittlichen Lebenserwartung von Frauen. Der Demograph Marc Luy identifiziert durch seine „Klosterstudie", in der er die statistische Lebenserwartung von Mönchen und Nonnen über Jahrzehnte vergleicht, ausschließlich soziale Faktoren als ursächlich für die geringere Lebenserwartung von Männern. Matthias Stiehler schlussfolgert aus diesem Ergebnis, dass die „Geschlechterdynamik", mithin der Feminismus, zur Missachtung männlicher Gesundheitsfürsorge geführt habe, was sich auch in der Existenz von Gesundheitszentren für Frauen zeige, während es für Männer keine entsprechenden Institutionen gebe. Konstruktiver für die Diskussion ist da der Beitrag von Joachim Lenz, der die kulturelle Verdrängung der gegen Männer gerichteten Gewalt untersucht. Sein Beitrag hebt sich auch wohltuend vom polemischen Ton einer sich durch die Mehrheit der Texte ziehenden Annahme eines noch immer tobenden Geschlechterkampfes ab. Lenz identifiziert das Umfeld des Militärs – Kriege, aber auch Wehrdienst

– als besonders risikoreich für Gewalt gegen Männer. Weitere Aspekte seiner Untersuchung sind die kulturelle Verdrängung von Gewalt gegen Männer, die beispielsweise dazu führe, Beschneidungen bei Mädchen als schwere Körperverletzung anzuerkennen, nicht aber die Beschneidung von Jungen. Selbst bei Therapeuten oder in Gerichtsverhandlungen werde davon ausgegangen, dass Jungen sexuelle Gewalt weniger erführen und weniger an den Traumata litten als Mädchen. Lenz plädiert im Ergebnis dafür, dass eine noch zu vollziehende männliche Subjektwerdung von der bereits bestehenden Frauenbewegung lernen könne und neben der Schaffung eines öffentlichen Bewusstseins für Gewalt gegen Männer auch ein kompetentes Hilfssystem für männliche Gewaltopfer einfordern müsse (305).

Im letzten Teil „Initiation, Initiative und Bewegung" sind verschiedene Konzepte für eine Männerrechtsbewegung versammelt. Einen lebensweltlich-konkreten Ansatz vertritt Warren Farrell: Er plädiert z.B. für die Einführung von *Men's Studies* neben *Women's Studies* an Universitäten und eine rechtliche Gleichstellung von Vätern bei der Vergabe des Sorgerechts für Kinder im Falle einer Scheidung. Eine *Gender-Transition-Bewegung* soll den Geschlechtern bei der Überwindung rigider Rollenzuweisungen helfen. Der Schweizer Markus Theunert plädiert für eine Männerlobby sowie Männer-/Väterarbeit und -forschung, um Männer aus dem Korsett traditioneller Männlichkeit zu befreien. Der Autor gehört selbst dem Verein *männer.ch* an, der seit 2005 als Dachverband von 20 Schweizer Männer- und Väterorganisationen mit insgesamt rund 3.000 Mitgliedern besteht. Eine Männerbewegung müsse, so Theunert, zuerst ihre eigenen Vorstellungen eines attraktiven ausgewogenen Männerlebens formulieren und gesellschafts- und wirtschaftspolitische Konzepte entwickeln. Dazu müsse jedoch zunächst ein Bewusstsein für die männliche Sozialisation geschaffen werden, um dann auch zum Bewusstsein ihrer Veränderbarkeit zu kommen. *männer.ch* konzentriert sich dabei auf Themen wie Arbeit (Einführung und Etablierung von Teilzeitarbeit und Jobsharing-Modellen), Vaterschaft (z.B. Forderung nach einem Vaterschaftsurlaub) und Sexualität (z.B. Forderung nach voller rechtlicher Anerkennung männlicher Prostituierter). Martin Verlinden entwirft ein Konzept zur Entwicklung von Vaterrollen jenseits geschlechtlicher Stereotypen. Er plädiert für eine möglichst frühzeitig einsetzende Väterarbeit schon in der Jungenarbeit, um auf eine Entstereotypisierung von Vaterrollen hinzuarbeiten. Diesem Bestreben müssten auch Beauftragte für Väterfragen, z.B. in Ministerien und Gewerkschaften zu Seite gestellt werden, die diese Anliegen in die entscheidenden Institutionen tragen sollten. Im letzten Beitrag des Bandes fordert Herausgeber Kuhla schließlich noch eine kommunale Männerarbeit, um beispielsweise der einseitigen Förderung von Mädchen zu Ungunsten der Jungen in Kommunen auch eine spezifische Jungenarbeit entgegen zu setzen.

Der Band enthält insgesamt eine Reihe lesenswerter Beiträge insbesondere für LeserInnen, die sich für Konzepte einer künftigen Männerbewegung interessieren, die sich mit neuen Lebensentwürfen für Männer jenseits alter Gen-

derrollen auseinandersetzt. Die Textsammlung zeigt aber auch sehr deutlich die Gefahr, dass die noch zu entwickelnde Männerbewegung sich lediglich für eine geschlechterpolitische Retourkutsche einsetzt und so Geschlechterrollen eher zementiert als zu ihrer Enttabuisierung beiträgt.

Annegret Erbes

Geschlecht und Gewalt: Erkenntnisse und Empfehlungen

GiG-Net (2008) Hg. Gewalt im Geschlechterverhältnis. Erkenntnisse und Konsequenzen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis. Opladen/ Farmington Hills: Budrich (381 S., 28).

Dieses Buch ist gleich in doppelter Hinsicht eine Besonderheit: Einmal, weil es Ergebnisse neuer deutscher Forschung zu Gewalt im Geschlechterverhältnis und Folgerungen in beeindruckendem Umfang bündelt und darstellt und schon von daher ein *Muss* ist für alle, die sich mit der Thematik befassen. Der zweite Grund, der dieses Buch so außergewöhnlich macht, ist, dass die VerfasserInnen zwar ihre eigenen Forschungsergebnisse darstellen, diese jedoch nicht nach Einzelstudien oder AutorInnen gliedern, sondern thematisch bzw. nach einzelnen Dimensionen. Erst am Ende, sozusagen als Schlusspunkt, werden die einzelnen Mitglieder von GIG-Net vorgestellt. So entstehen themenbezogene Cluster, die allgemeine und spezielle Fragestellungen analysieren und sowohl auf quantitativen wie qualitativen Daten basieren.

GIG-Net ist ein Zusammenschluss von Forscherinnen und Forschern, die Abkürzung GIG-Net steht für „Forschungsnetz Gewalt im Geschlechterverhältnis“. Zusammengeführt hat die AutorInnen „das Bewusstsein, dass die einzelnen eigenen Untersuchungen immer nur Teilbereiche des Gesamten erfassen sowie ein weiter reichendes Erkenntnisinteresse“ (11).

Sieben voneinander unabhängige und auch vorher schon (hauptsächlich im Internet) publizierte Einzelstudien von Mitgliedern des GIG-Nets sowie eine beeindruckende Aufarbeitung des Forschungsstands entlang inhaltlicher Fragestellungen bilden die Grundlage für Erkenntnisse und Folgerungen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis. „Das Buch richtet sich an alle, die in Forschung und Praxis mit Gewalt im Geschlechterverhältnis zu tun haben, die berufliche Verantwortung dafür tragen bzw. die sich beteiligen an neuen gesellschaftlichen Strategien der Veränderung“ (13).

Im Folgenden können leider nicht alle Themenfelder ausführlich besprochen werden, was bedauerlich ist, denn alle sind interessant und wichtig.

Unter der Überschrift „Gewalt ist nicht geschlechtsneutral. Ausmaße, Formen und Kontexte“ wird im ersten Kapitel auf der Basis einer Diskussion verschiedener Definitionen von Gewalt sowie methodischer Hintergründe der Erfassung von Gewalt ein systematischer Überblick zum Thema gegeben und

ausdifferenziert. Zu den wichtigsten Ergebnissen gehört etwa, dass Männer zwar mehr Gewalt im öffentlichen Raum erleben, jedoch in engen sozialen Beziehungen etwa gleich häufig wie Frauen. Dass Gewalt gegen Frauen zum größten Teil von aktuellen oder früheren Beziehungspartnern verübt wird, jedoch auch Männer in Paarbeziehungen Gewalterfahrungen machen, dass sexuelle Gewalt zu 95 bis 99 % von Männern ausgeübt wird sowie dass männliche Kinder und Jugendliche häufiger von körperlicher Gewalt betroffen sind (45 f).

Die psychosozialen, gesundheitlichen und sozioökonomischen Folgen von Gewalt im Geschlechterverhältnis sind Gegenstand des nächsten Kapitels. Zu den dargestellten sozioökonomischen Folgen von Gewalt gehören bspw. Auswirkungen von Gewalterfahrungen auf Lebensentwürfe und Arbeitssituation, Beziehungsstrukturen, Armut, Wohnungslosigkeit sowie die sozioökonomischen Kosten von Gewalt.

Die Rolle des Gesundheitssystems sowie Erwartungen der Betroffenen an die Unterstützung aus diesem Bereich bilden den nächsten thematischen Schwerpunkt. Zwar wird der Gesundheitsbereich zunehmend als zentral erkannt, jedoch wird auf die Gewaltproblematik im Gesundheitssystem bislang noch nicht umfassend abgezielt (109), es bestehen diesbezüglich insgesamt erhebliche Forschungslücken (111).

Der Perspektive der von Gewalt Betroffenen ist das nächste Cluster gewidmet: Hier geht es um Schwierigkeiten und Barrieren, Schutz und Unterstützung in Gewaltsituationen zu suchen, um die Inanspruchnahme psychosozialer Unterstützung sowie um (unterschiedliche) Lebensplanung und daraus resultierende Unterstützungsbedarfe der Betroffenen. Als Gründe für die Nicht-Inanspruchnahme von Angeboten werden bspw. negative Erfahrungen mit Hilfeangeboten, Scham- oder Schuldgefühle, Drohungen/Kontrolle betrachtet, auch die Gründe für die Nicht-Inanspruchnahme von Hilfsangeboten gewaltbetroffener Männer werden thematisiert. Nach wie vor wird Gewalt häufig tabuisiert, was den Zugang zu den Betroffenen schwer macht (140). Umso wichtiger ist es daher, die Hilfsangebote bedarfsgerecht und differenziert zu gestalten und weiter zu entwickeln. Hierzu gehören etwa der weitere Ausbau niedrigschwelliger Angebote, Fortbildung und interinstitutionelle Kooperationen aller Einrichtungen, die die Betroffenen aufsuchen sowie integrierte Angebote (180 f).

Mit „Gewalt macht nicht gleich: Differenzierung von Gewaltbetroffenheit und Handlungsfähigkeit" ist das nächste Kapitel überschrieben. Hier wird (nochmals) deutlich, dass es viele Formen von häuslicher Gewalt gibt, und dass viele unterschiedliche Frauen in unterschiedlichen Lebenslagen davon betroffen sind: „Frauen begegnen der erfahrenen Gewalt aufgrund ihrer subjektiven und objektiven Lebensbedingungen und den sich daraus ergebenden Handlungsressourcen und Reaktionsmöglichkeiten unterschiedlich und ihre Bewältigungsstrategien sind vielfältig" (185). Im Folgenden werden u.a. Typologien häuslicher Gewalt und Reaktionsmuster aufgefächert und wird die von den Gewaltbetroffenen subjektiv empfundene Handlungsmächtigkeit differenziert dargestellt. Fazit ist u.a., dass soziale Unterschiede innerhalb der Gesellschaft weniger die Wahrscheinlichkeit häusliche Gewalt zu erfahren beeinflussen, son-

dern viel mehr auf den Bedarf an Unterstützung und die Handlungsfähigkeit der Frauen wirken (207).

Erfahrungen mit Täterprogrammen, auch bezogen auf Wirkungen und erforderlichen weiteren Forschungsbedarf, Forschungsergebnisse zu polizeilicher und justizieller Intervention bei häuslicher Gewalt sowie die Perspektive der von häuslicher Gewalt in Partnerschaften betroffenen Kinder bilden die nächsten Themenfelder. Danach wird unter dem Titel „Bündnisse gegen häusliche Gewalt – Kooperation als Erfolgstrategie" ein Überblick gegeben über Ergebnisse der Entwicklung von Kooperationen, Erfordernissen und Gelingensbedingungen.

Abgeschlossen wird der Band mit Konsequenzen, die aus den vorliegenden Ergebnissen für Praxis, Forschung und Politik abgeleitet werden. Insgesamt verweisen die Untersuchungsergebnisse auf die Notwendigkeit von „differenzierten, bedarfsgerechten Unterstützungsangeboten für unterschiedliche Betroffenengruppen. Weder Gewaltverhältnisse noch die Deutungen der Betroffenen bzw. ihre Reaktionen auf Gewalt sind pauschal zu betrachten noch sind pauschale Lösungen aufgrund der unterschiedlichen Unterstützungsbedürfnisse angebracht" (323). Bezogen auf die weitere erforderliche Forschung zu Gewalt im Geschlechterverhältnis wird gezeigt, dass es „differenzierter und differenzierender, gender-, kultur- und migrationssensibler Betrachtungen bedarf" (332), die sich bspw. auf Entstehungsbedingungen von Gewalt, Schutz- und Risikofaktoren, Folgen von Gewalt sowie die Wirkung von Interventions- und Präventionsansätzen beziehen. Die hier von den im GiG-Net kooperierenden AutorInnen vorgestellten Ergebnisse legen weiterhin als Konsequenz für die Politik langfristig angelegte und koordinierte politische und gesellschaftliche Strategien auf unterschiedlichen Ebenen nahe (333). Hierzu gehören etwa die Verbesserung der Erfassung von Gewaltbetroffenheit und Differenzierung, der Ausbau des Unterstützungsangebots und die Bereitschaft zu Kooperation sowie Präventionsstrategien (334). Aufgezeigt wird weiterhin, dass und wie Gewalt als Querschnittsthema auch auf der politischen Ebene interdisziplinäres kooperatives Handeln und Kontinuität verlangt.

Vielen Dank für dieses Buch!

Rezensionen zum Thema
‚Islam und arabische Welt'

Britta Voß

Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht

Gabriele Dietze/ Claudia Brunner/ Edith Wenzel (2009) Hg. Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht. Bielefeld: transcript (318 S., 29,80 Euro).

Der Blick des „Abend-" auf das „Morgenland" hat in den letzten Jahren, spätestens aber seit „9/11" an identitätsstiftender, polarisierender Schärfe zugenommen. Damit tritt der „Orient" in seiner Funktion als unbedingt „Anderes" zum „Okzident", als Entwurf eines homogenen Werte- und Kultursystems, die Nachfolge der Rolle des ideologischen Widerparts und identitären Sparringpartners an, die bis 1989 der Sozialismus innehatte. Der (wechselseitige) Mechanismus der Inklusion und Exklusion, der Festlegung, wer „Wir", wer die „Anderen" sind, hat also, so die Grundannahme des vorliegenden Buches, das Bezugssystem gewechselt, nicht ohne aber weiterhin ein gleichfalls ahistorisierendes, essentialisierendes und kulturalisierendes Bildprogramm des Eigenen und Fremden hervorzubringen. Zu diesem etwa gehört mit regelmäßiger Zwangsläufigkeit die verschleierte Frau als paradigmatisch für die grundsätzliche Andersartigkeit (und im Folgeschluss: Inkompatibilität) des Orient.

Obwohl der Okzidentalismus in seinem Verständnis als globaler, gar „imperialer" aber auch nationaler Strategie des „Othering" vielfältig durchleuchtet wurde, sei es in Migrationsstudien, Critical Whiteness Studies, postkolonialen Theorien oder religions- und kulturgeschichtlichen Ansätzen, ist der Gender-Aspekt bei der Frage nach okzidentalen Selbstvergewisserungsprozessen bislang kaum betrachtet worden. Dieser Forschungslücke widmet sich dieser lesenswerte Band, der aus der Jahreskonferenz 2007 des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie" *am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien* der Humboldt-Universität Berlin hervorging. Die Herausgeberinnen Gabriele Dietze, Claudia Brunner und Edith Wenzel knüpfen dabei an die wegweisenden Forschungsarbeiten von Edward Said zum Konzept des Orientalismus und Fernando Coronils dialektischer Weiterentwicklung zu einer Theorie des Okzidentalismus an, die Praktiken und Kodifizierungen kultureller Differenz eben nicht allein auf sozialer und kultureller Ebene verortet, sondern auch deren geohistorische und politische Dimensionen erfasst. Der titelgebende (Neo-)Orientalismus und sein Verhältnis zu den westlichen Konstituierungsprozessen von Identität (Okzidentalismen) werden hierbei in den 17 Beiträgen sowohl theoretisch als auch anhand konkreter Beispiele nachvollzogen und auf ihre strukturellen Bedingungen kritisch hinterfragt.

Eine einführende methodologische und epistemologische Betrachtung und konzeptionelle Klammer aller nachfolgenden Artikel bietet der hervorragende Beitrag „Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektive" der Mitherausgeberin Gabriele Dietze. Auf der Grundlage einer konzisen begriffsgeschichtlichen Rahmung des Okzidentalismus als „stiller

Norm“, die Dietze zufolge ähnlich der männlich-dominanten Grammatik funktioniert, analysiert Dietze diesen als „Meta-Rassismus“: eine Form des elitären Rassismus, der vorgibt eine aufgeklärte Kritik an patriarchalen Gesellschaftsstrukturen zu sein. Dieser scheinbar vernunftbasierte Diskurs, der die eigenen (behaupteten) Emanzipationserfolge zur Norm erhebt, funktioniert auch Dank des von Dietze so genannten „okzidentalistischen Geschlechterpakts“ (33) Die Emanzipation der unterdrückten Muslima wird demnach gleichermaßen von okzidentalen Männern und Frauen als unabdingbare kulturelle Norm gesetzt. Einerseits bindet diese westliche Solidaritätsnote die Emanzipationsenergie der okzidentalen Frau, die die männliche, zunächst rein performative Anerkennung weiblicher Freiheit und Gleichheit mit dem Preis bezahlt, dass noch ausstehende eigene Gleichheitsdefizite verdeckt bleiben. Andererseits verstellt die exklusiv okzidentale Normierung dessen, was Emanzipation beinhaltet, den Blick für alternative Feminismen innerhalb des Orients, ja reifiziert, verstetigt en passant den vermeintlich unauflöslichen Widerspruch zwischen einem orientalischen und einem okzidentalen System.

Die Inszenierung einer abgeschlossenen weiblichen Aufklärung im Okzident, die plötzlich als Prüfstein kultureller Differenz figuriert, lässt sich nach Dietze nirgends so gut ablesen wie bei den Debatten um die Freiwilligkeit des Kopftuchs. Insbesondere vor dem Hintergrund der jüngsten Entwicklungen in Belgien oder Frankreich könnten die hier vorgestellten Überlegungen zu den drei Modi männlicher Herrschaft äußerst aufschlussreich für die reflexartigen Verurteilungen sein. Der nachfolgende Aufsatz von Fernando Coronil, „Unterwegs zu einer Kritik des Globalzentrismus. Mutmaßungen über das Wesen des Kapitalismus“ bietet einen noch weiter zu explorierenden Ansatz, Okzidentalismus in seiner wirtschaftlichen und globalen Dimension zu greifen.

Nach dieser theoretischen Hinführung gliedert sich der Band in drei Teile. In dem ersten, „Okzidentalistische Praktiken der Gegenwart“ überschriebenen, wird anhand von Beispielen insbesondere aus der deutschen Migrations- und Integrationspolitik und ihrer medialen Repräsentation aufgezeigt, wie sich geschlechterkritische Diskurse gleichfalls in dichotomisierende Okzident-Orient-Muster einschreiben, selbst dann, wenn alternative Sozialisations- und Kulturmodelle verfochten werden sollen. Besonders aufschlussreich ist hier der Aufsatz „Feministische Gegenstimmen? Aushandlungen westlich-abendländischer Identität in Auseinandersetzung mit ‚dem Islam‘“ von Daniela Marx. In ihrer Analyse der Imagination eines aufgeklärt-emanzipierten Westens, dem ein weiterhin partriarchal-repressiv verfasster Orient gegenübersteht, widmet sich Marx feministischen Islamdiskursen in Deutschland und den Niederlanden, wobei sie Mainstreammedien wie die Zeitschrift „Emma“ ebenso wie wissenschaftliche feministische Publikationen anführt. Der Befund, dass es selbst den VertreterInnen eines eurozentrismuskritischen bzw. innermuslimischen Feminismus nicht gelingt, die binäre Logik Orient-Okzident aufzubrechen, stimmt bedenklich, stellt er doch bislang den einzigen Versuch dar, Islam und Emanzipation zusammenzudenken.

Der zweite Teil des Sammelbandes wirft unter der Überschrift „Präsente Vergangenheit“ den Blick auf historische Okzidentalismen und Orientalismen.

Gegen die Annahme einer allein über Säkularisierung zu definierenden Modernität (von der dann muslimische Gesellschaften ausgeschlossen bleiben) wendet sich der Beitrag von Susanne Lanwerd, „Anachronistische Säkularisierungs-Konzepte und Neo-Orientalismus". Bei ihrer kritischen Analyse der Persistenz eines behaupteten christlichen Erbes bei gleichzeitiger Entkirchlichung als Grundlage westlicher Selbstdarstellung greift sie auf kulturhistorische Theoreme des Zusammenhangs von Säkularisierung und Reduktion komplexer Religionssysteme zurück, um die damit herrschende Hierarchisierung des Verhältnisses christlichen Okzidents und muslimischen Orients zu problematisieren. Allerdings lassen die ansonsten konzisen Einordnungen die Berücksichtigung des Genderaspekts hierbei eher vermissen.

Im Anschluss legt Anette Dietrich in ihren Ausführungen „Koloniale Emanzipation. Die bürgerliche Frauenbewegung im Kontext kolonisierender und rassifizierender Praktiken" die Anschlussfähigkeit emanzipierter Forderungen und Überzeugungen an rassistisch-imperiale Losungen frei. Hier wird einerseits die beeindruckende Kontinuität in der Geschlechterdarstellung der (deutschen) Kolonialgeschichte herausgearbeitet, wie sie den ZuschauerInnen in Filmen wie „Die weiße Massai" entgegentritt. Andererseits beleuchtetet die Autorin die Querverbindungen zeitgenössischer Frauenrechtlerinnen und -verbände zur deutschen Kolonialpolitik des Kaiserreichs und ihrer zivilisatorischen Überlegenheitssemantik.

Ein letzter Teil schließlich setzt die Okzidentalismuskritik in Verbindung zu anderen Forschungsperspektiven und konstruiert „Theoretische Nachbarschaften" zu Queer Studies, postkolonialen Theorien oder filmwissenschaftlichen Studien. So arbeitet Manuela Boatcă in ihrem Beitrag „Lange Wellen des Okzidentalismus. Ver-Fremden von Geschlecht, ‚Rasse'und Ethnizität im modernen Weltsystem" die Konjunkturen, Kontinuitäten und Kontingenzen sogenannter „mental maps" (234) heraus, deren eines wesentliches Strukturprinzip eben das Verhältnis von Orient und Okzident ist. Der historischen Perspektive fügt sie einen äußerst erhellenden Abriss vergeschlechtlichter „globaler Designs" (241) hinzu, etwa die Repräsentanz der symbolisch „jungfräulichen" (241) Neuen Welt in der Ideologie der christlichen Mission des 16. und 17. Jahrhunderts.

Das Buch ist eine ausgesprochen bündige und in sich geschlossene Einführung in einen vermeintlich bereits allseits ausgeleuchteten Themenkomplex. Das in diesem Band entfaltete Prisma neuer und alter Okzidentalismen / Orientalismen sowie deren Verschränkung mit Geschlechterkonzeptionen offenbart die beeindruckenden Analysemöglichkeiten der hier vorgestellten „korrektiven Methodologie" (45) der Okzidentalismuskritik. Mag das Anziehungs- und Abstoßungsverhältnis zwischen Orient und Okzident auch kein Novum in der wissenschaftlichen Beschäftigung sein, so zeichnet sich der Sammelband doch durch seine hohen Verdienste aus, die epistemologischen Potentiale der Genderkategorie für die Okzidentalismuskritik erstmals einem prägnanten Definitions- und Systematisierungsversuch zu unterziehen, sowie die formulierten Theoreme in ertragreiche Einzelstudien zu überführen.

Mona Hanafi El Siofi

So findet man die Regel eines Diskurses, oder: weshalb sollten muslimische Männer resistent gegen Kulturwandel sein?

Ursula Mihçiyazgan (2008) Der Irrtum im Geschlecht. Eine Studie zu Subjektpositionen im westlichen und im muslimischen Diskurs. Bielefeld: transcript Verlag, 290 S., 29, 80 Euro).

Im Vorwort von Mihçiyazgans *Der Irrtum im Geschlecht* erfährt man, dass es sich bei dieser Veröffentlichung vor allem um „einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Diskursanalyse als eigenständiger Methode der qualitativen Sozialforschung" (8) handelt. Gewissermaßen ist das eine Enttäuschung: Denn laut Untertitel ist man eigentlich auf *Eine Studie zu Subjektpositionen im westlichen und muslimischen Diskurs* eingestellt. Doch die empirischen Details zum Vergleich von Individuen westlicher und muslimischer Herkunft in ihrer „kulturelle(n) Differenz der Geschlechterdifferenz anhand von Darstellungen eines Irrtums im Geschlecht" (8) sind ausschließlich in einem (kostenlosen) Online-Materialband verfügbar. Im Buch selbst werden gegen Ende nur die Ergebnisse der Studie zusammengefasst und ansonsten widmet es sich ausführlich den theoretischen und methodologischen Aspekten, die der Datenanalyse vorausgingen. Daher lohnt sich die Lektüre hauptsächlich für jene, die sich mit Problemstellungen der Kultur- und Geschlechterforschung befassen.

Als Teil des ersten Kapitels „Die Projektidee und ihre Vorgeschichte" entwirft die Kultursoziologin zu heuristischen Zwecken ein Modell der unterschiedlichen Selbst- und Weltverhaeltnisse beider Gesellschaftsformen aus der Literatur. Im zweiten Kapitel „Die Prüfung der Grundannahmen" beschäftigt sich Mihçiyazgan kritisch mit der Gefahr einer Essentialisierung durch ihre Bezugnahme auf die beiden Kategorien Geschlecht und Kultur. Zum einen lasse sich beim „gegenwärtigen Stand der Diskussionen in den Gender Studies" nicht mehr voraussetzen, „dass es Frauen und Männer ‚gibt'" (66), zum anderen führe die Behauptung einer kulturellen Differenz zwangsläufig zu einer Hierarchisierung, so die Schlussfolgerungen ihrer Auseinandersetzung. Vor dem Hintergrund jener vehementen Erschütterung ihres Projektfundaments diskutiert die Autorin im dritten Kapitel „‚Konstruktion' und ‚Dekonstruktion'" die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der sehr heterogenen (de)konstruktivistischen Positionen. Dabei stellt sie fest, dass keiner der bestehenden Ansätze zweifelsfrei *ohne* ein Subjekt als Konstrukteur von Geschlechterdifferenzen bzw. Kulturunterschieden auskommt – abgesehen von Foucault und Butler: Und eben deshalb entscheidet sie sich zur Auswertung ihrer Daten für deren ‚diskurstheoretischen Ansatz'.

Doch lassen sich in Foucaults und Butlers Schriften Anweisungen für eine konkrete Auswertungsmethodik finden? Denjenigen, die da skeptisch sind, führt Mihçiyazgan im vierten Kapitel „Diskurstheorie und Diskursanalyse" überzeugend vor: „Jede Theorie enthält eine Modellannahme" (193). Demnach

entwirft die Autorin aus Foucaultschen und Butlerschen Texten zunächst ein Zwei-Ebenen-Modell (vgl. 208): Auf der höheren Ebene befindet sich die Diskursregel, die das Subjekt im ‚Sprechen als' anleitet, etwa ‚als' Mann bzw. ‚als' Frau. Diese Regel erzeugt wie eine Lichtquelle einen Kreis auf der darunter liegenden Ebene, das ist der Diskurs. Laut Butler gibt es für Subjekte kein außerhalb des Diskurses, sie können nur innerhalb dessen denken und sprechen, daher ist der Kreis vom „Feld des Undenkbaren" umgeben. Das Problem, dass Foucault und Butler zwar von einer „Pluralität der Diskurse" sprechen, aber „nicht systematisch berücksichtigen" (223), löst Mihçiyazgan – ganz im Sinne ihrer Forschungsfrage – in einem einfachen Schachzug: Sie verdoppelt ihr Modell! Nun ist die Darstellung zweier Diskurse mit den jeweiligen Regeln möglich, und sie können sich gegebenenfalls überlappen und Mischfelder bilden. Relevanz hat das, um „anzuzeigen, dass jeder Diskurs bestimmte Subjektpositionen bereithält, andere ausschließt" (273), und zwar „bevor das empirische Subjekt überhaupt spricht" (ebd.). So weit, so gut.

Mihçiyazgans zweite Behauptung, dass in jedem Modell auch der „Schlüssel für das Vorgehen bei der Analyse" (193) liege, kann sie ebenso nachvollziehbar machen: Der Diskurs-Kreis ihres Modells (vgl. 208) besteht aus einem inneren Feld, das „Feld des Sagbaren", und einem äußeren Feld, das „Feld des Unsagbaren". Das „Feld des Sagbaren" beschreibt die nach der Diskursregel korrekt gehenden, quasi gehorsamen Äußerungen des Subjekts, das „Feld des Unsagbaren" seine unabsichtlich oder absichtlich fehlgehenden Äußerungen. Demnach sind die Textdaten auf korrekte und fehlgehende Aussagen hin zu untersuchen, und aus ihrer „Typologie der Wiederholungen" (216) lässt sich schließlich die Diskursregel formulieren. Inwiefern etwas gesagt werden ‚darf' oder nicht, sprich, wo sich ein Subjekt innerhalb des Diskurses situiert, wird jedoch erst in der Interaktion mit anderen Subjekten, die darauf entsprechend reagieren, erkennbar. Deshalb kann Diskursanalyse nur als Meta-Analyse auf eine konstruktivistische Interaktionsanalyse nachfolgen, so die Autorin.

Im fünften Kapitel geht es für diejenigen, deren Neugier auf das Buch durch den Untertitel geweckt wurde, endlich zur Sache: Die Autorin gibt einen Einblick in die aus ihrer Datenanalyse gewonnen Regeln, „wie als ‚Frau' oder ‚Mann' im westlichen oder muslimischen Diskurs zu sprechen ist" (237). Auf die Skizzierung der ermittelten westlichen Subjektregeln verzichte ich zugunsten meiner Kritik an den muslimischen:

Für muslimische Frauen stellt Mihçiyazgan eine Mischform ihrer Diskursregel fest. Wollen sie Anspruch als ein Subjekt Frau erhalten, gelte: „Stelle dar, dass du männlichen Objekten keine Chance gegeben hast, sich dir anzunähern" (236) (d.i. die unveränderte muslimische Regel) bzw. wenn eine Annäherung an männliche Objekte stattgefunden hat, dann stelle dar, „dass du dich gleich wieder entfernt hast" (ebd.) (d.i. die hinzugetretene Erweiterung). Die plausible Annahme der Autorin ist, jene Mischform habe sich durch gesellschaftliche Veränderungen ergeben. Allerdings müsste diese Erklärung eventuell noch um eine *schichtspezifische* Komponente erweitert werden: Historisch betrachtet hatten muslimische Frauen der Eliten in den entsprechenden Ländern deutlich weniger

Bewegungsfreiheit als die der Unterschichten, welche durch ihre unentbehrlichen Erwerbstätigkeiten zwangsläufig mit Männern in Berührung kamen. So könnte die gefundene Regel für letztere seit jeher gegolten haben. Hier fragt sich also, inwiefern soziale Kategorien, die mit ‚Geschlecht' interagieren, in einer solchen Diskursanalyse berücksichtigt werden sollten. Das zum einen.

Zum anderen stellt Mihçiyazgan bei muslimischen Männern *keine* Mischform ihrer Subjektregel fest; sie laute: Versuche eine „(f)inale Annäherung an ein weibliches Objekt" (238). Aber wie ist eine Resistenz muslimischer Männer gegen gesellschaftliche Veränderungen stichhaltig zu begründen, so dass eine Modifikation ihrer Regel auszunehmen sei? Erstens wurde von AutorInnen wie Laila Ahmed nachgewiesen, wie sehr sich gerade muslimische Männer der Eliten des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts darum bemühten, sich europäischen Maßstäben anzupassen. Und zweitens liest man aus der Literatur über rezente muslimische männliche bzw. schwule Identitäten (u.a. Bochow/Marbach) heraus, dass für das zugeschriebene physiologische Geschlecht zwar ein ‚Imperativ' bezüglich des sozialen Geschlechts ausgesprochen werde, jedoch *nicht* für das sexuelle Begehren des ‚Gegengeschlechts'. Das hieße, ein muslimisches Subjekt Mann muss nicht notwendig ein Objekt Frau begehren. Vielmehr erscheint hier das sexuelle Begehren an die Favorisierung einer bestimmten sexuellen *Praxis* gebunden, nämlich: Penetrieren zu wollen bzw. sich Penetrieren zu lassen. Erst die Aktiv/Passiv-Binarität sei geschlechtlich codiert, ein ‚richtiger' Mann wolle penetrieren, ein Mann, der sich penetrieren lässt, gelte als verweiblicht. Es könnte demnach also eine ‚originäre' muslimische Diskursregel für männliche Subjekte *ohne* geschlechtliche Codierung des Zielobjekts geben, die da lauten möge: ‚Versuche eine Annäherung an Objekte, die man penetrieren kann'. Damit wäre Mihciyazgans gefundene Regel bereits das Überlagerungsprodukt *zweier* Diskursregeln und läge irgendwo innerhalb der Schnittmenge der beiden Diskurse in ihrem Modell nach Foucault und Butler; um sie als Mischform kenntlich zu machen, könnte man sie in etwa so umformulieren: ‚Versuche eine finale Annäherung/Penetration *nur noch* an Objekte, die man als Frau definiert'. Hier würde der Impakt sozialen Wandels auf die Subjektregel für muslimische Männer evident. Zur Überprüfung dessen müsste eine Forschung mit veränderter Fragestellung durchgeführt werden.

Meine Kritik ist nicht als Vorwurf, nur als Denkanstoß zu verstehen, zumal die Autorin „nicht behaupte(t), die endgültigen Formulierungen der Regeln gefunden zu haben" (237). Nichtsdestotrotz sind ihre Ergebnisse interessant, und zwar hinsichtlich der asymmetrischen Struktur sowohl der muslimischen als auch der westlichen Regelpaare: Die jeweils weibliche Regel ‚*re*agiert' nur auf die männliche.

> Die Nachrangigkeit des Terms ‚Frau' – also die Geschlechterhierarchie – ist in beiden Diskursen durch die Regeln abgesichert. Da die Regeln nur schwer zu verändern sind, folgt daraus auch: Die Aussicht, dass die Geschlechterhierarchie verändert oder aufgehoben werden könnte, ist skeptisch zu beurteilen. (256)

Wolle man daran zu rütteln versuchen, müsse ein weiblicher Subjektstatus „unabhängig von ‚männlichen' Zuschreibungen" (258) beansprucht bzw. „vor allem die Regel für ‚Mann' geändert werden" (267).

„Im „Fazit" des Buches fasst die Autorin die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit noch einmal kurz zusammen und hofft, dass ihr Beitrag zur Diskursanalyse zur weiteren Präzisierung und Klärung offener Fragen anregt. Auf jeden Fall hat Mihciyazgan der Geschlechterforschung mit dieser Veröffentlichung einen Datenauswertungsansatz mit Potential vorgelegt.

Yvonne Weigelt-Schlesinger

Zwangsheirat – eine Herausforderung für Gesellschaften und ihre Institutionen

Yvonne Riaño/ Janine Dahinden (2010) Zwangsheirat: Hintergründe, Massnahmen, lokale und transnationale Dynamiken. Zürich: Seismo (164 S., 18,50 Euro).

Zwangsheirat ist eines der Themen, die vor dem Hintergrund globaler sozialer Transformationen, erhöhter Mobilität und einer verstärkten Transnationalisierung von sozialen Realitäten die Gesellschaften und ihre Institutionen immer wieder vor neue Herausforderungen stellen. So wird das Thema Zwangsheirat auf medialer und politischer Ebene kontrovers diskutiert. Immer wieder berichten die Medien über skandalöse Einzelfälle, die oft in Verbindung mit dem Begriff der ‚Scheinehe' gebracht werden, als kulturelle Praktik spezifischer MigrantInnengruppen thematisiert und als eine Folge gescheiterter Migrationspolitik kommuniziert werden. Dabei steht außer Zweifel, dass Zwangsheirat zum einen eng an verschiedene Formen von Gewalt gekoppelt ist und zum anderen Geschlechterungleichheiten produziert und reproduziert.

Vor diesem Hintergrund überrascht es, dass der gegenwärtige wissenschaftliche Kenntnisstand über dieses facettenreiche Phänomen keinesfalls als hinreichend zu bezeichnen ist.

Yvonne Riaño und Janine Dahinden nähern sich dem Thema aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive. Sie wollen die Forschungslücke schließen und gesicherte empirische Erkenntnisse zur Thematik generieren, um eine differenzierte Debatte zu ermöglichen und anschließend daran Empfehlungen für Präventions- und Interventionsmaßnahmen an die jeweiligen Beratungsstellen geben zu können. Zu diesem Zweck wurde die Studie von der *Fachstelle für Gleichstellung* der Stadt Zürich in Auftrag gegeben.

Auf 154 Textseiten, die in zwei Teile und acht Kapitel gegliedert sind, greifen die Autorinnen, die politische Aktualität des Themas Zwangsheirat auf und versuchen es theoretisch und empirisch genauer zu fassen. Dabei gelingt es ihnen sehr gut, die bisher wenig beleuchtete Sicht auf die Thematik an die Oberfläche zu bringen. Im ersten Teil der Publikation wird die empirische Vorgehensweise

erläutert. Basis der qualitativen Analyse, war eine Befragung von 35 Fachpersonen (ExpertInneninterviews) aus 29 unterschiedlichen Organisationen und Institutionen der Stadt Zürich. In einem zweiten Kapitel entwickeln Yvonne Riaño und Janine Dahinden ihren theoretischen Bezugsrahmen. In Anlehnung an Max Weber wird versucht, zu verstehen, weshalb es z. B. zu Zwangssituationen in Zusammenhang mit Heirat und Ehe kommt. Des Weiteren verpflichten sich die Autorinnen einem Ansatz, der Geschlecht als eine analytische und relationale Kategorie auffasst. Sie gehen davon aus, dass verwandtschaftliche Beziehungen und Heirat als geschlechtsspezifische Aushandlungsprozesse zu verstehen sind, die in enger Verbindung zu sozio-ökonomischen, kulturellen und politischen Kontexten stehen. Zudem wird in der weiteren Betrachtung eine transnationale Perspektive auf die Problematik der Zwangsverheiratung eingenommen, die den Fokus auf den Migrationskontext lenkt. Die theoretische Diskussion wird um eine weitere Facette bereichert, nämlich um einen Kulturbegriff, der als im Lebensprozess erworbene Dispositionen verstanden wird. Dabei kann die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu den sozialwissenschaftlichen Zugang zu Kultur illustrieren.

Der kritische und analytische Blick der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Zwangsheirat ist erfreulich und trägt zur Aufklärung der relevanten Sachverhalte bei. Mit Fragen am Ende der jeweiligen Unterpunkte werden unterschiedliche theoretische Zusammenhänge nochmals verdeutlicht.

Im folgenden dritten Kapitel gehen die Autorinnen allgemein auf zentrale Begrifflichkeiten und Konzepte der Zwangsverheiratung und auf rechtliche Grundlagen ein. Damit schaffen sie ein Fundament für die anschließende Diskussion des internationalen Forschungsstands zur Problematik. Den betrachteten Studien zufolge erscheine Zwangsheirat als ein Phänomen, das aus einem komplexen Faktorengeflecht heraus entstünde. Die Untersuchungsergebnisse bestätigen dies. So sei Zwangsheirat ein Panoptikum unterschiedlicher Zwangssituationen im Zusammenhang mit Partnerschaft und Ehe, die zwei Komponenten erfasse: Erstens verstünde man, laut Autorinnen, Zwangsverheiratung als eine Ehe, die ohne den freien Willen eines oder beider HeiratspartnerInnen geschlossen wird. Und zweitens sei die Zwangsehe eine Ehe, die gegen den Willen eines Ehepartners/ einer Ehepartnerin vollzogen oder von der Familie der Ehefrau oder des Ehemanns nicht akzeptiert wird. Zwar gebe es keine Erhebungen zu Zwangsheiratsfällen, dennoch sei eine Tendenz zu beobachten, dass besonders MigrantInnengruppen in der Schweiz betroffen seien.

Aus Schlüsselsätzen der Interviews werden die Aussagen und Themenfelder ausgewählt und gebündelt, die als Belege für die Beantwortung der Frage, wie Zwangssituationen entstehen und wie damit umgegangen wird, zum Einsatz kommen. Aussagekräftige Passagen und Zitate sind gut und passend ausgewählt. Die Studie zeigt deutlich, dass Zwangsheirat ein Ergebnis einer Eskalationsspirale ist, die in der Adoleszenz beginnt. Währenddessen kommt es zu einem Generationenkonflikt zwischen Eltern und Kindern aufgrund kontrastierender Sichtweisen über ‚gute' Ehegatten. Eltern haben in diesem Zusammenhang oft ‚rationale' Gründe, ihre Kinder in eine arrangierte Ehe zu drängen (z. B. Abwehr von Gefahr von ‚Fremden'). Dennoch verschiebt sich dieses vorder-

gründige moralische Anliegen der Eltern zum Schutz ihrer Tochter oder ihres Sohnes hin zur hintergründigen Wahrnehmung des Ansehens und des Wohls der Familie. Die Autorinnen identifizieren drei unterschiedliche Strategien, wie die Betroffenen Männer und Frauen damit umgehen. Erstens versuchen sie dem familiären Druck der Familie zu entfliehen (z.B. durch Verheimlichung ihres ‚privaten Lebens'). Zweitens fügen sie sich den Wünschen der Eltern, um einem Konflikt aus dem Weg zu gehen, und drittens suchen die Betroffenen offensiv Unterstützung bei familiären, sozialen und fachlichen Netzwerken. Während der Anwendung dieser Bewältigungsstrategien ist allerdings bei Männern – in den einzelnen beschriebenen Fällen – ein größerer Handlungsspielraum auszumachen als bei Frauen.

Die Ergebnisse der Studie von Yvonne Riaño und Janine Dahinden sind durchaus brisant. Insbesondere liefern sie Denkanstöße und Handlungsempfehlungen für die zuständigen Institutionen, die ihre bisherige Vorgehensweise und Politik überdenken müssen. Der kontrovers geführten Diskussion darüber, ob es eine neue Strafnorm zur Zwangsheirat geben soll, nehmen sie die Schärfe, indem sie aufgrund ihrer Ergebnisse auf Präventionsstrategien setzen und zur Konfliktprävention raten.

Sehr positiv herauszuheben ist die selbstkritische Betrachtung der eigenen Studie. Die Autorinnen räumen ein, dass ihre Untersuchung Grenzen hat, denn es wird ‚nur' die Sicht der Fachpersonen ins Blickfeld genommen und diese ist ja immer schon durch deren eigene Interpretationen eingefärbt. Somit konnten natürlich auch nur diejenigen Fälle von Betroffen berücksichtigt werden, die sich an eine Institution/ Beratungsstelle gewandt haben.

So könnte zukünftig eine Ergänzung der befragten ExpertInnen durch z.B. die Befragung von Betroffenen und deren Familien zu weiterführenden Ergebnissen führen.

Ankündigungen

„was ich vor langem an einem andern Ort begonnen habe…" –
Die ‚Erinnerungstexte' der Autorin Erica Pedretti

Dem zunehmenden wissenschaftlichen Interesse am Erzählwerk der in der Tschechoslowakei geborenen Schweizer Autorin Erica Pedretti steht bisher ein augenfälliges Forschungsdesiderat gegenüber. Im Rahmen des internationalen literaturwissenschaftlichen Symposiums kommen erstmals Wissenschaftlerinnen zusammen, deren Forschung sich Pedrettis Schreiben widmet. Schwerpunkte sind dabei insbesondere eine erzähltechnische Charakterisierung der spezifischen Schreibweise, die Thematisierung der Deutsch-Tschechischen Geschichte in den ‚Erinnerungstexten' sowie eine Reflexion von Pedrettis Schreiben im Rahmen des Diskurses über eine ‚Schweizer Literatur'. Einblicke in ihre Arbeitsweise bietet die Autorin bei einer Poetik-Vorlesung, die einen der Höhepunkte der Tagung darstellt.

Das Symposium dient einer Zusammen- und Fortführung der bisherigen Pedretti-Forschung. Darüber hinaus leistet es einen Beitrag zu einer Präzisierung der Analysetechnik bezüglich avancierter, im Kontext des (Post-)Modernismus stehender Erzählverfahren.

Ort und Zeitpunkt der Tagung

Haus für Film und Literatur/ Alter Wiehrebahnhof, Urachstraße 40

Donnerstag, 28. Oktober 2010, 14:00-22:00 h
Freitag, 29. Oktober 2010, 9:15-22:00
Samstag, 30. Oktober 2010, 9:15-12:45

Donnerstag, 28. Oktober 2010

14:00-14:30 h Eröffnung

14:30-15:15 h
Prof. Dr. Beatrice Sandberg (Bergen, Norwegen)
Erica Pedrettis ‚Erinnerungstexte' als Autofiction? Gedanken zur Eigenart von E. Pedrettis Schreiben

15:15-16:00 h
Dr. Beatrice von Matt (Zürich, Schweiz)
Das zerrissene Bewusstsein: Erica Pedretti und der Aufbruch der schreibenden Frauen

16:00-16:30 h Kaffepause

16:30-17:15 h
Prof. Dr. Dorota Sośnicka (Szczecin/ Stettin, Polen)
„Ich rechne mit emanzipierten Lesern“: Zum Erzählverfahren Erica Pedrettis

17:15-18:00 h
Meike Penkwitt (Freiburg i. Br., Deutschland)
Kontrapunktik, Räumlichkeit und Materialität der Sprache als Prinzipien der Textorganisation bei Erica Pedretti

18:00-20:00 h Pause für ein Abendessen

20:00-22:00 h siehe Abendprogramm

Freitag, 29. Oktober 2010

09:15-10:00 h
Dr. Irena Šebestová (Ostrava/ Ostrau, Tschechische Republik)
Entfremdung und Entwurzelung als Themen in den literarischen Texten Erica Pedrettis

10:0-10:45 h
Prof. Dr. Vesna Kondrič Horvat (Maribor/ Marburg an der Drau, Slowenien)
Transkulturelle Aspekte in Erica Pedrettis Roman *Engste Heimat*

10:45-11:15 h Kaffeepause

11:15-12:00 h
Prof. Dr. Michaela Holdenried (Freiburg, Deutschland)
Reisen und Erinnerung in Texten Erica Pedrettis

12:00-12:45 h
Prof. Dr. Sabine Haupt (Fribourg/ Freiburg, Schweiz)
Die Texte Erica Pedrettis vor dem Hintergrund des Diskurses um eine ‚Schweizer Literatur‘

12:45-15:00 h Pause für ein Mittagessen

15:00-15:45 h
Prof. Dr. Helga Kotthoff (Freiburg i. Br., Deutschland)
Grammatische Besonderheiten als Stilmittel in den Texten von Erica Pedretti

15:45-16:30 h
Dr. Tina-Karen Pusse (Galway, Irland)
Erica Pedrettis antidokumentarische Erforschung der Oberfläche

16:30-17:00 h Kaffeepause

17:00-17:45 h
Prof. Dr. Rosmarie Zeller (Basel, Schweiz)
Erzogene und unerzogene Augen.
Erica Pedrettis Umgang mit Bildern

18:00-20:00 h Pause für ein Abendessen

20:00-22:00 h siehe Abendprogramm

Samstag, 30. Oktober 2010

09:15-10:00 h
Prof. Dr. Henriette Herwig (Düsseldorf, Deutschland)
Heimatverlust, Altern und Erinnerung in Erica Pedrettis Spätwerk

10:00-10:45 h
Dr. Justyna Kłopotowska (Poznań/Posen, Polen)
Mnemonik des Widerstandes im Werk Erica Pedrettis

10:45-11:15 h Kaffeepause

11:15-12:00 h
Dr. Marion Mangelsdorf (Vogelbach bei Freiburg i. Br., Deutschland)
Schrift. Bild. Figur im künstlerischen Schaffen Erica Pedrettis

12:00-12:45 h Schlussdiskussion

Wir danken der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die finanzielle Unterstützung, die uns die Durchführung des internationalen wissenschaftlichen Symposiums ermöglicht.

Abendveranstaltungen:

Donnerstag, 28. Oktober 2010, 20 h
Erica Pedretti (La Neuveville, Schweiz)
Lesung aus ihrer im März in der Insel-Bibliothek erschienenen Autobiografie *Fremd genug*

Freitag, 29. Oktober 2010, 20 h
Erica Pedretti (La Neuveville, Schweiz)
Poetikvorlesung

Samstag, 30. Oktober 2010, 20 h
mit Erica Pedretti (La Neuveville, Schweiz), Ilma Rakusa (Zürich, Schweiz) und Zsuzsanna Gahse (Müllheim, Schweiz), Moderation: Claudia Dathe (Tübingen, Deutschland)
Durchwanderte Texte – Kurzlesungen und Gespräch

Donnerstag 11. November 2010, 20 h
Zum 80. Geburtstag der Schweizer Autorin Erica Pedretti
SWR2 HörBAR für Literatur und Radiokunst
Drei Hörspiele

Badekur	**SWR 1971**
Kaninchen	**SWR 1972**
Catch as Katz can	**DRS 1972**

Angestrebt wird außerdem die Organisation einer Ausstellung der bildenden Künstlerin Erica Pedretti. Die Ausstellung wird von Dr. Marion Mangelsdorf (Vogelbach bei Freiburg i. Br./ Deutschland) kuratiert.

Preise und Anmeldung:

voller Preis:
35,00 € – für die gesamte Tagung Anmeldung bis 31. August

45,00 € – für die gesamte Tagung bei Anmeldung bis 12. Oktober

55,00 € – für die gesamte Tagung bei späterer Anmeldung und Kartenkauf an der Tageskasse

einzelne Tage (nur an der Tageskasse):
Donnerstag: 18,00 € , Freitag: 32,00 € , Samstag: 18,00 €

reduzierter Preis für Studierende, Erwerbslose und Geringverdienende:
15,00 € – für die gesamte Tagung bei Anmeldung bis 31. August

25,00 € – für die gesamte Tagung bei Anmeldung bis 12. Oktober

35,00 € – für die gesamte Tagung bei späterer Anmeldung und Kartenkauf an der Tageskasse

einzelne Tage (nur an der Tageskasse):
Donnerstag: 12,00 €, Freitag: 21,00 €, Samstag 12,00 €

Anmeldung beim *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies*, Albert Ludwigs Universität Freiburg:
<frauenst@mail.uni-freiburg.de>

Die Anmeldung gilt mit Zahlungseingang auf folgendes Konto:
Baden-Württembergische Bank, Freiburg i. Br.
Konto-Nr.: 7438500955
BLZ: 600 501 01
IBAN-Nr.: DE47 6005 0101 7438 5009 55
SWIFT / BIC: SOLA DE ST
Mit dem Vermerk: „zu Gunsten BA 515730“

Die **Abendlesungen** werden separat abgerechnet:
Lesungen jeweils 6 (voller Preis) bzw. 4 Euro (reduziert),
Reservierung möglich, kein Vorverkauf
Reservation beim Literaturbüro Freiburg i. Br.:
<info@literaturbuero-freiburg.de>
Telefon: (0761) 28 99 89

Detaillierter Informationen zu den einzelnen Veranstaltungen finden Sie auf folgenden Netzseiten:

Deutsches Seminar:
<http://portal.uni-freiburg.de/sdd/aktuelles-und-veranstaltungen/pedretti>

Zentrum für Anthropologie und Gender Studies:
<http://www.zag.uni-freiburg.de>

Literaturbüro Freiburg i. Br.:
<http://www.literaturbuero-freiburg.de>

Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger GeschlechterStudien“
im Wintersemester 2010/2011 und Sommersemester 2011

„Migration, Mobilität, Geschlecht“

Migration ist in unserer Zeit alltäglich und allgegenwärtig. Für viele bedeutet sie persönlichen Fortschritt und Innovation, sie kann mit Gefühlen der Befreiung oder des Aufbruchs einher gehen und verspricht Chancen oder sogar Privilegien. Wiederholte Ortswechsel können dabei zu transnationalen Perspektiven und hybriden oder auch multiplen Identitäten verhelfen. Ebenso ist Migration aber häufig auch mit Erfahrungen von Vertreibung, Flucht und Entwurzelung verbunden. Rigide Einwanderungspolitiken können zudem zur Einschränkung der Bewegungsfreiheit oder gar zur Illegalisierung des Aufenthalts führen.

Migration ist auch ein geschlechtlich determinierter Prozess. Männer und Frauen haben oft unterschiedliche Erwartungen, spezifische Fluchtgründe, andere Verantwortung für die Zurückgebliebenen. Migration verändert zudem die Rollen von Männern und Frauen und ihre sozialen Beziehungen. Oft finden sich Frauen (und Töchter) in der neuen Heimat besser zurecht, managen die Familie und nutzen Bildungschancen erfolgreicher. Das Leben in einer modernen Gesellschaft kann gerade auch für Frauen bisher unbekannte Freiheitschancen bringen. Nutzen sie die Freiheit, setzt sie das jedoch oft einem erhöhten Konformitätsdruck ihrer Communities aus – was wiederum zum Gegenstand von menschenrechtlichen, aber auch rassistischen Diskursen in der Aufnahmegesellschaft wird.

Die Veranstaltungsreihe „Migration, Mobilität, Geschlecht“ nähert sich ihrem Thema sowohl von theoretischer als auch von künstlerischer Seite und begibt sich dabei an unterschiedliche Orte in der Stadt Freiburg: So sind neben den regulären Abendvorträgen (an der Universität) sowie zwei Doppelvorträgen und einem wissenschaftlichen Symposium (im Carl-Schurz-Haus) thematisch eingeleitete Filmvorführungen und zwei Lesungen (im Haus für Film und Literatur), eine Tanzvorführung (im Peterhofkeller) und eine Theaterproduktion (am Theater Freiburg) Teil des Programms.

Wintersemester

Donnerstag, 21. Oktober, 20 h c.t., HS 3042
Jun.-Prof. Dr. Alexandra Karentzos (Greifswald / Trier)
***Wild Places.* Kunstgeschichtliche Perspektiven auf Migration, Tourismus und Gender**

Gendertheoretische und postkoloniale Studien haben gezeigt, wie bei Auffassungen von Mobilität die Konstruktion ‚anderer‘, ‚fremder‘ Räume mitschwingt. Unter anderem erweist sich die Rhetorik des Reisens, insbesondere des Tourismus, eng mit patriarchalen, imperialistischen und militärischen Diskursen

der Eroberung verbunden. Gerade die optische, bildliche Verfasstheit solcher Vorstellungswelten findet in letzter Zeit Aufmerksamkeit im Kontext der Visual Culture Studies: Zentral ist dabei die Frage, inwiefern visuelle Medien und Inszenierungen für die verschiedenen Arten der Mobilität wesentlich sind. Für den Tourismus etwa, als einer Form der Mobilität, ist der so genannte „tourist gaze" grundlegend, der unentwegt Bilder produziert und reproduziert. Kennzeichnend für die visuelle Inszenierung der Migration hingegen ist, dass die Bilder in erster Linie Blickregimes der dokumentarischen Nachrichtenmedien unterliegen. Diese konstitutive Bedeutung des Visuellen für den Diskurs über Migration und Tourismus wird nicht zuletzt von der zeitgenössischen Kunst thematisiert. Exemplarisch sollen im Vortrag unter anderem Arbeiten der Künstlerin Lisl Ponger herangezogen werden.

Alexandra Karentzos, Dr. phil., ist Juniorprofessorin für Kunstgeschichte an der Universität Trier und ab Oktober 2010 Fellow am *Alfred Krupp Wissenschaftskolleg* Greifswald. 2007 war sie Fellow am Dartmouth College, Hanover, NH, USA in der Forschungsgruppe „No Laughing Matter. Visual Humor in Ideas of Race, Nationality, and Ethnicity". Sie ist Mitbegründerin und Vorstandsmitglied des *Centrums für Postcolonial und Gender Studies* an der Universität Trier und Mitherausgeberin der Zeitschrift „Querformat. Zeitgenössisches. Kunst. Populärkultur".

Donnerstag, 28. Oktober, 20 h, Haus für Film und Literatur
Erica Pedretti (La Neuveville, Schweiz)
Lesung aus Erica Pedrettis Autobiografie *Fremd genug*

In *fremd genug* erzählt Erica Pedretti von Abreisen und Ankünften, von Stationen ihrer Lebensreise, die sie aus der Tschechoslowakei in die Schweiz brachte, von der Schweiz in die USA und wieder zurück in die Schweiz:

„So kommt man zu einem Haus mit Türmchen, zu dem soll man fortan *Zuhause* sagen, oder man kommt zu einem Haus in holländischem Stil, ich hatte mir holländische Häuser anders vorgestellt, auch zu diesem Haus soll man jahrelang *Zuhause* sagen.

In Ost und West, im Oberland, im Unterland, im Kaff und in der City, wo ließe sich nicht leben?

Im Türmchen zieht es ein bißchen. Die Farbe blättert von den Wänden im *dutch-colonial*. Was machts? Nebenan die kinderreiche Familie ist schwarzlockig, nicht allzu hellhäutig, gottlob, hier ist es noch nicht allzu fein, *that's fine for me, sure, it's almost the most beautiful place, isn't it?*

Immer wieder bringt mich der Zug an den jeweils schönsten Ort. Was hab ich nur, was könnte ich dagegen haben? Warum würde ich gern vorher um meine Einwilligung gefragt, hätte gern die Illusion der freien Wahl, wenn ich doch weiß, daß ich keine andere Wahl habe?

(…)

Immer wieder bringt mich der Zug an den jeweils schönsten Ort: Nach zweiundzwanzig Jahren im Engadin ist es eine mittelalterliche *welsche* Stadt an einem See, mit Bergen im Rücken, die an die Berge meiner Kindheit erinnern. Und ein Garten."

Erica Pedretti wurde 1930 im nordmährischen Šternberk, ČSR (heute Tschechien) geboren und erlebte dort die Kriegsjahre. Im Dezember 1945 kam sie mit einem Rotkreuztransport zu Verwandten in die Schweiz (ihre Großmutter war Schweizerin) und besuchte in Zürich die Kunstgewerbeschule. 1950 musste sie, da sie keine Aufenthaltsgenehmigung für die Schweiz erhielt, das Land verlassen. Erica Pedretti emigrierte in die USA und verbrachte zwei Jahre in New York. 1952 kehrte sie jedoch in die Schweiz zurück und heiratete den Künstler Gian Pedretti. Seit den 1960er Jahren schreibt und arbeitet sie auch erfolgreich als bildende Künstlerin. Sie hat fünf Kinder.

Donnerstag, den 28. Oktober 2010 / 20.00 Uhr / Galerie im Alten Wiehrebahnhof (Haus für Film und Literatur), Urachstraße 40, 79102 Freiburg / Eintritt: 6,00 / 4,00 Euro, Vorbestellungen unter 0761/289989 oder unter info@literaturbuero-freiburg.de

Samstag, 30. Oktober, 20 h, Haus für Film und Literatur
mit Erica Pedretti (La Neuveville, Schweiz), Ilma Rakusa (Zürich, Schweiz) und Zsuzsanna Gahse (Müllheim, Schweiz). Moderation: Claudia Dathe (Tübingen)
Durchwanderte Texte – Kurzlesungen und Gespräch

Erica Pedretti, Ilma Rakusa und Zsuzsanna Gahse: Drei Schriftstellerinnen, deren literarische Auseinandersetzungen maßgeblich durch die Länder Mittel- und Osteuropas und ihre jeweiligen Sprachen geprägt sind. Drei Schriftstellerinnen, die in ihren Werken unterschiedliche Wege finden, diese Prägungen in Literatur zu übersetzen. Die ‚durchwanderten Räume' korrespondieren dabei mit belletristischen oder lyrischen Räumen, bilden den Hintergrund für Literaturübersetzungen ins Deutsche oder aber münden in einen Dialog zwischen Literatur und bildender Kunst. Ilma Rakusa, geboren in der Slowakei, verbrachte ihre Kindheit in Ungarn und Slowenien, bevor sich ihre Familie in der Schweiz niederließ. Zsuzsanna Gahse floh mit ihren Eltern nach dem Ungarnaufstand 1956 in den Westen und siedelte nach einem längeren Aufenthalt in Wien in die Schweiz über. Erica Pedretti, geboren in Sternberg, Tschechien, kam 1945 in die Schweiz, emigrierte einige Jahre später in die USA, um 1952 endgültig in die Schweiz zurückzukehren und als Schriftstellerin und bildende Künstlerin zu arbeiten.

Nach Kurzlesungen aus aktuellen Texten der drei Autorinnen spricht die Literaturvermittlerin, Übersetzerin und Slawistin Claudia Dathe mit Erica Pedretti, Ilma Rakusa uns Zsuzsanna Gahse über reale, imaginierte und ästhetische Durchwanderungen.

Erica Pedretti wurde 1930 im nordmährischen Šternberk, ČSR (heute Tschechien) geboren und erlebte dort die Kriegsjahre. Im Dezember 1945 kam sie mit einem Rotkreuztransport zu Verwandten in die Schweiz (ihre Großmutter war Schweizerin) und besuchte in Zürich die Kunstgewerbeschule. 1950 musste sie, da sie keine Aufenthaltsgenehmigung für die Schweiz erhielt, das Land verlassen. Erica Pedretti emigrierte in die USA und verbrachte zwei Jahre in New York. 1952 kehrte sie jedoch in die Schweiz zurück und heiratete den Künstler Gian Pedretti. Seit den 1960er Jahren schreibt und arbeitet sie auch erfolgreich als bildende Künstlerin. Sie hat fünf Kinder.

Ilma Rakusa, geboren 1946 in Rimavská Sobota in der Slowakei, studierte Slawistik und Romanistik und lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Publizistin in Zürich. Zu ihren jüngsten Veröffentlichungen gehören der Essay „Langsamer!" (Literaturverlag Droschl, 2005), der Erzählungsband *Durch Schnee* (Suhrkamp, 2006), der Band *Garten, Züge. Eine Erzählung und zehn Gedichte* (Edition Thannhäuser, 2006) sowie *Mehr Meer. Erinnerungspassagen* (Literaturverlag Droschl, 2009). Zahlreiche Übersetzungen aus dem Russischen (u.a. Marina Zwetajewa), Französischen (Marguerite Duras), Serbokroatischen (Danilo Kis) und Ungarischen (Imre Kertész, Péter Nádas). Regelmäßige Beiträge über die Literaturen Mittelosteuropas in der *Neuen Zürcher Zeitung* und in *DIE ZEIT*. Neben vielen anderen Auszeichnungen erhielt sie den Adelbert-von-Chamisso-Preis und den Schweizer Literaturpreis 2009. Ilma Rakusa ist Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Zsuzsanna Gahse, geboren 1946 in Budapest, lebt und arbeitet heute als Schriftstellerin und Übersetzerin in Müllheim in der Schweiz. Sie übersetzte u.a. Texte von Péter Esterházy, Ottó Tolnai, István Vörös und Miklós Mészöly ins Deutsche. Von 1989 bis 1993 arbeitete sie als Lehrbeauftragte an der Universität Tübingen. In den letzten Jahren erschienen von ihr *durch und durch* (Edition Korrespondenzen, 2004), die Essaysammlung *Instabile Texte* (Edition Korrespondenzen, 2005), *Oh, Roman* (Edition Korrespondenzen, 2007) und das zusammen mit Christian Steinbacher veröffentlichte Schreibexperiment *Klotzkopf* (Edition Thannhäuser, 2009). Unter anderem wurde Zsuzsanna Gahse mit dem Johann-Heinrich-Voß-Preis für Übersetzung, dem Adelbert-von-Chamisso Preis und dem Bodenseepreis der Stadt Überlingen ausgezeichnet. 2009 erhielt sie die Chamisso-Poetikdozentur. Zsuzsanna Gahse ist Mitglied des *PEN-Zentrums* der Bundesrepublik Deutschland und der Schweiz.

Claudia Dathe, geboren 1971, studierte Übersetzungswissenschaft (Russisch, Polnisch) in Leipzig, Pjatigorsk (Russland) und Krakau. Von 1997 bis 2004 arbeitete sie als Lektorin für den *Deutschen Akademischen Austauschdienst* in Kasachstan und der Ukraine. Neben Lehrveranstaltungen zum Übersetzen und Dolmetschen führte sie außeruniversitäre Weiterbildungen für Nachwuchsübersetzer durch. Während ihrer Tätigkeit in Kiew eignete sie sich Ukrainisch an und begann mit eigenen literarischen Übersetzungen. Seit ihrer Rückkehr arbeitet sie als freiberufliche Übersetzerin für Ukrainisch und Russisch und führt

Seminare für deutsche und ukrainische Nachwuchsübersetzer durch. Claudia Dathe hat u.a. die ukrainischen Autoren Serhij Zhadan, Olexandr Irwanez, Tanja Maljartschuk und Viktor Neborak ins Deutsche übersetzt. Seit 1. April 2009 arbeitet Claudia Dathe als Koordinatorin des Projektes „Literarisches Übersetzen" an der Universität Tübingen.

Samstag, den 30. Oktober 2010/ 20.00 Uhr/ Galerie im Alten Wiehrebahnhof (Haus für Film und Literatur), Urachstraße 40, 79102 Freiburg/ Eintritt: 6,00 / 4,00 Euro, Vorbestellungen unter 0761/289989 oder unter info@literaturbuero-freiburg.de

Donnerstag, 4. November, 20 h c.t., HS 3042
Debora Niermann (Freiburg i. Br.)
‚Hard to get' – Geschlechter- und Familienbeziehungen von Männern mit osteuropäischem Migrationshintergrund

Die empirische Betrachtung der Geschlechter- und Familienbeziehungen von Männern mit osteuropäischem Migrationshintergrund setzt an einer mehrfachen Leerstelle in der Forschung an. Dabei stellen SpätaussiedlerInnen die größte Migrationsgruppe in Deutschland. Doch erweisen sich insbesondere männliche Angehörige der osteuropäischen Gruppe in Forschungszusammenhängen als durchaus herausfordernd. Die Teilnahmebereitschaft an Studien kann als zurückhaltend beschrieben werden. Auf Ebene der Rekonstruktion von Geschlechter- und Familienbeziehungen zeigen sich Entwürfe von Männlichkeit und Vaterschaft, die gerade im Vergleich zu Studien mit osteuropäischen Migrantinnen zahlreiche Fragen im Hinblick auf die Ausgestaltung der Geschlechterbeziehung aufwerfen. Ziel des Vortrags ist es, diese Fragen auf der Basis empirischer Daten (Forschungsprojekte: „Männer Leben 2" und „Frauen Leben 2") zu diskutieren.

Debora Niermann (M.A.) ist Dozentin für Forschungsmethoden und für Theorien der Sozialen Arbeit an der Evangelischen Hochschule Freiburg. Dort führte sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Cornelia Helfferich die explorative Studie „Männer leben 2" durch. Darüber hinaus ist sie Mitglied des Instituts für Qualitative Sozialforschung, Freiburg. Derzeit bereitet sie Ihre Promotion in den Forschungsfeldern Migrations- und Wohlfahrtsstaatenforschung vor.

Freitag, 12. November, 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung, mit einer Einführung von Prof. Dr. Sieglinde Lemke (Freiburg i. Br.)
Die (mexikanische) Putzfrau oder wie Ken Loach das Leben einer illegalen Immigrantin zur Gewerkschaftsaktivistin inszeniert – *Bread and Roses* (GB/D/F/ES/I 2000)

Die Heldin dieses Sozialepos ist eine junge Frau aus Mexico, die illegal über die Grenze in die USA einreiste. Durch Vermittlung ihrer Schwester kann Maya bei einer Putzfirma arbeiten. Dafür, dass sie nachts die Chefetagen einer internationalen Bank putzt, erhält sie einen Stundenlohn von fünf Dollar. Wie hunderttausend andere women of color nimmt Maya den Niedriglohn nicht zuletzt deshalb in Kauf, um ihren Familienangehörigen in der Heimat Geld schicken zu können. Der einleitende Kurzvortrag zu diesem Film befasst sich mit einem gesellschaftlichen Problem, das in den USA als auch in Deutschland insbesondere Frauen mit Migrationshintergrund betrifft. Der Zusammenhang zwischen den Kategorien Gender, Migration, und „the working poor" wurde im amerikanischen Kontext u.a. in den Reportagen von Barbara Ehrenreich enthüllt. Anhand dieses Spielfilms, der zusätzlich ein fiktionales sozialrevolutionäres Szenario entwirft, diskutiert der Vortrag die zugrunde liegende Dialektik von Ausbeutung und Selbstbehauptung.

Sieglinde Lemke ist Professorin für Amerikanistik an der Universität Freiburg. Sie studierte in Konstanz und Berkeley, war wissenschaftliche Assistentin am John F.-Kennedy Institut an der FU Berlin und Gastdozentin an der Harvard University. Zu ihren Veröffentlichungen zählen Vernacular Matters in American Literature (Palgrave, 2009) und Primitivist Modernism: Black Culture and the Origins of Transatlantic Modernism (Oxford UP, 1998). Ferner ist sie die Direktorin der jährlich stattfindenden internationalen Sommerakademie Black Forrest Writing Seminars.

Donnerstag, 18. November, 20 h c.t., HS 3042
Marei Pelzer (Frankfurt/M.)
Begrenztes Recht. Geschlechtsspezifische Verfolgung als Asylgrund und frauenspezifische Regelungen für Migrantinnen

Sind Migrantinnen von Zwangsverheiratung, ‚Ehrenmorden' oder Genitalverstümmelung betroffen, ist die öffentliche Empörung groß. Was aber geschieht mit Frauen, die aus denselben Gründen in Deutschland Asyl beantragen? Mit dem Zuwanderungsgesetz wurde 2005 geschlechtsspezifische und nichtstaatliche Verfolgung explizit anerkannt.

Wie hat sich die Rechtsänderung auf die Praxis ausgewirkt? Die jüngsten Rechtsänderungen betreffen das allgemeine Migrationsrecht. Unter dem Deckmantel der Verhinderung von Zwangsehen wurde der Familiennachzug begrenzt. Das eigenständige Aufenthaltsrecht von Ehegattinnen wird aktuell von konservativen Politern in Frage gestellt. In einem zweiten Teil soll beleuchtet werden, welche Regelungen das Migrationsrecht vorsieht, die insbesondere weibliche Migrantinnen betreffen.

Marei Pelzer, geb. 1974, Juristin, Rechtspolitische Referentin der Menschenrechtsorganisation Pro Asyl; Lehrbeauftragte der Fachhochschule Esslingen SoSe 2010, Mitherausgeberin des Grundrechte-Reports. Von 1993-1998

studierte sie Rechtswissenschaften in Marburg und Freiburg, 1998 folgte das erste Juristische Staatsexamen. Nach einem Referendariat in Berlin (1999-2001) und dem zweiten Juristischen Staatsexamen (2001) entwickelte sie einen universitären Online-Kurs zu Geschlechtergleichstellungsrecht und -politik der EU (12/2001-3/2002). Seit März 2002 ist sie rechtspolitische Referentin bei Pro Asyl. Im Sommer 2006 absolvierte sie einen Gastaufenthalt im Center for Gender and Refugee Studies, San Francisco, USA.

Doppelvortrag, Donnerstag, 25. November, 19 h c.t., Carl-Schurz-Haus

PD Dr. Weertje Willms (Freiburg i. Br.)
Männlichkeitskonzepte in der deutschsprachigen interkulturellen Literatur der Gegenwart

In der interkulturellen Literatur von MigrantInnen oder deren Nachkommen werden immer wieder Themen aufgegriffen, die sich aus dem Spannungsfeld der verschiedenen Kulturen ergeben. Zentral für dieses Themenspektrum sind Geschlechterkonzepte, in die die Differenzen einfließen, die zwischen den verschiedenen Kulturen bestehen, aber auch zwischen den gesellschaftlichen Schichten, den Generationen und den Geschlechtern selbst. Der Vortrag richtet den Fokus auf Männer und Männlichkeitskonzepte, welche lange Zeit als selbstverständlich und als historisch überbeachtet galten, in der Männlichkeitsforschung indes als wichtige Untersuchungsobjekte entdeckt wurden.

Ausgehend von den aktuellen Theoriebildungen der Männlichkeitsforschung wird das analysierte Textkorpus auf die Frage nach dem angestrebten Idealbild von (hegemonialer) Männlichkeit befragt sowie nach den Realisierungschancen dieses Konzepts, dem gängigen Männlichkeitskonzept sowie den Beziehungen zwischen Männern und Frauen.

Die Textgrundlage bilden die Werke deutsch-türkischer und deutsch-osteuropäischer AutorInnen, welche innerhalb der interkulturellen Literatur nicht nur die beiden größten und bedeutsamsten Gruppen darstellen; in diesen Texten manifestieren sich außerdem die beschriebenen Probleme in besonderer Weise, da sich die Männlichkeitskonzepte hier jeweils in Auseinandersetzung mit verschiedenen Oppositionen entwickeln: Im Fall der deutsch-türkischen Literatur zwischen islamisch-traditionell-religiösen sowie christlich-‚modernen' Werten, im Fall der OsteuropäerInnen zwischen sozialistischen und postsozialistisch-globalen Konzepten.

Weertje Willms ist Akademische Mitarbeiterin und Privatdozentin an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Studium der Komparatistik, Slawistik und Psychologie in Moskau, Mainz und München. Promotion 1999 im Fachbereich Sozialpsychologie der Universität München mit einer interdisziplinären, diskursanalytischen Arbeit. Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Literaturwissenschaft der TU Berlin; dort 2006 Habilitation zu Genderkonzepten in der deutschen und russischen Romantik. Forschungsschwerpunkte: Interkultu-

ralität, Literatur und Psychologie, Genderforschung, Diskursanalyse, deutsch-russische Kulturbeziehungen.

Selma Erdogdu (Dortmund)
Aus dem Bauch heraus? German-Turkish and Haitian-American Migration Literature

In Germany and in the United States, literature by international migrants has caused heated debates about the place of „otherness" in both cultures. This paper engages with critical responses to the successful German-Turkish author Emine Sevgi Özdamar, and the equally popular Haitian-American author Edwidge Danticat. Özdmar's Das Leben ist eine Karawanserei, hat zwei Türen, aus einer kam ich rein, aus der anderen ging ich raus (1992) and Danticat's Breath, Eyes, Memory (1994) have received wide attention both in he public media and in academic sources: Özdamar is the first non-native speaker of German to ever be awarded the Ingeborg Bachman Preis, and Danticat's novel was chosen to be one of Oprah Winfreys book club books. This paper explores the roles that gender and migration play both within and for the critical response to these two novels. It will focus on the ways in which critics engage with, and at times establish a link between a) issues of gender, including the authors identities as women writers and the significance of questions of gender within their texts, and b) their status as immigrant writers and what is perceived to be both the authors' and the texts' ethnic otherness.

Selma Erdogdu is a graduate student at the German Department of the University of Virginia. She currently lives in Dortmund where she teaches at the American Studies Department of TU Dortmund University and works on her dissertation about issues of travel and translation in contemporary cross-cultural German and US-American literature.

Anschließende Diskussion
Diskussionsleitung: Carolyn Oesterle (Freiburg).

Dienstag, 30. November, 20 h, Theater Freiburg (Kammerbühne)
Lesung & Podiumsdiskussion mit SchauspielerInnen, Daniela Nik-Nafs (Frischfleisch, Freiburg i. Br.*), Dr. Mónica Alarcon und Josef Mackert. Moderation: Prof. Dr. Joachim Pfeiffer (Freiburg* i. Br.*)*
Frischfleisch präsentiert:
***Der goldene Drache* von Roland Schimmelpfennig**

Im China-Vietnam-Thai-Schnellrestaurant „Der goldene Drache" wird im Hinterzimmer eine self-made Zahn-Op mit der Rohrzange durchgeführt, da der junge ‚Patient' aus China keine Aufenthaltsgenehmigung hat. Der Laden läuft

und die Gäste löffeln ihre Thai-Suppe – alles wie immer. Aber es ist ein Haar in der Suppe, nur dass das Haar in diesem Fall der gezogene Zahn ist, der, versteckt zwischen Huhn und Gemüse, vom Löffel in den Mund der Stewardess wandert. Während sie auf ihren nächsten Abflug wartet und über den mysteriösen Zahn rätselt, wird der verblutete Chinese in einen Teppich eingerollt, um seine letzte Reise anzutreten.

Raffiniert verknüpft der Autor die Handlung mit der altbekannten Fabel „Die Grille und die Ameise“: Die Heuschrecke sang den Sommer lang und kümmerte sich nicht um den drohenden Winter. Die fleißig vorsorgende Ameise gewährt ihr Unterschlupf, jedoch nicht ohne Gegenleistung…

Roland Schimmelpfennigs Stück, das mit dem Mühlheimer Dramatikerpreis 2010 ausgezeichnet wurde, erzählt poetisch und brutal zugleich, eine berührende Geschichte über die „Hinterzimmer“ in einer globalisierten Gesellschaft.

Daniela Nik-Nafs, geboren und aufgewachsen in München, studiert Romanistik und Kunstgeschichte in Freiburg. Im Rahmen der Frischfleisch-Veranstaltungen des Theater Freiburg konzipiert sie seit der Spielzeit 2006/07 szenische Lesungen, z.B. Peter Handkes *Spur der Verirrten*, John von Düffels ‚Ego‘, John Birkes ‚Armes Ding‘, etc. Von Mai 2008 bis Juli 2010 arbeitete sie im Bereich Theater&Uni am Theater Freiburg. Seit 2010 ist sie Mitglied der ‚off the record‘ – kurz ‚other group‘. Die erste Produktion ‚Ich träume Wälder‘ wurde im White Rabbit aufgeführt.

Donnerstag, 9. Dezember, 20 h c.t., HS 3042
PD Dr. Rotraud von Kulessa
Junge französische Autorinnen mit Migrationshintergrund (Arbeitstitel)

Rotraud von Kulessa, geb. 1966, promovierte 1996 zu den Lettres d’une Péruvienne der Mme de Grafigny (erschienen bei Metzler 1997). Zur Zeit ist sie wissenschaftliche Angestellte am Romanischen Seminar der Universität Freiburg für französische, italienische und spanische Literaturwissenschaft.

Donnerstag, 16. Dezember, 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung, mit einer Einführung von Karolin Heckemeyer (Freiburg)
Vom Buch zum Film – eine Einführung zum Film *Das Fischkind* (FR/AR/ES 2009)

Der Film Fischkind ist eine Literaturverfilmung der besonderen Art. Roman und Film wurden von ein und derselben Person verfasst und filmisch umgesetzt, nämlich der argentinischen Autorin und Filmemacherin Lucia Puenzo. Puenzo stellt sich der Herausforderung, ihr Erstlingswerk und somit ihre eigene Sprache und die mit und in ihr gezeichneten Charaktere kinotauglich zu visualisieren. Dabei greift sie vehement in die Romanvorlage ein, verändert

und überzeichnet sie, entwickelt die Geschichte weiter und bleibt ihr doch treu. – Die ca. 10-minütige Einführung zum Film skizziert die zentralen Motive und Themen des Romans, fragt nach deren filmischer Umsetzung und eröffnet zugleich eine geschlechtertheoretische Perspektive auf Lucia Puenzos neueste Arbeit als Regisseurin.

Karolin Heckemeyer, geb. 1977, Studium der Sportwissenschaft und Romanistik an der Universität Bielefeld (Staatsexamen), von 2005-2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Arbeitsbereichs Sport und Gesellschaft der Universität Bielefeld, seit 2008 Promotionsstipendiatin des Ev. Studienwerks e.V. in Villigst. Thema des Dissertationsprojekts: Körperkonstruktionen von Wettkampfsportlerinnen. Kontakt: karolin.heckemeyer@gmx.de

Freitag, 14. Januar, 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung, mit einer Einführung von Dr. Elke Gramespacher (Freiburg)
Das Fremde als radikale Erfahrung – *Fremde Haut* (D/AT 2005)

In dem Film Fremde Haut (Regie: Angelina Maccarone) demonstriert die Hauptdarstellerin Jasmin Tabatabai in ihrer Rolle als Fariba eindrücklich und sinnlich das Vexierspiel zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Fariba befindet sich auf der Flucht vom Iran nach Deutschland. In der für sie existentiell bedrohlichen Situation nimmt sie die fremde Haut ihres Landsmannes Siamak an – und zwar mit allen Konsequenzen. Fariba alias Siamak – und mit ihr/ihm alle Akteure, die in direktem Kontakt mit ihr/ihm stehen – sind in dieser emotionalen Geschichte ständig im Begriff, sich mit dem Eigenen und dem Fremden auseinanderzusetzen, es anzueignen, zu (re-)konstruieren und sich angesichts körper-äußerlicher und körper-innerlicher Fremdheit zu bewegen. Ein Film, der unter die Haut geht.

Elke Gramespacher, Dr. phil., Dipl.-Päd., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Eberhard-Karls Universität Tübingen; Redaktionsmitglied in den Freiburger GeschlechterStudien; Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies und Interkulturelles Lernen im Sport, Dual CareerCouples an Hochschulen. elke.gramespacher@uni-tuebingen.de

Doppelvortrag Mittwoch, 19. Januar, 19 h c.t., Carl-Schurz-Haus
Prof. Dr. Margit Eckholt (Osnabrück)
‚Beyond any border' –
Feministische Theologie der Befreiung in Zeiten der Migration

In den letzten Jahren haben in die USA emigrierte lateinamerikanische Theologinnen eine Theologie ‚an der Grenze' entwickelt; die Grenze wird zu einem neuen ‚locus theologicus', einem produktiven und kreativen Ort, in dem sich die neuen Zeichen der Zeit – Globalisierung, Migration, Armut, kultureller und

religiöser Pluralismus – bündeln. Gerade im Wahrnehmen der Grenze wird eine Theologie entwickelt, die sich als ‚beyond any border' versteht. Die Gruppe der Migranten und Migrantinnen aus den Ländern Lateinamerikas ist eine kulturell plurale Gemeinschaft, die die US-amerikanische Gesellschaft zu verändern beginnt, aber noch viel zu wenig wahrgenommen wird. Theologinnen wie María Pilar Aquino entwickeln ‚an der Grenze' den feministisch-befreiungstheologischen Ansatz weiter: Das ‚Dazwischensein' – die ‚in-betweenness' – wird für die Latina-Theologinnen zu einer neuen Metapher ihrer Ortsbestimmung. Leben bedeutet eine tägliche Grenzüberschreitung, es gilt die Kunst zu erlernen, es von beiden Seiten der Grenze zu interpretieren und so eine Theologie ‚beyond any border' zu entwickeln.

Margit Eckholt, geb. 1960 in Mülheim/Ruhr. Dr. theol. habil.; Studium der katholischen Theologie, Romanistik und Philosophie in Tübingen und Poitiers; 1993-1995 Gastprofessorin und Alexander-von-Humboldt-Stipendiatin an der Pontificia Universidad Católica Santiago de Chile; 2001 bis 2009 Professorin für Dogmatik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern; seit 1.9.2009 Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Universität Osnabrück. Leiterin des Stipendienwerkes Lateinamerika-Deutschland e.V.. Vorsitzende der Theologischen Kommission des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB). Mitglied im Vorstand von AGENDA-Forum katholischer Theologinnen e.V. Arbeitsschwerpunkte: interkulturelle Dogmatik; 2. Vatikanisches Konzil; Theologie, Kirche und Kultur in Lateinamerika; Theologie und Hermeneutik.

Publikationen in Auswahl: *Poetik der Kultur. Bausteine einer interkulturellen dogmatischen Methodenlehre*, Freiburg i. Br. 2002; *Hermeneutik und Theologie bei Paul Ricoeur. Denkanstöße für eine Theologie im Pluralismus der Kulturen*, München 2002; zusammen mit Christine Plahl, *Heraus-Gefordert durch Fremde*, München 2003; *Dogmatik interkulturell: Globalisierung – Rückkehr der Religion – Übersetzung – Gastfreundschaft: Vier Stationen auf dem Weg zu einer interkulturellen Dogmatik*, Nordhausen 2007; zusammen mit Sabine Pemsel-Maier (Hg.), *Räume der Gnade. Interulturelle Perspektiven auf die christliche Erlösungsbotschaft*, Stuttgart 2006; zusammen mit Thomas Fliethmann (Hg.), „Freunde habe ich euch genannt". *Freundschaft als Leitbegriff systematischer Theologie*, Münster 2007.

Prof. Dr. Roswitha Badry (Freiburg i. Br.)

Der friedvolle, aber medienwirksame ‚Gender-Dschihad' muslimischer Aktivistinnen gegen patriarchalische Lesarten des Koran

‚Islamischer Feminismus' in der Diaspora als Wegbereiter für ein globales Phänomen?

Bis zum 20. Jh. beanspruchten muslimische Gelehrte, ausschließlich Männer, das Monopol auf autoritative Auslegung der primären islamischen Glaubens-

und Rechtsquellen. Seit dem 9. Jh. hatten sie aus den widersprüchlichen und ambivalenten Aussagen in Koran und Sunna (prophetische Überlieferung), unter Einbeziehung jüdischer und christlicher Quellen und gewohnheitsrechtlicher Traditionen, eine rigide patriarchalische Sexualmoral und Geschlechterordnung konstruiert. Reformer und Akteurinnen der sich formierenden Frauenbewegungen in den muslimischen Mehrheitsstaaten hatten seit Anfang des vergangenen Jh.s damit begonnen, die Mehrheitsnormen (Bekleidungsvorschriften, Ehe- und Scheidungsrecht) partiell in Frage zu stellen. Erst seit den 1990er Jahren aber machen sich vermehrt Aktivistinnen (und einige Aktivisten) daran, mittels verschiedener (hermeneutischer, epistemologischer, historisch-kritischer) Methoden die bisherige Mehrheitslehre systematisch durch alternative Interpretationen des Koran und anderer islamischer Texte in Frage zu stellen und die patriarchalischen Lesarten und Denkmuster zu de-konstruieren. Dieser Trend wird gemeinhin als „islamischer Feminismus" bezeichnet, und auch wenn nicht alle Akteurinnen dieses Label für sich akzeptieren und die Bewegung heterogen ist, so geht es doch anscheinend allen um die religiös-theologische Verankerung von Geschlechtergleichheit und -gerechtigkeit. Die Hintergründe für diesen plötzlichen Aktivismus sind komplex und in vielschichtigen nationalen und internationalen Entwicklungen zu suchen. Höherer Bildungsstand unter Musliminnen, Migration und Leben im Diaspora-Kontext, Beeinflussung durch neuere wissenschaftliche Theorien, eine globale Trendwende in der Frauen- und Geschlechterpolitik, neue Medientechnologie sind darunter ebenso zu nennen wie die Gefährdung erreichter Gleichheitsrechte durch eine wachsende Hinwendung zum politisierten Islam. Als VorreiterInnen dieses „Gender-Dschihads" gelten neben Konvertitinnen und einigen „progressiven Muslimen" muslimische Migrantinnen in Nordamerika und Europa. Wie mehrere internationale Kongresse andeuten (allein drei davon in Barcelona: 2005, 2006, 2008), hat sich der „islamische Feminismus" mittlerweile zu einem globalen Phänomen entwickelt und zeigt sich auf verschiedenen Ebenen: auf der medialen Ebene (wirksame Medieninszenierungen wie das gemeinsame gemischtgeschlechtliche Gebet hinter einer Vorbeterin und Predigerin; öffentliche Vorträge, Reportagen o. Ä.), auf der lokalen/nationalen Ebene vor Ort (Aufklärungs-Kampagnen von Frauen-NGOs in einzelnen muslimischen Gemeinden; „hermeneutische Frauen-Zirkel" o. Ä.), auf der internationalen Ebene durch verschiedene Dachverbände und Netzwerke, auf der akademisch-wissenschaftlichen Ebene durch Forschungsprojekte, Publikationen und Vorträge.

Der vorliegende Beitrag stellt eine Auswahl der akademischen Bemühungen muslimischer Migrantinnen zu einer anti-patriarchalischen Lesart des Koran und anderer islamischer Texte vor und weist auf die Chancen, aber auch auf die noch bestehenden Defizite des Gegen-Diskurses bzw. die Gefahren der noch in Entwicklung begriffenen Bewegung hin. So stellt sich z.B. die Frage, ob aus den zum Teil vielversprechenden Ansätzen eine „feministische Theologie" hervorgehen kann, die sich im Judentum oder Christentum bereits früher etablieren konnte.

Roswitha Badry, geb. 1959 in Lingen/Ems, Studium der Orientalischen Philologie (Arabisch, Persisch, Türkisch, Urdu), der Politologie und Geschichte in Köln und Tripolis (Libyen). Magister (1982) und Promotion (1985) in Köln. 1986-92 Hochschulassistentin in Tübingen, 1995 dort Habilitation in „Islamkunde". Seit 1992/94 Akademische Rätin/ Oberrätin am Orientalischen Seminar Freiburg, dort seit 2002 apl. Professorin für „Islamwissenschaft". Frühjahrssemester 2008 Gastprofessur für „Gender Studies und Islamwissenschaft" an der Universität Zürich. Forschungsgebiete und Veröffentlichungen u.a. zur Ideengeschichte des „modernen islamischen Orients" und zu Frauen-/ Gender-Fragen (so z.B. der von ihr zusammen mit Maria Rohrer und Karin Steiner hg. Sammelband: Liebe, Sexualität, Ehe und Partnerschaft – Paradigmen im Wandel. Beiträge zur orientalistischen *Gender*-Forschung. Freiburg: fwpf 2009).

Anschließende Diskussion
Diskussionsleitung: Prof. Dr. Magnus Striet (Freiburg i. Br.)

Magnus Striet, geb. 1964 in Rheine, ist Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Freiburg. Nach dem Studium der Theologie und Philosophie promovierte er über das Subjekt in Nietzsches Spätphilosophie „Das Ich im Sturz der Realität"; er habilitierte sich mit einer Arbeit zum Thema „Offenbares Geheimnis – Zur Kritik der negativen Theologie". Nach Lehrstuhlvertretungen in Tübingen, Osnabrück und Münster wurde er 2004 zum Professor für Fundamentaltheologie an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Freiburg berufen.

Freitag, 21. Januar, 12.00 h c.t., Pädagogische Hochschule Freiburg
Filmvorführung mit einer Einführung durch die jungen Drehbuchautorinnen und anschließender Diskussion.
***Nur ein Stück Stoff* (D 2009/2010)**

Das Filmprojekt: Die Geschichte des Films ist die Geschichte der 14jährigen Nedmije, die einerseits als Kopftuch tragende Muslimin Erfahrungen bei der Praktikumssuche sammelt und sich andererseits in einen muslimischen Jungen verliebt. Armin hat Nedmije ohne Kopftuch kennen gelernt und ist mit ihr zusammen, für ihn kommt jedoch für eine Ehe nur eine Frau mit Kopftuch in Frage.

Nicht nur die am Filmprojekt beteiligten Mädchen erleben mit zunehmendem Alter immer öfter, besonders in Hinblick auf Ausbildung und Beruf, Ausgrenzung und Ablehnung. Sie sind gezwungen eine Entscheidung zu treffen, die sie mit 14-16 Jahren gar nicht treffen können. Sie müssen entscheiden zwischen Familie und Gruppenzugehörigkeit und eigenem Berufs- und Lebensweg. Sie erleben sich „eingeklemmt" zwischen zwei Welten.

Das Thema des Films war so brisant, dass aus den ursprünglich 6 AkteurInnen ca. 35 wurden. Immer mehr Jugendliche verschiedenen Alters und

Geschlechts mischten sich ins Geschehen. Wir hatten viele Drehbesprechungen an denen plötzlich 20 Jugendliche teilnahmen und die weit über die Filmbesprechungen hinausgingen. Es wurde sehr kontrovers diskutiert. Vielen jungen männlichen Muslimen wurde zum ersten Mal bewusst, mit welchen Problemen die Mädchen konfrontiert sind. Eine Lösung haben wir nicht gefunden, das Projekt und das Gespräch gehen weiter.

Das Projektteam: Barbara Davids, Sozialpädagogin, Freiburg, ist Projektleiterin und seit 1995 freiberuflich tätig, insbesondere in der Kinder- und Jugendarbeit; seit 10 Jahren hat sie ca. 60 Filmprojekte mit Förderschulen, Haupt-, Realschulen, Gymnasien, im Freizeitbereich und der Jugendpsychiatrie geleitet; seit 2003 liegt ein Schwerpunkt ihrer Arbeit in der Filmproduktion mit Migrantenkindern zu deren besonderen Lebenssituationen und Themen.

Die Drehbuchautorinnen sind vier muslimische Schülerinnen der Hebelschule Freiburg (Grund- und Hauptschule). Sie besuchten zur Zeit der Filmproduktion die 7./8. Klasse. Die Filmemacherinnen werden bei der Veranstaltung eine Einführung zum Film geben und anschließend zur Diskussion bereit stehen.

Die Arbeit des Projektteams wurde 2010 mit dem Landespreis Baden-Württemberg und dem Preis „Goldene Göre“ des Deutschen Kinderhilfswerks ausgezeichnet. Anlässlich des Vorgänger-Filmes „Der fremde Bräutigam“ wurde das Projektteam 2009 von Bundespräsident Horst Köhler nach Berlin eingeladen.

Donnerstag, 27. Januar, 20 h c.t., HS 3042
Dr. Helen Schwenken (Kassel)
Transnationale und lokale Organisierungsprozesse und die geplante ILO-Konvention ‚Decent Work for Domestic Workers’

Hauhaltsarbeiterinnen arbeiten weltweit unter prekären und oft auch ausbeuterischen Bedingungen, in Europa haben viele zudem keinen legalen Arbeits- und Aufenthaltsstatus. Derzeit diskutiert die International Labour Organisation (ILO) eine Konvention ‚Decent work for domestic workers’. Ich möchte in diesem Beitrag drei Problemkomplexe diskutieren: Erstens die Verknüpfung von lokalem Aktivismus und globalem Lobbying für eine solche Konvention, die weder einfach noch konfliktfrei ist. Zweitens, ob die von der ILO vorgeschlagenen Maßnahmen geeignet sind, um der Komplexität der Problematik gerecht zu werden, denn es überlappen sich vier Regime: Geschlechterregime, Sorgeregime, Migrationsregime und Arbeits(rechts)regime. Damit ist die dritte Frage nach der Bedeutung einer ILO-Konvention verbunden. Gibt es die Chance, die realen Lebens- und Arbeitsbedingungen von Haushaltsarbeiterinnen weltweit zu verbessern? Oder bleibt die Konvention – wie viele vor ihr – ein zahnloser Tiger?

Helen Schwenken ist promovierte Sozialwissenschaftlerin und arbeitet an der Universität Kassel im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften. Im International Center for Development and Decent Work (ICDD) koordiniert sie verschiedene internationale Projekte zur (gewerkschaftlichen) Organisierung von Hausarbeiterinnen. Ihre Arbeitsgebiete liegen in der Migrationsforschung, feministischen Theorie und sozialen Bewegungsforschung. Sie veröffentlichte u.a. ‚Rechtlos, aber nicht ohne Stimme' (2006, transcript), für die OSCE ein Handbuch zu gender-sensibler Arbeitsmigrationspolitik (2009) und ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift ‚Peripherie. Politik und Ökonomie in der Dritten Welt'.

Donnerstag, 3. Februar, 20 h c.t., HS 3042
Prof. Dr. Eva Kimminich (Potsdam)
Black Barby & co. Migrations- und Rassismuserfahrungen im französischen weiblichen Rap

Der Vortrag befasst sich mit weiblichen MC'S in der französischen Rapszene und ihrem Diskurs über Migration und Rassismus. Zum einen arbeitet er den Umgang mit Erfahrungen einer xenophoben Gesellschaft und ihren möglichen Alternativen auf. Zum anderen wird der Mythos einer genuin männlichen Rap-Szene dekonstruiert. Entgegen der allgemeinen Darstellung, Rap sei eine männliche und Frauen ausschließende Kultur, gab es in Frankreich, wie in der US-Amerikanischen Szene, von Anfang an Rapperinnen. Dennoch werden sie nur bedingt wahrgenommen. Dazu trägt u.a. der Mythos von der Männlichkeit des Rap bei, denn einerseits Frauen hält er Frauen tatsächlich von dieser Ausdrucksform fern, andererseits generiert er einen blinden Fleck in Dokumentation und Forschung.

Eva Kimminich, Prof. Dr. habil., Kulturwissenschaftlerin und Romanistin, ist Inhaberin des Lehrstuhls „Kulturen romanischer Länder" an der Universität Potsdam. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Kultureller Wandel und Identität, Sub- und Jugendkulturen, urbane Räume, Oraturen und Immigrationsliteratur. Sie ist Präsidentin und Beirätin für Jugend- und Subkulturen der Deutschen Gesellschaft für Semiotik.

Donnerstag, 10. Februar, 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg
Vortrag (Dr. Mónica Alarcón, Freiburg) und Filmvorführung
Eine Vision der Zukunft? Reflexionen über das Tanzstück „Insideout" von Sasha Waltz

Immer mehr Menschen leben in mehreren Kulturen gleichzeitig. Dadurch nehmen hybride Lebens- und Ausdrucksformen, bei denen sich die Herkunft einzelner Strukturelemente nicht mehr eindeutig nachvollziehen lässt, an Bedeutung zu. In letzter Zeit avanciert der Tanz zu einem gelungenen Modell

von Konstruktion transkultureller oder transnationaler Identitäten. Als Vertreterin dieser künstlerischen Position in Deutschland gilt u.a. die Tanzcompanie Sasha Waltz & Guest. Waltz gehört zu den bedeutendsten zeitgenössischen Choreografinnen Europas, und ihr Werk ist inzwischen mit unterschiedlichen Preisen gekrönt worden. Ihr multinationales Ensemble, zu dem Tänzer aus 16 verschiedenen Ländern zählen, scheint ein Abbild neuer globaler Lebensweisen zu sein. Im Unterschied zu ihren großen Gruppenchoreographien wie Corpus oder noBody stehen die einzelnen TänzerInnen in ihrer choreographischen Installation „Insideout" (2003) erneut im Mittelpunkt ihres Werkes. Ausgehend von den persönlichen Lebensgeschichten der TänzerInnen und SchauspielerInnen, setzt sich das Stück thematisch mit der Konstruktion und Entwicklung von Identitäten in einer globalisierten Welt auseinander. Die Bedeutung von Herkunft, Familie, Flexibilität werden u.a. einzeln thematisiert. Dadurch entsteht ein facettenreiches Mosaik von Lebensentwürfen und Bedeutungen, das einen Einblick in die aktuellen Herausforderungen und Möglichkeiten einer multikulturellen Gesellschaft geben kann.

Mónica Alarcón, Tanzphilosophin. Geboren 1961 in Quito, Ecuador. Studium der Philosophie in Valparaiso, Chile. Mitglied in verschiedenen Tanzgruppen in Chile und Brasilien. 2003 Magister, 2008 Promotion an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Zurzeit gibt sie Seminare über Philosophie des Tanzes in Deutschland, der Schweiz und Südamerika, arbeitet in interkulturellen Projekten mit der Methode der „Educación Popular", organisiert interkulturelle und interdisziplinäre Projekte und arbeitet als Dramaturgin in verschiedenen Tanzprojekten. 2008 Mitglied der Forschungsgruppe „mBody" Projekte künstlerischer Forschung in Medien, Somatik, Tanz und Philosophie. Forschungsschwerpunkte: Philosophie des Tanzes, Leiblichkeit, Erkenntnistheorie, Ästhetik und Medien.

16./17./18. Februar: Tagung „Migration, Mobilität, Geschlecht"

Mittwoch, 16. Februar, 20 h c.t., Peterhofkeller
Mit einer Einführung von Mónica Alarcón. Tanz (Solo): Marisol Hume Eriksson (Chile/Schweden), Performance: Tanzschule TIP – Schule für Tanz Improvisation und Performance (Freiburg)
Tanzveranstaltung „Moderne Nomaden"

Donnerstag, 17. Februar, Carl-Schurz-Haus

14:15-14:30 h Eröffnung

14:30-15:15 h
Prof. Dr. María Do Mar Castro Varela (Berlin)
Migration und Gewalt. Perspektiven kritischer Migrationsforschung

In den letzten Jahren hat sich der migrationspolitische Diskurs in der Bundesrepublik insbesondere auf die Themen „Integration“ und „Sicherheit“ konzentriert. Es stellt sich die Frage, ob die bundesdeutschen Integrationsgipfel oder die Einrichtung von FRONTEX und die so genannten Ausreisezentren an den Grenzen Europas die zunehmende (diskursive) Gewalt gegenüber Migranten, Migrantinnen und Flüchtlingen unsichtbar machen und normalisieren. Gewalt scheint nicht mehr als solche benennbar. Gleichzeitig werden insbesondere junge männliche Migranten in den Medien und im politischen Diskurs kontinuierlich als gewalttätig repräsentiert. Es ist interessant hier nicht nur den Fokus auf die Beziehung dieser zwei Diskurse zu setzen, sondern darüber hinausgehend die kolonialen Argumentationsfiguren freizulegen, die diesen inhärent sind. In dem Vortrag wird es darum gehen, aufzuzeigen, warum es notwendig erscheint Macht, Gewalt und Widerstand in den Mittelpunkt einer kritischen Migrationsforschung zu stellen und inwieweit diese von postkolonialen Perspektiven profitieren kann.

María do Mar Castro Varela, Professorin für Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit mit Schwerpunkt Gender und Queer Studies an der Alice Salomon Hochschule Berlin, ist Diplom-Psychologin, Diplom-Pädagogin und promovierte Politologin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Kritischen Migrationsforschung, der Postkolonialen Theorie und der Gender und Queer Studies. Zu ihren Publikationen zählen: „Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und Gelehrter Hoffung“ und gemeinsam mit Nikita Dhawan „Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung“.

15:15-16:00 h
Dr. Miriam Nandi (Freiburg)
Postkoloniale (Selbst)kritik: Migration und Geschlechterdifferenz bei Gayatri Spivak

Es gehört zu den größten Errungenschaften der postkolonialen Theorie, dass das Denken über nicht-westliche Kulturen inzwischen durchdrungen ist von dem Wissen um die Relativität jeder Aussage, die über (aus westlicher Sicht) andere Kulturen und deren Praktiken gemacht wird. Wie Edward Saids bahnbrechende Studie *Orientalism* gezeigt hat, ist auch die Wissenschaft vom kulturell Anderen, die Orientalistik, nicht objektiv oder neutral, sondern eingebunden in eine ganz spezifische, politische Konstellation: den Kolonialismus.

Zugleich bleibt das Problem bestehen, dass auch nicht-westliche Kulturen ihr „Anderes“ haben, nicht zuletzt „die Frau“, aber auch die entrechteten Unterschichten der Dritt-Welt-Länder. Miriam Nandis Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, wie die postkoloniale Theorie damit umgehen kann, dass die Opfer von westlichem Rassismus selbst ausgrenzen und unterdrücken und so zu Tätern werden. Dabei stellt sie zum einen wesentliche Eckpunkte des postkolonialen Denkens vor, zum anderen geht sie auf postkoloniale (Selbst)kritik ein, die vor allem von Gayatri Chakravorty Spivak formuliert wurde.

Miriam Nandi, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Englischen Seminar der Universität Freiburg. Studium der Soziologie, Philosophie und englischen Philologie in Freiburg und Reading (GB). 2002-2003 Mitarbeit am SFB 541 „Identitäten/ Alteritäten“, 2005 Besuch der School of Criticism and Theory an der Cornell University, 2006 Promotion. Seit 2009 Förderung durch das Margarete-von-Wrangell Habilitationsprogramm für Frauen. Arbeitsschwerpunkte: Postkoloniale Theorie, indisch-englische und muttersprachliche indische Literatur, Psychoanalyse und Literatur. Veröffentlichungen (Auswahl): M/Other India/s, 2007. Gayatri Chakravorty Spivak. Eine interkulturelle Einführung, 2009. „Am I that Other? – Postkoloniale Intellektuelle und die Grenzen des Postkolonialismus“, in: J. Reuter/ P. Villa (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Interventionen, 2009.

16:15-17:00 h
Prof. Dr. Eric Fassin (Paris)
Sexual Whiteness and the Politics of Sexclusion

France is becoming white; indeed, Europe is becoming white. This is the paradoxical consequence of the recent waves of extra-European migrations: the discriminations against immigrants and their descendants entail a racialisation of European nations, including the French supposedly universalist Republic. This racialisation obviously affects non-white populations. But it also concerns those who are defined in contrast to non-Whites – and thus become Whites through this political identification.

This emergent whiteness is generally perceived as a class phenomenon: the declining working-class now defines itself in racial terms: workers depend on the (largely symbolic) “wages of whiteness”. What needs to be emphasized is that whiteness is also a national phenomenon: national identity, in France and throughout Europe, is more and more about whiteness. But what makes this racialisation possible is that it is conducted in the name of democracy – especially “sexual democracy.”

The politics of the Islamic veil (or the burqa) and sexual violence (forced marriage, polygamy, and genital mutilations), mobilized in the context of immigration policies, draw a line between “us” and “them” – the sexual boundaries of France, and more broadly Europe. Sexual whiteness thus becomes a rhetoric of identification on the one hand, sexclusion on the other.

Éric Fassin is a professeur agrégé in the Social Sciences Department at École normale supérieure in Paris. His research focuses on contemporary sexual and racial politics in France and the United States, and their intersections (in particular concerning immigration issues in Europe), in a comparative perspective. He has been involved in public debates concerning the issues his work addresses – from gay marriage and gender parity to the politics of immigration and race.

17:00-18:45 h
Dr. Mariam Popal (Freiburg)
Gender. Mythen – Masken – Subjektpositionen – und beyond

In den letzten Jahren wird vermehrt auch in den Gender Studies die Frage der Repräsentation und Exklusion in der weißen feministischen Forschung thematisiert. Gleichzeitig ist ein Ansteigen der Rezeption der Postkolonial Studies und der Critical Whiteness Studies zu beobachten.

Mit Verweis auf die Paradigmen der *Postcolonial Studies* und der *Critical Whiteness Studies* wird im Vortrag eruiert, auf welche Weisen vier ausgewählte Texte von Women of Color aus dem Norden und Süden *weiße* feministische Genderdiskurse verschieben und neue Episteme schaffen, welche die Kategorie Gender als Metanorm in der deutschsprachigen Gender Studies herausfordern, ja sogar in Frage stellen, – und was dies für die verschiedenen AkteurInnen der wissenschaftlichen Praxis bedeutet.

Mariam Popal studierte Islamwissenschaft, Neuere Deutsche Literatur/ Film und Politikwissenschaft an der Universität Hamburg und promovierte zum Thema Recht_Scharia aus postkolonialer Perspektive. Sie schreibt und lehrt im Bereich Postkolonialer Kritik, Kritischer Weißseinsforschung und Cultural Studies und ist zur Zeit mit einem Habilprojekt beschäftigt. Zu ihren neueren Arbeiten gehören Heine und der Orient ? – Zwischen Subjektivität und Veranderung oder Wie das Andere nach Deutschland kam – sah – und?, in: Lawrence I. Conrad/ Benjamin Jokisch/ Ulrich Rebstock (Hg.), Fremde, Feinde und Kurioses. Innen- und Außenansichten unseres muslimischen Nachbarn, Berlin 2009 und Objektivität – Desiring Subjects, in: Susan Arndt (Hg.), (K-)Erben des Kolonialismus – Wie Rassismus aus Wörtern spricht, voraus. Erscheinen Sommer/Herbst 2010.

Pause

20:15-21:45 h Podiumsdiskussion der Vortragenden
Diskussionsleitung: Dr. Beate Rosenzweig (Freiburg i. Br.)

Freitag, 18. Februar, Carl-Schurz-Haus

14:15-15:00 h
Dr. Wiebke Waburg (Augsburg)
Bildungsungleichheit von Mädchen und Jungen mit und ohne Migrationshintergrund: Aktuelle Forschungsergebnisse und -perspektiven

Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund sind an geringer qualifizierenden Schulformen über- und an höher qualifizierenden unterrepräsentiert;

sie verlassen das Bildungswesen häufiger ohne einen allgemein bildenden Schulabschluss oder mit einem Hauptschulabschluss und erzielen schlechtere Leistungen als Heranwachsende ohne Migrationshintergrund. Diese Bildungsungleichheit ist alarmierend, soll aber nicht den Blick darauf verstellen, dass Schüler/innen mit Migrationshintergrund keine homogene Gruppe darstellen und es sehr erfolgreiche junge Migrant(inn)en gibt. In Anbetracht der Heterogenität der in Deutschland lebenden Zugewanderten ist eine Perspektive nötig, die nicht nur zwischen SchülerInnen mit und ohne Migrationshintergrund differenziert, sondern auch geschlechts- und herkunftsbezogene Unterschiede zwischen und innerhalb der Gruppen berücksichtigt. Allerdings liegen kaum Untersuchungen vor, in denen die Kategorien in einem verschränkten (sog. intersektionalen) Zugang in den Blick genommen werden. Der Vortrag fokussiert zunächst auf die Präsentation empirischer Befunde, anschließend werden Forschungsdesiderata bzw. -perspektiven aufgezeigt.

Wiebke Waburg studierte Soziologie an der Universität Potsdam. Von 2003-2008 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Schulkultur, Geschlechtersegregation und Mädchensozialisation" (Universität Augsburg), innerhalb dessen sie zum Thema „Mädchenschule und Geschlecht" promovierte. Seit 2008 arbeitet Frau Waburg als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Pädagogik der Kindheit und Jugend. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind interkulturelle sowie geschlechtsbezogene (Schul)Forschung.

15:00-15:45 h
Jana Häberlein (Basel)
Von Ehehäfen und Ausschaffungsflügen: (Persistente) Geschlechternormen und normalisierende Regulationen im neuen Schweizer Ausländergesetz

Seit Anfang 2008 ist in der Schweiz ein neues Ausländergesetz in Kraft, das als offizielle Zielsetzung Kriminalitätsprävention und die Verhinderung von ‚Missbrauch' des Einwanderungsrechts vertritt. Darunter werden insbesondere sogenannte Scheinehen zwischen einem Schweizer, einer Schweizerin und einer Person aus einem Drittstaat verstanden. Die Kriterien, wann StandesbeamtInnen von einer Scheinehe ausgehen können sind vage gehalten und die Praxis, in welchen Fällen einem Paar das Heiraten nicht erlaubt wird, offenbart grossen Spielraum für die Behörden. In der Konsequenz wird sogar Vaterschaft neu definiert. In meinem Vortrag diskutiere ich die staatlichen Vorstellungen von Ehe zwischen einer Migrantin bzw. einem Migranten (Drittstaatenangehörige/r) und einer/m Schweizer BürgerIn sowie von Vaterschaft, wie sie in der neuen Bestimmung der Scheinehenabklärung zu Tage treten. Damit arbeite ich – unter Hinzunahme von Beispielen heiratswilliger Paare – die dem neuen Gesetz inhärenten vergeschlechtlichten bzw. sexistischen und rassistischen Normen heraus und problematisiere die Migrationspolitiken des Schweizer Staates.

Jana Häberlein, wissenschaftliche Assistentin und Koordinatorin des Graduiertenkollegs „Repräsentation, Materialität und Geschlecht: Gegenwärtige und historische Neuformierungen der Geschlechterverhältnisse“ am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Schliesst z.Z. ihre Dissertation über biographische Erzählungen von Flüchtlingsfrauen in London im Spannungsfeld diskursiver Regulierung und eigenständiger Praktiken ab. Arbeitsschwerpunkte: Kritische Migrations- und Flüchtlingsforschung, Geschlechterforschung, Biographieforschung

16:00-16:45 h
Dr. Sonja Dudek (Berlin)
Diversity in Uniform. Geschlecht und Migrationshintergrund in der Berliner Schutzpolizei

Sonja M. Dudek ist in der Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung in der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales in Berlin tätig.

16:45-17:30 h
Dr. Heike Drotbohm (Freiburg i. Br.)
Begrenzungen geteilter Sorge. Arrangements zwischen den Geschlechtern und Generationen in kapverdischen transnationalen Feldern

In der globalisierten Welt stellt die Bereitstellung familiärer Sorge eine grundlegende Herausforderung dar, denn häufig muss dies über große räumliche Distanzen erfolgen. In Kap Verde, einem westafrikanischen Inselstaat, ist dies nicht die Ausnahme, sondern die Regel, da Zusammenhalt, Kontakt und Fürsorge schon seit Beginn der Besiedelung des Archipels Teil der transatlantischen Mobilität waren, die Kap Verde mit Afrika, Europa und den Amerikas verband und die das Leben auf den Inseln erst ermöglichte. Die inneren Logiken transnationaler Familienarrangements wurden jedoch durch die ab den 1970ern einsetzende Feminisierung der Migration verändert, die dazu führte, dass zunehmend die jüngeren Frauen abwanderten und damit die Versorgung der in Kap Verde zurück bleibenden Kinder und älterer oder kranker Menschen anders organisiert werden musste. Anhand von Daten, die während einer einjährigen Feldforschung in Kap Verde erhoben wurden, wird der Vortrag sich damit befassen, wie Sorgepraxen im heutigen Kap Verde zwischen mehreren Frauen und Orten aufgeteilt werden, inwieweit dies verändernde Auswirkungen auf deren Beziehungsgestaltung und –wahrnehmung hat und wie sie mit den Restriktionen unterschiedlicher Migrationsregimes umgehen, um kapverdische Sozialität auch weiterhin in mobiler Weise zu gestalten.

Heike Drotbohm studierte Ethnologie, Philosophie, Pädagogik und Religionswissenschaften in Münster und Marburg und promovierte 2004 über Haiti-

anischen Geisterglauben in der haitianischen Diaspora. Seit 2004 arbeitet sie als wissenschaftliche Assistentin am Institut für Völkerkunde der Universität Freiburg und führte zwischen 2006 und 2008 ein Forschungsprojekt über transnationale moralische Ökonomien und die grenzüberschreitende Gestaltungen von Sorgepraxen in Kap Verde durch.

Pause

20:15-21:45 h Podiumsdiskussion der Vortragenden
Diskussionsleitung: Karolin Heckemeyer (Freiburg i. Br.)

Karolin Heckemeyer, geb. 1977, Studium der Sportwissenschaft und Romanistik an der Universität Bielefeld (Staatsexamen), von 2005-2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Arbeitsbereichs Sport und Gesellschaft der Universität Bielefeld, seit 2008 Promotionsstipendiatin des Ev. Studienwerks e.V. in Villigst. Thema des Dissertationsprojekts: Körperkonstruktionen von Wettkampfsportlerinnen. Kontakt: karolin.heckemeyer@gmx.de

Sommersemester 2011

Freitag, 27. Mai, 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung, mit einer Einführung von Dr. Marion Mangelsdorf (Freiburg)
Von einem schlummernden Fötus und verloschenen Lebensträumen. *L'enfant endormi* (MA/BE 2004)

Mit der Spielfilmgeschichte *L'enfant endormi* beleuchtet die marokkanische Filmemacherin Yasmine Kassari die Emigration aus der selten beleuchteten Perspektive der Zurückgelassenen. Zurück bleiben vier Generationen von Frauen in einer kleinen Ansammlung steinerner Häuser im wüsten Land des Magrebs. Weil sich die Männer nicht mehr imstande sehen das öde Land hinreichend zu bewirtschaften, suchen sie Arbeit in Spanien. Die Geschichte fokussiert vor allem das Leben zweier Schwestern: Die eine wird am Abend vor der Abreise mit einem der Männer verheiratet, die andere widersetzt sich dem sexuellen Begehren ihres Mannes, um kein weiteres Kind in seiner Abwesenheit großziehen zu müssen. Als dann die Frischvermählte schwanger wird, ist es die ältere Schwester, die den Brauch hinterfragt, den heranwachsenden Fötus einschlafen und ihn erst wieder wach werden zu lassen, wenn der Vater wieder vor Ort ist.

Der Film schildert eindrücklich die Generationen- und Geschlechterkonflikte von Menschen, die durch Emigration ihre kulturellen Werte und ihre Lebensträume schwinden sehen.

Marion Mangelsdorf, Kulturwissenschaftlerin mit Forschungsinteresse an intersektionellen Fragen, insbesondere an den Verbindungslinien diskri-

minierender Strukturen von Sexismus, Rassismus und Speziesmus. Seit 1998 wissenschaftliche Angestellte und Lehrbeauftragte an der Abteilung Gender Studies des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG). Seit 2009 Mitbegründerin und Koordinatorin des Projekt- & Kulturraums Altes Schulhaus Vogelbach (www.altes-schulhaus-vogelbach.de).

Veranstaltende:

Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg (ZAG), Carl-Schurz-Haus (Deutsch-Amerikanisches-Institut), Gleichstellungsbeauftragte der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Büro der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg, Institut für Soziologie der Universität Freiburg, Theologische Fakultät der Universität Freiburg, Frankreich-Zentrum Freiburg, Kommunales Kino Freiburg, Literaturbüro Freiburg, Frischfleisch/Theater Freiburg, Migrantinnen und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg, Tanzschule TIP Schule für Tanz Improvisation und Performance.

Konzeption und Organisation: Meike Penkwitt
Koordination und Durchführung: Antonia Ingelfinger
Studentische Hilfskräfte: Irina Belikow, Dorothea Knorre
Plakat- und Leporellogestaltung: Irina Belikow
Kleinplakatgestaltung: Irina Belikow, Dorothea Knorre

Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)
Email: frauenst@mail.uni-freiburg.de

Auf unserer Netzseite <www.zag.uni-freiburg.de/fgs> finden Sie weitere Informationen sowie Aktualisierungen des Programms.

Veranstaltungsorte:
Die Vorträge finden im Hörsaal 3042, Kollegiengebäude III der Universität Freiburg (am Platz der Weißen Rose) statt, Filmveranstaltungen und Lesungen im Alten Wiehrebahnhof/ Haus für Film und Literatur (Urachstr. 40) und die szenische Lesung im Theater Freiburg. Das Symposium wird im Carl-Schurz-Haus (Eisenbahnstr. 58-62) durchgeführt, die Tanzveranstaltung im Peterhofkeller der Universität Freiburg (Niemensstr. 10).

AutorInnen

Stephanie Bethmann, M.A., geboren 1978, Studium der Soziologie und Ethnologie an der Universität Freiburg, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie/ Universität Freiburg, derzeit Promotion im DFG-Projekt „Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Gefühls“, Redakteurin der F*reiburger GeschlechterStudien*.

Ruth Brand-Schock, geb. 1973, studierte in Freiburg Politikwissenschaft und Romanische Philologie, in dieser Zeit Wissenschaftliche Hilfskraft der *Freiburger FrauenStudien*. Magistraarbeit zur Rolle der Europäischen Union in der Klimapolitik. Danach an der Freien Universität Berlin Dissertation zur Förderpolitik Erneuerbarer Energien in Deutschland und Frankreich. Seit 2006 leitet sie in Berlin die politische Kommunikation eines Windenergieanlagenherstellers. Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien*.

Anne Brüske, geb. 1978, studierte Romanistik und Soziologie an den Universitäten Heidelberg und Montpellier. Von 2004 bis 2006 lehrte und forschte sie an der *Ecole Normale Supérieure* in Lyon. 2008 promovierte sie in Heidelberg mit einer interdisziplinären Arbeit zu anthropologischer Semantik, Geschlecht und Gesellschaftswandel im 18. Jahrhundert. Seit 2008 ist sie Nachwuchsgruppenleiterin im Bereich Transkulturelle Studien an der Universität Heidelberg. Sie arbeitet an Projekten zur historischen Anthropologie, zur Geschichte der Geschlechterforschung in der Frankoromanistik sowie zu kultureller Hybridität in der Literatur karibischer Einwanderer in die USA.

Nina Degele, Jg. 1963, Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Uni Freiburg, Institut für Soziologie, Rempartstr. 15, 79085 Freiburg, nina.degele@soziologie.uni-freiburg.de Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körper/ Sport, qualitative Methoden.

Irena Dorothee Ebert, Studium der Psychologie in Heidelberg und Dunedin, Neuseeland (1998-2005), Promotion Jena 2010, seit 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung für Soziale Kognition und Kognitive Psychologie, Friedrich-Schiller-Universität Jena. Forschungsinteressen: (Implizite) Geschlechtereinstellungen und Geschlechterstereotype, Faktoren des Glass-Ceiling-Phänomens, Lehre und Training.

Annegret Erbes, geb. 1966, Dipl. Soz.-Arb. (FH), Dipl. Päd., Dr. päd., studierte an der FH Koblenz und an der Universität Gesamthochschule Essen, war in verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit sowie als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. Promovierte 2007 zur Kooperation von Schule und Schulsozialarbeit. Lebt und arbeitet in Berlin und ist Redakteurin der F*reiburger* G*eschlechter*S*tudien*.

Ingrid Galster war bis 2009 Professorin für Romanische Literaturwissenschaft (Französisch, Spanisch) an der Universität Paderborn. Sie hat sich unter anderem mit der Intellektuellen- und Feminismusdebatte sowie mit Beauvoir

und Sartre beschäftigt. Zu Beauvoir liegen drei Buchveröffentlichungen vor: *Simone de Beauvoir*, Le Deuxième Sexe. *Le livre fondateur du féminisme moderne en situation*. Paris: Champion 2004 (Akten eines internationalen Kolloquiums zum 50. Jahrestag des Erscheinens des *Anderen Geschlechts* 1999, in dem jedes Kapitel von einer Spezialistin der jeweiligen Disziplin im Kontext von 1949 verortet wurde); Le Deuxième Sexe *de Simone de Beauvoir*. Paris: Presses de l'Université Paris-Sorbonne 2004 (Anthologie der in Paris von 1949-1951 erschienenen Rezensionen); *Beauvoir dans tous ses états*. Paris: Tallandier 2007 (gesammelte Aufsätze).

Caroline Günther, M.A., geb. 1981, Studium der Neueren deutschen Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft des Deutschen und Gender Studies an der Universität Freiburg; Magistraarbeit zu autobiografischen Schriften von als intersexuell diagnostizierten Menschen im deutschsprachigen Raum zwischen 1907 und 2007 im Spannungsfeld zwischen literaturwissenschaftlichen Gattungsdiskussionen und gender-kritischen Gesellschaftsdokumentationen; 2007 bis 2008 wissenschaftliche Hilfskraft im *ZAG*, im WiSe 2007/2008 Tutorin und im WiSe 2008/2009 Lehrbeauftragte des *ZAG*; Autorin und Redaktionsmitglied der ***F**reiburger **G**eschlechter**S**tudien*; Übungsleiterin bei FLUSS – Freiburgs LesBiSchwulTrans-Schulprojekt.

Mona Hanafi El Siofi, geb. 1968. Im Jahr 2007 Erlangung des M.A. in Ethnologie, Psychologie und Gender Studies, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Titel der Magistraarbeit: „Der Westen – ein Sodom und Gomorrha? Westliche Frauen und Männer im Fokus ägyptischer Musliminnen." (unter gleichem Titel publiziert im Ulrike Helmer Verlag 2009). Redakteurin und Rezensentin der *Freiburger GeschlechterStudien*. Lebt derzeit in Kairo/Ägypten und arbeitet als Journalistin.

Karolin Heckemeyer studierte Sportwissenschaft und Französisch an der Universität Bielefeld und promoviert zurzeit am Institut für Soziologie der Uni Freiburg zum Thema „Körperkonstruktionen von Wettkampfsportlerinnen". Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Sport- und Körpersoziologie sowie der Gender und Queer Studies.

Irmtraud Hnilica studierte Neuere deutsche Literatur, Soziologie und Psychologie in Heidelberg, Paris und Freiburg. 2010 Abschluss der von der Studienstiftung des deutschen Volkes geförderten Promotion an der Universität zu Köln: *Im Zauberkreis der großen Waage. Die Romantisierung des bürgerlichen Kaufmanns in Gustav Freytags ‚Soll und Haben'*. Sie ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für neuere deutsche und europäische Literatur der FernUniversität in Hagen.

Antonia Ingelfinger, Fachhochschulausbildung zur Diplombibliothekarin in Konstanz und Stuttgart, Studium der Kunstgeschichte und der Neueren Deutschen Literatur in Tübingen und Freiburg, 1997 Magisterabschluss mit einer

interdisziplinären Arbeit über Cindy Shermans *Sex Pictures* und Elfriede Jelineks *Lust*. Interdisziplinäre Lehraufträge für den Studiengang *Gender Studies* an der Universität Freiburg. 2010 Abschluss der Promotion mit dem Titel *Ekel als künstlerische Strategie im ausgehenden 20. Jahrhundert am Beispiel von Cindy Shermans „Disgust Pictures“*. Redakteurin der ***F**reiburger **G**eschlechter-**S**tudien*. Mitarbeiterin im *Zentrum für Anthropologie und Gender Sudies* (*ZAG*) an der Universität Freiburg.

Sabine Karoß, Dipl.-Sportlehrerin, Akademische Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule am Institut für Sportpädagogik und Sport mit Schwerpunkten in den Bereichen Tanzen, Gymnastik, Turnen.

Eva Kästle, Jg. 1984, Diplom-Sozialarbeiterin, studiert derzeit im Masterstudinprogramm Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle und ist Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien.*

Eveline Kilian, ist Professorin für Englische Kultur- und Literaturwissenschaft sowie Ko-Sprecherin des *Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien* an der Humboldt-Universität zu Berlin. Veröffentlichungen zu: Gender und Queer Theory, Transgender, Körper und Geschlecht, Literatur der Moderne und Postmoderne, Kultur- und Literaturgeschichte Londons. Monografien: (1997) *Momente innerweltlicher Transzendenz: Die Augenblickserfahrung in Dorothy Richardsons Romanzyklus* Pilgrimage *und ihr ideengeschichtlicher Kontext* ; (2004) *GeschlechtSverkehrt: Theoretische und literarische Perspektiven des gender-bending*; (2008) *London: Eine literarische Entdeckungsreise.*

Christa Klein, M.A., studierte Neuere und Neueste Geschichte,Wissenschaftliche Politik und Gender Studies an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und am Trinity College, Dublin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, der populären Geschichtskultur sowie der Geschlechtergeschichte. Zur Zeit promoviert sie zum Thema Geisteswissenschaften und Öffentlichkeit 1945-1970 am Beispiel der Universität Freiburg. Sie ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Freiburger GeschlechterStudien* und gab im Rahmen der DFG-Forschergruppe „Historische Lebenswelten in populärenWissenskulturen der Gegenwart“ den Sammelband *Echte Geschichte? Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen* mit heraus.

Anna Leyrer, studiert Politik- und Geschichtswissenschaft an der Universität Freiburg und beschäftigt sich vor allem mit feministischen und postkolonialen Theorien.

Julia Maisenbacher hat in Magdeburg und Freiburg Politikwissenschaft und Ostslavistik studiert. Seit September 2009 studiert sie im Masterstudiengang „Weltgesellschaft und Weltpolitik“ an der Universität Luzern in der Schweiz. Sie arbeitet als Hilfswissenschaftlerin am politikwissenschaftlichen Seminar

der Universität Luzern. Ab September 2010 arbeitet sie außerdem als Hilfswissenschaftlerin im SNF (Schweizerischer Nationalfond) geförderten Projekt „Gender Mainstreaming in the welfare state – the case of tax and social transfer policies in Swiss cantons".

Marion Mangelsdorf, Dr. phil., Kulturwissenschaftlerin. Seit 1998 Referentin und Lehrbeauftragte am *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* (*ZAG*) der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. Forschungsschwerpunkte: Soziologie und Philosophie zum Verhältnis von menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten; Kommunikations- und Verkörperungsprozesse im Umgang Mensch-Tier-Maschine; Feminist Science and Technology Studies und Animal Studies.

Nadine Milde studierte Amerikanistik, Romanistik und Philosophie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, der Université de Bourgogne (Dijon, Frankreich) und der Harvard University (Cambridge, Massachusetts), war Fellow am Graduiertenkolleg Postcolonial Studies und Lehrbeauftragte am Amerika-Institut der LMU München (2005-07). Sie arbeitet derzeit an ihrer Dissertation *Hybridizing History: Towards a Poet(h)ics of Globalization* und ist seit 2007 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin im Bereich nordamerikanische Kultur-, Literatur- und Medienwissenschaft am Englischen Seminar der Universität Freiburg tätig. Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: Identitätskonstruktion, Schnittstellen von Ethik und Ästhetik, Postkolonialismus- und Globalisierungstheorie. Publ. zuletzt „Tangier, Theoretically: De/Locations of Culture from Bowles to Bhabha and Ben Jelloun" (Altopress/International Center for Performance Studies, 2009).

Jennifer Moos, M.A., Studium der Englischen Philologie, Gender Studies und Sprachwissenschaft in Freiburg und Manchester. Seit Herbst 2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität des Saarlandes im Fachbereich für Anglistik, Amerikanistik und Anglophone Literaturen und Kulturen (www.amerikanistik.uni-saarland.de). Dissertationsvorhaben zu ‚queeren Nachtkulturen' in der amerikanischen Literatur mit Fokus auf Schlaf(-losigkeit). Hat im akademischen Veranstaltungsmanagement sowie im *ZAG* und im Gleichstellungsbüro der Universität Freiburg gearbeitet. Mitherausgeberin des Sammelbandes *queere (t)ex(t)perimente* (2008), Co-Organisatorin der Tagung „con-/temporary FRyborg – *queer*verweise aus der peripherie" (www.fryborg.net)

Liane Muth, geb. Grieger 1969 in Berlin, M.A., Journalistin, Referentin beim Deutschen Caritasverband e.V. in Freiburg. Studium der Germanistik, Soziologie und Volkskunde in Freiburg, 1997 Abschluss mit einer Arbeit über die österreichische Nachkriegsschriftstellerin Marlen Haushofer. Seit 2003 Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien*. Seit 2010 Gleichstellungsbeauftragte beim Deutschen Caritasverband e.V.

Kerstin Palm, Promotion in Biologie, Habilitation in Kulturwissenschaft mit einer Arbeit zur Kulturgeschichte des biologischen Lebensbegriffs, Lehre und Forschung an verschiedenen Universitäten im Bereich Gender & Science & Technology, insbesondere zur Epistemologie und Kulturgeschichte der Naturwissenschaften aus der Genderperspektive. Ausgewählte Publikationen: (2007) (gemeinsam mit Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, und Antje Hornscheid) *Gender als interdependente Kategorie. Interventionen und neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität aus den Gender Studies*. Leverkusen: Barbara Budrich; (2008) „Homo vitalis – Existenzweisen des Lebens in der Biologie des 18. bis 20. Jahrhunderts." *Engineering Life. Narrationen vom Menschen in Biomedizin, Kultur und Literatur*. Hg. Claudia Breger/ Irmela Marei Krüger-Fürhoff/ Tanja Nusser. Berlin: Kadmos, 37-52.

Meike Penkwitt, geb. 1971, Studium der Fächer Deutsch und Biologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, seit 1995 Organisatorin der Vortragsreihe *Freiburger FrauenForschung*, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, 1999 erstes Staatsexamen. Im Rahmen ihres Promotionsprojektes (bei Prof. Dr. Franziska Schößler, Universität Trier) beschäftigt sie sich mit den Texten der Autorin Erica Pedretti unter dem Gesichtspunkt der Ersetzung der traditionellen linearen, chronologisch und kausal orientierten Erzählordnung durch ein kontrapunktisches, teilweise mehr räumlich strukturiertes und auf die Materialität der Sprache ausgerichtetes Erzählen. Mitarbeiterin im *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* an der Universität Freiburg. Redakteurin und seit 1998 Herausgeberin der *Freiburger GeschlechterStudien* (vormals *Freiburger FrauenStudien*), derzeit vertreten von Antonia Ingelfinger.

Petra Plata, Dipl.-Sportlehrerin, Theaterpädagogin, Akademische Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule am Institut für Sportpädagogik und Sport mit Schwerpunkten in den Bereichen Tanzen, Schwimmen, Bewegungstheater, Elementarpädagogik und Anfangsunterricht.

Tina-Karen Pusse studierte Germanistik und Philosophie in Freiburg i. Br. sowie Komparatistik und Philosophie in Paris, und promovierte 2003 in Köln (Dissertationsschrift: Von Fall zu Fall. Lektüren zum Lachen. Freiburg i. Br.: Rombach 2004). Publikationen u.a. zu Kafka, Elfriede Jelinek, Hans Henny Jahnn, Rilke, zur Autobiografieforschung und zum Textbegriff der Cultural Studies. Sie war Assistentin am Lehrstuhl für Allgemeine Literaturwissenschaft und Medientheorie am Institut für deutsche Sprache und Literatur in Köln und lehrt seit 2008 German Literature and Film an der National University of Ireland. Sie ist Redakteurin der *Freiburger Geschlechterstudien* und veröffentlicht Ende dieses Jahres den Sammelband *Precarious Parenthood. On Performativity of Family*.

Nina Reusch, M.A., Jahrgang 1983, hat in Freiburg Gender Studies, Neuere und Neueste Geschichte und Soziologie studiert und als Tutorin und wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Soziologie gearbeitet. Magisterarbeit zum Thema „Die Napoleonischen Kriege in der Erinnerungskultur des Wilhelminischen Kaiserreichs" mit einem Schwerpunkt auf Darstellung und Konstruktion von Geschlechterrollen. Momentan arbeitet sie als Briefträgerin und plant eine Promotion in der Geschichtswissenschaft.

Claudia Rohde wurde 1986 in Freiburg geboren. Nach dem Abitur 2005 begann sie im Herbst 2006 ihr Studium der urgeschichtlichen Archäologie, der Gender Studies und der Wirtschaftspolitik an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg.

Lotte Rose, Diplom-Pädagogin, Dr. phil., Professorin an der Fachhochschule Frankfurt/M., Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Geschäftsführerin des *Gender- und Frauenforschungszentrums der Hessischen Hochschulen* (*gFFZ*); Arbeitschwerpunkte: Kindheits- und Jugendforschung, Kinder- und Jugendarbeit, Geschlechterforschung, Gender Mainstreaming, Körper- und Bewegungskulturen, Ernährungskulturen; Veröffentlichungen: *Gender und Soziale Arbeit. Annäherungen jenseits des Mainstreams*, Schneider 2007; (mit Marc Schulz) *Gender-Inszenierungen. Jugendliche im pädagogischen Alltag*, Königstein/T. 2007, (Hg., mit Benedikt Sturzenhecker) *„Erst kommt das Fressen …!" Über Essen und Kochen in der Sozialen Arbeit*, Wiesbaden: VS 2009.

Sigrid Schmitz, Biologin und Genderforscherin der Natur- und Technikwissenschaften; Professorin für Gender Studies an der Universität Wien; 2002-2009 Hochschuldozentin zur Mediatisierung der Naturwissenschaften und Genderforschung an der Universität Freiburg; Leitung des *Kompetenzforums Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaft* [*gin*]; Gastprofessuren an der Universität Graz (SoSe 2003), der HU Berlin (SoSe 2008) und der Universität Oldenburg (WS 2009/10).

Melanie Caroline Steffens Studium der Psychologie in Bonn (1989-1994), Promotion Trier 1998, Habilitation Trier 2004, seit 2004 Prof. für Soziale Kognition und Kognitive Psychologie, Friedrich-Schiller-Universität Jena. Forschungsinteressen: (Implizite) Stereotype und Einstellungen gegenüber Minderheiten, Gedächtnis.

Britta Voß, M. A., geb. 1983, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Mittelalterliche Geschichte und Neueren deutschen Literatur in Greifswald, Rom und München. Von 2004-2008 journalistische Nachwuchsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung, Praktika u.a. im ZDF-Studio Rom, *Süddeutsche Zeitung* München, *EMMA* Köln, Deutsches Historisches Institut Rom, Bayerischer Rundfunk München. Seit 09/2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Exzellenzprojekt „Der Mythos der Drei Kulturen" am Lehrstuhl für Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der LMU München. Disserta-

tionsprojekt: Der Mythos der Drei Kulturen und nationale Identitätskonstrukte in Spanien nach 1975. Forschungsschwerpunkte: Geschlecht und Gedächtnis, Italienische und Spanische Geschichte des 20. Jahrhunderts. Aktuelle Publikation: Britta Voß (2009) *Erinnerung und Geschlecht. Geschlechtliche Vergangenheitskonstruktionen der weiblichen Resistenza am Beispiel Roms*. Münster: LIT-Verlag.

Jenny Warnecke, geb. 1975 im studentenbewegten Frankfurt/M. 1995 Studium in Freiburg i. Br. Neuere deutsche Literaturgeschichte und Soziologie. Magistra-Arbeit über die jüdisch-deutsche Schriftstellerin Esther Dischereit. Dissertation über die Vormärzschriftstellerin Louise Aston (1814-1871). Wohnt mit drei Kindern und ihrem Mann in einer Wohnprojekt-WG in Freiburg. Literaturwissenschaftlerin und Journalistin. Veröffentlichungen (Auswahl): (2010) *„Frauen im Strudel gewaltiger Thaten". ‚Revolution und Contrerevolution' (1849) von Louise Aston. Textinterpretation und Edition*. (Dissertation) Sulzbach/T.: Ulrike Helmer Verlag. Im Erscheinen. (2009) „Die Eisenbahn: eine zugkräftige Metapher der Revolution von 1848 in Louise Astons Roman ‚*Revolution und Contrerevolution*' (1849)". *Wege in die Moderne. Reiseliteratur von Schriftstellerinnen und Schriftstellern im Vormärz*. Hg. Christina Ujma. Forum Vormärz Forschung. Jahrbuch 2008. Bielefeld, Aisthesis Verlag, 45-56. (2008) „*Wahlurne gefährdet Weiblichkeit*". Rezension zu Irina Hundt (2007) „Über Grenzen hinweg". *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung*. Band: Gefühle. Mai 2008. Stuttgart: Lucius, 140-142.

Yvonne Weigelt-Schlesinger, Dr. rer. soc. (geb. 1977); seit 2009 wissenschaftliche Assistentin am Institut für Sportwissenschaft der Universität Bern, zuvor von 2005 am Institut für Sportwissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg und verschiedene Lehraufträge an der TU-Chemnitz und an der Fachhochschule Kufstein (Österreich); Schwerpunkte in Lehre und Forschung: Migration und Sport, Sportspielforschung, Entwicklung des Fußballs für Mädchen und Frauen, Biographieforschung.

Susanne Weitbrecht, Dipl.-Päd., Studium der Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Erwachsenenbildung an der Universität Tübingen, seit 1995 Gleichstellungsreferentin an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Wilhelmstr. 26, 72074 Tübingen. e-mail: susanne.weitbrecht@uni-tuebingen.de.

Saskia Wendel, Prof. Dr. phil., Dipl.-Theol., geb. 1964, Professorin für Systematische Theologie und ihre Didaktik am Institut für Katholische Theologie der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Religionsphilosophie und theologische Erkenntnislehre, Gotteslehre, theologische Anthropologie, Christliche Mystik, theologische Genderforschung.

Lina Wiemer, 1984 in Berlin geboren; seit WS 2005/2006 Studium an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Europäische Ethnologie, Gender Studies, Völkerkunde); von Mai 2007 bis Juli 2008 wissenschaftliche Hilfskraft im Büro der *Freiburger GeschlechterStudien*; Erfahrungen in Verlagen, Museen, Fernsehen und Radio.

Gabriele Winker ist Professorin für Arbeitswissenschaft und Gender Studies an der TU-Hamburg-Harburg. Ihr Interesse gilt feministischen, intersektionalen und polit-ökonomischen Theorieansätzen. Empirisch arbeitet sie im Bereich der Arbeits-, Geschlechter- und Internetforschung. Sie ist Mitbegründerin des Feministischen Instituts Hamburg (www.feministisches-institut.de). E-Mail: winker@tu-harburg.de, Homepage: www.tu-harburg.de/agentec/winker

Elisabeth Zemp Stutz, Prof. Dr.med. MPH, Medizinstudium an der Universität Basel und Spezialausbildung in Public Health an der Harvard School of Public Health in Boston/USA. Aufbau und Leitung der Abteilung Frauen, Geschlecht und Gesundheit am Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Basel 1993-2009. Habilitierung 2002 an der Medizinischen Fakultät der Universität Basel mit dem Thema *Frauengesundheit und Hormontherapien*. Seit Juni 2009 Leiterin der Forschungseinheit *Gender und Gesundheit* am Schweiz. Tropen- und Public Health-Institut, Assoziiertes Institut der Universität Basel.

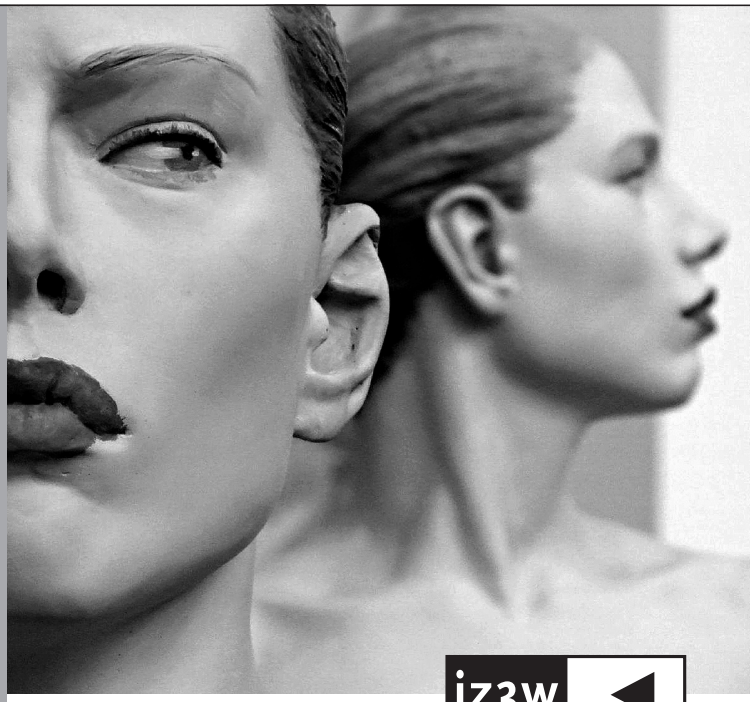
Die Forschung von E. Zemp Stutz befasst sich mit den vielfältigen Auswirkungen von Geschlecht auf die Gesundheit. Schwerpunkte sind die Frauen- und Geschlechter- Gesundheitsberichterstattung, psychosoziale Faktoren von Gesundheit und Krankheit und frauenspezifische Aspekte von Atemwegserkrankungen. Projekte werden zudem im Bereich der sexuellen und reproduktiven Gesundheit und zum Einfluss des Geschlechts in der Kommunikation im ärztlichen Setting durchgeführt. E. Zemp Stutz leitet das schweizerische Forschungsnetzwerk Gender Health, ist Mitglied der Trägerschaft des Gender Graduiertenkollegs der Universität Basel und Präsidentin von PLANeS (Schweiz. Stiftung für die Sexuelle und reproduktive Gesundheit).

Claudia Zilk, geb. 1981, studierte Deutsch, Philosophie und Geschichte an der Universität Tübingen und am Trinity College in Dublin. Ihre Forschungsinteressen liegen im Grenzbereich zwischen Philosophie und Literaturwissenschaften. Derzeit arbeitet sie am Deutschen Seminar der Universität Tübingen an einem Promotionsprojekt.

Andrea Zimmermann ist Dozentin und Assistentin am *Zentrum Gender Studies* der Universität Basel. Sie studierte Katholische Theologie und Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Freiburg und Edinburgh, war 2005-2008 Mitglied des Basler Graduiertenkollegs „Gender in Motion“ und schreibt zurzeit an einer Dissertation über die performative Verfertigung von (Geschlechts-)Identitäten in zeitgenössischen Theatertexten. Seit 2004 arbeitet sie außerdem als Dramaturgin u.a. am Theater Freiburg und am Düsseldorfer Schauspielhaus.

Anzeigen

iz3w ▸ Zeitschrift zwischen Nord und Süd



iz3w ◀

FrauenKörper

Geschlechterpolitische Dimensionen von Gesundheit

Gesundheit ist mehr als die Abwesenheit von Krankheit. Es geht um psychisches, soziales und körperliches Wohlbefinden. Das Recht von Frauen auf Gesundheit ist ein permanent umkämpftes und verletztes Menschenrecht. Viele Verletzungen ihrer Rechte auf sexuelle Selbstbestimmung und reproduktive Gesundheit weisen grenzüberschreitende Dynamiken auf.
Wo finden staatliche und medizinische Kontrollen und Eingriffe statt? Wie bedingen sich soziale und sexuelle Übergriffe? Wie verteidigen Frauen ihre reproduktiven Rechte in den Ländern des globalen Südens?

iz3w 321, 56 Seiten, € 5,30

iz3w ▸ informationszentrum 3. welt
Telefon 0761 – 740 03 · info@iz3w.org · **www.iz3w.org**

clio

DIE ZEITSCHRIFT FÜR FRAUENGESUNDHEIT

Hrsg: FFGZ e.V.
Bamberger Str. 51
10777 Berlin

Fon: 030/213 95 97
Fax: 030/214 19 27
ffgzberlin@snafu.de
www.ffgz.de

Nr. 70: Bauchgefühle

- Magen- und Darmprobleme bei Frauen
- Darmkrebs-Früherkennung
- Leber-Stärkung
- Pessare bei Blasenschwäche

Erscheint 2x jährlich, Heft 4,20 €, Abo (4 Ausgaben) 20,40 € incl. Versand

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

287 Stärken von Frauen

F.Haug: Auf der Suche nach Stärken von Frauen. Werkstattnotizen
R.Traitler: Die Stärke der Frauen ist, »es trotzdem zu tun«
Ch.Lehmann: Miss Marple ist schon lange tot. Ausstieg aus den Frauenformen
C.Vega: Schwarz und schön. Neudenken eines antirassistischen Slogans
N.Räthzel: Neue Beziehung von Frauen-, Umwelt und Arbeiterbewegung
S.Zornig: Die Farbe Lila mit Purpur verwechselt? Zum Fall Käßmann
W.F.Haug: Wissenschaft und Parteilichkeit bei Margherita von Brentano
H.J.Voss: Hin zu vielen Geschlechtern
D.Dath: Schänderspiele
E.Balibar: Europa: Die endgültige Krise?
W.Rügemer: Rettung Griechenlands und des Euro als Fluch der bösen Tat

---

286 Gesellschaftliche Planung und solidarische Ökonomie

W.Adolphi: Planung in China als Aufhebung der sowjetischen
J.Roesler: Sozialistische Planung in einer solidarischen Ökonomie
A.Recht & A.Werner: Aufgaben und Instrumente demokratischer Planung
H.J.Krysmanski: Gesellschaftliche Planung mittels vernetzter Computer
A.Beckmann & D.Fastner: Vermeidet Dezentralität Herrschaft?
J.Köstner, B.Röttger: Kritische Anmerkungen zur Planungsdiskussion
D.Suvin: Lebensgemeinschaft oder Apartheid? Einwanderung in Europa

Formen intellektuellen Engagements

E.List: Kritische Intellektuelle im »akademischen Kapitalismus«
M.Jäger: Individualität und Intellektualität im Internet
Th.Wagner: Die bonapartistische Offensive der Rechtsintellektuellen

Einzelheft 12 €; Jahresabo (6 Hefte) 59 €, ermäßigt 45 € (jew. zzgl. Versand)

Argument-Versand
Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin
Tel: +49-(0)30-611-3983
Fax: +49-(0)30-611-4270
E-Mail: versand-argument@t-online.de

Redaktion Das Argument
c/o Elske Bechthold
Kanalweg 60 · 76149 Karlsruhe
Tel: +49-(0)721- 7501-438, Fax: -439
E-Mail: argument@inkrit.org

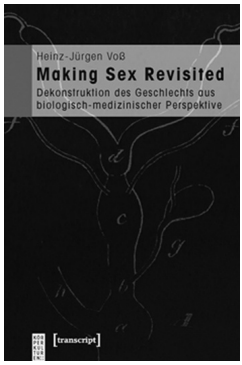
Gender Studies bei transcript

Franziska Bergmann, Franziska Schößler, Bettina Schreck (Hg.)

Gender Studies

Zeitlos klassisch: Der Band stellt die kanonischen und vielversprechendsten jüngeren Texte aus den Gender Studies zusammen. Kommentare und Bibliographien machen den Band für die Lehre unentbehrlich.

Oktober 2010, ca. 270 Seiten, kart., ca. 19,80 €, ISBN 978-3-8376-1432-9



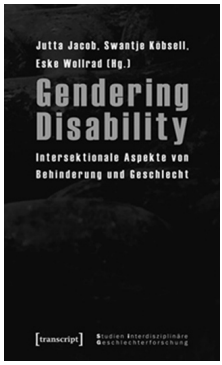
Heinz-Jürgen Voß

Making Sex Revisited

Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive (2., unveränderte Auflage 2010)

Dieser Band belegt erstmals anhand biologischer Theorien ein Postulat queer-feministischer Theorien: Das biologische Geschlecht Sex sind viele Geschlechter, nicht zwei oder drei.

Januar 2010, 466 Seiten, kart., 34,80 €, ISBN 978-3-8376-1329-2



Jutta Jacob, Swantje Köbsell, Eske Wollrad (Hg.)

Gendering Disability

Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht

Wie sind Behinderung und Geschlecht mit »Rasse«, Ethnizität, Alter, Sexualität und Lebensformen verknüpft? Mithilfe des Begriffs der Intersektionalität wird diese Frage erstmals im deutschsprachigen Raum fruchtbar beantwortet.

Mai 2010, 240 Seiten, kart., 25,80 € , ISBN 978-3-8376-1397-1

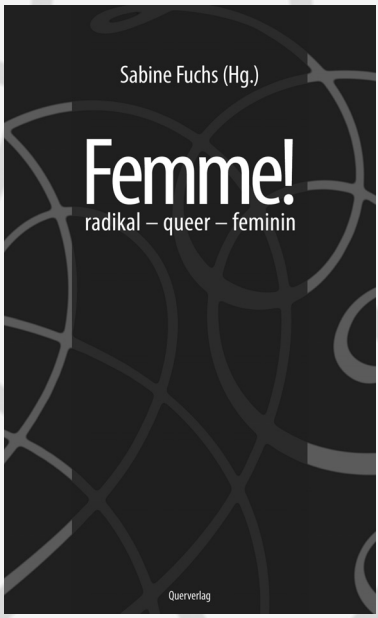
www.transcript-verlag.de

Die Entdeckung der neuen Weiblichkeit!

Lesbisch und Lippenstift? Homosexuell und hautenger Rock? Das sind nicht gerade die gängigen Vorstellungen, die über Lesben existieren. Doch auch in lesbischen Kreisen galt Weiblichkeit lange als nicht politisch korrekt und als Anpassung an die heterosexuelle Lebenswelt.

Nun widmet sich das erste deutschsprachige Buch dem Thema Femme und zeichnet ein selbstbewusstes, radikales und politisches Bild einer femininen Lesbe, fern von den Klischees um Lederjacken, Motorräder, lila Latzhosen und kurze Haare.

In zahlreichen Aufsätzen, Essays und Interviews widmet sich dieser Sammelband einem Thema, das viel zu lange verpönt war. Kritisch-analytisch, selbstironisch, provokant und feministisch – die Autorinnen entdecken die neue Weiblichkeit!



Sabine Fuchs (Hg.)
Femme!
radikal – queer – feminin

broschiert, 232 Seiten, 16,90 €
ISBN 978-3-89656-170-1

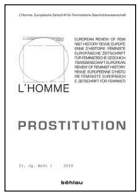
W W W . Q U E R V E R L A G . D E

L´HOMME

böhlau

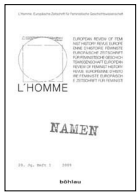
EUROPÄISCHE ZEITSCHRIFT FÜR FEMINISTISCHE GESCHICHTSWISSENSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON EINEM INTERNATIONALEM TEAM VON WISSENSCHAFTLERINNEN
ISSN 1016-362X



21. JG. HEFT 1 / 2010
BOZENA CHOLUJ, UTE GERHARD, REGINA SCHULTE (HG.)
PROSTITUTION
2010. 141 S. BR.
ISBN 978-3-412-20516-4

20. JG. HEFT 2 / 2009
INGRID BAUER, HANA HAVELKOVÁ (HG.)
GENDER & 1968
2009. 170 S. BR.
ISBN 978-3-412-20361-0



20. JG. HEFT 1 / 2009
ULRIKE KRAMPL, GABRIELA SIGNORI (HG.)
NAMEN
INKL. REGISTER 1990–2009
2009. 170, 55 S. BR.
ISBN 978-3-412-20328-3

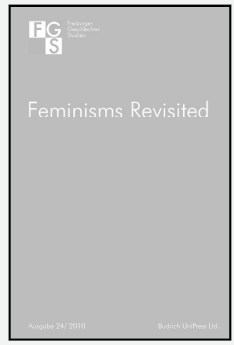
19. JG. HEFT 2 / 2008
CHRISTA HÄMMERLE, CLAUDIA OPITZ-BELAKHAL (HG.)
KRISE(N) DER MÄNNLICHKEIT
2008. 190 S. BR.
ISBN 978-3-412-20215-6

BÖHLAU VERLAG, URSULAPLATZ 1, 50668 KÖLN. T: +49(0)221 913 90-0
INFO@BOEHLAU.DE, WWW.BOEHLAU.DE | KÖLN WEIMAR WIEN

Unsere Fachzeitschriften auf www.budrich-journals.de

- **Einzelbeiträge im Download (Micropayment)**
- **Kombi-Abos für AbonnentIn-nen**
- **IP- und Domain-Zugänge (Mehrplatzlizenzen)**
- **Großer *open access*-Bereich**

Wir haben unsere Fachzeitschriften für Sie online gestellt. Als AbonnentIn z.B. mit Kombi-Abo bekommen Sie weiterhin Ihr Heft wie gewohnt bequem nach Hause geliefert und Sie haben Zugriff auf das gesamte online-Archiv.



Zu günstigen Preisen. Fragen Sie uns!

Verlag Barbara Budrich • Budrich UniPress Ltd.
Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 •
info@budrich-verlag.de

Budrich UniPress

www.budrich-verlag.de • www.budrich-journals.de

Kostenloses Probeheft!

Themenauswahl:
feminismus aus den usa
wasser
heilig-heilig-heilig

€ 4,80 + Versandkosten

*schlangen*brut

zeitschrift für
feministisch und
religiös interessierte
frauen

Postfach 20 09 22 · D-53139 Bonn · Fon (02 28) 1 80 20 94
Fax (02 28) 1 80 20 92 · info@schlangenbrut.de · www.schlangenbrut.de

Gabriele Rohmann (Hrsg.):

KRASSE TÖCHTER

Mädchen in Jugendkulturen

2007, 312 Seiten, zahlreiche Abbildungen, durchgängig in Farbe, 25 Euro,
ISBN 978-3-940213-37-2

Jugendkulturen sind fast immer Jungenkulturen. Ob HipHop oder Metal, Skins oder Punks, Skater oder Techno – Jungen und junge Männer dominieren. Dennoch gibt es zahlreiche Mädchen und junge Frauen in diesen und allen anderen Szenen. Wie erleben sie ihre Szene? Werden sie genauso akzeptiert wie die Jungs? Müssen sie anderen Rollenerwartungen genügen? Auf welche Weise finden sie ihren Weg in die Szenen? Was schreckt sie von einer aktiven Teilnahme ab? Haben Mädchen und junge Frauen andere Einstellungen zu Drogen, Gewalt, Sex und Beziehungen als die jungen Männer? Der Sammelband enthält u. a. Texte zu Mädchen und jungen Frauen in Hardcore, HipHop, Graffiti, Metal, Gothic, Visual kei und im Fußball, zu Riot Grrrls und Ladyfesten, rechtsextremen Mädchen, Mädchen in der Skinhead- und Rockabilly-Szene, Mädchen und Medien sowie Möglichkeiten der jugendkulturellen und interkulturellen Mädchenarbeit.

Erwin In het Panhuis:

AUFKLÄRUNG UND AUFREGUNG

50 Jahre Schwule und Lesben in der BRAVO

2010, 195 Seiten, ca. 360 Abbildungen, durchgängig in Farbe, Hardcover, 28 Euro
ISBN 978-3-940213-58-7

Seit 1956 hat die BRAVO Generationen von Jugendlichen aufgeklärt. Homosexualität, zunächst tabu, wurde erst ab Mitte der 60er Jahre zum Thema – als krankhafte Abweichung vom Normalen und um die Jugend vor Verführung zu warnen. Ab 1969 kam mit Dr. Sommer die sexuelle Offenheit. Als dieser 1972 gleichgeschlechtliche Erlebnisse schilderte (u. a. seine eigenen), wurde die BRAVO auf den Index der jugendgefährdenden Schriften gesetzt und stand kurz vor dem Aus.
Den Anstoß für einen der ersten Beiträge über Homosexualität und Musik boten Village People mit ihrem Hit Y.M.C.A. (1979). Mit Smalltown Boy wurde Jimmy Somerville 1984 zu einer wichtigen Galionsfigur der jungen Schwulenbewegung. Das große Schweigen war nun endgültig vorbei! Heute erinnert kaum noch etwas an den schwierigen Weg der schwul-lesbischen Emanzipation. Hat sich BRAVO hier große Verdienste erworben oder eher gebremst? Dieses Buch untersucht ca. 1.000 Beiträge, die seit einem halben Jahrhundert dazu erschienen sind.

In jeder guten Buchhandlung oder unter www.jugendkulturen.de

Über die Grenzen

Wie Frauen(bewegungen) mit Grenzen umgehen

Anne-Laure Briatte-Peters: Grenzenlos radikal? Die Grenzen der radikal-bürgerlichen Frauenbewegung im Deutschen Kaiserreich

Marion Röwekamp: Gedachte Grenzen. Ehescheidungsrechtsforderungen als Grenze innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung, 1918-1933

Dominique Grisard: Nationale und geschlechtliche Grenzziehungen ›verqueeren‹. Transgressionen russischer Sozialrevolutionärinnen und Studentinnen in der Schweiz des frühen 20. Jahrhunderts

Rebekka Denz: Zwischen »russischer Steppenfurie« und Idealtyp einer Revolutionärin. Das bewegte Leben der Sozialistin Sarah Rabinovitsh

Iwona Dadej: Gebildete Damen im staatlichen Dreieck. Grenzen und Schranken in der polnischen Frauenbewegung um 1900

Angelique Leszczawski-Schwerk: Grenzüberwindungen versus Grenzziehungen. Frauenbewegungen im österreichischen Galizien um 1900

Brigitte Rath: Olga Misař oder: Die Vielfalt der Grenzüberschreitungen

Kathrin Stern: Grenzen – Grenzverschiebungen – Grenzverschärfungen. Die Handlungsräume der Frauen für den Frieden/Ostberlin

Vojin Saša Vukadinovic: Feminismus im Visier. Zur Verknüpfung von Linksterrorismus und Feminismus in der BRD

Irene Bandhauer-Schöffmann: Abgrenzungen von ›deutschen Terrordamen‹. Diskurse über deutsche Terroristinnen in Österreich und feministische Antworten auf vergeschlechtliche Sicherheitsdiskurse

Andreas Schneider: Feministische Transgressionen und mediale Grenzziehungen. Zur ambivalenten Beziehung von Neuer Frauenbewegung und Massenbewegung – das Beispiel Alice Schwarzer

sowie Rezensionen

Das Heft 57 / Mai 2010 der *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* kostet 9,50 Euro zzgl. Versandkosten. Das Abonnement mit 2 Heften jährlich kostet 15,- Euro zzgl. Versandkosten

Bezug über den Buchhandel oder direkt über:
Stiftung Archiv der deutschen Frauenbewegung
Gottschalkstraße 57
D - 34127 Kassel
Tel.: 0049-(0)561-98936-70 / Fax: -72
E-Mail: info@addf-kassel.de

Weitere Informationen unter:
www.addf-kassel.de

Olympe

Feministische Arbeitshefte zur Politik

Care-Ökonomie.

Neue Landschaften der feministischen Analysen und Debatten
Heft 30

Wer hätte das vor drei Jahren gedacht, dass sich in der Schweiz die Konferenzen zu «Care» geradezu häufen? Zu zwei dieser Tagungen – in Lausanne und Basel – wird in diesem Heft berichtet und kommentiert. Leitfaden dieser Olympe-Nummer ist jedoch nicht die Frage, was die Aktualität dieses Themas bewirkt und ausmacht – auch das wäre interessant! Das Thema dieses Heftes lautet: Wie und was wird heute in internationalen Netzwerken, neuerdings auch in der Schweiz über Care diskutiert?
Wichtig ist, dass feministische Ökonominnen von einem eigenen Wirtschaftsbereich reden, bei dem die Arbeit, sei sie bezahlt oder nicht, primär und direkt auf das Wohlergehen von Menschen ausgerichtet ist und nicht auf die Produktion für einen anonymen Markt. Diese «andere Wirtschaft» kann nicht mit Kategorien analysiert werden, wie sie von den Wirtschaftstheorien – ob Mainstream oder nicht – bisher entwickelt worden sind. Das Heft berichtet unter anderem über Stolpersteine ökonomischen Denkens. Allerdings wäre es schlicht unmöglich, eine Übersicht über alle Debatten zu bieten. Ziel ist es, einen Eindruck zu vermitteln, wie interessant und breit heute die Diskussion ist.

Olympe, Administration, Untermättli 4, CH-8913 Ottenbach
Bestellungen@olympeheft.ch; www.olympeheft.ch
Doppelnummer Fr. 40.– (zzgl. Versand);
Abonnement Fr. 40.– (pro 2 Hefte inkl. Versand)

WIDERSPRUCH

Beiträge zu
sozialistischer Politik

58

Steuergerechtigkeit – umverteilen!

Neoliberale und Gerechtigkeit; Krise des Steuerstaats; Steuerflucht, Steuerhinterziehung, internationale Steuerpolitik; Finanztransaktionssteuer, Ökosteuer; Gender Budgeting, Gleichstellung, Entwicklungszusammenarbeit; Staatsfinanzen und Care-Arbeit

U. Marti, M.R. Krätke, A. Missbach, M. Herkenrath, B. Gurtner, P. Wahl, H. Guggenbühl, A. Troost, Denknetz Fachgruppe, M. Madörin, A. Sancar, E. Klatzer, C. Michel, N. Imboden, F. Haug

Diskussion

F. Cavalli: Pharmaindustrie und Dritte Welt
H. Busch / B. Glättli: Skandal Ausschaffungsinitiative
A. Maiolino: Überfremdung und Mediterranisierung
A.-L. Hilty / M. Flückiger: Lage der KurdInnen
P. Pfister: Mehr Streiks in der Schweiz
H. Schäppi: Zum SPS-Programmentwurf

252 Seiten, € 16.– (Abonnement € 27.–)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, CH - 8031 Zürich
Tel./Fax 0041 44 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

Übersicht über die bisher erschienenen Titel

1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)

2/95 Frauenräume (168 Seiten), 7,50 €

1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten), 7,50 €

2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten), 7,50 €

1/97 Frauen und Körper (130 Seiten), 7,50 €

1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten), 10,– €

2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten), 10,– €

1/99 *Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)

**2/99 Feminismen –
Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten), 10,– €**

1/00 Beziehungen (310 Seiten), 10,– €

**11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik
(312 Seiten), 10,– €**

12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten), 10,– €

13 Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten), 10,– €

14 *Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten), 12,50 €

**15 Entfesselung des Imaginären? –
Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten), 12,50 €**

16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten), 12,50 €

17 *Queering Gender – Queering Society* (376 Seiten), 12,50 €

18 Elternschaft (375 Seiten), 12,50 €

Fortsetzung
Übersicht über die bisher erschienenen Titel

19 Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten), 12,50 €

20 Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten), 12,50 €

21 Männer und Geschlecht (501 Seiten), 15,00 €

22 Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten), 15,00 €

23 Geschlechter – Bewegungen – Sport (418 Seiten), 29,90 €

23 Feminisms Revisited (468 Seiten), 29,90 €

Jeweils zzgl. Versandkostenanteil (bei einem Band 1,50 €, ab zwei Bänden 3,– €).
Die Ausgaben 2/95, 1/96, 2/96 und 1/97 kosten bei Erwerb von zwei und mehr Bänden jeweils nur 5,– €.

Der Bezugspreis ab Band 21 beträgt im Abonnement 12,50 € zzgl. Versandkostenanteil.

Bei einem neuen Abo gibt es als Begrüßungsgeschenk einen der älteren Bände umsonst mit dazu.

Manuskripte:

Rich Text Format als Attachment. Aufsätze inklusive Literaturliste maximal 40 000 Zeichen, Rezensionen maximal 7 000, besser 5 000 Zeichen. Bitte Stylesheet mit verbindlichen Vorgaben anfordern.

Redaktionsadresse:

Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG), Belfortstraße 20,
79098 Freiburg, Tel.: 0761/203-8846, Fax: 0761/203-8876,
e-mail: frauenst@mail.uni-freiburg.de, http://www.zag.uni-freiburg.de